

LITERARISCHE  
BERICHTE AUS UNGARN.

IV. BAND.





# LITERARISCHE BERICHTE AUS UNGARN

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY

ORD. MITGL. DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BUDAPEST  
CORR. MITGL. DER KÖNIGL. PREUSS. ACADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN  
UND DER FINNISCHEN LITERATUR-GESELLSCHAFT ZU HELSINGFORS,  
EHRENMITGLIED DER GELEHRTEN ESTHNISCHEN GESELLSCHAFT ZU DORPAT  
UND DER SOCIÉTÉ DE PHILOGIE ZU PARIS.

VIERTER JAHRGANG.

MIT ZAHLREICHEN ILLUSTRATIONEN IM TEXT.

A. M. T. AKADÉMIA  
FÓTITKÁRI HIVATALA

BUDAPEST.

DRUCK DES FRANKLIN-VEREIN.

1880.

304242

A M. T. AKADÉMIA  
FŐTITKÁRI HIVATALA



# INHALT DES IV. BANDES.

## I. HEFT.

	Seite
I. Ueber die Kunst der Japanesen von Dr. AUG. Graf ZICHY Einleitung. — Architektur. — Malerei. — Sculptur ... ..	1
<i>Illustrationen :</i>	
I. Drache von einer Bronze-Vase aus meiner eigenen Sammlung.	
II. a. «Kirin» nach einer japanesischen Zeichnung a. m. e. S.	
« b. «Chi-chi» von einem Eisenpanzer, Relief a. m. e. S.	
III. a. «Ho-ho» nach einer japanesischen Zeichnung a. m. e. S.	
« b. Schildkröte von einem japanesischen Gemälde a. m. e. S.	
IV. «Tera» nach einer Photographie.	
V. Brunnen in Shiba. Nach einer Photographie.	
VI. Glocke in Narra, nach einer japanesischen Zeichnung a. m. e. S.	
VII. «Pagode» in Asaksa-Tera, nach einer Photographie.	
VIII. a. «Tori» aus Stein in Nikko n. e. Phot.	
« b. «    « Holz in Kamakura n. e. Phot.	
XI. a. «Toro» « Stein in Katassi n. e. Phot.	
« b. «    « Bronze in Shiba n. e. Phot.	
« c. «    « Stein in Shiba n. e. Phot.	
X. Portal des Chioin-Tempels in Kioto n. e. Phot.	
XI. Portal des Kitano-Tempels in Kioto n. e. Phot.	
XII. «Siro» in Yedo n. e. Phot.	
XIII. Goshio, der Mikado-Palast in Kioto, nach einer japanesischen Zeichnung a. m. e. S.	
XIV. Kinkakuji, Sommersitz des Mikado in Kioto n. e. Phot.	
XV. Bronzestatue des Daibudhs in Kamakura n. e. Phot.	
XVI. Bronzestatue des Daibudhs in Narra, nach einer japanesischen Zeichnung a. m. e. S.	
XVII. Bronzestatue des Daibudhs a. m. e. S. Plan der Tempel in Nikko.	
II. Ungarische schöne Literatur der Gegenwart von Dr. AD. DUX [Memoiren: Wirkner, Pulszky. Frau Déry. — Ein Brief von K. Kisfaludy. — Andreas Horvát. — Jokai's «Rab Ráby» und «Freiheit unter dem Schnee.» — «Barna Artur» von G. Bekscics. — Arany's Toldi-Trilogie. — E. Madách's Werke. — Neue Dramen von W. Györy, J. Szigeti.] ... ..	139
<b>Literatur.</b>	
III. Anderson, Studien zur Vergleichung der ugro-finnischen und indogermanischen Sprachen. Von. Dr. JOS. BUDENZ ... ..	160
<b>Sitzungsberichte.</b>	
IV. Geologische Gesellschaft: Das Nebengestein der Erzgänge von Boicza. — Axinit-Krystalle. — Pantotsek's mikroskopische Untersuchungen. — Jos, Bernáth's Quellenkarte von Ungarn ... ..	175

## II. HEFT.

	Seite
I. Das Studium der ungarischen Kriegsgeschichte, von ARNOLD IPOLYI .....	177
II. Die Unitarier in Siebenbürgen, von P. HUNFALVY .....	217*
III. Die Epenitologie Johann Arany's von ALBERT STURM .....	229
IV. Vierzig Jahre aus der Geschichte der k. ung. Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, von KOLOMAN SZILY .....	255
V. Denkrede auf Michael Horváth, von FRANZ SALAMON .....	368
VI. Stefan Toldy, von Dr. A. DUX .....	295

**Literatur.**

VII. Ungarische historische Literatur im Jahre 1879 [SALAMON, Geschichte Budapests. — MARCZALI, Ungarns Geschichtsquellen im Zeitalter der Arpáden. — FRANKÓI, Johann Vitéz. — KÁROLYI, der Friede von Grosswardein. — Die Dobó-Ballasa'sche Verschwörung. — SZILÁGYI, Gabriel Bethlen's politische Correspondenz. — RADVÁNSZKY, Familienleben und Haushaltung der Ungarn im XVI. und XVII. Jahrhundert. — WOLFG. DEAK, Briefe ungarischer Frauen. — IPOLYI, die ungarische Kriegsgeschichte. — THALLÓCZY, das <i>lucrum camerae</i> . — Memoiren. — Die Wirksamkeit der historischen Gesellschaft] .....	301
VIII. FLORIAN RÖMER, Meine nordwestliche Reise .....	314
IX. Die Székler, von P. HUNFALVY .....	315

## III. HEFT.

I. Die gelehrte Donaugesellschaft des <i>Conrad Celtes</i> . Von Dr. EUGEN ÁBEL .....	321
II. Die heilige ungarische Krone. (Mit zwei Holzschnitten) .....	350
III. Die mittelalterlichen Kunstdenkmale Bartfelds. (Mit Illustrationen) .....	364
IV. FRANZ PULSZKY's Memoiren .....	376

**Literatur.**

V. <i>Eug. Szentkláray</i> , Hundert Jahre aus der neuern Geschichte Südungarns. Von Prof. Dr. J. H. SCHWICKER .....	389
VI. Ein Beitrag zur Erklärung von Gaii <i>Institutiones Lib. IV § 13</i> . Von Prof. Dr. THOMAS VÉCSEY .....	396

**Sitzungsberichte.**

VII. <i>Geschichte, Geographie und Socialwissenschaften</i> : Zur Geschichte der Rumänen. — Das Gefecht bei Deutsch-Kreuz, 1707. — Die Glanzzeit der Stadt Totis. — Die Verschwörung Dobó's und Balassa's. — Die Opfer Juden während der Türkenzeit, Vortrag von Dr. S. KOHN. — Die Rolle der grossen Männer in der Geschichte. — Die Ermordung des walachischen Wojwoden Michael, 1601. — Die Criminalstatistik Ungarns in den Jahren 1873—1877. — Graf Mórítz Benyovszky. — Die Oligarchen des Bihar Comitats im 13. und 14. Jahrhundert. — Papst Pius II und König Mathias Corvinus. — Die Jazygier und Kumanier im 13. und 14. Jahrhundert. — Die «historische Gesellschaft» in Siebenbürgen. — Zur Geschichte der pragmatischen Sanction in Siebenbürgen. — Ungarische kulturgeschichtliche Verhältnisse im 16. und 17. Jahrhundert. — Die	
---	--

\* S. 226, Zeile 12 von oben, lies *cornua* statt *corona*.



Bevölkerungsbewegung Ungarns 1867—1876. — Die ältesten ungarischen Druckwerke. — Geschichte der Keramik in Ungarn. — Die Familie Beresényi. — Die Burggrafen von Schemnitz. — Briefe ungarischer Frauen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. — Johann Arany's Familie. — Széchenyi als Menschenfreund und Patriot. — Die Eroberungspläne Josef II. — Die statistischen Congresse und die internationale Statistik. — Gabriel Kazinczy. — Ladislaus Ocskay. — Der limes dacicus. — Die Quadrupel-Allianz. — Die altungarische Nationalmusik. — Das Cash-Credit-System. — Eine ungarische Gesandtschaft in Schweden 1705, von BÉLA MAJLÁTH. — Die Zrinyi-Bibliothek. — Zur Geschichte G. Bethlens. — Die geistigen Bewegungen des 18. Jahrhunderts. — Reise-Erinnerungen aus China von Dr. Graf AUG. ZICHY. — Die Insel Borneo von Joh. XANTUS	398
VII. <i>Naturwissenschaften</i> : Die Phyloxera. — Die Wurzeln der wilden Kastanie. — Chemische Analysen. — Phosphorescenz in Geisslerischen Röhren. — Die Färbung des Weines mit Fuchsin. — Die Explosivität des Petroleums. — Die Darstellung der Fettsäuren. — Die Elemente des Chlors. — Die Mineralquelle von Ober-Russbach. Astrophysische Beobachtungen. — Friedhöfe. — Die Möbius'schen Kriterien in der Theorie der Kegelschnitte	446
IX. <i>Kisfaludy-Gesellschaft</i> : Die feierliche Jahres-Versammlung 18. Februar 1870. [Gyulai's Eröffnungsrede. — Rechenschaftsbericht des Secretärs. — Lévy's Gedicht. — Abonyi's Novelle.]	452
X. Mitternächtlicher Zweikampf. Ballade von JOHANN ARANY, übersetzt von Ernst Lindner	462

## IV. HEFT.

I. Ungarns volkswirtschaftliche und culturelle Zustände von Prof. Dr. J. H. SCHWICKER	465
II. Emerich Madách von Dr. FRIEDRICH RIEDL	489
III. Der ungarische und österreichische Staatshaushalt in den Jahren 1868—1877. Von LUDWIG LÁNG	520
IV. Belletristische Rundschau [JOH. ARANY'S Aristophanes-Uebersetzung. — Dramatische Literatur: GREGOR CSIKY, «Die Proletarier» und «Mukányi». — LUDW. BARTÓK, «Die Schönste». — Neue Romane: KORN. ABRÁNYI, «Edmund's Duell». — M. JÓKAI, «Das Nihil in Ungarn». — Memoiren: «Wiener Erlebnisse» von ADOLF FRANKENBURG] von ALBERT STURM	567

**Literatur.**

V. Ungarische Humanisten und die gelehrte Donaugesellschaft — Beiträge zur Geschichte der Renaissance in Ungarn von E. ABEL	588
---	-----

**Sitzungsberichte.**

VI. Vierzigste feierliche Jahressitzung der ungarischen Akademie der Wissenschaften am 28. Mai 1880. [Eröffnungsrede des Präsidenten Grafen Melch. Lónyay. — Jahresbericht des Generalsecretärs Wilh. Fraknói. — Franz Pulszky's Rede bei der Enthüllung des Széchenyi-Denkmal] ...	592
VII. Széchenyi's Andenken. Gedicht von JOHANN ARANY, übersetzt von ALBERT STURM	612
VIII. Philologie und Sprachwissenschaft. Portugiesische Volkspoesie. — Sajnovics Einfluss auf die ungar. Literatur. — Aus der Divina	



- Commedia. — Der Ursprung der Türken. — Die Baudenkmäler des Islam. — Lessing als Philolog. — Die Götter der ungarischen Religion. — Peter Beniczky und die magyarischen Sprichwörter. — Der Teleki (Lustspiel-)Preis. — Clemens Mikes und seine Novellen. — Schopenhauers Aesthetik. — F. A. Schiefner. — Der Sprachforscher Paul N. Beregszászi. — Stefan Széchenyi als Redner. — Ein neu aufgefundenes Fragment des Jordánszky-Codex. — Die Tropen des Euripides ..... 616
- XI. *Naturwissenschaften und Mathematik.* Spongien-Fauna im ungarischen Küstengebiete. — Phylloxera. — Süßwasserschwamm. — Rosenmonstrositäten. — Akazienbaum. — Rosengalle. — Kristalloide in Pflanzenzellen. — Mecsekgebirge. — Färbung geistiger Getränke. — Agnesquelle. — Tyrosin und Scatol, Schwefelarsen, Tellur. — Szavátha-Wasser. — Analyse des Budapester artesischen Brunnen's im Stadtwäldchen. — Friedhöfe. — Dünn-schliffe. — Wassermeter. — Unreine Milch. — Kohlensäure in der Luft. — Blattern. — Lungennerven. — Associirte Augenbewegungen. — Rückenmark. — Myelin. — Microscopscalpell. — Menschliches Gebiss. — Cascadencondensator. — Spannung gesättigter Dämpfe. — Brechung und Reflexion des Lichtes; Polarisation des gebeugten Lichtes. — Stationäre elektrische Strömungen. — Strahlende Materie. — Queksilberpumpe. — Wassergeschwindigkeit der Donau. — Jupiterbeobachtungen, Radiationspuncte von Sternschnuppen. — Sonnenflecken. — Math. Modelle; Theorie der Functionen. — Allgemeine Theorie der Differentialgleichungen. — Theorie der Kegelschnitte, Steiner'sche Kriterien dazu ..... 629
- X. *Geologische Gesellschaft.* Neuere phytopalaeontologische Entdeckungen. — Ein neuer Fundort des Mammuth. — Das Erdbeben in Südungarn. — Entwässerung einer Thalmulde. — Trachytische Gesteine bei Radna. — Die Basaltgruppe bei Somoskö. — Calcit-Pseudomorphosen nach Quarzit. — Das Trachytgebirge zu Nagyág. — Karte des südungarischen Erdbebens. — Die Alttertiären Gebilde der Umgegend Ofens. — Der Röhr-Brunnen zu Püspök-Ladány. — Eine neue Stein-Schleifmaschine. — Die Kochsalzwässer Siebenbürgens. — Kleinere Mittheilungen. — Das Arbeitsprogramm der geologischen Gesellschaft ..... 641

## UEBER DIE KUNST DER JAPANESEN. \*

### EINLEITUNG.

WO IMMER auf dem Erdenrund wir Spuren des Menschen antreffen, erkennen wir seinen schöpferischen Geist in seinen Werken und können die Sittengeschichte der Völker hauptsächlich an den Erzeugnissen der Kunst studiren. Als Offenbarungen der ästhetischen Fähigkeit, welche den Nationen in verschiedenem Maasse innewohnt, erzählen die Kunstdenkmäler eines Culturvolkes in ihren unzähligen und oft sinnbildlichen Formen beredsamer als jeder andere Zeuge, was das Ideal dieses Volkes gewesen sei, wie es das Schöne, das Leben und die allgemeine Ordnung der Dinge aufgefasst, mit welchen Augen es die Natur, den Menschen, die Gottheit angeschaut habe. In Athen spricht das Parthenon, in Rom das Forum in vieler Beziehung deutlicher zu dem Wanderer, als die Denkmäler der Literatur, und wer zwischen den Pyramiden oder den Ruinen von Philae wandelt,

\* Nachdem die Umsegelung unserer Erde immer leichter geworden, haben auch bereits mehrere unserer Landsleute eine solche Reise um die Welt unternommen. Zu diesen gehören auch Graf AUGUST ZICHY und dessen älterer Bruder Graf JOSEF ZICHY, der gewesene ungarische Handelsminister, welche sich im Herbst 1875 auf den Weg machten. Ihre Reise dauerte, mit Ausnahme der kurzen Zeit, welche sie inzwischen wieder zu Hause zubrachten, über zwei Jahre und zerfällt in zwei vollständig gesonderte Theile.

Zuerst bereisten sie nämlich Asien. Sie nahmen ihren Weg über Konstantinopel, machten in Egypten Station und stiegen in Suez an Bord des der Messagerie Maritime gehörigen Schiffes «Anadyr». Sie schifften,



wird auch ohne den Beistand der Egyptologen im Stande sein, die Weltanschauung längst vergangener Jahrhunderte in seinen Gedanken zu reconstruiren. Noch fruchtbringender aber kann unsere Forschung unter einem Volke werden, dessen Gegenwart durch tausend Fäden mit seiner Vergangenheit zusammenhängt, wo die Kunstdenkmäler auch heute noch der Denkweise der Nation entsprechen und wo die Verhältnisse, unter welchen jene Kunstdenkmäler entstanden sind, auch heute noch bestehen oder mindestens in jüngstvergangener Zeit noch bestanden haben.

Die Kunst der Japanesen hat ihren Culminationspunkt bereits überschritten und alles Dasjenige aufgewiesen, was sie zu schaffen im Stande ist. Nur all zu sichere Symptome lassen erkennen, dass die Zeit des Verfalles derselben eingetreten sei. Wie Egypten infolge seiner Berührung mit Griechenland, ist auch Japan, indem es mit Europa in Berührung kam, wenigstens bis jetzt nicht im Stande gewesen, weder seine vorzüglichen Traditionen intact zu erhalten, noch auch durch eine geschickte Anpassung der fremd-

Aden, Ceylon, Singapore berührend, nach den niederländischen Colonien, woselbst sie sich längere Zeit aufhielten. In Batavia waren sie Gäste des Obergouverneurs; auf der Insel Java, welche sie vollständig bereisten, wurde ihnen überall die herzlichste Aufnahme zu Theil. Von hier setzten sie ihre Reise über Singapore nach Siam fort, wo ihnen der König ein eigenes Schiff zur Verfügung stellte, auf welchem sie auch in das Innere einen interessanten Ausflug machten.

Hierauf sahen sie die namhaftesten Orte des chinesischen Reiches: Hongkong, Macao, Canton, Shangai, Nanking u. s. w. In den chinesischen Meeren geriethen sie aber in einen so grossen Sturm, dass ihr Schiff beinahe zu Grunde ging. Hierdurch erlitt ihr ursprünglicher Reiseplan, welcher auf eine Umsegelung der Erde hinausging, eine wesentliche Aenderung, und sie kehrten auf dem Landwege in ihr Vaterland zurück. Vorher jedoch reisten sie nach Japan, wo sie vom Mikado mit ausgezeichnete Zuvoorkommenheit aufgenommen wurden. Während ihres längeren Aufenthaltes bereisten sie, so zu sagen, das ganze fabelhaft schöne Inselreich und gelangten vermittelst besonderer von der Regierung ausgestellter Erlaubnisscheine an viele Orte, welche vor ihnen noch keinem Fremden zu sehen vergönnt gewesen.

Aus Japan kehrten sie nach Shangai zurück, wo sie die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer grossen Landreise machten und, nachdem sie



artigen Elemente das Alte mit dem Neuen in Einklang zu bringen. Es liegen die Symptome des Unvermögens und die Entartung des Geschmacks, welche die Perioden des Verfalles zu kennzeichnen pflegen, deutlich vor Augen. Eine edle Vergangenheit scheidet dahin; eine glänzende Periode gelangt zum Abschlusse; es ist daher an der Zeit, die Spuren derselben zu sammeln und die Richtungen derselben zu markiren. Die Aufgabe ist schwierig, denn unser Vorhaben ist nicht allein, unsere Kenntnisse über Japan zu bereichern, sondern es liegt uns zugleich ob: einen besondern Abschnitt des Kunstlebens der Menschheit festzustellen, eine noch sehr wenig bekannte Seite desselben ersichtlich zu machen und die Gesetze des Schönen zu bestimmen in ihrer Auffassung durch eine Race, welche wahrscheinlich aus keiner jener Quellen geschöpft hat, welchen die Künste des Westens ihre Inspirationen entnommen haben.

Peking besichtigt, über die Mongolei oder die Wüste Gobi und Sibirien glücklich nach Hause kehrten.

Der zweite Theil ihrer Reise nahm nur ein halbes Jahr in Anspruch und erstreckte sich über die Vereinigten Staaten Amerikas, Canada und Californien.

Graf AUGUST ZICHY hat über diese seine Reisen in den letztverflossenen Jahren in den Sitzungen der ungarischen geographischen Gesellschaft folgende Vorlesungen gehalten: *Reise von Peking über die mongolische Wüste nach Urga*, 1876, *Die Colonien und das Colonisationssystem der Niederlande in Ostindien*, 1877, *Dominion of Canada*, 1878, *Beobachtungen und Betrachtungen über Japan*, 1879. Alle diese Vorlesungen sind in der Zeitschrift der Gesellschaft abgedruckt und ausserdem in Separatabdrücken verbreitet worden; die zuletzt genannte ist auch deutsch im «Pester Lloyd» erschienen.

Die neueste Studie des Grafen AUGUST ZICHY ist unter den Abhandlungen der ungarischen Academie der Wissenschaften unter dem Titel: *Studie über die Kunst der Japanesen* erschienen, aus welcher einige Proben in der am 3. November 1879 gehaltenen Sitzung der Academie vorgelesen worden sind. Diese Arbeit des hochgebildeten jungen Cavaliers ist in Folge der Neuheit ihres Materials und der Sachkundigkeit der Darstellung auch für das Ausland von solchem Werthe, dass wir sie im Obigen vollständig mittheilen. Durch die Güte des Herrn Verfassers sind wir in die angenehme Lage versetzt, auch die überaus interessanten Illustrationen des Originals dem Auslande vorlegen zu können.

Die Red.

Die Kunstgeschichte Europas weist auf Griechenland und Egypten zurück, die Kunst Japans aber hat sich nicht blos aus sich selbst entwickelt, sondern zum grossen Theile auch aus China geschöpft. Werden die Kunstbestrebungen der weissen und gelben Race, indem sie aus zwei von einander verschiedenen Richtungen hervorgehen, wohl miteinander zusammentreffen, oder aber sich immer mehr von einander entfernen? Gibt es ein gemeinsames Ideal, welchem Alle zustreben? Oder gibt es umgekehrt ein besonderes mongolisches und ein besonderes arisches Ideal? Und in letzterem Falle: welche Rangstufe weisen wir den Productionen und Gesetzen der japanischen Kunst an, mit Hinblick auf jenen Begriff des absolut Schönen, welchen wir gern als universalen anerkennen, und welcher sich nach dem schönen Gedanken Plato's definiren lässt als «ein göttliches Gesetz, welches die Menschheit einst vergessen hatte und welches die Griechen wieder aufgefunden und ausgestaltet haben»??

Vor den jüngsten Weltausstellungen haben die Grundlage unserer Kenntnisse von der japanischen Kunst vornehmlich jene Gegenstände gebildet, welche holländische Kaufleute auf den europäischen Markt brachten; jene Geschenke, welche europäische Gesandtschaften in Japan erhielten; und jene Objecte, welche einige von den seltenen Reisenden, insbesondere KAEMPFER und SIEBOLD, gesammelt und beschrieben haben. Die von den Holländern eingeführten Gegenstände bestanden, soweit sie Kunstobjecte waren, fast ausschliesslich aus Porcellan und sind heutzutage allgemein unter dem Namen «altes japanesisches Porcellan» bekannt. Die namhafteste Sammlung solcher Porcellanwaaren ist in Dresden zu sehen, wo sie früher in den Souterrains des sogenannten japanischen Palais aufgehäuft waren, gegenwärtig aber im Gebäude der alten Pinakothek aufgestellt sind. In unserem Vaterlande dagegen enthält eine gleichfalls sehr reichhaltige Sammlung derartiger Gegenstände das Vedröder Kastell des Grafen FRANZ ZICHY im Pressburger Comitate. Diejenigen Gegenstände, welche die Gesandtschaften regelmässig als Geschenke erhielten, waren kostbare Anzüge, Seidengewebe und Lackobjecte. Wo sich heutigen Tages alle diese schönen Gegenstände befinden, wäre schwer zu



sagen, da dieselben schon durch ihre Eigenthümer auf dem ganzen Erdkreise zerstreut wurden.

SIEBOLD war unstreitig derjenige, der uns unter allen Reisenden die meiste Aufklärung über die Natur- und Industrie-Erzeugnisse Japans geboten hat. Auf die Kunst erstreckt er sich zwar nicht eingehend und auch sein in Leyden aufgestelltes Museum beweist, dass er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich den Natur- und Industrie-Producten jenes Landes gewidmet habe, in welchem er so viele nützliche Jahre seines Lebens zugebracht hat. Aus dem Gesagten ist leicht erschiesslich, welchen Schwierigkeiten Derjenige begegnet, der sich gründliche Kunde von den Kunstbestrebungen eines Volkes verschaffen will, mit welchem so seltene Verbindungen bestanden haben, bis es endlich auf den jüngsten Weltausstellungen in so grossem Massstabe vertreten erschienen ist.

Ausser diesen sind die Quellen für die Kenntniss der Kunst Japans äusserst selten. Kein einziger europäischer Reisende ist nach Japan mit der Absicht gereist, daselbst die Kunst und die Kunstbestrebungen der Nation zum Gegenstande speciellen Studiums zu machen, was sehr zu bedauern ist, weil die Veränderungen, welche darin durch die neuzeitliche Civilisation und die commerciellen Verbindungen hervorgerufen worden sind, so tiefgreifende sind, dass in der That die Zeit nicht ferne ist, wo kaum noch etwas von der ursprünglichen Kunst, von den Jahrhunderte alten Gebräuchen zu finden sein wird, aus welchen wir die Lücken unserer Kenntnisse auszufüllen im Stande wären. Nur in englischer Sprache sind neuestens zwei vorzügliche Werke erschienen, welche sich mit der japanischen Kunst beschäftigen, nämlich: Mr. JAMES JARVES «A Glimpse at the Art of Japan», New-York, und Sir RUTHERFORD ALCOCK «Art and Artindustries in Japan», London, auf welche Werke ich indess noch Gelegenheit haben werde zurückzukommen.

Auch ich selbst habe Japan bloß als Tourist bereist, doch bin ich während meines dortigen Aufenthaltes in die glückliche Lage gekommen, dieses Inselreich von märchenhafter Schönheit so zu sagen vollständig durchwandern und beinahe sämmtliche Merk-



würdigkeiten desselben sehen zu können. Hiezu kam noch der bedeutsame Umstand, dass gerade im Jahre 1876 das japanische Volk im grösstmöglichen Grade von der Manie befallen wurde, Ausstellungen zu arrangiren. Wie dasselbe überhaupt vom Neuerungskitzel gestachelt wird, ergriff es auch diese Idee mit so grossem Eifer und Enthusiasmus, dass der Reisende in unzähligen Theilen des Landes Ausstellungen antraf. Dieselben waren nicht gleichmässig, weder was ihren Umfang, noch was ihre Qualität betrifft, denn sie waren von der Idee ausgegangen, überall, wo sich nur irgend etwas Ausstellungswürdiges befindet, auch eine Ausstellung zu veranstalten. Aber wie sie aus einer sehr lobenswerthen Absicht hervorgegangen waren, legten sie zugleich ein glänzendes Zeugniß von dem hervorragenden Nachahmungstalent der Japanesen ab, dessen gar nicht zu gedenken, dass diese Ausstellungen, was Geschmack der Aufstellung betrifft, an vielen Orten die ähnlichen Ausstellungen europäischer Städte übertrafen. Den Reisenden aber konnte sich keine schönere Gelegenheit bieten, die alte Kunstindustrie mit der neueren zu vergleichen und die in den verschiedenen Palästen, Burgen, Tempeln seit Jahrhunderten verborgenen Schätze zu bewundern, welche bis zu jenem Tage vor dem Auge jedes Fremden verschlossen gewesen waren.

Wir haben an vielen Orten dergleichen Ausstellungen gesehen, die beiden denkwürdigsten und umfangreichsten unter ihnen waren aber die in den Städten Kioto und Osaka veranstalteten. Diese trugen das Gepräge wahrhaftiger Provinzial-Ausstellungen und ähnelten in vieler Beziehung jenen Ausstellungen, welche in den Vereinigten Staaten Nordamerikas an der Tagesordnung sind, nur mit dem Unterschiede, dass in Japan auch alterthümliche Gegenstände ausgestellt waren, welche natürlicherweise nicht zur Veräusserung gelangten. In dieser Hinsicht war namentlich die Ausstellung von Kioto merkwürdig, denn hier waren die Schätze der alten Mikado im Goshio oder alten Mikado-Palaste selbst ausgestellt. Unter den übrigen Ausstellungen, welche wir besichtigt haben, verdienen noch diejenigen besondere Erwähnung, welche wir in der Stadt Narra, im alten Burgecastell Hikone, in den

berühmten Tempeln von Nikko und im Tempel Yutendi, in der Nähe von Yedo, gesehen haben, welche aber insgesamt beinahe ausschliesslich alterthümliche Gegenstände enthielten. Ausser diesen haben wir noch an unzähligen Orten ausgestellte Gegenstände gesehen, welche jedoch die Bezeichnung einer Ausstellung nicht mehr ganz verdienten.

Von Japan zurückgekehrt, boten mir die in Europa befindlichen Sammlungen japanesischer Objecte, ferner die letzte Pariser Weltausstellung und endlich der Umstand, dass gegenwärtig der Import japanesischer Kunst- und Industriegegenstände in Europa geradezu Mode geworden ist, reiche Gelegenheit, meine in der Heimat dieser Kunstschatze begonnenen Studien hier fortzusetzen, zu systemisiren und zu vervollständigen. Angetrieben durch das Gesehene und mich überzeugend, wie wenig die Weltliteratur die Kunst der Japanesen betreffend aufzuweisen habe, für welche sich in neuerer Zeit ein so lebendiges Interesse entwickelt hat, welches sogar bei uns nicht ohne Widerhall geblieben ist, — habe ich mich zur Abfassung dieser Studie entschlossen, wenngleich im vollen Bewusstsein jener unzähligen Lücken, welchen ich auf Schritt und Tritt begegnen würde; es ermunterte mich dabei der Gedanke, dass ich in der Sprache unseres Landes von einem Gegenstande schreibe, mit welchem sich die Literaturen des Auslandes so wenig beschäftigt haben, und die Hoffnung, dass dieses mein bescheidenes Werkchen gewiss nicht verloren gehen würde, wenn ich durch dasselbe zu tieferen Forschungen über diesen Gegenstand Lust erwecke.

Von welcher Seite wir die japanische Kunst auch betrachten mögen, allenthalben zeigt sie uns ein völlig ursprüngliches, sie von der Kunst der übrigen Nationen Asiens unterscheidendes Gepräge. Wenn wir auf die Karte des fernen Ostens einen Blick werfen, so erweckt die Nachbarschaft zweier Reiche, wie China und Japan, in uns unzweifelhaft den Gedanken, dass dieselben vor Allem in den Sitten und Gebräuchen, dann aber dem entsprechend auch in den Künsten eine grosse Aehnlichkeit aufweisen müssten. Dies ist indessen hier nicht der Fall, denn die beiden



Nationen hegen für einander keine Sympathie und wir können in ihren Arbeiten und deren Erzeugnissen überaus wenig Aehnlichkeit wahrnehmen. In der Hervorbringung von Kunstgegenständen können wir selbst dann, wenn das Material beinahe dasselbe ist, in unzähligen Fällen so viele und wesentliche Unterschiede constatiren, dass wir uns versucht fühlen zu glauben, dass keine Art von Verbindung diese beiden Völker je miteinander in Berührung gebracht habe und dass sie von einander durch weite Meere und undurchdringliche Wüsten getrennt seien. Man möchte beinahe auch jene Verbindung in Zweifel ziehen, in welcher China und Japan unter der Herrschaft der Ming-Dynastie thatsächlich miteinander gestanden haben, jenen sittlichen Einfluss, welchen China damals auf Japan ausgeübt hat, und jenen Imitationskitzel, welcher das japanische Volk auch zu jener Zeit schon charakterisirt hat und welchem zufolge damals die Religion, die Schriftzeichen, ja selbst die Trachten der Chinesen in Japan eingebürgert worden sind. Dieser Einfluss ist indessen von keiner Dauer gewesen; die Japanesen haben sich von demselben wieder so vollständig, und zwar mit der grössten Antipathie, emancipirt, dass die ursprüngliche japanische Kunst dadurch sicher keinen Abbruch erlitten hat, denn wenn wir die ähnlichen Kunsterzeugnisse beider Nationen auch noch so sorgfältig miteinander vergleichen, stossen wir doch nirgends auf Spuren einer slavischen Nachahmung.

Der Mangel der in der Kunst sich offenbarenden Sympathie erklärt sich aus sehr einfachen Ursachen, wenn wir uns einerseits des tief conservativen Charakters der Chinesen erinnern und jener hohen Meinung, mit welcher dieselben von sich selbst erfüllt sind und welche so weit geht, dass sie wähnen, die ganze Welt sei im Irrthum und ihr Reich allein sei im Besitze der Wahrheit; und wenn wir andererseits erwägen, dass die Japanesen so leicht geneigt sind, die Errungenschaften einer höheren Civilisation zu übernehmen, wie sie dies in der jüngsten Zeit zur Genüge bewiesen haben. In ihrer ornamentalen Kunst und ihren Kunsterzeugnissen haben sie mit den Chinesen Schritt gehalten, ja dieselben in vielen Beziehungen überflügelt, und ihr Geschmack, genährt durch die

unablässige und lebendige Beobachtung der Natur, war ein viel reinerer, als derjenige der ehrsüchtigen Künstler des himmlischen Reiches. Einige Details zwar, welchen wir in den japanesischen Ornamenten begegnen, kommen in ähnlicher Form auch bei den Chinesen vor und sind unzweifelhaft von diesen letzteren entlehnt worden; aber wenn man den Geist in Betracht zieht, so erscheint die wechselseitige Beeinflussung in der That als eine äusserst geringe. Die Verfahrungsweise, mit welcher die Künstler der beiden Nationen die ähnlichen Dinge herstellen, ist so grundverschieden, dass wir bei der Bestimmung der Provenienz derselben kaum eine geringe Unentschiedenheit verspüren werden.

Wenn wir auf das weite Feld der japanischen Kunst auch nur einen flüchtigen Blick werfen, überrascht uns sofort jenes zarte Gefühl, mit welchem sie die Natur wiedergeben. Die Natur ist die Meisterin des japanischen Künstlers; diese studirt er mit liebender Hingebung; mit aufmerksamen Blicken bewacht er ihre geheimnissvolle Thätigkeit, im Fluge erfasst er die Launen ihrer Stimmung oder ihrer Wandlungen; jedes Geheimniss der wunderbaren Künstlerin und jeden Ausdruck ihrer veränderlichen Physiognomie prägt er seinem Gedächtnisse ein, um sie seiner Fähigkeit gemäss in seinen Werken wiederzugeben. Gleichviel ob von einem Thier oder von einer Pflanze die Rede ist, immer erwägt er sorgfältig, in welcher Bewegung er den Gegenstand abconterfeie und welches die für diesen Zweck vortheilhaftesten Formen und Farben seien; und wenn er damit im Reinen ist, mit welcher Kühnheit und welcher Wahrheit führt er das aus, was er seinem Geschmack entsprechend gefunden hat!

Ein nicht minder merkwürdiger Zug des japanischen Charakters ist eine ihm eingeborene Vorliebe für das Groteske und die eigenthümliche Lebendigkeit, mit welcher er die Wirkungen desselben wiedergibt. Wir begegnen Spuren derselben fast in allen Gattungen der japanischen Kunsterzeugnisse, welche nicht selten überladen werden und in unzähligen unmerklichen Uebergängen bis an die Grenzen des Schicklichen gehen.

Ausser jenem staunenswürdigen Talent, welches der japanese-



sische Künstler entfaltet, indem er die Gestalten der Natur, ob nun als lebendige oder als todte, je nach den Anforderungen seines Gegenstandes, abconterfeit, legt er eine nicht gewöhnliche Originalität in der Zeichnung der geometrischen und anderer gebräuchlicher Figuren, sowie auch in der Weise, wie er dieselben zur Verzierung von Oberflächen aller Art verwendet, an den Tag. (S. Ruth. Alcock S. 25 ff.)

Es ist unmöglich, wie ich erwähnt habe, das weite Gebiet der japanesischen Kunst zu überblicken, ohne von jenem innigen Gefühl überrascht zu werden, welches sich darin für die Werke der Natur kundgibt. Und dies ist lediglich die reine Wahrheit, denn der japanesische Künstler folgt mit sicherem und besonnenem Tact den Gesetzen der Naturwissenschaft, so weit wenigstens, als es mit den Anforderungen seiner Kunst vereinbar ist. Im Abmalen gewisser Gegenstände, wie Blumen, Vögel, Blätter, sowie in der Verwendung derselben als Ornament steht er unerreicht da. Die Gestalt ist so treu, der Ausdruck so zart, die Wirkung so kühn und dennoch so malerisch, dass wir zur Bewunderung hingerissen werden und fühlen, dass wir nicht im Stande wären, dergleichen zu schaffen, wenn wir sie nachahmen wollten.

Ein so sorgfältiger und geschickter Arbeiter sollte, nach unserer Voraussetzung, sich an die schönsten Dinge und an das Vollkommenste, was er um sich sieht, halten. Welche Täuschung! Im Gegentheil, ihm ist Alles gut, die Zahl der Sujets ist für ihn unerschöpflich und er ist überall im Stande ein Vorbild zu finden. Von den herrlichen Blumen angefangen, welche seine Landsleute, die japanesischen Gärtner, durch unermüdliche Geschicklichkeit zu riesenhafter Grösse zu entwickeln im Stande gewesen sind, bis herab zum wild wachsenden anspruchlosen kleinen Massliebchen, von der stolzen Tanne bis zur zwerghaften Eiche, welche ein Mensch mit einer Hand zu verdecken im Stande ist, von dem fabelhaften *Ho-ho* mit seinem wellig gefiederten streifigen Schweife bis herab zum winzigsten geflügelten Bewohner seines Heimatlandes, liefert ihm Alles in gleichem Maasse Beiträge zu fleissigen Studien, erhält Alles gleichmässig treue Verdollmetschung durch

seine Hand. Unter seinem Pinsel sehen wir die Blumen knospen, aufblühen, dahinwelken; die Bäume im Lufthauch des Sommers zittern, unter den Stößen des Herbststurmes sich beugen, ihre entlaubten Aeste von den Flocken des Winters bedeckt werden; und die Vögel wieder aufleben in ihren veränderlichen Bewegungen und in ihren reizenden Stellungen.

Die Blumen, welche am häufigsten abgebildet zu werden pflegen, sind: die Massliebe, die Pfingstrose, die Iris, Lilie, Hortensie, Nelke, Glycinia und Wasserlilie, welchen indessen fast alle einheimischen Gewächse beigemengt vorkommen; von den Bäumen aber die Paulownia, Pflaume, Kirsche, Tanne, Palme und der herrliche Bambus, welcher oft den ersten Rang einnimmt, seiner unzählig vielseitigen Verwendbarkeit und jenes sinnbildlichen Werthes halber, welcher sich an ihn knüpft.

Dies beweist, dass ländliche Gegenden in den verschiedenen Jahreszeiten den Japanesen, insbesondere aber den Bewohnern der grossen Städte, besonderes Vergnügen gewähren. Der natürliche Reichthum des Bodens, sowie die Pracht des Pflanzenwuchses entwickeln unzweifelhaft den Geschmack an Bäumen und Blumen; und wir übertreiben nicht, wenn wir behaupten, dass diese Zuneigung bei keinem Volke in dem Maasse entwickelt ist, wie ausnahmslos in allen Schichten des Volkes von Japan.

An den langen Sommerabenden und zahlreichen Feiertagen sucht die Bevölkerung die auf dem Lande gelegenen Tempel und Vergnügungsorte auf, welche meist an romantischen Orten liegen, im Schatten breitästiger Bäume, von sorgfältig gehegten Gärten umgeben. Hier lernen sie vom zarten Kindesalter anfangen die Schönheiten der Natur kennen, was mit der Zeit einen so starken Einfluss auf sie gewinnt, dass sie keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, sich mit jenen Gewächsen zu umgeben, welche sie in ihrer Phantasie an ihre Lieblingsgegenden zurückerinnern.

Die Gärtnerei ist in Japan in hohem Grade entwickelt und die Phantasie gestattet sich freien Lauf in der Schaffung von Gärten, welche nur Gärten en miniature genannt werden können. Sie bilden selbst in den Städten in gewisser Hinsicht ein noth-



wendiges Zubehör ihrer Häuser; und die Kunst besteht darin, dass auf einer kleinen, bisweilen nur einige Quadratfuss einnehmenden Raumfläche, eine malerische kleine Landschaft mit wirklichen Gewächsen, Hügeln, Felsen, Seen, Wäldern, Wasserfällen hergestellt werde, zu welchen noch hängende Brücken, verschlungene kleine Wege, Mühlräder u. s. w. hinzukommen. Die Landschaft selbst ist gewöhnlich die Copie einer im Lande in Wirklichkeit existirenden berühmten Gegend. In einem so pittoresken Lande wie Japan, gibt es solcher Gegenden natürlicherweise eine Menge, die Zahl der berühmtesten aber, welche im ganzen Lande als solche bekannt sind, ist zweiunddreissig. Zur Verwirklichung solcher liliputanischen Phantasien war es nothwendig, zwerghafte winzige Bäumchen herbeizuschaffen, und zwar nicht junge Pflänzchen oder verstümmelte Triebe, sondern in voller Entwicklung befindliche Bäume, mit gekrümmten und knotigen Aesten, wie die Riesen der Wälder; die Kleinheit des Wuchses wurde von dem Momente angefangen eine wichtige Sache und nahm ungesäumt unter den ornamentalen Künsten des Landes ihren Rang ein. Die Versuche, welche angestellt wurden, die Anstrengungen der Natur einzuschränken, wurden den Anforderungen entsprechend von Erfolg gekrönt und es kamen wunderbare Dinge zu Stande, von denen auch SIEBOLD Beispiele anführt.

Die japanesischen Gärtner begnügten sich indessen nicht damit, Gewächse von naturgemäss ausgebreiteten Dimensionen in winzig kleiner Gestalt zu Stande zu bringen, sondern strebten mit demselben Eifer auch das Gegentheil an, nämlich die Entwicklung von Gewächsen, welche wir in ihrer naturgemässen Gestalt kaum sehen. So züchten sie z. B. Gewächse, um sie zu riesenhafter Grösse anwachsen zu machen, und unterwerfen Blüten gewisser Bäume einer derartigen Behandlung, dass sie beinahe die Grösse eines Krautkopfes erreichen. Um das Obst bekümmern sie sich wenig, welche eigenthümliche Gewohnheit nur beweist, in welch' hohem Grade dieses Volk das Schöne liebt, indem es der Ergötzung des Auges selbst die Befriedigung des Geschmacksinnes zum Opfer bringt.

Diese Kunstindustrie wird nicht wenig gefördert durch die Blumenausstellungen, welche insbesondere in den grossen Städten sehr im Schwunge sind. So pflegt in Yedo auf den Gassen der Vorstadt Toranomons, am zehnten Tage jedes Monats eine solche Blumenausstellung veranstaltet zu werden, vorausgesetzt natürlich, dass die Witterung eine günstige ist. Sehr eigenthümlich ist es, dass die Ausstellungszeit der Abend ist. Die schönsten Blumenausstellungen finden im Frühling und im Laufe des Sommers statt. Während meiner Reise hatte ich auch selbst Gelegenheit, eine solche Ausstellung am 10. Juni zu besichtigen. Die Sonne war untergegangen, die Abenddämmerung ging sehr bald in Nacht über, grosse Volksmassen drängten sich auf den Gassen Toranomons. Die Ausstellung selbst erstreckte sich über mehrere Gassen, in deren Mitte in zwei Reihen lauter offene kleine Gewölbe aufgestellt und mit tausenden kleiner Papierlaternen erleuchtet waren. Alles ist dicht mit Gewächsen vollgepfropft, auf den Tischen, auf Brettern, auch noch auf dem Fussboden drängt sich Blume an Blume; hier zwerghafte Bäumchen, besonders Acer, dort in tragbaren kleinen Glashäusern ganze zwerghafte Landschaften; mit einem Wort, die tausendfältigen Kunsterzeugnisse der japanesischen Gärtnerkunst, aber über alle diese dominiren die Irise, deren Blütezeit eben ist und denen zu Ehren eigentlich die Ausstellung veranstaltet worden. Und mit welcher Freude, mit welcher Begeisterung betrachtet das japanische Volk diese seine Producte, welch' Gesumme erfüllt die Luft: es wird geplaudert, gelärmt, gelacht, gefeilscht; Jeder muss ein Andenken mit nach Hause nehmen; der Eine hält auch bereits einen Strauss in Händen, der Andere einige Blumentöpfe, der Arme begnügt sich mit einem kleinen Blümchen oder Zweiglein; aber die Zeit läuft bereits ab, die Aussteller beginnen bereits ihre Siebensachen zusammenzupacken, Träger schleppen dieselben davon, löschen nacheinander die Papierlaternen aus, Jedermann eilt nach Hause und um die Mitternachtstunde sind die Gassen wieder so still und leer, als ob gar nichts geschehen wäre.

Nach den Gewächsen zeigen die Japanesen die grösste Geschicklichkeit in der Abbildung der Vögel und beschäftigen sich



damit ebenso gern, ob sie dieselben nun für sich allein oder von Gewächsen umgeben abbilden. Die Gewohnheiten der Vögel bieten ihnen unendlich viele Züge zur Nachahmung; sie achten auf sie fortwährend und wissen mit einer staunenswürdigen Geschicklichkeit ihre Bewegungen und Attituden wiederzugeben. Besonders bei der Bemalung von Gefässen und Lackgegenständen, in Bilderbüchern, in Originalzeichnungen, entfalten sie dieses ihr Talent, wiewohl wir auch in Metall-, Holz- und Elfenbein-Arbeiten ausgezeichnete Muster von Vögeldarstellung finden können. Aber welches immer das Material sein möge, überall, wo ein Vogel dargestellt ist, bildet er einen würdigen Gegenstand des Studiums und der Bewunderung.

Die beliebtesten Vögel sind: der Reiher, die zahme und wilde Ente, die Wildgans, der Pfau, der Fasan, die Krähe, der Sperber, der Falke, die Haus- und andere im Lande allgemein vorkommende Vögel.

Die vierfüssigen Thiere werden von diesen Künstlern unter allen Geschöpfen der Erde der wenigsten Aufmerksamkeit gewürdigt, und würde es schwer sein, dies anders zu erklären, als KAEMPFER es bereits gethan hat, nämlich daraus, dass das japanische Reich, ungeachtet seiner grossen Ausdehnung, an vierfüssigen Thieren, sowohl wilden als zahmen, sehr arm ist. Jene finden im Lande sehr wenig Wildnisse, in denen sie aufwachsen sich vermehren und ihrem Naturtrieb gemäss fortleben könnten; diese werden in eben nicht grosser Anzahl zum Lasttragen und beim Ackerbau verwendet. Da die Lehre von der Seelenwanderung allgemein angenommen ist, enthalten sich die Einwohner des Fleischgenusses, und da sie sich hauptsächlich von Pflanzen nähren, benützen sie die Felder lieber anders, als zur Viehweide.

Bei solchem Sachverhalt ist es nicht zu verwundern, wenn wir unter den Erzeugnissen der Kunst verhältnissmässig selten Vierfüsslern begegnen. Wilde Thiere kommen in Japan sozusagen gar nicht vor; der Löwe, Panther, Tiger sind daselbst unbekannt. Darum geschieht es auch, dass, wenn ein Künstler dieselben nach Beschreibung oder nach schlechten Abbildungen, die er aus be-

nachbarten Ländern erhalten hat, darstellen will, seine Versuche schlecht gelingen und deutlich beweisen, dass er darin nicht geübt ist und keine Gelegenheit gehabt hat ihre Natur zu studiren.

Unter den Vierfüsslern ist der Liebling der Japanesen das Pferd, welches sie mit Talent, sowohl mit als ohne Reiter darstellen, sodann der Fuchs, der Dachs und der Affe. Ausser diesen kann man noch Rinder, Hirsche, Bären, Hunde, Katzen, Kaninchen, Ratten sehen, welche insgesamt in den Abbildungen mit grosser Naturtreue und in den Sculpturen regelmässig sehr effectvoll dargestellt sind.

Der Elephant, welchen man ebenfalls öfter sehen kann, ist eines der Symbole der Buddhareligion, welches aus der indischen Kunst herübergenommen worden ist.

Die Japanesen halten auch noch in unseren Tagen die Traditionen ihrer Vorfahren in grossen Ehren, welchen gemäss sie in uralten Zeiten ein armes Fischervolk gewesen sind. Es ist kein alltäglicher Charakterzug, weder bei den Nationen, noch auch selbst bei den einzelnen Individuen, die sich zu einer hohen und mächtigen Stellung erhoben haben, dass sie sich ihrer bescheidenen Herkunft gern erinnern oder gar noch Andere darauf aufmerksam machen. In Japan, wo seit Jahrhunderten ein solcher Stolz herrscht, wo der Lebensverlust dem Gunstverlust vorgezogen wird, begegnen wir einem sehr seltenen Beispiel von Bescheidenheit; die Japanesen raisonniren nämlich so: «Wir sind bestrebt nicht zu vergessen, dass wir ehemals ein armes Fischervolk gewesen sind und dass uns das Meer mit seinen Schätzen ernährt hat; dies erhält uns in der Mässigkeit und bewahrt vor den Versuchungen des mit Untergang drohenden Luxus; welches immer unser Geschick sein möge, gedenken wir unserer bescheidenen Abkunft und seien wir bestrebt, die einfache und sparsame Lebensweise unserer Vorfahren nachahmend, auch selbst so gross zu werden, wie sie durch dieselbe geworden sind.» Um dieser Gesinnung treu zu bleiben, fügen die Bewohner Japans vom ersten bis zum letzten ihren Geschenken ohne Ausnahme ein Stückchen getrockneten Fisches bei. Wir wollen nun nicht gerade behaupten, dass dieser Brauch in neuerer Zeit



sich lediglich in Folge jener uralten Uebung erhalten habe; dagegen könnten wir wohl glauben, dass derselbe in den höheren Classen den Anschein des Hochmuths angenommen habe, welcher die Demuth nachäfft. Doch wie dem immer sein möge, so ist dies ein Brauch, welcher aus uralten Zeiten herrührt, jedenfalls aus jener Zeit, in welcher man einander Fische in natura zum Geschenk machte, welches Geschenk als Nahrungsmittel einen gewissen Werth besass. Dieser Brauch wurde seit dieser Zeit verewigt, bis sodann nach und nach die Mode der kostbaren Geschenke, welche gewöhnlich aus Gegenständen von Kunstwerth bestanden, den ehemaligen wirklichen Fisch in ein Stückchen getrockneten Fisches verwandelte, welches heutzutage am häufigsten nur noch gemalt auf dem Geschenke vorkommt — als Symbol einer alten Vergangenheit, als Erinnerung an die mühevollen Arbeiten Derjenigen, die das mächtige japanesische Reich begründet haben.

Nach alledem werden wir also nicht überrascht sein, wenn wir in der japanischen Kunst häufig Fischen und anderen Geschöpfen der Meere begegnen, welche allemal mit ebenso viel Treue wie Talent dargestellt sind. Unter allen lebendigen Wesen sind unzweifelhaft die Vögel die grössten Lieblinge der Japanesen, wahrscheinlich ihres schönen Gefieders, der Graziosität ihrer Bewegungen und des Umstandes wegen, dass sie sich, ob nun allein oder von Laub und Blumen umgeben, leicht zu allerlei Ornamenten verwenden lassen; aber nach ihnen folgen sogleich die Fische und die Muscheln, welchen sie jederzeit den grössten Fleiss und die grösste Sorgfalt zuwenden.

Die Fische, ob sie nun in todter Starrheit oder in ihren biegsamen Bewegungen dargestellt werden, finden sich mit staunenswürdiger Gewissenhaftigkeit bis auf die kleinsten Details abgebildet und mit ihren natürlichen Farben gemalt. Der Fisch kommt in Elfenbein geschnitzt unter den Putzgegenständen der Frauen als Schachtel für Parfümerien vor; aus Bronze gegossen, damit er als Behältniss für Flüssigkeiten diene; aus Gold und Stahl geschnitzt ziert er die Griffe der Schwerter; aus Porcellan gebildet schmückt er Blumengefässe und Schüsseln; in Holz und Lack geschnitten

dient er als Zierrat an schönen Schachteln, Schränkchen und Geräthen zu allerlei Gebrauch; endlich aus geöltem Papier verfertigt und mit Luft vollgeblasen wird er auf die Spitze hoher Stangen gehängt, um an Feiertagen zu verkündigen, dass es Zeit sei sich dem Vergnügen hinzugeben.

Die Meere Japans sind reich an Fischen aller Art, sowie an Crustaceen und anderweitigen Seethieren, welche grösstentheils durch ungewöhnliche Gestalt und schillerndes Gewand ausgezeichnet sind. Am liebsten wird der Karpfen und Meerpolyp dargestellt.

Als Zierrat werden im Grossen die Muscheln verwendet, insbesondere an Lackarbeiten, an welchen sie auch in natura angebracht werden, in Stückchen oder im Ganzen, und sie gewähren, mit Gold und blühenden Farben geschmückt, einen schönen Anblick. Bisweilen werden ihnen auch Korallen und Meergräser beigegeben, immer mit ausgezeichnetem Geschmack.

Die Reptilien und Insecten tragen treu wiedergegeben ebenfalls zur Mannigfaltigkeit der Zierrate bei; und insbesondere in der Darstellung der letzteren sind die japanischen Künstler ebenso geübt, wie wir sie bei den Vögeln und Fischen gefunden haben. Sie verfertigen sie aus farbigen Stoffen und wir können sie gravirt, geschnitzt oder gemalt an allerhand Gegenständen sehen.

Mit der Namhaftmachung der Producte der Erde eröffnet sich der Phantasie ein so weiter Spielraum, dass es uns unmöglich sein würde, ihre Schilderung zu Ende zu führen; wir können daher, auf gewisse Grenzen eingeschränkt, nichts Anderes thun, als uns mit der Namhaftmachung einiger derselben zu begnügen. Nichts überrascht den Menschen mehr, als die unendliche Mannigfaltigkeit und die reichen Quellen der japanesischen Kunst, was aus der Thatsache erklärlich ist, dass ein jedes Werk unmittelbar aus individuellem Geiste hervorgeht. Die Fabrikation in dem Sinne, in welchem wir sie hier im Westen zu verstehen gewohnt sind, war in diesem Reiché beinahe unbekannt. Der Künstler oder Arbeiter arbeitete immer für sich, nur seiner eigenen Inspiration gehorchend, seinen eigenen Ideen und Gewohnheiten gemäss. Gegen-



wärtig ist dies nicht mehr ganz so; man weicht von den alten Ueberlieferungen ab, die Nachahmung der europäischen Cultur hat wesentliche Veränderungen hervorgerufen, und leider müssen wir, wenn wir von japanesischer Kunst sprechen wollen, unsere Aufmerksamkeit sozusagen ausschliesslich nur den alten Arbeiten zuwenden.

Nachdem wir einen kurzen Ueberblick der japanesischen Künstlerstudien nach der Natur geboten haben, kommt nun die Reihe an die Geschöpfe der Fabel und Phantasie. Es ist sehr zu bedauern, dass dieser interessante Stoff, zufolge der geringen Kenntnisse, die wir von der japanesischen Literatur besitzen, so sehr in Dunkel gehüllt und mit so vielen Hindernissen umgeben ist. Was sich unseren Augen darbietet, verstehen wir leicht, aber was uns beinahe vollständig unverständlich bleibt, das ist die Sinnbildlichkeit, die poetische oder religiöse Bedeutung, welche allen Arten einheimischer Arbeiten anhängt.

Unter den Fabelthieren müssen wir vor allen anderen des Drachens Erwähnung thun, dessen Bild unzweifelhaft voralters aus China herübergenommen worden ist. In Ansehung der allgemeinen Züge ähneln der chinesische und der japanesische Drache einander, nur mit dem Unterschied, dass jener regelmässig fünf, der letztere aber nur immer drei Krallen hat.

Der Drache (s. Fig. I) wird von den japanesischen Künstlern mit grosser Kraft und Lebendigkeit dargestellt und zwar in allerlei Stellungen. Er hat einen langen, gewundenen Körper und ist mit Schuppen bedeckt; auf seinem Rücken sträuben sich mehrere Reihen scharfer Stacheln empor; die vier Beine sind ebenfalls schuppig und auswärts mit Stacheln bedeckt; die Füsse endigen in drei Zehen, welche fein, muskulös und mit riesigen krummen Krallen versehen sind. Der charakteristische und zugleich schrecken-erregendste Theil dieses von der orientalischen Phantasie ausgebornen Ungethüms ist der Kopf: es sind der ursprünglichen Zeichnung, welche an den wildesten Ausdruck eines in Wuth gerathenen Reptils erinnert, Züge hinzugefügt worden, durch welche aus demselben ein schrecken-erregendes Ungeheuer geworden ist

Die Umgebung seiner Kinnbacken, sein weitklaffender Mund und seine Augenbrauen richten schreckliche Stachelreihen gegen uns; am Hintertheil des Hauptes erheben sich doppelte Hörner, während ein zweites Paar, riesigen Fühlern gleich, sich über den Rüssel reckt; an der Stirne und an den Gliedergelenken schlagen Flammen hervor.

Nach einer solchen Beschreibung könnte man glauben, dass der Drache den Teufel oder wenigstens das Princip des Bösen ver sinnbildliche; dies ist jedoch nach der Meinung der Japanesen nicht der Fall. Und hier beginnt unsere Rathlosigkeit, denn wir haben keine sichere Kenntniss davon, wie die Eingeborenen von diesem Ungeheuer denken. Wir wissen nur soviel, dass sie demselben einen grossen Einfluss auf die grossen geschichtlichen Ereignisse, wie auf das Geschick der Kaiser und Helden zuschreiben.

Dessenungeachtet, dass das Wasser der regelmässige Aufenthaltsort des Drachens zu sein scheint, wird er nicht ausschliesslich dorthin verbannt, sondern auch hier, sowie in China, häufig zwischen Wolken oder Flammen dargestellt.

Der Drache ziert als ein besonderer Liebling der alten Künstler weit häufiger die Werke dieser als diejenigen der neueren; derselbe ist insbesondere am Hofe des Kaisers in grosser Gunst gewesen. Er kommt an verschiedenen Gewändern, Schwertern, Dolchen u. s. w. des Kaisers vor, sowie auch die Wände und Seiden gewebe seiner Paläste mit Drachen geschmückt werden, welche in ihrer rechten Kralle entweder eine Crystallkugel oder eine grosse Perle halten.

In die Reihe dieser Fabelthiere gehören noch — und hier kann ich mich nur auf KAEMPFER beziehen, der uns auch Abbildungen derselben geliefert hat — die folgenden: der *Kirin* (s. Fig. II a), ein Ungethüm mit dem Kopf eines Drachen, Leib und Beinen eines Rehes, und einem grossen Schweife wie derjenige des chinesischen Löwen. Er wird für den Vorboten des guten Glückes gehalten. Ferner der *Chi-chi* (s. Fig. II b) oder Löwe; er kommt gewöhnlich auf buddhistischen Gegenständen vor und ist, wie der Elephant, indischen Ursprungs. Der *Su-ugu*, welcher dem



Tiger ähnelt, aber ein minder wildes Aussehen hat; und der dem früheren ähnliche *Kai-tsu*.

Unter allen Fabelthieren ist unzweifelhaft die grossschwänzige Schildkröte (s. Fig. III b) der Liebling der japanesischen Künstler und wir sehen dieselbe in allen Zweigen der Kunst ohne Ausnahme wieder und wiederkehren. Im Gegensatz zu den übrigen Fabelthieren besitzt dieselbe eine ganz natürliche Gestalt, bloß mit Hinzufügung eines langen zottigen Schwanzes. Dem allgemeinen Dafürhalten nach kann die Schildkröte unter günstigen Umständen mehrere Jahrhunderte lang leben; darum wird sie für das Symbol des langen Lebens gehalten und kommt als solches in der Kunst vor.

Endlich müssen wir noch eines mythischen Thieres Erwähnung thun, welches vom Gesichtspunkte der Kunst aus betrachtet als eine der schönsten Schöpfungen des japanesischen Geistes angesehen werden muss, dies ist der *Ho-ho* (s. Fig. III a). Er hat die Gestalt eines wunderschön gefiederten Vogels mit grossem Schweif und langen flatternden Federn. Er ist auch sehr beliebt bei den Künstlern, welche ihn in der mannigfaltigsten Weise verwenden; doch gilt auch dies vorzugsweise von den alten Künstlern, weil diese mehr an dessen Existenz geglaubt haben. Die Japanesen haben natürlich, seit ihrer Berührung mit den Europäern und Amerikanern, eine Menge Vorurtheile und Aberglauben aufgegeben; dessenungeachtet bilden in den inneren Provinzen des Reiches die mythischen Geschichten von den Göttern und Helden, welche die *Bonzen* oder Priester lehren, einen Theil des Volksglaubens. So glauben sie auch von dem Vogel *Ho-ho*, dass derselbe hoch in den Lüften wohne und nur dann zur Erde herabsteige, wenn ein grosser Feldherr, Weiser oder Staatsmann geboren wird, mit einem Worte ein Mensch, welcher berufen ist, einen bedeutenden und beglückenden Einfluss auf das Geschick seiner Mitmenschen auszuüben.

Nach den Gewächsen, den wirklichen und erdichteten Thieren, würde die Reihe an den Menschen kommen, und wir hätten zu sagen, welchen Begriff sich die Japanesen von ihm bilden, wie sie ihn darzustellen oder zu versinnbildlichen pflegen?

Dies würde indessen eine etwas ausführlichere Erörterung beanspruchen, wir müssten uns allzusehr in jenen Stoff vertiefen, ihn sozusagen anticipiren — welcher eigentlich den Gegenstand der Sculptur und Malerei bildet. Es genüge daher an dieser Stelle hier nur soviel zu erwähnen, dass der menschliche Körper, mit Ausnahme einiger Götterbildsäulen, keine Glanzseite der japanischen Kunst bildet; ausführlicher werden wir hierüber noch in den erwähnten beiden Capiteln handeln. Zum Schluss dieser Einleitung aber wollen wir noch eines leblosen Gegenstandes Erwähnung thun.

Auf allerlei Kunsterzeugnissen können wir das Bild eines abgestumpften Kegels mit etwas eingefallenen Seiten wahrnehmen. Dieser Kegel stellt den Fusi-yama, einen ausgebrannten Vulcan 150 Kilometer von der Stadt Yedo entfernt, dar. Seine romantische Lage und die religiösen Erinnerungen, welche sich an ihn knüpfen, haben ihn bei den Eingeborenen zu einem Gegenstande hoher Verehrung gemacht. Wenn es überhaupt ein gemeinsames Gefühl gibt, welches von allen Classen der japanesischen Nation getheilt wird, so ist dies gewiss die hohe Verehrung für den heiligen Berg Fusi-yama, welcher Tempel, Grab und Denkmal des Stifters ihrer Religion ist. Vor zweihundert Jahren, sagen sie, ist es geschehen, dass sich in Folge vulcanischer Erschütterungen der Fusi-yama innerhalb einer Nacht aus der Erde erhob, seinen stolzen Gipfel himmeln streckend, welcher die Verehrung jener Tausende gleichsam herausforderte, die, von abergläubischer Furcht erfüllt, sein schneebedecktes Haupt zuerst erblickten, wie es sich aus den Morgennebeln hervorrang. Die Verehrung vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht, ja sie nahm mit der wachsenden Macht der japanischen Nation noch mehr und mehr zu. Der Fusi-yama ist das Ideal des Schönen in der Natur; die Japanesen werden nicht müde ihn zu bewundern, zu verherrlichen und in Bildern darzustellen. Sie malen, graviren, schnitzen, lackiren ihn, stellen ihn in allerlei Formen dar. Die Männer tragen ihn in ihren Taschen, die Frauen an ihrer Brust, die Kinder thürmen ihn aus Koth und Steinen an den Landstrassen auf und am glücklichsten



ist Derjenige, der im Bette irgend eines Flusses, der aus den Eisfeldern des Schneeberges seinen Ursprung nimmt, einen Kiesel oder grösseren Stein findet, der die Gestalt des Fusi-yama hat. Triumphirend trägt er ihn nach Hause, denn der Fusi-yama hat ihn mit einem seiner Kinder beschenkt, und weist ihm einen Ehrenplatz in seinem Gärtchen an, dessen Glanzpunkt er fortan bildet.

Zahllose Pilger wallen alljährlich mit nicht geringer Mühe zu seinem hohen Gipfel empor: sie halten diese Wallfahrt für ein unfehlbares Schutzmittel gegen grosse Calamitäten, Vermögensverlust, Krankheiten und anderes Ungemach. Wenn die Gebete des Pilgers in Erfüllung gehen, preist er die Götter und den Fusi-yama hoch; gehen sie aber nicht in Erfüllung, so ist er überzeugt, dass der Fehler in ihm liege, dessen Sünden noch mehr Busse erfordern.

Dieser heilige Berg spielt in allen Gattungen der Kunst eine grosse Rolle; wir finden Darstellungen desselben in Metall, Lack, Fayence und Porcellan, der Malerei gar nicht zu gedenken, da es ganze Albums gibt, die ausschliesslich diesem einen Gegenstande gewidmet sind. Er wird darin in allen seinen möglichen Erscheinungsweisen dargestellt; bald blos die schneebedeckte Spitze desselben, bald der ganze Berg vom Meer aus gesehen, bald in Sonnenschein, bald in Regen oder theilweise mit Wolken bedeckt. Die Höhe des Fusi-yama ist nach den neuesten Messungen 3729 Meter über dem Seespiegel, er erscheint indessen um Vieles höher, weil er allein steht und in der Nähe des Meeres aus der Erde emporsteigt. Schon von weither erblicken ihn die Schiffer des Meeres, weithin verkündet er das Dasein des japanischen Landes, dessen schönste Zierde er ist, und mit Recht gebrauchen die Landesbewohner sein Abbild als Zierrat an allerhand Gegenständen. Er macht einen tiefen Eindruck auf jeden Reisenden, welcher es nimmermehr vergisst, dass es ihm Aehnliches auf der ganzen Welt nicht wiedergibt; er ist in der That der «unvergleichliche Berg» oder der Fusi-yama!

## ARCHITECTUR.

Die Culturvölker theilen sich, — je nach Race, Religion, Nationalcharakter und Himmelstrich, — nicht allein in politischer Beziehung, sondern auch hinsichtlich der Entwicklung ihrer Kunst in mehrere Gruppen. Es gehört zum Wesen einer Nation, dass sie, gleich wie eine selbständige politische, ebenso eine eigenthümliche geistige und Kunstentwicklung besitze. Diese nationale Eigenartigkeit schliesst indessen keineswegs die gemeinsamen Grundlagen, Bestrebungen, Fortschritte aus. Die gebildeten Nationen des Alterthums, insoweit sie mit einander in Berührung standen, weisen, selbst neben ihrer ausgeprägtesten nationalen Individualität, im Einzelnen dennoch einen Zusammenhang auf, welcher entweder schon von Anfang an zwischen ihnen bestanden hat oder aber erst im Laufe der Zeit zu Stande gekommen ist. Das grössere oder geringere Maass dieses Zusammenhanges hing natürlicherweise von der grösseren oder geringeren Unmittelbarkeit der Verbindung ab, welche diese Nationen mit einander hatten.

Die Architectur nimmt in der Culturgeschichte unzweifelhaft eine sehr wichtige Stelle ein, denn der Bautrieb ist gewiss mehr oder weniger bei jedem Volk entwickelt, je nach der Bedeutsamkeit der Racen und der ihnen auf dieser Welt zugefallenen Rollen. Während nämlich der wilde und culturlose Mensch lediglich daran denkt, wie er sich eine Hütte zubereite, die ihm zeitweiligen Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewähre, wünscht der gebildete Mensch aus Stein und Marmor Gebäude von ewiger Dauer zu errichten, damit dieselben seine Grösse und Herrlichkeit auch den künftigen Geschlechtern verkündigen mögen; er will seine Ambition, sein Denken, seine stolzen Träume in einem unvergänglichen Sinnbilde zusammenfassen und möchte die kurze Dauer seines Erdenseins durch die Dauerhaftigkeit seiner Werke ersetzen. Wie viele Menschenleben, welchen Werth- und Kraftaufwand haben die Pyramiden, das Parthenon, die Stadt Rom gekostet — aber Jahrhunderte gehen über diese unsterblichen Werke dahin, welche die Macht und Grösse der Vorfahren ver-



künden. Wenn wir die Welt durchwandern, werden wir bei dem Anblick der einzelnen Orte schon im Stande sein, die Gefühlsweise, den Charakter und sittlichen Werth des Volkes, zu welchen uns der Zufall geführt hat, im voraus zu ahnen.

Wenn der Reisende Japan durchwandert, so ist das Bild, welches sich vom Norden bis zum Süden und vom Osten bis zum Westen vor seinen Augen entfaltet: eine reizende, lächelnde Natur, bergig ansteigendes Terrain, mit den kühnen Umrissen vulcanischer Gipfel abschliessende Horizonte, endlose Reihen kleinerer Gebirge, welche anmuthige Thäler einschliessen, und ausnahmsweise einige Ebenen in der Nähe des Meeres; dann aber inmitten dieser malerischen Landschaften, längs der in nicht sehr brauchbarem Stande befindlichen Landstrasse, Dörfer und Städtchen mit niedrigen kleinen Häusern, welche durch Gärten und Höfe von einander getrennt sind; Städte, in welchen die ärmeren Einwohner sich mit ihren Häusern an die Canäle, Strassen und Flussufer drängen, während die Häuser der Reichen hinter Mauern und Bäumen eines Gartens verschwinden; endlich Tempel, entweder zerstreut über die Landschaft oder innerhalb der Gemeinden selbst, und «Siro» oder Schlösser, in den verschiedenen Provinzen verstreut.

Alle diese Bauten werden nach einer geringen Anzahl von Vorbildern verfertigt, von welchen die Baumeister nie abweichen. Wir finden dort weder öffentliche Plätze noch Rathhäuser, noch Börsen, selbst Theater oder Brücken und Wasserleitungen von monumentalem Aeusseren nicht. Der Fremde kann sich also auf den ersten Blick überzeugen, dass er sich unter einem ordnungsliebenden und gefestigte Gewohnheiten pflegenden Volke befinde, welches entweder durch Gesetze oder in Folge irgend einer climatischen Nöthigung in einen verhältnissmässig engen und undurchdringlichen Kreis eingeschlossen ist; dass das öffentliche Leben in den politischen Gewohnheiten keine Rolle spielt; dass endlich das Individuum in seiner Behausung nur eine zeitweilige Herberge sieht und sich auf diesem Gestirn wie ein Reisender benimmt, welcher jeden Augenblick bereit ist, seine Habseligkeiten mit sich fortzuführen.

Wenn wir aber in den Geist der japanesischen Baukünstler tiefer eindringen wollen, können wir durch die Detailbetrachtung ihrer Werke den Begriff entdecken, welchen sie von der Kunst haben, und die Vorstellung, welche sie sich von der sittlichen Welt gebildet haben; werden wir im Stande sein das stetige Beharren gewisser allgemeiner Typen zu constatiren, deren ästhetische Bedeutung leicht verständlich ist. Vor allem Andern aber müssen wir bemerken, dass die weitläufigsten Gebäude ebenso wie die bescheidensten aus Holz gebaut sind, also aus einem Material, welches schon durch seine natürliche Beschaffenheit den Begriff der ewigen Dauer ausschliesst, welche sonst jedem Werke der Baukunst naturgemäss anzuhaften scheint. Ferner sucht das Auge vergebens die horizontalen und verticalen Linien, auf welchen der Geist des Beschauers gleichsam ausruht und andererseits sich in die Höhe erhebt, und deren Ueberwiegen der gesammten Baukunst des Westens ihren bestimmten Charakter aufprägt. Hier erblicken wir bloß gebrochene Linien, die Säulen verschwinden unter dem riesigen Schatten des Daches, das Dach aber ist eine Aneinanderreihung krumm gebogener oder hohlliniger Flächen.

Eine dritte Eigenthümlichkeit, welche der gesammten japanesischen Baukunst gemeinsam zukommt, ist das Ueberwiegen der leeren Räume über die ausgefüllten Theile. Die Tempel und Wohnhäuser haben sozusagen keine Mauern; das Dach ruht auf dünnen Säulen, welche durch bewegliche Seiten mit einander verbunden sind. Geschlossen und mit Papier beklebt, haben diese Seiten bloß den Schein von Wänden, ohne deren wirkliche und das Auge beruhigende Festigkeit; offen, gewähren sie einen freien Einblick in das Innere, welches entweder finster ist, oder, wenn es von Licht erfüllt wird, einen nur zu tiefen Einblick in die intimsten Einzelheiten des Privatlebens zulässt. Mit einem Worte, die Einwohner sehen bald so aus, als ob sie in Käfige oder Schaufenster eingesperrt seien, bald so, als ob sie vor den Passanten campirten.

Endlich ist noch ein Zug, welcher ebenfalls Allem, was aus japanesischer Hand kommt, eigen ist, zu betonen: der Mangel der



Symmetrie und der Proportionen. Mit einander verschmolzen oder von einander gesondert, correspondiren die verschiedenen Theile eines und desselben Gebäudes weder auf der linken noch auf der rechten Seite desselben miteinander. Das Thor ist nicht immer in einer Linie mit dem Haupteingang, und der Weg, welcher die beiden mit einander verbindet, hat eine schräge Richtung. Die Höhe der Zimmer bleibt immer dieselbe, wie hoch oder tief dieselben immer gelegen sein mögen.

Wenn wir der Entstehungsursache dieser gemeinsamen Charakterzüge nachforschen, stossen wir unwillkürlich auf eine Haupt-eigenthümlichkeit des japanischen Geistes, welcher wir im ganzen Verlaufe unserer der japanesischen Kunst gewidmeten Studie in vollem Maasse begegnen werden; diese besteht in der kindlichen und beinahe übermässigen Liebe zur Natur.

Bei uns strebt der Künstler nach einem Ideal, er copirt die Natur nicht, sondern berichtet und verbessert dieselbe, er gibt sie vollkommen wieder, aber überbietet sie, und wenn er wirklich das Bedürfniss eines handgreiflichen Musterbildes empfindet, so dient ihm als solches die Regelmässigkeit des menschlichen Körpers, die sieghafte Schönheit desselben, welche durch die griechische Kunst vergöttert worden ist. Im geraden Gegentheil hievon offenbart sich der Naturalismus der japanesischen Kunst, welcher den entzückenden Anblick, den die Natur unseres Gestirns gewährt, ohne Kritik und ohne Maass bewundert. Er ist nicht im Stande etwas Anderes zu begreifen, er hat keine Ahnung von etwas Besserem, er macht keinen Versuch in seinen Werken ideale Gesetze, welche wir in unserem Inneren tragen, zu verwirklichen. Er begnügt sich mit der reinen Copie, für ihn ist eine Art des Schönen, welche das in der Wirklichkeit Vorhandene überbieten könnte, durchaus nicht vorhanden; das Sinnbild ist eins mit dem Bezeichneten, er sieht Gott nur in der Natur und nirgend sonst.

Aber wo könnte übrigens der japanesische Künstler die Idee einer erhabenen Harmonie und Symmetrie auch hernehmen? Vom Menschen? Vom Menschen, diesem jämmerlichen und sterblichen

Geschöpf, welches in den Augen der Buddhisten keine Grösse und keinen Beruf hat, welches vom Universum in jeder Stunde zertreten und vernichtet wird? Nein, das Gemälde der mit Blumen erfüllten ländlichen Gegend, der überraschende und wechselvolle Fall der von den Bergen herabstürzenden Wasserfälle, die in den Strombetten daherbrausenden Wellen, die ihre kieselbesäeten Ufer bespülenden Bäche, die capriciösen und contrastreichen Manifestationen einer gewaltigen Natur, — dies sind die Musterbilder, welche ohne Wahl auf die Phantasie der japanischen Künstler wirken und ihre Kunst inspiriren. Kein Wunder daher, wenn auch der Styl derselben an jene reizende und launische Regellosigkeit der Natur erinnert.

Hiezu tritt indessen noch ein physikalischer Umstand, den sie bei ihrer Baukunst in Rechnung ziehen müssen und zwar in dem grösstmöglichen Maasse. Da nämlich der Boden Japans ein vulcanischer ist, so sind daselbst die Erdbeben äusserst häufig. Die Baukünstler müssen daher all ihr Streben dahin richten, Gebäude herzustellen, welche dieser grossen Gefahr widerstehen. Aus diesem wichtigen Umstande ist es natürlich, warum sozusagen ihr einziges Baumaterial ausschliesslich das Holz ist, warum jeder einzelne Theil der Gebäude ein abgesondertes Ganze bildet, welches in seine Theile zerlegt und wieder zusammengestellt werden kann, und warum sie ein so grosses Gewicht darauf legen, dass das Dach über alle Proportion schwer sei. Wenn ein Erdbeben kommt, drückt das Dach den Bau gegen die Erde, dieser wankt zwar in seinen Angeln und kracht in seiner ganzen Construction, aber er widersteht wie das Schiff dem Sturme und stürzt nicht zusammen. Wenn er aber dessenungeachtet dem übermässig starken Stosse Widerstand zu leisten ausser Stande gewesen und zusammengestürzt ist, lesen die Einwohner die einzelnen Theile desselben auf und stellen sie wieder zusammen, wie ein Kartenhaus. Die Bevölkerung ist an solche Vorkommnisse so gewöhnt, dass sie beim Verspüren des ersten Stosses sofort auf den Hof hinausstürzen und dort das Schicksal abwarten, welches ihrem Hause widerfahren wird. Es ist sehr natürlich, dass mit grossartigeren Tempeln in so leichter



Weise nicht verfahren werden kann; deshalb werden wir bei dem Bau derselben eine besondere Sorgfalt verwendet sehen und wird uns die Schwere der Dächer, welche hier, wie es scheint, ein noch nothwendigeres Erforderniss ist, bei denselben noch mehr auffallen.

Dies wären die hauptsächlichlichen Charakterzüge der japanischen Baukunst und die Ursachen, auf welche dieselben, unserm Dafürhalten nach, zurückgeführt werden können. Nun wollen wir aber auf einige Einzelheiten eingehen und zwar mit Rücksichtnahme auf die einzelnen Arten der Bauwerke.

Die Architectur, als Kunst betrachtet, nimmt ihren Ursprung von dem ersten gottesdienstlichen Baue. Im Zeitalter des Glaubens denkt der Mensch, ehe er noch seine eigene Behausung ausschmückt, an die Ausschmückung des Gotteshauses. Unzählige Ursachen, unter welchen wir die Verehrung der Vorfahren und die Inehrenhaltung der alten Gebräuche in die erste Reihe stellen müssen, haben in Japan die Einfachheit und Einförmigkeit des Kirchenstyles zuwege gebracht. Der erste Künstler hat gleichsam das Vorbild geschaffen, von welchem nicht mehr abgewichen wird.

Alle Tempel, welche man in Japan sehen kann, reihen sich um zwei Typen, nämlich die «Mya» oder Bethäuser der Shinto-Religion und die «Tera» oder Bethäuser der Buddha-Religion.

Die «Mya» ist aus rohem Holz gebaut, einfärbig, von kleinem Umfang; ihr Dachwerk, welches eine convexe Oberfläche hat, ist aus kleinen Fichtenschindeln zusammengeschichtet, bis zu 16 Cm. dick, und auf beiden Seiten, von denen die eine nach vorn, die andere nach hinten geneigt ist, mit einer durch geschnitzte Bretter ausgefüllten Oeffnung versehen. Auf dem Dachfirste sind runde Holzstücke überzweg gelegt.

Die «Tera» (s. Fig. IV) ist vielfärbig, umfangreich, mit runden Ziegeln gedeckt, welche so geschickt zusammengelegt sind, dass sie vom Gipfel des Daches herabwärts eine Hohlkehle bilden. Den First des Daches ausgenommen, ist jede Fläche krumm und die Fugen derselben sind mit breiteren Ziegeln ausgelegt und endigen in Zierraten aus gebranntem Thon, aus welchen Fayence-

Hörner gen Himmel ragen. An diese Hörner hängen die Chinesen Glöckchen auf, welche indessen in Japan selten vorkommen. An beiden Seiten befinden sich an den Ecken der beiden Hauptseiten kleine Thürdächer, von welchen, einen hübschen Halbbogen beschreibend, eine Seitenhölzung ausgeht, in der Art, dass von dem Standpunkte des unten stehenden Beschauers ein vierfach durchbrochenes Dach das mit vielen vorspringenden Ecken versehene Gebäude überdacht. Der Vorsprung, welcher auf allen Seiten gleich ist, beträgt ungefähr 1 Meter 50 Centimeter. Diese Verschiedenheiten ausgenommen, zeigen die beiden Tempelarten hinsichtlich der übrigen Linien eine gleiche Zeichnung. Wir können übrigens hieraus ersehen, dass die Buddhisten-Tempel im ganzen Lande mit mehr Luxus erbaut sind, als die Shinto-Tempel.

Wie der griechische Tempel, ist auch der japanische der Art gebaut, dass er von aussen her offen ist; der Gläubige bleibt draussen, um seine Andachten zu verrichten; das Dachwerk ragt auch noch über das Hauptthor hervor, wie eine Vorhalle von Säulen gestützt, um Jenen zu beschützen, der den Gott mit einem Gong-Schlage ruft, ihn verehrt, mit den Händen klatscht, dass er ihn entlasse, und sodann wieder weiter geht. Im Innern des Tempels ist Alles in Halbdunkel gehüllt. Das riesige Dachwerk, welches von aussen das Gebäude überragt, drückt dasselbe und verhüllt dessen Einzelheiten. Es wird bald von viereckigen Pfählen, bald von runden Säulen getragen, deren Sockel mit Metallplatten belegt sind und deren Spitze des Knaufs entbehrt. Die Zwischenräume der Säulen sind gross und die Stützen dünn, mit schwerfälligen Einsäumungen beladen. Ein grosser, gelind gebogener Balken läuft horizontal 50 Centimeter unter dem Gesimbalken dahin und verbindet die Säulen mit einander; rechts und links steht derselbe ein wenig hervor und endigt in je ein grosses geschnitztes Elephantenhaupt.

Der Verbindungsbalken ruht oft nicht unmittelbar auf den Säulen, sondern ist von diesen durch einen künstlich gebauten Gesimsträger getrennt, welcher aus labyrinthisch zusammengesetzten kleinen Zähnen von der Gestalt abgestumpfter Kegel



besteht, welche buntfärbig sind und sich in mehrere Schichten theilen. Ein ähnlicher Zierrat trennt öfter den Gesimsbalken seiner ganzen Länge nach von der Kranzschwelle. Oft sieht man zwei bis drei Reihen solcher übereinander geschichtet und im Dachwerk verschwindend, welches solcherweise auf lauter kleinen Pyramiden zu ruhen scheint. Wenn wir über die Baukunst selbst eine Abhandlung schreiben wollten, müssten wir noch unzählige Nebendetails aufzählen, müssten auch noch die innere Construction beschreiben, die Zimmermannsarbeit und die Anwendung der Gesetze der Mechanik. Dies sind indessen Details, welche die technische, nicht aber die künstlerische Seite der Baukunst berühren. Aus dem letzteren Gesichtspunkte, welcher uns hier allein beschäftigt, haben wir noch einige Dinge aufzuführen, welche jederzeit die Apper-tinentien der japanesischen Tempel bilden.

Der Tempel steht nie allein und concentrirt den Cultus nicht in *einem* Gebäude. Um das Hauptheiligthum herum befinden sich auch andere kleinere Gebäude in demselben Styl gebaut, bisweilen noch mehr verziert: das Eingangsthor, Capellen, eine Bonzerie oder Kloster, mit dem Hauptgebäude durch offene Gallerien verbunden, ein Brunnen (s. Fig. V) für die Waschungen, eine Bronzeglocke (s. Fig. VI) unter einem besonderen kleinen Dach, eine Pagode (s. Fig. VII) oder Thurm mit zwei, drei oder fünf Stockwerken, deren elegante Form aus Abbildungen in der ganzen Welt hinreichend bekannt ist.

Alle diese Gebäude, zerstreut in demselben Bezirk, theilen die Aufmerksamkeit und verringern die Wirkung des Haupt-eindrucks. Es gibt indessen andere, welche die Wirkung vergrössern und den Geist des Beschauers gleichsam auf das Heiligthum vorbereiten.

Das erste von diesen ist der «Tori» (s. Fig. VIII). Der «Tori» ist ein Thor oder ein Bogen, besteht blos aus zwei in den Boden eingesetzten Säulen ohne Sockel, welche, wie die dorischen Säulen, gelinde gegen einander geneigt sind; einen Fuss unterhalb ihrer Spitze verbindet sie ein Balken, welcher frei und blos in den beiden Zapfenlöchern ruht, oder aber tragen sie einen viereckigen,

wagrechten Balken, auf welchem ein anderer gelinde gebogener und gegen die Enden zu verdickter Balken liegt. Nichts ist wirkungsvoller, als diese einfachen Linien, insbesondere, wenn der «Tori» aus Stein besteht und zu seiner gefälligen Form sich noch die Idee der Festigkeit gesellt. Gewöhnlich aber sind sie aus Holz gefertigt und hellroth bemalt. In gewissen Entfernungen wiederholen sie sich, bloß mit dem Unterschied, dass sie immer kleiner werden, je mehr sie sich dem Heiligthum nähern. Wenn dieses auf dem Gipfel eines Hügels oder Berges steht, dann steht an dessen Halde der «Tori», welcher wegen seiner hellrothen Farbe fernhin sichtbar ist und den Wanderer schon von weitem mahnt, dass er sich einem Heiligthum nähert. Dieses ist so sehr ein integrierender Bestandtheil einer japanesischen Landschaft, dass wir uns eine solche ohne dasselbe kaum vorstellen können, es gehört so unerlässlich dazu, wie der Schwengelbrunnen zur Alföld-Landschaft.

Der «Toro» (s. Fig. IX) ist eine kurze dicke Säule, trägt auf dem Sockel eine kleine Laterne aus Stein oder Bronze und ist mit einem Dache aus gleichem Stoff gedeckt, dessen Ecken aufwärts gekrümmt sind.

Zum Schluss müssen wir noch die Löwen von Korea erwähnen, welche oft als Wachen am Eingang des Tempels stehen.

Wenn wir, anstatt den Styl zu detailliren, diese Monumente in dem Rahmen betrachten, in welchen sie gefasst sind, wenn wir nicht ihre absolute Grösse in Betracht ziehen, sondern ihren Charakter und den Einklang, in welchem sie mit der Umgebung stehen, in welcher sie sich erheben: so werden wir, anstatt der erhabenen und klaren Idee, eine originale Auffassung, in Ermangelung des Ideals aber einen tiefen und ausgezeichneten Sinn für die Natur finden.

Und in der That ist es diese letzte Eigenschaft, mit welcher die japanesischen Künstler ihre Mängel vergüten. Das ist es, wodurch sie sich vor allen anderen Künstlern unterscheiden und worin sie selbst ihre Lehrmeister, die Chinesen, übertreffen. Niemand hat es so wie sie verstanden jene Schönheit zu erfassen, welche die Kunst und die Natur einander wechselseitig verleihen.



Bald verbergen sie ein einzelstehendes kleines Gebäude in einem Bambushain oder zwischen einer Cederngruppe, bald entfalten sie in einem Jahrhunderte alten Garten, in der Mitte der Städte, die Reize ihrer grossen vergoldeten Pagoden, welche an Feiertagen vergnügungsreiche Versammlungsorte der Bevölkerung sind; am meisten lieben sie es in der Nähe einer Stadt an den Hängen eines steilen Hügels, wie in Kamakura, die verschiedenen Bestandtheile eines Tempels stufenförmig aufzustellen und breite Granittreppen zu ihnen hinaufzuführen; oder aber sie zerstreuen, wie in Nikko, eine ganze Tempelstadt in den steilen und waldigen Schluchten der Berge inmitten herabbrausender Gewässer, so dass der Reisende darin täglich neue und neue, in irgend einem noch nicht durchsuchten Winkel versteckte Theile entdecken kann. Es gibt keine Anhöhe, welche nicht ihren grossartigen oder bescheidenen Tempel besässe, kein Heiligthum, welches nicht in Ermanglung eines Waldes, mit Cedern- oder Fichtenpflanzungen umgeben wäre. Die japanesische kirchliche Kunst ersetzt durch die Anmuth des guten Geschmackes und der Farben die Armuth ihrer Zeichnungen und die Mittelmässigkeit ihrer Conceptionen.

Alle diese Bauten kosten viel und es ist zu verwundern, wie dieselben sich inmitten einer so armen Bevölkerung so zahlreich erheben können. Die Privatspenden der Gläubigen, sowie die von den Geistlichen von Haus zu Haus vorgenommenen Sammlungen würden zu ihrer Errichtung nicht hinreichen; die schönsten Heiligthümer sind durch die Daimios, Shoguns und Mikados errichtet worden. Diejenigen, welche von Friedhöfen umgeben sind — und deren gibt es unzählige — werden durch die Familien erhalten, deren Todte sie beherbergen; aber das Feuer nimmt unter diesen leichtentzündlichen Gebäuden fortwährende Verwüstungen vor. Wieviel Plätze stehen gegenwärtig leer, auf denen sich ehemals berühmte Tempel erhoben!

Ehemals wurden sie wieder aufgebaut; so sind z. B. die Tempel von Kioto zum zweiten- oder drittenmal wieder aufgebaut worden und zwar in schon bekannten Jahren. Heutzutage geschieht das nicht mehr, und den Platz der Tempel, wenn

er nicht leer bleibt, nehmen Fabriken, Casernen und Magazine ein.

Nach japanesisch-statistischen Angaben würden im ganzen Lande 128,000 Shinto-«Mya» und 98,000 Buddhisten-«Tera» bestehen; wir würden uns indessen täuschen, wenn wir glauben wollten, dass jene Religion um so viele Gläubige mehr zähle. Ihre Heiligthümer sind nämlich grösstentheils blos kleine Capellen, in welche man oft gar nicht hineingehen kann, in Hainen versteckt, leer und überaus häufig verlassen. Uebrigens muss auch in Betracht gezogen werden, dass diese Statistiker jedenfalls bestrebt gewesen sind, die von ihnen protegirte Religion in günstigerem Lichte erscheinen zu lassen.

Es würde zu weit führen, alle merkwürdigeren Tempel Japans aufzuzählen; ich will nur einiger Erwähnung thun, welche insbesondere aus künstlerischem Gesichtspunkte Werth haben.

Unter diesen steht unstreitig an erster Stelle der Shiba-Tempel in Yedo. Er umfasst, ausser den Gräbern der Shogunen, Kirchen und ein Kloster. In der Mitte des grossen Hofes hatte die Hauptkirche gestanden, welche jedoch in der Sylvesternacht 1874 abgebrannt ist, unmittelbar vor dem Tage, an welchem sie wieder dem Shinto-Cultus übergeben werden sollte. Es werden für ihren Wiederaufbau Sammlungen veranstaltet; man beabsichtigt sie ganz so wieder herzustellen, wie sie gewesen; man zeigt ihren Plan, ob derselbe aber zur Ausführung gelangt, weiss noch Niemand. Zwischen alten Bäumen erhebt sich ein viereckiger Thurm von mehreren Stockwerken; hinter diesem befinden sich die kleineren Kirchen und Gräber. In der äusseren Erscheinung dieser Kirchen ist nichts, was sie von den übrigen Kirchen unterscheiden würde, ausgenommen die Schnitzwerke, den Reichthum der Details und die Menge der Vergoldungen. Alle diese Details, welche gewöhnlich Holzfarbe haben, sind hier roth lackirt; die Schnitzwerke sind reichlich mit Platten belegt, sämmtlich aus vergoldeter Bronze, mit zierlicher Detailarbeit; jede Kante und jede Kerbe ist vergoldet, ja selbst an den Rändern der Dachziegel ist das Wappen der Shogunen — die drei Paulovnien-Blätter — überall in Gold



angebracht. Der Boden aber ist mit den feinsten Matten bedeckt. Shiba ist der Glanzpunkt der japanesischen Kunst und das schönste, was Japan in dieser Hinsicht herzustellen vermocht hat.

Die eigentlichen Schätze Shibas sind die Gräber, welche durch Mauern von einander getrennt sind. Dieselben liegen reihenweise nebeneinander, von den herrlichsten Nadelbäumen überschattet, welche noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch den berühmten Taiko-Sama gepflanzt worden sind. Die ältesten Gräber stammen aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Die Grabdenkmäler Shibas, welche sämmtlich nach *einem* Muster verfertigt sind, bestehen aus drei von einander zu unterscheidenden Theilen; diese sind: der Hof, das Heiligthum oder eigentlich die Kirche und das hinter der Kirche befindliche Grab.

Der Hof ist vom Haupteingange durch eine Mauer getrennt, welche an der Seite des Hofes eine bedeckte Gallerie bildet. Hohe, durchbrochene Reliefs aus Holz dienen in den Fenstern der Mauer als Gitterwerk. Es sind prachtvolle Arbeiten, in Wolken schwebende Fasanen und Pfauen, zwischen Wellen schwimmende Wasservögel. Der Bildschnitzer versteht es mit unvergleichlicher Kunst die einzelnen Glieder der Thiere hervortreten zu lassen oder zu verhüllen. Die Lebhaftigkeit der Farben und der Glanz der Vergoldung vergrössern noch den Effect dieser kleinen Kunstwerke, in welchen der Sinn für Naturschönheit einen so lebendigen Ausdruck erhält.

Im Hofe stehen zwei Reihen «Toro» oder Laternen aus Stein gehauen und wir werden von Schritt zu Schritt immer mehr und mehr geblendet durch die Kostbarkeit der Materialien, den verschwenderischen Reichthum der Ornamente, die vollendete Ausführung der Details und die feierliche Schönheit des Ganzen.

Dem Eingange gegenüber steht der eigentliche Tempel. Hier erinnert Alles an die Grösse, Macht und den Reichthum des hingeschiedenen Herrschers. Rechts und links von der Thüre stehen Götzen, welche in buddhistischen Tempeln selten fehlen. Der eine mit zornigem, roth gemaltem Gesichte und offenem Munde ist der Repräsentant des männlichen Elements, der andere mit grünem

Gesichte und geschlossenem Munde derjenige des weiblichen Elements. Durch ein mit Sculpturen und Bronzeornamenten reich geschmücktes Thor gelangen wir in das Innere. Dieses ist, wie in allen Tempeln, dunkel und das Auge muss sich erst ein wenig daran gewöhnen, bevor es die Einzelheiten zu unterscheiden vermag. Den Fussboden bedecken die feinsten Matten; es ist nicht einmal erlaubt, dieselben zu betreten und man darf nur von der Schwelle in das Innere des Heiligthums blicken. Die Wände sind mit Sculpturen angefüllt, am schönsten aber ist der Plafond, an welchem die Balken ein goldenes Netz von Quadraten bilden, in deren jedem eine vergoldete oder farbige Blume oder ein Vogel dargestellt ist. Im Hintergrunde steht ein Altar mit Ladeschränken, mit blumengefüllten Vasen bedeckt, und in der Mitte desselben Buddha's Bildsäule zwischen Kerzen. Den Altar umgeben vom Plafond herabhängende kleine Kronleuchter.

Die Vorliebe für das Groteske, die Vollkommenheit der Ausführung, die Fruchtbarkeit der Phantasie und das zarte Naturgefühl sind die Charakterzüge aller der Herrlichkeiten, mit welchen die letzte Wohnstätte der Shogunen reich geschmückt ist. So lange der Künstler blos mit heiligen Gegenständen beschäftigt ist, lässt er sich blos durch die Tradition leiten; aber sobald er zu den Vögeln, Blumen, Wolken, Wellen übergeht, verlässt er das alte Geleise, bewegt er sich freier und schafft Werke, welche selbst den europäischen Künstlern der Renaissance-Zeit zur Ehre gereichen würden.

Hinter dem Tempel befindet sich das Grab. Einige Steinstufen führen zu demselben empor, es ist mit einem Steingeländer umgeben und von auffallender Einfachheit. Auf einem granitenen Postament stehen einige Bronzegegenstände: eine senkrechte Walze von 35 Centimeter Durchmesser mit einem Thor versehen, ein koreanischer Hund, ein auf einer Schildkröte stehender Reiher und ein Blumenstrauss.

Taiko-Sama's ehrwürdige Bäume bilden den Rahmen.

Shiba ist in vielen Hinsichten Nikko ähnlich, nur mit dem Unterschiede, dass es dasselbe in Vielem übertrifft, zwar nicht in der Feinheit der Details, aber durch die Grossartigkeit der Dimen-



sionen, die Menge der Tempel und Monumente, hauptsächlich aber durch die wunderschöne Lage und die grossartige Natur, welche diesen berühmten Ort umgibt.

In Japan gibt es ein Sprichwort, nach welchem Derjenige, der Nikko nicht gesehen hat, das Wort «kekko», d. i. wunderschön, nicht aussprechen kann. Wie wahr dieses Sprichwort sei, kann nur Derjenige wissen, der in Nikko gewesen ist und sich mit eigenen Augen von den Herrlichkeiten überzeugt hat, die sich hier vor ihm aufthun.

Einige Stunden nördlich von der Stadt Yedo fliesst der Fluss Tona-gava. Im Sommer hat er nur einen schmalen Wasserlauf, welcher sich im geräumigen sandigen Flussbett einen Weg sucht; aber wie die Kahlheit der Ufer und jene Holzbarrikaden beweisen, welche stellenweise zum Schutze der Ufer errichtet worden sind, besitzt derselbe auch seine Ueberschwemmungszeit. Dieser Art ist übrigens ein jeder Fluss Japans; indem sie nämlich vom Gebirge bis zum Meere nur einen kurzen Weg zu machen haben, sind sie im Sommer und Winter fast trocken, im Frühling und Herbst aber schwellen sie über alles Maass an und demzufolge ist ihr Bett auch nicht tief.

Ueber den Tona-gava-Fluss wird auf Fähren übergesetzt und auf dem anderen Ufer beginnt gleich hinter der Ortschaft Nakada eine breite Baumallee. Diese Allee zieht sich 22 Meilen lang gegen die Berge zu und wird nur an einigen Stellen unterbrochen, wo sie einigen Gemeinden Platz macht. Die Bäume, lauter Cedern, werden immer grösser, bis zu Riesen, welche nur vier Männer umfassen können; sie berühren einander mit ihren Kronen und bilden oben ein riesiges grünes Bogengewölbe. Ein diesem ähnliches Dach existirt vielleicht auf der ganzen Welt nicht mehr. Unter diesem herrlichen Kuppeldach wandelten die alten Shogunen dahin, wenn sie nach Nikko gingen, die Gräber ihrer Ahnen zu verehren. Dies ist der Weg, auf welchem alljährlich, besonders in den Sommermonaten, Tausende von Pilgern dahin wallen zu den berühmten Grabdenkmälern, welche in 800 Meter Höhe zwischen den Bergen liegen. Ausländern ist es erst seit einigen Jahren gestattet dorthin

zu reisen, aber auch jetzt nur mit besonderer Erlaubniss der Regierung.

Nikko stammt aus den letzten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts. Es wurde von einem der mächtigsten Herrscher Japans gegründet, um das Andenken der Unterwerfung Koreas zu verewigen. Es ist der Begräbnissort des berühmten Yeyas, sowie mehrerer seiner Nachfolger und bildet eine ganze Tempelstadt.

Am Ende der Allee liegt das kleine Städtchen Nikko ansteigend längs der Strasse. Es ist ein netter reiner Ort, wie alle Gemeinden Japans; in der Mitte der Hauptgasse befindet sich ein mit Steinen ausgemauerter Canal, in welchem das reine Gebirgswasser herabrinnt. Diese kleine Stadt besitzt eine namhafte Hausindustrie; ihre Bewohner verfertigen verschiedene Arbeiten aus jenen zahllosen Naturproducten, welche die umgebenden Wälder liefern.

An dem gebirgwärtigen Ende der Hauptgasse braust aus dem Fussgrunde eines daselbst emporragenden kleinen Berges ein Gebirgsbach hervor. Ueber denselben führen zwei Brücken von einem Ufer zum andern. Beide sind aus Holz verfertigt, nur mit dem Unterschiede, dass die eine ganz einfach und natürlich holzfarben ist, während die andere mit einem sehr zierlichen Geländer versehen, hellroth lackirt, schön geschnitzt und mit gravirten Bronzeplatten und Kegeln verziert ist. Ueber die erstere ist der Uebergang jedem Sterblichen gestattet; über die letztere sind nur die Shogunen gegangen und sie ist auch heutzutage bloß für den Kaiser oder den «Teno» reservirt.

Sowie wir die Brücke überschritten hatten, gelangten wir an die heilige Stätte, gar nicht ahnend, was die Zweige der riesigen Bäume unseren Augen noch verbergen. Auf den Berg hinauf führt eine sehr breite Granitstiege, von deren oberem Ende aus nach mehreren Richtungen hin sich die breiten Riesenceder-Alleen erstrecken; sie sind wegen der vom Gebirge rinnenden Wässer entweder in der Mitte oder an den Seiten mit Steinen gepflastert und führen sämmtlich zu grossartigen Kirchen und Denkmälern.

Die Tempel von Nikko liegen auf einem alleinstehenden



Berge, welcher von einer grossen Bergkette umgeben ist. Baumalleen durchschneiden diesen Berg und verbinden die Tempel miteinander, welche das ganze Plateau bedecken; dasselbe durchrieseln nach allen Richtungen frische Bergbäche, welche in der Nähe der Monumente in steingepflasterte Betten gefasst sind. Es würde schwer sein auf alle Details einzugehen und so einen vollkommenen Begriff von diesen Monumenten zu geben; hinsichtlich ihrer Form und Eintheilung sind dieselben Abbilder von Shiba, und die beigegebene Originalkarte wird ganz gewiss die vollständigste Vorstellung von ihrer Menge und Anordnung geben.

Wir stossen bei jedem Schritte auf neue und immer neue Gegenstände von historischem Werthe. Hier ist ein herrlicher Brunnen aus Stein, ein Geschenk Nabézima's, des Fürsten von Hizen; er hat ein sehr einfaches Steinbassin und ein äusserst prächtiges Dach auf vier Holzsäulen; das Wasser strömt aus dem Munde bronzener Drachen hervor. Dort ist eine Glocke und eine Laterne, beide aus Bronze, ein Geschenk der Koreaner; dort eine andere vom Fürsten Satzuma den Göttern gewidmet; dort der Stein „*Tori*“ vom Fürsten Chikuzen; dort der Stall, in welchem Yeyas' Schlachtross gestanden, das den grossen Shogun so oft zum Siege getragen hat. Endlich hinter einem grossartigen Thor steht der Tempel Gongen-Samás, welcher der berühmteste, grösste und schönste ist.

Die von prächtigen Vergoldungen strahlende Bedachung ruht auf einem Holzzimmerwerk, welches sich aus einem grossartigen Steinfundament erhebt. Der Tempel besteht aus zwei Hauptgebäuden, welche mit einem kleinen Saale verbunden sind. Der Boden des letzteren besteht aus einem einzigen Stein von 10 Meter Länge und 4 Meter Breite, weshalb dieser Saal auch der Steinsaal genannt wird. Die «Bonzen» oder Priester gelangen in diesen Saal durch einen gedeckten Gang, welcher auch durch die Scheidewand hindurchgeht.

Von hier aus gehen sie, nach Massgabe der Umstände, bald in den rechts liegenden Saal, welcher vor den Blicken der schwachen Sterblichen allezeit durch Holzwände (aus geschnitztem Holze in

China verfertigt) verschlossen ist, bald in den links liegenden, welcher noch grösser ist als der vorige.

Am oberen Ende der Treppe befindet sich eine geräumige Gallerie mit einem Geländer umgeben und von einem überragenden Dache beschirmt. Die Säulen, welche mit farbigen Holzsculpturen geschmückt sind, repräsentiren werthvolle Kunstobjecte.

Der Plafond des Hauptsaaes besteht aus lauter durch die Balken gebildeten kleinen Quadraten, mit Sculpturen ausgefüllt wie in Shiba; auch die Wände sind denen in Shiba ähnlich und Alles ist so wohl conservirt, wie es bei orientalischen Nationen äusserst selten der Fall zu sein pflegt. Am Ende dieses Saaes befinden sich noch zwei kleine Säle, von denen der eine für den Mikado oder dessen Abgesandten bestimmt, der andere aber der Wohnsaal des Shoguns gewesen ist. Der Saal des Mikado ist, verglichen mit dem des Shoguns, verhältnissmässig einfach. Der letztere schimmert nur so von Goldlackirung, Malereien und Sculpturen. Sein Plafond zerfällt in zwei Theile von nur je fünf Quadratmeter Flächenraum, besteht aus kostbarem Holz und ist kunstreich gearbeitet. Die Seiten dienen als Verschläge, sind ähnlicherweise mit Schnitzwerk verziert und von riesiger Grösse. Die Matten sind von der allerfeinsten Sorte, die hier und da umherliegenden Geräthe und Gegenstände sind aus Goldlack gefertigt, äusserst geschmackvoll und repräsentiren einen grossen Werth. Mit einem Worte, Alles in diesem Bau erinnert an dessen ehrwürdigen Eigenthümer, und der Mensch empfindet beim Eintritt in diesen Saal gleichsam den Nachgeschmack jener ungewöhnlichen Pracht, mit welcher sich die Usurpatoren der irdischen Gewalt zu umgeben gewusst, und welche ohne Zweifel den sie umstrahlenden Glanz und die absolute Gewalt, welche sie bis zur Revolution von 1868 in ihren Händen concentrirten, in nicht geringem Maasse gehoben hat.

In der den Tempel umgebenden Gallerie, sowie in den Nebengebäuden befindet sich eine Ausstellung. Dieselbe ist erst seit einigen Jahren Mode geworden und steht gewöhnlich während der Dauer der schönen Saison hundert Tage lang offen.



Unter den vielen Gegenständen, welche ohne jedes System hingelegt sind, ziehen manche unsere Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich: gestickte Gewänder, Bronzegefässe, Metallspiegel, Holzmasken, Schwerter, Priesterhüte, Laternen, Lanzen, Flinten, Panzer, Goldlack-Schachteln u. s. w.

Vor Allen merkwürdig sind darunter zwei Schwerter, welche Eigenthum Yeyas' gewesen sind. Das eine derselben hatte der grosse Shogun einmal am Meeresstrande verloren und dasselbe wurde nur viel später, natürlich in schadhaftem Zustande, wiedergefunden; gegenwärtig besteht es blos aus zwei verrosteten und mit Krystallisationen bedeckten Eisenstücken. Diese Reliquie wird in hohen Ehren gehalten.

Eine weitere grosse Merkwürdigkeit sind die sehr schönen seidenen Frauengewänder, welche Eigenthum der Gemahlin des Shoguns Hidetada gewesen sind, sowie auch mehrere Kleinigkeiten aus Goldlack.

Fernere Merkwürdigkeiten sind: ein Stein, auf welchen Yeyas sein Tintenfass warf, wobei die herausfliessende Tinte ein Schriftzeichen bildete; eine Rolle mit Yeyas' Handschrift u. s. w.; endlich Yeyas' «Norimon» oder Tragsessel.

Dieser Tragsessel, welcher oben von einer Kugel durchlöchert ist, hat der Militärherrschaft der Shogune, welche grösser gewesen als selbst die gesetzliche Gewalt, einen besonderen Glanz verliehen. Eines schönen Tages nämlich, als sich Yeyas in diesem Tragsessel in der Umgegend von Osaka spazieren tragen liess, lauerte ihm sein Feind Sanada mit einer Schaar Gesinnungsgenossen auf den die Strasse beherrschenden Höhen auf und empfing ihn mit einem Kugelregen; eine einzige Kugel traf den Lackkasten und drang hindurch, ohne jedoch den grossen Helden zu verletzen. Dieses Ereigniss, bei welchem Yeyas sein Leben hätte verlieren sollen, aber vollkommen unversehrt davon kam, hob sein Ansehen im Volke, welches in diesem glücklichen Zufall eine besondere Fürsorge des Himmels erblickte, noch viel höher. Dies ist vom historischen Gesichtspunkte der interessanteste Gegenstand der Aus-

stellung, nach dessen Besichtigung wir noch zu Yeyas' Grab pilgern müssen.

Yeyas' Leichnam wurde nach seinem Ableben nicht verbrannt, wie es in jener Zeit Brauch war, sondern in einen sehr kostbaren Sarg gelegt und über seinem Grabe auf Befehl des Mikado ein Denkmal errichtet.

Dieses Denkmal liegt nördlich hinter dem Tempel, oben auf der Höhe. Zu demselben führt eine malerische Granittreppe im Schatten 150 Fuss hoher Riesen-Cypressen empor. Das Denkmal hat denen von Shiba als Vorbild gedient und ist denselben ganz ähnlich. Hier hat die Walze blos eine symbolische Bedeutung, da der Körper begraben ist, während sie in Shiba, wo die Leichname der Shogune meist verbrannt wurden, das Gefäss beherbergt, in welchem ihre Asche ruht.

Auch in Nikko sieht man allenthalben das Wappen der Shogune schimmern; jeder erdenkliche Ort ist mit den drei Paulovniablättern geschmückt. An den Ursprung desselben knüpft sich eine hübsche Sage.

Einer der ersten Shogune zog einmal in den Krieg und entfernte sich mit seinem Gefolge sehr weit von seiner Truppenabtheilung. Es wurde Abend, er war müde, fühlte Hunger; seine Begleiter entzündeten alsbald ein Feuer und sorgten für Speise. Letztere hatten sie glücklicherweise mit sich genommen, aber es gebrach an jeglichem Geschirr, worauf sie dieselbe hätten legen können. Da sprang einer der Soldaten empor, riss drei riesige Blätter einer *Paulovnia imperialis* herab und reichte auf diesen die Speisen dem Shogun, welcher zur Verewigung dieses denkwürdigen Geschehnisses die drei Paulovniablätter zu seinem Wappen wählte.

Ausser Yeyas' Grabdenkmal ist noch eine Anzahl Gebäude sichtbar, von welchen die schönsten die Grabdenkmäler seiner beiden Nachfolger sind. Da auch diese mehr oder minder dem früher erwähnten ähnlich sind, wäre es überflüssig sich in eine Beschreibung derselben einzulassen.

Die Besichtigung aller dieser Merkwürdigkeiten versenkt den



Reisenden in tiefes Nachdenken; es steigen vor ihm die Geister jener Helden auf, deren Asche unter dieser heiligen Erde ruht. Drei Jahrhunderte weit zurückgeführt, wandeln wir in der Einbildung inmitten jener ausserordentlichen Gesellschaft, deren unerschrockene Repräsentanten, die unermüdlichen Helden des Ehrgefühls, in der japanesischen Geschichte ewig fortleben werden, um an die Vorschrift des Confucius zu erinnern: «Du darfst nicht unter demselben Himmel leben mit dem Mörder deines Vaters»; ein Gesetz, welches nie besser angewendet worden ist als im Reiche der Daimios und welches nicht allein die Basis des japanesischen Ritterthums, sondern auch den Schwerpunkt jener eigenartigen Civilisation bildet, welche uns ein so wunderbares Gemisch von verfeinertem Barbarenthum und zarten Empfindungen vor Augen führt.

Unter den Tempeln Yedos muss ich noch zweier Erwähnung thun. Der eine derselben ist Asaksa-Tera, der andere der Tempel der 500 Genien. Von beiden hat HUBERT in seinem Werke «Le Japon illustré» (II, 253 und 85) Pläne, Abbildungen und erschöpfende Beschreibungen mitgetheilt. Indem ich auf dieselben verweise, wünsche ich blos zu bemerken, dass Asaksa-Tera beinahe ein ganzer kleiner Stadttheil ist. Es besteht aus mehr als hundert Bonzerien, deren jede eine grössere oder geringere Anzahl von Gebäuden in sich fasst, sowie Tempel, Pagoden, Capellen, Theehäuser und Kaufläden. Der merkwürdigste und grösste Tempel darin ist der Kvannon, welcher zugleich einer der grössten Tempel des Reiches und stärker als alle anderen besucht ist. Um ihn herum wird ein ewiger Jahrmarkt gehalten; derselbe besteht grösstentheils aus Spielwaarenhandlungen, aber die Spielwaaren und insbesondere die Puppen sind so niedlich gemacht, dass mit ihnen selbst die Erwachsenen gerne spielen mögen. Man findet dort winzige Miniaturhäuser, Küchen, massenhafte Schmuckgegenstände aus Glas und Papier für Mädchen. Gewisse Theile überschwemmen die Blumenhändler mit ihren geschmackvoll gefüllten Blumentöpfen; allgemeiner Beliebtheit erfreuen sich heutigen Tages auch die Photographen, deren Buden sehr stark besucht

werden. Dann folgen unzählige Localitäten für öffentliche Vergnügungen, wo mit Pfeilen ins Ziel geschossen, mit Fächern gespielt wird u. s. w. Den ganzen Tag wogt das Volk in solcher Menge rings herum, der Zerstreuungen gibt es da so vielerlei, dass sich die Aufmerksamkeit fast ganz von den Gebäuden abwendet, welche übrigens, ihre Ausdehnung abgerechnet, keinen besonderen Kunstwerth besitzen; sie sind mehr einfach und nach dem Muster aller «Teras» erbaut.

Der Tempel der 500 Genien oder Goyaka-Lakan, welcher im Hondjo genannten Stadttheil liegt, würde vom bildnerischen Gesichtspunkte aus Interesse besitzen. Aber von demselben bemerkt auch HUMBERT bereits, dass er durch Erdbeben so sehr gelitten habe, dass die am meisten schadhafte gewordenen Opfer in den benachbarten Buden zusammengestellt, die beschädigte Kirche selbst aber noch nicht wieder hergestellt und dem Gottesdienste übergeben worden ist. Auch 12 Jahre nach dem Besuche HUMBERT's hatte jenen ehemals sehr berühmten Tempel noch Niemand angerührt, ausgenommen, um aus demselben etwas hinauszuschleppen; da die beschädigten Gebäude allen Witterungsunbilden preisgegeben sind, können wir uns leicht vorstellen, in welchem Grade dieselben zu Ruinen geworden sind. Uebrigens bietet der ganze Stadttheil Hondjo, welchen HUMBERT als einen der Faubourgs Saint Germain Yedos anführt, in welchem sich eine gewisse Anzahl der alten Adelsfamilien Japans angesiedelt hatte, ein überaus trauriges Bild. Die Paläste, Wohnhäuser existiren nicht mehr und nur hie und da zwischen den Ackerfeldern und Küchengärten kann man Spuren von Teichen und Ziergärten erblicken.

Einen grösseren Kunstwerth als die früher erwähnten Tempel besitzen die Tempel von Kamakura. Die einzelnen Gebäude sind am Ausgange langer, breiter Baumalleen, an den Abhängen eines Hügels stufenförmig situirt; eine riesige Granittreppe führt zu ihnen empor. Aber auch hier verweisen wir lieber auf die Beschreibung HUMBERT's (I, 233), wo wir noch viele Gegenstände abgebildet finden, welche heute nicht mehr zu sehen sind. Vor einigen Jahren hat nämlich eine Feuersbrunst dort grosse Ver-



heerungen angerichtet. Es verbrannten dabei mehrere merkwürdige Gebäude. Die Pagode Hatchiman z. B. ist nicht mehr vorhanden.

Das Rom Japans ist Kioto, die Stadt, welche die meisten und ältesten Tempel besitzt.

Kioto ist eine der ältesten Städte Japans. Es datirt vom Ende des achten Jahrhunderts; der Mikado Kanmu erhob es 794 zur Landeshauptstadt unter dem Namen Heyan und die Japanesen nennen es bis heute Miako.

Kioto liegt auf einer Ebene am Flusse Kamogava, von den Gebirgen Higashiyama und Nishiyama umgeben. Am Fusse jener Bergketten erheben sich Hügel, an welchen sich die Tempel mit ihren Gärten ausbreiten. Viele derselben stammen noch aus dem zwölften Jahrhundert, gehen indessen gegenwärtig ihrem Verfall entgegen. Aber auch die Stadt selbst ist mit Tempeln angefüllt und hat ihre alte Gestalt noch so sehr behalten, dass sie unzweifelhaft eine der originellsten Städte Japans ist. Die zahlreichen Tempel Kioto's besitzen indessen, einige ausgenommen, keinen besonderen Kunstwerth und ist keiner darunter, welcher Shiba und Nikko auch nur entfernt gleich käme. Diese Kirchen haben mehr vom historischen Gesichtspunkte aus ein hohes Interesse, insbesondere ihres Alterthums wegen. Der Styl, in welchem sie erbaut sind, ist einfacher, er hat nicht entfernt so viel Ornamentik, Schnitzwerk ist daran seltener, Vergoldungen, helle Farben, Gold- und Rothlackirung, Bronzeplattirung u. s. w. kommen daran äusserst selten vor; dem Holz wurde seine ursprüngliche Naturfarbe belassen, welche nur in Folge der Zeitlänge dunkler und brauner geworden ist. Mit einem Worte, hier finden wir die «Mya» und «Tera» in ihrer ursprünglich einfachen Form. Künstlerisch ist an allen diesen sozusagen nur die hübsche Lage und die schönen Gärten, von welchen sie umgeben sind. Auf diese wurde eine besondere Sorgfalt verwendet; wir finden darin zahlreiche Wege, welche von beiden Seiten mit lebendigen Camilien-Hecken eingefasst sind und diese werden so hoch gezogen und zugeschnitten, dass sie wahre Alleen bilden.

Um nur einige von den namhafteren Tempeln Kioto's anzu-

führen, müssen wir den Chioin erwähnen, welchen die Reisenden seiner grossen Ausdehnung und seiner grossen Dimensionen wegen die St. Peterskirche Japans genannt haben. Der Riesenaufgang zu demselben bildet eine Lehne, an welcher ein sehr breiter Weg mit Rasen- und Baumeinfassung emporführt. Nach je hundert oder zweihundert Schritten wird der glatte ansteigende Weg unterbrochen; bald folgen einige Granitstufen, welche ebenso breit sind wie der Weg selbst, bald das riesige Thor (s. Fig. X), in dessen oberem Theil sich ebenfalls ein Heiligthum befindet, weiterhin die übrigen Nebengebäude des Tempels und endlich der Tempel selbst, ebenfalls oberhalb einer ebenso breiten Granittreppe.

Der Tempel ist einfach, mit den vergoldeten Bildsäulen Buddha's und seiner Apostel angefüllt; das Merkwürdigste darin sind unzweifelhaft die grossen Säulen, welche aus je einem Baumstamme gezimmert und so dick sind, dass zwei Menschen nicht im Stande sind sie zu umfassen. In Japan gibt es Säulen von solcher Dicke nirgends sonst, und diese können nur mit denen in den Ming-Gräbern bei Peking befindlichen verglichen werden, welche indessen noch dicker sind.

Den Bemühungen des Buddha-Priesters Genkuwu ist es 1202 gelungen den Chioin-Tempel ins Dasein zu rufen, in jener Zeit, wo sich die Buddhareligion in Japan auszubreiten begann. Dieser Tempel, welcher durch die neu hinzu gekommenen Bekenner fortwährend bereichert wurde, ist lange Zeit hindurch ein Gegenstand besonderer Verehrung gewesen. Dessenungeachtet ist er doch mehrmals ausgeraubt und in einem der letzten Kriege beträchtlich beschädigt, aber durch den berühmten Zimmermeister Hidari-Jingoro wieder vollständig reparirt worden.

In vieler Beziehung ähnlich ist diesem der Omuro-Ninnaji-Tempel, insbesondere die grosse Ausdehnung betreffend. Er wurde durch den Kaiser Koko zur Ehre des Buddhismus erbaut. Besonders merkwürdig ist seine grosse Pagode. Es werden darin sehr kostbare Gold- und Silbergegenstände aufbewahrt, Spenden Hideyoshis und anderer Daimios. In dem ihn umgebenden Garten sind viele Kirschenbäume, weshalb dieser Tempel von dem



meisten Volk im Frühling, zur Blüthezeit dieser Bäume, besucht wird.

Sehr merkwürdig ist auch der Kitano-Tempel (s. Fig. XI), welcher ein wahres Musterbild der Shinto-Tempel ist. Zu ihm führen durch eine grosse Allee zahlreiche Tori.

Endlich ist Kiyomizu, zur Hälfte auf Piloten erbaut, über einer steilen Felsenschlucht, einer der malerischsten Tempel Kioto's. Er ist durch den Priester Tamuramara zu Ehren der Dairi (gestorbenen Kaiser) gestiftet worden, unter der Regierung Kanmu's, zu derselben Zeit als Kioto gegründet wurde. Es führt zu demselben ein schöner, mit Steinen gepflasterter Weg empor; rechts und links vom Wege sind kleine Häuser und lauter kleine Kaufläden, aber auch auf dem Wege selbst liegen die Waaren auf dem Boden ausgekramt. Es sind meist kleine Porcellangegenstände und Spielsachen für die grosse Volksmasse, welche täglich dorthin wallfahrtet.

Der «Hondo» oder das Hauptgebäude, in welchem die Götzen stehen, ist sehr zierlich, aber fortwährend mit Menschen angefüllt, die ihre Gebete verrichten und mit riechenden Papierschnitzeln und Stäben stark räuchern.

Sehr originell ist es, dass man in den Tempel von der Seite hinein gelangt; der Haupteingang öffnet sich rechts auf eine grosse Holzterrasse und steht ganz offen. Von dieser Terrasse bietet sich eine wunderschöne Aussicht auf die Stadt Kioto, auf die ganze Ebene und auf die dieselbe umgebenden Hügel und Bergketten. An diesen Ort knüpft sich ebenfalls eine interessante Sage.

Ehedem, und zwar noch nicht vor sehr langer Zeit, als der Glaube in diesen Gegenden noch in Blüthe stand, kamen die Helden, bevor sie sich zu irgend einer Unternehmung aufmachten, hieher und warfen sich vor dem Altar nieder. Sie beteten lange und seufzten stark, um den Himmel zum Erbarmen zu bewegen, gaben den Priestern sehr kostbare Geschenke und warfen sich sodann über das Geländer der Terrasse in die Tiefe hinab auf den unterhalb dahinziehenden Weg. Diejenigen, welche diesen Fall überlebten, was äusserst selten vorkam, konnten gewiss sein,

dass ihr Unternehmen gelingen werde; die übrigen wurden zu Heiligen, Halbgöttern, deren Bildsäulen an den Seiten der Vorhalle hinter Gitterwerk stehen.

Soviel von den Tempeln, auf deren einige wir noch Gelegenheit haben werden zurückzukommen. Fassen wir jetzt die weltliche Baukunst ins Auge.

In dieser nimmt der «Siro» die erste Stelle ein (s. Fig. XII). Der Siro ist ein Fort, welches in die Mitte oder an eine Seite der Stadt gebaut ist, welcher es zum Schutz dient. Am häufigsten steht es auf dem Gipfel einer Höhe und in der Nähe eines Flusses, der die Gräben mit Wasser versorgt, am Meeresstrande, oder am Ufer eines Sees, wie Hikone am Biva-See. Der grösste unter ihnen ist der der Stadt Osaka, welcher im letzten Bürgerkriege theilweise zerstört worden ist. Nach diesem kommt der von Yedo, welcher ebenfalls sehr umfangreich ist. Die äusseren Gräben liegen in gleicher Höhe mit dem Meere, so dass man darin die Ebbe und Flut beobachten kann; die inneren aber werden mit Quellwasser gespeist. Bis auf den Grund der Gräben reicht eine Mauer hinab, welche sehr stark nach rückwärts geneigt, aus Granitfelsen von ungleicher Grösse, ohne jeden Anwurf zusammengefügt ist, und stark an die Cyklopenbauten erinnert.

Trotzdem, dass die Japanesen den Stein seit Jahrhunderten zum Bauen benutzen, sehen wir ihn doch zu nichts anderem als zu Fundamenten oder solchen Festungsmauern verwendet. Sie begnügen sich damit, die nach aussen stehende Seite des Steines einigermassen glatt zu hauen; die Lücken zwischen den Bausteinen füllen sie mit Kieselschotter aus. Dies hat den Vorthail, dass, wenn in Folge eines Erdbebens ein Stein herabwinkt, derselbe auf den darunter liegenden kleinen Kieseln, wie auf Rädchen, wieder auf seine frühere Stelle zurückgerollt werden kann. Diese Mauern sind mit Bäumen gekrönt, über die Gräben führen Zugbrücken, gepanzerte Thore schützen den Eingang, und über jedem Thore und jeder Biegung ragen viereckige Thürme mit schwerfälligen krummlinigen Dächern, weissgetünchten Wänden und schmalen Fensterfächern, empor.



Diese Burgen sind sehr malerisch ; sie geben den japanesischen Städten ihre charakteristische Gestalt. Sie sind sämmtlich nach *einem* Muster gebaut und unterscheiden sich von einander blos hinsichtlich ihrer Ausdehnung.

Ein wahres Musterbild des japanesischen Siro oder Feudal-Castells bildet Hikone. Dieses romantische Burgecastell liegt an dem malerischen Ufer des Biva-Sees, ein wenig abseits von den beiden grossen Landstrassen Tokaido und Nakassendo. Von Reisenden wird es selten besucht, weil es nicht an einer Landstrasse liegt und ein besonderer Ausflug dahin gemacht werden muss, den es aber reichlich verdient.

Am nordwestlichen Ende des Biva-Sees bilden die hügeligen Ufer ein Thal, in welchem sich die Stadt Hikone ausbreitet. Am Ende derselben auf der Seeseite ragt ein Felsenhügel empor. Er ist von Gräben und Wällen umringt und seinen Gipfel krönt die Burg mit ihren weissgetünchten Thürmen, denen nur die vielen krummen Linien der Dächer den japanischen Typus verleihen. Das Ganze spiegelt sich auf der glatten Wasserfläche des Biva-Sees wieder.

Auf der Seeseite ist der Fels steil, nur wenig bewaldet, auf der Stadtseite aber sanft ansteigend und mit breitkronigen Bäumen bedeckt. Ein breiter Weg führt über die Zugbrücken und durch das Thor in das Innere der Festung hinauf, welches gegenwärtig ganz verlassen ist. Es sind erst wenige Jahre verflossen, seit der mächtige Daimio dieses sein avitisches Eigenthum verlassen hat und fortgezogen ist, die Burg, ihre Umgebung und auch einen grossen Theil seiner Effecten der Regierung zurücklassend. Unter diesen befinden sich sehr werthvolle Gegenstände, denn die Jahresrevenue des Daimio beliefen sich auf mehr als eine Million Gulden. Es ist ein wirkliches Glück, dass die Gegenstände von hier nicht fortgeschleppt wurden, sondern dass die Regierung, von der herrschenden Ausstellungslust bewogen, auch hier eine Ausstellung derselben arrangiren liess. Der *eine* Saal ist angefüllt mit aus Holz geschnitzten, colorirten und reich vergoldeten Heiligenstatuen, welche den Schmuck der Hauscapelle gebildet hatten. Im zweiten Saale befinden sich die Prachtgewänder des Daimio und seiner

Gattinen, eine reiche Auswahl der feinsten japanesischen Seidenarbeiten und Stickereien. Hierauf folgen die Waffen, Lack- und Bronzeobjecte; auffallend schwach vertreten ist das Porcellan, ein Beweis dafür, wie sehr dasselbe aus Japan verschleppt worden ist.

Den Kunstschatzen schliesst sich noch eine kleine Producten-Ausstellung an.

Unten aber am Fusse des schattigen Hügels liegt der Garten. In demselben breiten sich zwei kleine Teiche aus, welche mit Lotusblumen bewachsen sind; an den Ufern sind Kioske und kleinere Häuser sichtbar, Unterhaltungsorte der ehemaligen Herrschaft. Jetzt ist hier bereits Alles leer; die kleinen Häuser werden nicht mehr in Stand gehalten, ja nicht einmal der Garten. In wessen Interesse würde dies auch geschehen? Die Daimios existiren nicht mehr, die Regierung aber benöthigt das Geld zu anderen Dingen. Aber Hikone ist es um seinen alten Daimio doch leid, denn es war stolz darauf, ein so schönes Burgeastell zu besitzen.

In der weltlichen Baukunst indessen ist der Mangel des öffentlichen Lebens sehr bemerkbar; das Hauptbestreben war nicht dahin gerichtet, grossartige gemeinnützige Gebäude zu errichten, sondern blos dahin, kleine Wohnhäuser zu erbauen oder Kaufläden, oder aber einen von Mauern umgebenen und verdeckten Palast für irgend einen Daimio oder Fürsten. Bei diesen Bauten hält der japanesische Baumeister noch mehr an den unabänderlichen Vorbildern der bürgerlichen und fürstlichen Wohnhäuser fest.

Das Aeussere des «Yashki» oder japanesischen Palastes ist demjenigen der Buddhisten-Tempel sehr ähnlich, mit dem Unterschied, dass es viel einfacher ist. Ganz ähnlich ist das Dach, die Eintheilung, mit einem Wort der äussere Eindruck. Auch diese Gebäude sind aus Holz; die einzelnen Zimmer sind klein, durch Säulen, hin- und herschiebbare Papierwände von einander getrennt. Der Boden ist mit Matten bedeckt, die Wände aber sind geschmackvoll bemalt. Im Uebrigen sind die Zimmer vollständig leer. Der einzige Zierrat ist die sogenannte «Toko-noma» oder eine kleine viereckige Nische, welche in der einzigen festen Wand vom Plafond bis zum Fussboden reicht. In dieser hängt regelmässig ein



rollenförmiges Bild, welches bei verschiedenen Gelegenheiten mit einem anderen vertauscht wird. Bisweilen steht dort auch ein Blumengefäss mit Blumen. Selbst in den Zimmern der reichsten Daimios waren äusserst wenige Gegenstände aufgestellt: ein kleines Lacktischchen, einige Lackchatullen, oder bei den Damen kleine spanische Wände, Toilettegegenstände, einige Blumengefässe, aber keine Möbel, ausgenommen das «Chibatshi», ein Bronzegefäss mit glühenden Kohlen, welches anstatt eines Ofens dient.

Einen der malerischesten Theile der Yashki bildet der «Mon-Gamashi», ein kleines, vorspringendes Dach über dem Eingange, welches bald mit Ziegeln, bald mit kleinen Fichtenschindeln gedeckt ist.

Der Yashki ist immer mit Nebengebäuden umgeben, welche dessen geschlossene Umfriedung bilden. Darin befinden sich die Wohnungen der «Nagaya» oder des Dienstpersonals und der Wache. Dieselben entbehren jedes architectonischen Schmuckes, dehnen sich endlos in die Länge und kehren der Gasse den Rücken, von welcher aus man blos einige mit Holzgitter versehene Fenster erblicken kann. Die Wände sind mit Thon überzogen und mit schwarzen Ziegeln bedeckt. Ueber den Thon laufen parallele Linien hin, welche die Wände dem römischen opus reticulatum ähnlich machen, was die leeren, officiellen Gassen, welche von derlei Wänden eingfasst sind, einigermaßen belebt.

In Yedo, wo die Daimios die Hälfte des Jahres in der Nähe des Shogun zubringen mussten, befinden sich mehrere hundert solcher Yashki, welche einen ganzen Stadttheil um den «Siro» herum bilden. Je nach dem Grade der Vornehmheit des Daimio ist der Palast grösser oder kleiner und zur fürstlichen Wohnung näher oder entfernter gelegen gewesen.

Diese niedrigen Gebäude sind insgesamt mit *einer* Farbe angestrichen, haben schwarze Dächer, öffnen sich ausnahmslos gegen den Hof und kehren der Gasse den Rücken. Sie haben unzweifelhaft einen der charakteristischen Theile Yedo's gebildet, welcher indessen heutzutage nur einen traurigen Anblick gewährt, indem die Yashkis in Trümmer zerfallen. Einige derselben sind

zur Unterbringung der Ministerien benützt worden, andere dienen jenen Europäern als Wohnung, welche die Regierung in Verwendung hält, noch andere aber sind niedergerissen und durch in einem gewissen europäischen Styl errichtete Neubauten ersetzt worden, welche indessen eine auffallende Geschmacklosigkeit verrathen.

Wenn wir nun von den Palästen der Daimios zu den fürstlichen Wohngebäuden übergehen, so werden wir in Yedo von dem Palast der Shogune, welcher gelegentlich des letzten Bürgerkrieges eingeäschert worden ist, kaum noch etwas übrig finden. Wir können daher nur aus einigen Zeichnungen Auskunft darüber erhalten, wie derselbe ausgesehen habe. Und so müssen wir uns denn wieder nach Kioto begeben, wo das ehemalige Wohngebäude der Mikados noch in unversehrtem Stande erhalten geblieben ist.

Gar mancher Reisende sah sich in seinen Erwartungen getäuscht, als er dasselbe erblickte, denn wir dürfen auch hier keine Grossartigkeit suchen; es ist ebenfalls nur ein Yashki, wenn auch von grösserem Umfang.

Der Mikadopalast «Goshio» (s. Fig. XIII) ist von einer grossen Mauer umgeben, durch welche sechs Thore hineinführen. Hier haben ringsherum die Kugé oder höheren Beamten gewohnt. Hierauf folgt die innere Mauer mit drei Thoren; innerhalb dieser breitet sich die Wohnung des Mikado aus, welche nur ebenerdig ist und deren Architectur einen etwas kirchlicheren Charakter trägt. Im Uebrigen ist er dem Yashki ähnlich und eigentlich blos ein grosser Complex von Höfen und Gassen, durch Häuschen, Pavillons, Gallerien und Scheidewände gebildet. Die Dächer ähneln denjenigen der Shinto-Mya, d. h. sie bestehen aus einer 16 Cm. dicken Aufeinanderschichtung von Fichtenschindeln. Diese liegen auf wagrechten Balken auf, welche an ihren Enden weiss lackirt, vergoldet und mit sehr schönen Sculpturen verziert sind. Die Ecken der Häuser sind aus Stein oder aus Holz und mit Cement überzogen. Die Scheidewände sind, so wie anderswo, aus Papier, aber auffallend schön bemalt. Die Wände manches kleinen Zimmers bilden ein zusammenhängendes Gemälde, häufig mit goldenem Hintergrunde; diese gehören zu den schönsten Erzeugnissen der



japanesischen Malerei. Das Holz hat sonst überall seine natürliche Farbe behalten und ist blos in Folge der Einwirkung der Zeit brauner geworden. Nur hie und da kann man schwarz lackirte Latten sehen; die Nägel und Bänder aber sind aus vergoldeter, zierlich gravirter Bronze und von den verschiedensten Formen. Den Fussboden bedecken allenthalben die feinsten Matten. Der ernste und anmuthige Einklang der Farben, die Schönheit der Details, die Vollendung der Ornamente, und die verhältnissmässig sehr kleinen Dimensionen wirken auf das Auge nicht imposant, aber der gute Geschmack, die Eleganz und edle Einfachheit, welche in diesen so lange verschlossenen Localitäten herrschen, machen einen unaussprechlich einnehmenden Eindruck. Nirgend sind hier Spuren reicher, schwerfälliger Sculpturen oder anderweitiger überladener Ornamente, welche an buddhistischen Tempeln so häufig vorkommen, und welche die Mikados, wie es scheint, in Folge ihrer Shinto-Traditionen in ihrem Palast nicht in Anwendung bringen wollten.

Der interessanteste Theil des Goshio ist der Saal der grossen Audienzen. Am Ende eines breiten Hofes, dem südlichen Thore gegenüber, erhebt sich ein einzeln stehendes Gebäude, welches ausschliesslich diesen Saal umfasst. Ein aus Holzstäbchen verfertigter Vorhang schliesst den Eingang des Saales ab und verhindert, dass die Draussenstehenden hineinblicken können, gestattet aber zugleich, dass der drinsitzende Mikado Alles sehen könne.

Der Saal ist ebenfalls aus Holz gebaut. Der Unterbau erhebt sich vier Fuss hoch aus der Erde empor. Eine breite Holztreppe führt zu demselben empor. Das Gebäude ist ein Parallelogramm; eine seiner Breitseiten bildet die Fronte gegen den Hof. Das Dach hat zwei Stockwerke, ist hoch, schwerfällig und springt mehrere Fuss weit über die Mauern hervor. Die Balkenenden sind geschnitzt und mit Vergoldungen verziert; das übrige Holz ist den Mikado-Traditionen entsprechend weder bemalt noch lackirt. Der Fussboden ist gleichfalls mit Matten bedeckt. Der Saal ist ganz leer und die Wände mit den lebensgrossen Oelgemälden des gegenwärtig herrschenden Kaisers und seiner Gemalin, in europäischen

Goldrahmen, geschmückt. Die Kaiserin trägt ihre ursprünglichen Gewänder, der Kaiser aber eine Uniform, welche die europäischen Huszaren-, Marine- und Infanterie-Uniformen in sich vereinigt.

Auch dieses Gebäude ist nicht grossartig und macht nur dann die gehörige Wirkung, wenn wir uns den ganzen alten Mikado-Hofstaat mit seinen malerischen Gewändern, wie wir ihn in Humberts Werk abgebildet finden, vor Augen zaubern. Unweit von hier steht noch unter einem besonderen kleinen Pavillon die grosse, geschlossene, beinahe hausförmige lackirte Kutsche des Mikado, auf welcher dieser bei feierlichen Gelegenheiten mit seinen Gemalinen auszufahren pflegte. Sie war mit zwei schwarzen Büffeln bespannt und vom Hofgesinde umgeben.

Zur Zeit unseres Besuches war der ganze Goshio als Ausstellungspalast benützt, natürlich mit Ausnahme der früher erwähnten und die Privatwohnung der Mikados bildenden Gebäude, in welchen die kleinen Zimmer leer den Blicken der Neugierigen offen standen. Und insofern es damals seit dem Bestande des Mikadopalastes zum erstenmal der Fall war, dass Japanesen und Fremde gleicherweise unbehelligt in diese allezeit geschlossen gewesenen Localitäten hineingehen durften, sah man es dem armen japanesischen Volke noch sehr an, mit welcher Furcht, Besorgniss und Andacht es in diese von ihm noch in so hoher Verehrung gehaltenen Heiligthümer hineinblickte. Die Ausstellung ist von riesiger Ausdehnung; es ist eine vollständige Industrie- und Naturproducten-Ausstellung nicht allein der Stadt, sondern der ganzen Provinz; ausserdem sind viele alte Werthgegenstände aus dem Privatbesitze der Mikados ausgestellt. Doch alles dessen werden wir an einer anderen Stelle Erwähnung thun.

Unmittelbar neben der Privatwohnung der Mikados befindet sich der Garten, welcher verhältnissmässig sehr klein ist. In der Mitte desselben ist ein Teich. Die Ufer desselben sind mit Felsenstücken ausgemauert, von zwei Seiten umgeben ihn Bäume, und er erstreckt sich bis zum Palaste, der sich darin spiegelt. Kleine Schlängelwege führen um ihn herum, eine schöne Holzbrücke führt hinüber und allenthalben sind zwerghafte Bäumchen gepflanzt.



Auch diesem Garten lässt man nun schon sehr geringe Pflege angedeihen.

Nach dem Goshio müssen wir unsere Aufmerksamkeit den fürstlichen Sommersitzen zuwenden, unter welchen in Kioto der berühmte Ginkakuji oder silberne Palast die erste Stelle einnimmt. Derselbe ist eigentlich blos ein Pavillon, welchen um 1400 der Shogun Achikaga erbaut und, da er zu seinem Sommeraufenthalte bestimmt worden, mit grossem Luxus ausgestattet hatte. Die Plafonds waren mit Silber überzogen, woher der Palast auch den Namen erhalten hat, und angeblich war dieses Metall damals in Japan noch viel seltener als das Gold, weshalb dieselben einen sehr hohen Werth repräsentirten. Die zierlich geschnitten Holzarbeiten, Seiden- und Goldgewebe und Lackgegenstände machten diese Wohnung zu einer wahrhaften Schatzkammer.

Hierauf folgte eine Zeit, wo in dieser Gegend der Krieg wüthete und siegreiche Heerschaaren reiche Beute fortschleppten; die habsüchtige Hand des Räubers war aber doch nicht im Stande Alles zu entfernen und es blieben noch Spuren der ehemaligen Schönheit.

Der Garten, in dessen Mitte Ginkakuji steht, ist einer der schönsten Japans. Lauter kokette kleine Seen, kleine Brücken, kleine Haine; gewundene Wege führen zu romantischen kleinen Sälen und Miniaturtempeln. Die Aeste der Bäume sind künstlich gezogen; aus allen Felsenspalten strecken an Schönheit wetteifernde Blumen ihre Köpfe hervor; Natur und Menschenhand haben hier gleichmässig zusammengewirkt.

An der Nordwestseite Kioto's befindet sich, dem vorher erwähnten gegenüber, ein zweiter fürstlicher Sommersitz, Kikakuji (s. Fig. XIV), welcher noch älter ist. Der Pavillon ist zwei Stockwerke hoch und steht auf Piloten in einem See, welcher theilweise mit Lotusblumen überwachsen ist. Der Garten ist ebenso schön und noch ausgedehnter, als der von Ginkakuji.

Wenn schon die Paläste, vom Gesichtspunkte der Baukunst aus, verhältnissmässig so wenig des Erwähnungswerthen aufweisen, so können wir die bürgerlichen und sonstigen Wohnhäuser kühn

übergehen, denn hier übt die individuelle Phantasie einen noch geringeren Einfluss aus; es ist gar kein Anlauf zur Originalität bemerkbar, wie bei uns in Europa; kein Mensch drückt dem Aeusseren seines Hauses den Stempel seiner eigenen Individualität auf. Sie weichen nie von dem einförmigen Typus ab; das Wohnhaus muss ebenso wie das Kleid dem Range des Bewohners angemessen sein und selbst dem reichsten Kaufmann würde es nicht geziemen, in einem prächtigeren Hause zu wohnen als die übrigen. Vollständig unberücksichtigt müssen wir hier wieder die allerjüngsten Bauwerke lassen, welche alle möglichen Style durcheinander gemischt aufweisen und wahrhafte Muster von Geschmacklosigkeit sind.

Aber schon die Manier, nach welcher der Japanese sich sein Haus baut, ist ganz eigenthümlich und weicht vollständig von unserer Art ab. Den allgemeinen Massstab geben die Matten, mit welchen der Fussboden bedeckt wird. Eine solche Matte ist 1·87 Meter lang, 0·94 Meter breit und ein Zimmer pflegt in der Regel für sechs, acht oder zehn solcher Matten Raum zu haben, so dass dem Baumeister blos gesagt wird, wie viele Matten je ein Zimmer umfassen, wie gross die Anzahl der Zimmer sein und ob das Haus ein Stockwerk haben soll. Diese Angaben sind hinreichend, und der Baumeister geht sofort an seine Arbeit; er beginnt aber den Bau des Hauses nicht mit dem Fundament, sondern mit dem Dache. Wenn dieses fertig ist, werden die Säulen verfertigt, auf welche dasselbe aufgelegt wird, und erst dann folgt die Verfertigung des Fussbodens. So sehr nach einem Leisten werden die Häuser verfertigt. Uebrigens darf man nicht denken, dass im ganzen Lande alle Häuser einander gleichen, denn schon was das Aeussere betrifft kann der aufmerksame Reisende Unterschiede zwischen den Häusern von Yedo und Kioto oder Nangasaki wahrnehmen; die Manier aber, nach welcher sie gebaut werden, ist überall dieselbe.

Wir können dieses Capitel nicht schliessen, ohne einige Worte über die Gärten hinzuzufügen, denn in Japan bildet die Zeichnung derselben einen so wesentlich integrirenden Bestandtheil der Baukunst, wie nirgend sonst. Wir haben bereits in der Einleitung der



Miniatur-Gärten Erwähnung gethan, welche ausnahmslos ein Zubehör eines jeden Hauses bilden; wir haben einzeln bei jedem Tempel und bei jedem Palaste hervorgehoben, welch' besondere Sorgfalt auf die Gärten verwendet wurde; nehmen wir nun noch zwei grossartig angelegte japanesische Fürstengärten in Augenschein, welche Eigenthum der Shogunen gewesen sind und in Yedo liegen. Der eine, im Siro selbst, ist auch jetzt der Privatgarten des Kaisers; dies ist der sogenannte Fukiage. Der andere aber ist der Hamagoten, welcher längs der Meeresküste liegt. In diesen finden wir die sogenannte Miniatur-Gartenkunst mit der grossanlagigen vereinigt, sie nehmen einen ausgedehnten Flächenraum ein und bieten den japanesischen Gartenkünstlern am meisten Gelegenheit zu zeigen, wessen sie fähig sind.

Sowie in den englischen Gärten, finden wir auch in diesen, welche, nach der Laune des Künstlers arrangirt, die Natur nachahmen, allerlei Naturschönheiten beisammen. Hier einen See, über den eine aus unbehauenen Holze verfertigte Brücke führt; über diese neigt sich dichter Bambus mit den sanft herabhängenden Blüentrauben der sich daran schmiegenden Glycinia; darunter schwimmen ernste Schwäne dahin. Dort eine Anhöhe, zu welcher ein schlängelnder Weg mit Holzgeländern emporführt. Etwas weiter bezeichnet ein Toro den Eingang einer gewundenen und schattigen Baumallee. Ein kleines Gebäude verbirgt sich im Schatten hoher Fichten; vor demselben stehen zwei aus Stein gehauene Füchse als Wächter. Ein Kiosk, welcher sich auf einen glatten Teich öffnet, oder inmitten eines grünen Rasenplatzes steht. Steine von ungleicher Grösse, in allerlei Richtungen und in ungleichen Entfernungen von einander hingelegt, verhindern, dass auf dem Rasen Gangspuren bleiben, und dienen an vielen Orten dazu, dass man auch bei nassem Wetter trockenen Fusses dahinwandeln könne.

Aus dem frisch grünen und kurz geschorenen Rasen ragt eine Camelia, ein roth- oder weissblättriger Ahorn, eine Cryptomeria, oder ein anderer kostbarer und schönlaubiger Baum, deren Japan so viele besitzt, einsam empor. Weiter abseits bieten einige Gruppen

Kirschen- oder Pflaumenbäume im Frühling zur Zeit ihrer Blüte einen flüchtigen Lustanblick. Der Gärtner vermeidet es hier sehr, seine Blumen in Beeten von geometrischer Configuration zu pflanzen. Er zerstreut sie in ganz kleinen Gruppen hin und her oder häuft sie in grossen Mengen an, damit sie einen effectvollen Eindruck machen. Das eine Ufer des Sees ragt steil empor; dort üben zwischen Felsen rothe, weisse, violette Azaleenbüsche mit ihrem rundzugestutzten grünen Wuchse eine bezaubernde Wirkung aus. Am Saume des Sees aber spiegeln Lilien, Iris, Gladiolus, Chrysanthemum, Heliotrop u. s. w. ihre buntfarbigen Kelche.

Die japanesische Gartenkunst nimmt auf diesem Gebiete überhaupt einen ganz abgesonderten Platz ein, denn sie unterscheidet sich von der französischen, welche eine Pflanzen-Architectur schafft, von der englischen, welche die Natur in ihren regellosen Formen einfach nachzuahmen strebt, von der chinesischen, welche der Natur entgegenarbeitet und ihr Hindernisse schafft. Der japanesische Gartenkünstler zieht die natürlichen Schönheiten der Oertlichkeit in Rechnung, verbindet sich mit ihnen, arbeitet nicht gegen die Natur, sondern ahmt dieselbe nach und gestaltet sie bisweilen in capriciöser Weise um. Er stutzt seine zwerghaften Bäume so kunstreich zu, dass man sie nicht für Sträucher halten kann; seine Blumen, welche mit so scheinbarer Sorglosigkeit hin und her zerstreut sind, sind nicht dieselben, welche auf den Wiesen in ähnlicher Regellosigkeit wachsen. Ein natürlicher See von solcher Grösse würde nie so viele Uferkrümmungen gehabt haben. Und dies Alles ist mit solcher Geschicklichkeit, mit so unsäglicher Mühe hergestellt und in Stand gehalten, dass im Ganzen, wie in den geringsten Details sich wahre Kunst offenbart, welche das Auge ergötzt, und man kann daran allenfalls nur ausstellen, dass es allzu sehr gekünstelt sei.

Die Baukunst enthüllt uns den Geist und die Geschichte eines Volkes und gibt häufig sogar ihre physischen Gebrechen wieder. So erkennen Viele in der krummen Linie der chinesischen und japanesischen Dächer, welche an ihren beiden Enden gelinde nach oben gebogen sind, die Augenlinie der gelben Race, welche sich von



der Nase schief gegen das Ohr hin zieht. Im Dache liegt der Schwerpunkt der japanesischen Baukunst, welche dadurch unstreitig lebhaft an die Zelte der mongolischen Völkerstämme, in grösserem Massstabe erinnert.

Vergebens würden wir daher in der japanesischen Baukunst die classischen Elemente der griechischen und gothischen Architectur suchen, aber trotzdem kann man ihr eine eigenartige Grösse nicht ableugnen, welche uns zur Bewunderung bewegt und uns Staunen abnöthigt.

In Japan, wo jederlei Baumaterial reichlich vorhanden ist, liegt der Grund davon, dass wir daselbst ausschliesslich Holzgebäude antreffen, lediglich in der Natur des Landes. Auf einem von Vulcanen unterminirten Boden, wo die Erdbeben sozusagen an der Tagesordnung, sind die Steinbauten zur Unmöglichkeit geworden.

Wir erblicken in einem Holzgebäude blos einen zeitweiligen Bau und in dieser Hinsicht bietet uns Japan eine überaus interessante Veranlassung dazu, dass wir die Erhabenheit der Baukunst nicht lediglich im Stoff, sondern in vieler Hinsicht auch in der Form suchen.

In der Baukunst ist es Brauch, drei Arten der Grösse zu unterscheiden: die Breite, die Tiefe und die Höhe; und die Erhabenheit in der Kunst hängt von drei wesentlichen Erfordernissen ab: von der Grösse der Dimensionen, von der Einfachheit der Flächen und von der Continuität der Linien.

In der japanesischen Kunst ist keine dieser Eigenthümlichkeiten gehörig vertreten. In jener Gebäudemasse, welche einen Tempel ausmacht, finden wir weder die mystische Grossartigkeit der indischen Baukunst, noch die einfache Festigkeit der Aegypter, noch auch die Idealität des Christenthums, welche in den gothischen Cathedralen und deren himmelanstrebenden hohen Thürmen verkörpert ist. Hier wird nicht auf den Allgemeineindruck, sondern auf die Details das Hauptgewicht gelegt, auf die Ornamente, deren Vollendung, Feinheit und Reichlichkeit; durch diese will man Effect machen und ihre Mängel durch die Schön-

heiten der Natur vergüten. Deshalb suchen die Japanesen für ihre Gebäude die malerischsten Oertlichkeiten aus, deshalb umgaben sie jedes ihrer Gebäude mit einem Garten, um so einestheils ihre zärtliche Zuneigung zur Natur zu befriedigen, zugleich aber, um ihre Bauwerke mit einem Rahmen zu umgeben, welcher dieselben schmücken, ihre Mängel verhüllen und sie in den möglichst reizenden Farben erscheinen lassen soll.

### SCULPTUR.

Unter den Künsten ist unzweifelhaft die Sculptur diejenige, welche in der kunstgeschichtlichen Entwicklung der Nationen die wichtigste Rolle spielt, ob sie nun selbständige Werke schaffe, oder ein Zubehör der Baukunst bilde. Denn wenn wir schon durch die Baukunst im Stande sind, uns von den geistigen Bestrebungen eines Volkes und von den Gefühlen, welche die Aussenwelt in demselben erweckt, einen Begriff zu bilden, so zeigt uns noch die Sculptur, welch' einen Begriff sich dieses Volk von der Natur des Menschen bildet, ja sie dient sogar als Leuchte, welche uns auch in die Philosophie desselben einen tieferen Blick thun lässt. Jedes Volk, jedes Zeitalter führt uns eine andere Auffassung vor; die Gesetze und Bedingungen, unter denen es das Schöne schafft, sind so vielerlei und liegen theilweise so tief verborgen, dass der Kunstliebhaber sich in den Vorhallen dieser Kunst nur schwer zurechtfindet.

Die Griechen haben von ihren Künstlern keine Originalität im heutigen Sinne des Wortes gefordert, d. h. sie haben nicht fortwährend wechselnde Aufgaben und Darstellungsweisen verlangt. Wenn einmal für einen Gegenstand der höchste Ausdruck gefunden war, so war es Jahrhunderte hindurch hinreichend, denselben wieder frei umzugestalten oder auch ihn einfach zu copiren. So entstanden beständige Typen. In diesen hat Griechenland die Menschengestalt vergöttert, in diesen hat es das Musterbild des absolut Schönen geschaffen und den Menschen den olympischen Göttern ähnlich gemacht. Sie scheiden die Idee der sittlichen Voll-



kommenheit nicht von dem Bilde der plastischen Schönheit, sie schreiben dem Menschen eine herrschende Rolle in der Geschichte der Erde zu und erblicken in ihm einen Hauptfactor alles dessen, was auf dieser Welt geschieht.

Die Römer gaben gewissenhaft die Gesichtszüge ihrer gewaltigen Männer wieder, denen die Macht und der Ruhm mehr galten als die Schönheit, und die sie zu erniedrigen wähten, wenn sie ihnen schmeichelten und ihr Bild so den kommenden Generationen überlieferten. Sie schaffen realistische Porträts und suchen hinter dem Modell nicht den Typus. Der ägyptische Künstler gibt dem menschlichen Körper bloß eine symbolische Gestalt.

In Japan finden wir eine andere Auffassung, und hier muss die kirchliche und weltliche Sculptur sehr scharf von einander unterschieden werden. Dieses Land besitzt keinen Marmor, sondern bloß einen graulichen Granit, welcher für die Bildhauerei zu hart und nicht geeignet ist; so bedient sich die Sculptur denn der Bronze und des Holzes als Material. Aber dort existirt auch nicht jene Art der Bildsäulen, welche in Europa so sehr einen integrirenden und schmückenden Bestandtheil der Architectur bildet; jene grossmassige Sculptur, welche unsere öffentlichen Plätze ziert und den Menschen in seiner Grösse und Würde darstellt. Sie fühlen nicht das Bedürfniss, den Menschen zu vergrössern, oder die Gestalten ihrer grossen Männer zu verewigen, damit sie stets vor den Augen der Nachkommen dastehen.

Und der Grund hievon ist wieder nur in der Philosophie der Buddha-Religion zu finden, welche (wie wir bereits in der Einleitung erwähnt haben) aus dem Menschen ein Wesen untergeordneter Art macht, zu irdischem Leben und Leiden verdammt, bevor es in das All zurückkehrt, welches allein von Ewigkeit her wahres Sein besitzt. Demgemäss übt er keinen Einfluss in der Weltordnung, gehorcht blind den Geboten des Kaisers, ist ein unterwürfiger Slave der göttlichen und menschlichen Gewalt, welche ihn unterdrücken. Er kann seinen Göttern Tempel, seinen Herrschern, die vom Himmel herabgestiegen sind, Paläste bauen, der Gottheit riesige Bildsäulen errichten; seine eigene Persön-

lichkeit aber ist ihm nicht würdig, in Stein oder Bronze verewigt zu werden.

Und die Bronze ist theuer, Japan aber ein armes Land. Es musste Vieles zusammenwirken, um Bildsäulen ins Dasein treten zu lassen. Die Menschen mussten durch erhabene Ideen geleitet sein; diese aber konnte ihnen nur die Religion geben. Es ist daher sehr natürlich, dass ihre Sculptur sich hauptsächlich in dieser Richtung entwickelt hat, wobei sie ihren Gipfelpunkt in den «Daibudhs» oder Buddha-Bildsäulen erreichte.

Weltberühmt ist unter diesen Daibudhs-Bildsäulen die von Kamakura (s. Fig. XV) geworden, welche wir fast in jeder Reisebeschreibung Japans erwähnt finden können und welche sich eigentlich nicht einmal in Kamakura befindet, nicht ein Zugehör dieses berühmten Tempels bildet, sondern eine gute Stunde entfernt davon, gegen das Meer zu, in der Umgebung abgesondert stehender kleiner Tempel, bei dem Orte Hassi steht.

Diese Bildsäule ist unzweifelhaft das namhafteste Werk des japanesischen Geistes, sowohl vom Gesichtspunkte der Kunst, als von demjenigen des religiösen Gefühls betrachtet. Während diese Bildsäulen in der Regel im hinteren Theile der Tempel zu stehen pflegen, unter dem Schatten des schwerfälligen und tiefen Daches, in einem Dunkel, dass man häufig nicht einmal die Formen recht zu unterscheiden vermag, und selbst die grösste und gelungenste Bildsäule blos einen unklaren Eindruck auf uns macht, ist hier jede Bedachung, jede Umgebung hinweggelassen, steht die riesige Bildsäule unbedeckt da in ihrer träumerischen Einsamkeit, übt sie ihre Wirkung in der unbehinderten Helle der Sonnenstrahlen in vollem Maasse aus.

Es führen zu ihr keine grossartigen Baumalleen; ein schmaler Weg zieht sich abseits von den Wohnungen gegen den Berg zu, schlängelt sich zwischen Büschen bald hierhin bald dorthin, und nach einer raschen Wendung stehen wir mit einem Mal auf einem freien Platz, an dessen Ende, oberhalb einiger breiten Granitstufen, von Büschen umgeben, sich uns das riesige eherne Götterbild präsentiert; es sitzt da, die Hände nebeneinander in den Schooss gelegt,



mit etwas vorgebeugtem Haupte, in entzückte Betrachtung versunken. Aber unsere Ueberraschung verwandelt sich alsbald in Staunen, denn welch' ein Ausdruck liegt in der Haltung dieser Bildsäule, in der edlen Einfachheit ihrer Gewandung, in den feinen und ruhevollen Zügen ihres Antlitzes! Alles, was sie umgibt, steht in genauem Einklange mit ihr. Dichte Gebüsch mit hohen Baumgruppen schliessen diese heilige Stätte ein, deren Einsamkeit und Stille von nichts gestört wird.

Vor der Bildsäule steht ein Altar; ein vierfüssiger Tisch, auf welchem man Weihrauch zu verbrennen pflegt; auf demselben stehen zwei sehr schön gearbeitete Bronzegefässe mit Lotusblumen. Endlich stehen am Ende der Treppe zwei Toro, ebenfalls aus Bronze. Die Japanesen haben im Innern der Bildsäule eine Capelle gemacht, in welche sie auf Stufen hineingelangen. Der Altar in derselben wird durch einen Sonnenstrahl erhellt, welcher durch eine verborgene Spalte in den Gewandfalten im Genicke des Daibudhs hineindringt.

Ueber dieses schönste Werk der japanesischen Kunst gibt es vielerlei Meinungen, unter welchen indessen diejenige des Mr. James Jarves so merkwürdig und originell ist, dass wir sie wörtlich und zwar ihrem vollen Umfange nach anführen müssen:

«Ein sehr gelungenes Beispiel der erhabensten Interpretation, sagt er, welche die Kunst des Orients je von der menschlichen Gestalt gegeben hat, sehen wir an der in Kamakura befindlichen Daibudhs-Statue, welche über sechs Jahrhunderte alt ist; es ist dies ein bronzener Buddha, welcher 18 Meter hoch, mit kreuzweise übereinandergeschlagenen Beinen auf der traditionellen Lotusblume sitzt; ein Riese, dessen ernste Grösse, ja Erhabenheit Hand in Hand geht mit der ausserordentlichsten Einfachheit der Ausführung.

Der indische Reformator ist in die Nirwana versunken, jene schwärmerische Verachtung der irdischen Dinge, welche er seinen Schülern als höchsten Lohn für die von ihnen während der Dauer ihrer zahllosen irdischen Verkörperungen ausgestandenen Prüfungen hinterlassen hat, und dafür, dass sie aus ihren Herzen

auch das letzte Band ausgetilgt haben, welches sie an diese Welt, an ihre vergänglichen Lüste und trügerischen Hoffnungen geknüpft hatte. Versunken in die Weltseele, dessen integrirenden Theil er bildet, geht die menschliche Seele, obgleich sie nach Andern eine unterscheidbare besondere Individualität bewahrt, in dem einen wie in dem anderen Falle, in ihrer ewigwährenden Verzückung durch keine weiteren Metamorphosen oder Umwandlungen mehr hindurch. Die christliche Kunst weist keinen derart abstracten Gegenstand auf, welcher in solchem Grade dem menschlichen Bewusstsein widerspricht; ja sie weist im Gegentheil überall eine unbedingte Individualität auf, welche, sei es im thätigen oder im leidenden Zustande, aber in gewissem Maasse stets zum Ausdruck gelangt. Aber was sollte im Daibudhs dargestellt werden? Eine menschliche Gestalt, der Spiegel eines in empfindungslose Seligkeit versunkenen empfindenden Geistes, welcher sich von Allem Kenntniss verschafft hat, ohne davon irgend etwas zu offenbaren, jeder Forschung trotzt und als Panace der persönlichen Leiden personlose Seligkeit oder aber vollständige Vernichtung verheisst, in dem Sinne, welchen der Gläubige diesem Mysterium beilegt. Der unbekannte Künstler hat im Ausdruck dieser mysteriösen Idee einen wahren Triumph errungen. Mit Beibehaltung der allgemeinen Charakterzüge seines menschlichen Vorbildes, welche er in einem grossartigen und erhabenen Style wiedergegeben hat, hat er diese Riesenbildsäule errichtet, welche weniger durch den Ernst ihrer Züge und durch die Grossartigkeit ihrer Gestalt, als vielmehr durch ihre ungetrübte Ruhe und durch ihr Entrücktsein aus den irdischen Interessen und Leiden Ehrfurcht erregt. Ob wir ihn nun als einen riesigen Götzen, oder als ein beredsames Symbol betrachten, dieser Buddha übt auf den Beschauer einen tiefen Eindruck aus. Die langen Falten seines Gewandes bedecken seinen Körper, wie die Wogen die Küsten bedecken; muschelförmiges Gelocke bildet einen eigenartigen Hauptschmuck, während die ausgedehnten Umrisse, die colossale Masse, die unaussprechliche Ruhe und der Segen, welcher jeden seiner Züge durchleuchtet, zusammenwirken, aus diesem geheimnissvollen Antlitz ein harmo-



nisches Ganze zu bilden. Ein Volk, welches dermassen im Stande ist das geheimnissvolle Mysterium der Metaphysik zu personificiren, muss einen sehr hohen Begriff von der Macht der Kunst gehabt haben.»

Es ist zwar wahr, dass diese Ansicht in diese Statue soviel Ausdruck hineinlegt, dass vielleicht selbst dem inneren Auge des Künstlers keine so grosse Vorstellung vorgeschwebt hat, aber es kann nicht geleugnet werden, dass ihr ein wahrhaft tiefer Ausdruck inne wohnt, sowie auch, dass sie durch die Ruhe den tiefgehendsten Eindruck macht.

Es wäre überflüssig zu untersuchen, in welchem Grade der Daibudhs von Kamakura mit dem Buddha der Geschichte identisch sei, aber es ist sehr wichtig sich zu überzeugen, dass er mit dem Buddha der Traditionen identisch ist.

Die Buddhisten haben sich vom Stifter ihrer Religion ein Heiligenbild geschaffen, welches mit gewissenhaft aufgezählten Merkmalen bekleidet ist. Diese zerfallen in 32 Haupt- und 80 Nebenmerkmale. Die japanesische Statue entspricht in ihren Hauptzügen diesen Merkmalen des indischen Reformators. Sie gibt die Stellung, die betrachtende Haltung desselben gewissenhaft wieder. So hat der Weise seine Hände zusammengelegt, die Finger ausstreckend Daumen gegen Daumen gerichtet. So ist es sein Brauch gewesen zu sitzen, mit kreuzweise überschlagenen Beinen, das rechte Bein über das linke Knie gestreckt.

Man erkennt seine breite und glatte Stirn, sowie sein Haupthaar, welches aus kurzen, dichten, kleinen Locken besteht. Endlich fällt noch ein kleines Büschel weisser Haare auf, welches er zwischen den Augenbrauen gehabt hat, und welches an der Erzstatue blos als kugelförmige Protuberation ausgedrückt werden konnte. Aber alle diese eigenthümlichen Zeichen ergeben noch nicht die ausdrucksvolle Persönlichkeit, durch welche eben der Daibudhs von Kamakura jenen Buddhagestalten unähnlich ist, welche in China verehrt werden, was jedenfalls ein sehr merkwürdiger Umstand ist, da die Buddhistenreligion bekanntermassen aus China nach Japan herübergebracht worden ist.

Trotz einiger Unterschiede des Styls ist die japanesische Statue, abgesehen von ihrer Grösse, ganz ähnlich denjenigen, welche man auf den Inseln Java und Ceylon findet, wohin sich der Buddhismus geflüchtet hat, als er in Indien ausgerottet wurde. An diesen Orten ist dieselbe Gestalt des Helden der Betrachtung am besten erhalten worden, in Bildwerken aus Basalt, Granit und gebranntem Thon, welche in der Regel unter der natürlichen Grösse der Menschengestalt bleiben und ihren grössten Ruhm in dem riesenhaften Kunstdenkmal Burubudhur auf Java erreicht haben.

In ganz Japan gibt es nur noch *eine* bronzene Daibudhs-Statue, welche einigermassen mit derjenigen von Kamakura verglichen werden kann, und diese befindet sich in der Stadt Narra. (S. Figur XVI.)

Narra ist eine sehr alte Stadt; sie ist die Hauptstadt des Landes gewesen, bevor dies Kioto geworden, hat jedoch von ihrem alten Charakter nicht mehr viel beibehalten. Narra liegt in einer wunderschönen Gegend, an den Abhängen eines hohen Gebirges. Vor Zeiten haben auf denselben viele Tempel gestanden, bis weit hinein in die Waldungen; die meisten davon sind jedoch bereits verschwunden. Zahlreiche zahme Rehe gehen in diesen anmuthigen Bezirken frei umher, stürzen sich den Tempelbesuchern entgegen und essen aus ihren Händen die dargereichten kleinen Backwaaren, welche in den in der Umgebung des Tempels stehenden kleinen Kaufläden gekauft werden können. Jeder Besucher hält es sozusagen für seine Pflicht, den zahmen Thieren mit einem kleinen Leckerbissen aufzuwarten; die Japanesen halten dieselben sehr in Ehren und gestatten nicht, dass ihnen ein Leid geschehe. In den kleinen Kaufläden verkauft man ihre Bilder aus Papier oder aus Holz geschnitzt, und allerlei aus deren Geweih verfertigte Arbeiten, welche das Volk als Andenken an die Wallfahrt einkauft und nach Hause mitnimmt.

Unter den erhaltenen Tempeln befindet sich hier ein sehr grosser, welcher seinen alten Glanz noch vollständig beibehalten hat. In dessen Innerem befindet sich die colossale Daibudhs-Statue, welche



noch grösser ist als diejenige von Kamakura. Der heilige Weise sitzt auch hier mit kreuzweise überschlagenen Beinen auf einer riesigen Lotusblume, mit doppelter Blumenkrone, ebenfalls aus Bronze. Der Coloss hält seine rechte Hand in die Höhe, die Finger ausgestreckt und die Fläche nach aussen gekehrt; die linke Hand ruht in seinem Schoosse, mit der Fläche nach oben. Der Kopf der Statue ist nicht so alt wie der Körper selbst, weil er vor hundert Jahren durch eine Feuersbrunst gelitten hatte und auf's neue gegossen werden musste.

Im Ganzen genommen ist diese Statue nicht so gelungen wie diejenige von Kamakura und auch nicht so fein, aber trotzdem finden wir auch in ihr den Charakterzug der Einfachheit, den Ausdruck der Ruhe und Betrachtung, welcher Buddha's Typus ist; sie bildet unstreitig einen wahren Kunstschatz. Auch diese Statue macht einen grossen Eindruck, wenn wir sie zum ersten Mal erblicken, und der Eindruck nimmt nur zu, wenn wir sie näher in Augenschein nehmen. Aber das riesige Dach, welches sich über den Tempel breitet und darüber noch hinausragt, stellt die Statue in eine so grosse Finsterniss, dass nur vom Eingang her etwas Licht zu ihr gelangt. Neben ihr stehen zwei kleinere Bronzestatuen, welche Buddha's zwei Apostel vorstellen. Sie sind vergoldet, und vor ihnen stehen zwei sehr grosse Bronze-Vasen, welche mit Blumenschmuck prangen.

Zur Zeit unseres Besuches war auch hier, in den diesen Tempel umgebenden Localitäten, eine Ausstellung arrangirt, zum grösseren Theile aus alten Gegenständen, welche Eigenthum der Mikados gewesen sind, zum Theil aber aus den Schätzen des Tempels selbst. Diese wurden ehemals nur alle fünf Jahre aus den Kisten herausgenommen, in welchen sie verschlossen gehalten werden, jetzt aber bieten sie eine prächtige Gelegenheit zum Arrangement einer schönen Ausstellung. Besondere Erwähnung verdienen unter denselben die schönen Waffen, Panzer, Lackgegenstände, Shinto-Spiegel und allerlei Heiligen-Statuen, welche eine ganze lange Gallerie einnehmen. Vor jeder derselben liegt eine Handvoll Reis und Keshe oder kleine Münzen, welche ihnen

das arme japanesische Volk hinstreut. Es ist noch nicht im Stande zu glauben, dass diese Statuen bloß zur Ausstellung dienen; es betrachtet sie mit Andacht und wendet sich mit Gebeten an sie.

Alle übrigen grossen Daibudhs-Statuen Japans sind aus Holz, in der Regel vergoldet und das Haar blau gefärbt. Da sie aber zum grösseren Theile rohere und ausdruckslose Werke sind, bilden sie kaum einen Gegenstand der Kunst, gleichwie auch jene aus Granit gehauenen Statuen nicht, welche wir häufig an den Ufern der Seen und am Saume der Landstrassen, von einem kleinen Haine umgeben, antreffen, da auch diese bloß von roherer Ausführung sind.

Interessanter als diese und wieder einen Gegenstand der Kunst bildend sind die kleineren Daibudhs-Statuen, unter denen sehr werthvolle Bronze-Exemplare zu finden sind. Die Ausfuhr derselben aus dem Lande war lange Zeit hindurch absolut verboten, aber endlich wurde selbst der Verkauf dieser heiligen Gegenstände dem Volke, welches Alles, was es hat, den Fremden verkauft und aus seinem Lande fortzuführen gestattet, so zur Gewohnheit, dass auch die Regierung über ihre frühere Massregel ein Auge zudrückte und schon in Folge ihrer Aufklärung die Untersuchungen in dieser Richtung unterlässt. Demzufolge sind solche Statuen auch schon nach Europa gekommen und bilden einen integrierenden Bestandtheil der Sammlung beinahe jedes kunstliebenden Reisenden.

Alle diese Daibudhs besitzen gewisse gemeinsame Merkmale, und es lassen sich unter ihnen im Allgemeinen zwei Hauptformen unterscheiden. Die Buddhisten-Religion pflegt nämlich den in Betrachtung versunkenen Buddha in dreierlei Situationen darzustellen: in der einen hat er die Wahrheit noch nicht gefunden; die zweite stellt gerade den Moment vor, wo er sie findet; und die dritte zeigt die erhabene Ruhe nach der Auffindung derselben. Diese Idee hat der Burubudhur ausgeführt und verherrlicht, indem er in seinen verschiedenen Stockwerken Buddha in diesen Situationen darstellt. Darum findet man in China häufig hinter dem Altar drei Buddha-Statuen neben einander. In Japan pflegt dies nicht



vorzukommen; hier unterscheiden wir unter den Daibudhs-Statuen zwei Hauptformen. Das Musterbild der einen ist die Statue von Kamakura, und diese pflegt man mit dem Namen «Chakya-Muni» zu bezeichnen. Ihr Haupt ist mit kurzen krausen Locken bedeckt und ihre Hände halten gar nichts. Die zweite Form ist die «Padma-pani», welche eine Lotusblume in der linken Hand hält und das Haar in glatte Haarlocken getheilt hat, welche auf dem Scheitel des Kopfes einen hohen dreieckförmigen Kopfschmuck bilden, an dessen Vordertheil ebenfalls eine kleine Daibudhs-Statue steht.

Diese betreffend, führen wir wieder die Worte des Mr. James Jarves an: «Den Buddha-Bildwerken wurde ein verschiedener Ausdruck gegeben, aber alle spiegeln jene erhabene Ruhe wieder und jenes Lustgefühl der Nirwana, als das Ziel so vieler mühseliger Transformationen, welche zum Zwecke der Aneignung der höchsten Vollkommenheit durch die persönliche Aufopferung der menschlichen Leidenschaften und Schwächen angenommen wurden. Es lässt sich leicht errathen, dass der orientalische Bildhauer thatsächlich gezwungen gewesen ist, dem Geiste seiner Aufgabe getreu zu bleiben, um die Verfahrungsweise seiner griechischen Kunstgenossen zu überbieten. Während diese, den menschlichen Typus mit Leib und Seele zur Basis nehmend, Menschen mit göttlichem Gepräge schufen, nöthigte jener sich die schwerere Aufgabe auf, indem er sich in die Tiefen der Metaphysik versenkte, und erfand, mit Beiseitewerfung der rein menschlichen Fähigkeiten und Wünsche, eine geistige Gestalt, welche geeignet ist, eine ganz makellose und an die leiblichen Dinge nicht zurückerinnernde Idee der absoluten Glückseligkeit zu gewähren.»

In Europa befindet sich die merkwürdigste derartige Daibudhs-Statue im Besitz des Herrn Cernuschi, welcher dieselbe 1871 selbst aus Japan mitgebracht hat und zwar aus dem Orte Meguro unweit Yedo. Gegenwärtig ist dieselbe in seinem Pariser Palaste aufgestellt. Sein Reisegefährte Theodor Duret erzählt in seinem Werke «Voyage en Asie», auf welche Weise sie in den Besitz dieser merkwürdigen Statue gelangten, was keine leichte Aufgabe war. Die Statue ist 4 Meter und 28 Centimeter hoch.

Auch in unserem Vaterlande besitzen wir ein sehr vorzügliches altes Daibudhs-Exemplar aus Bronze, welches, was die Feinheit der Ausführung und das Ausdrucksvolle der Statue betrifft, selbst in Japan zu den Seltenheiten zählt. In Yedo hielt dasselbe ein japanesischer Kaufmann, welcher weiss Gott wie in dessen Besitz gelangt war, in seinem Hause verborgen. Während meiner Anwesenheit daselbst bin ich so glücklich gewesen, dasselbe von ihm erwerben zu können, doch musste ich es mit grosser Vorsicht fortschaffen lassen. Diese Statue ist 68 Centimeter hoch, und insofern sie mit den vorher beschriebenen Daibudhs-Statuen vollständig übereinstimmt, verliere ich auch über sie nicht mehr Worte, sondern füge lieber ihre nach einer Photographie gefertigte Abbildung bei. (S. Fig. XVII.)

Nach allen diesen Daibudhs-Statuen bilden den Gegenstand der kirchlichen Sculptur Japans noch die Bildsäulen der übrigen Götter und Heiligen, welche mit dem Collectivnamen «Sennings» bezeichnet zu werden pflegen. Dieselben stehen in genauem Zusammenhange mit der Religion und den buddhistischen Traditionen. Wir erkennen in ihnen auch nicht ursprünglich japanesische Gestalten, denn sie sind zum Theil ganz identisch mit den chinesischen, zum Theil aber haben sie nur bis zu einem gewissen Maasse die japanesische Tracht oder Aussengestalt angenommen. Es ist natürlich, dass wir dieselben rein vom Gesichtspunkte der Sculptur aus in's Auge fassen werden; auf ihre Bedeutung oder auch nur auf die Anführung ihrer Namen können wir uns nicht einlassen, da dieselben noch nicht genügend erforscht und gehörig erklärt worden sind. Aber wie gross auch ihre Anzahl sein möge, wir werden alsbald erkennen, dass sie nicht eben vielerlei besondere Gestalten umfassen, indem jede Gestalt ihre scharf unterscheidbaren eigenartigen Charakterzüge besitzt, welche sich allemal wiederholen und am häufigsten durch irgend einen Gegenstand oder ein bestimmtes Thier verbildlicht zu werden pflegen.

Hierher gehören die Hüter der Tempel, jene grossen mythischen Gestalten, welche mit dem Namen «Tengu» bezeichnet



werden. Sie sind ungeschlachte, grinsende, wahrhaft grauenhafte Schreckgestalten; sie halten den Mund bis zu den Ohren weit geöffnet; ihre Augen quellen wildstarrend heraus; ihr Gesicht ist aufgedunsen und verzerrt, ihre Stellung krampfhaft. Es lässt sich kaum etwas Groteskeres und Abstossenderes denken, als diese Riesen, welche dies durch vielfarbige und grelle Malerei noch mehr werden. Man wollte der Grausamkeit und Bosheit jener Wächter Ausdruck geben, welchen die Hut des Einganges der Tempel obliegt, weshalb sie auch bis an die Ohren bewaffnet sind. Sie sind immer aus Holz geschnitzt und durchaus identisch mit denjenigen, welche in China den Eingang der Tempel bewachen, blos mit dem Unterschiede, dass dort in der Regel ihrer vier vorzukommen pflegen, hier aber nur ihrer zwei.

Was die übrigen Gestalten betrifft, so ist eine vollständige Sammlung derselben in Yedo im Gojaka-Lakan oder Tempel der 500 Genien zu sehen. Dies ist ein wahrhaftiges Museum, in welchem sich auch der Reisende im Fluge einen richtigen Begriff von der buddhistischen Kunst und davon verschaffen kann, dass diese Gestalten Producte chinesischen Einflusses sind, indem auch dieser Tempel nichts anderes ist, als eine Nachbildung des in Canton befindlichen Tempels der 500 Genien. Wir finden aber einen solchen Tempel nicht allein in Yedo, sondern auch in Kioto, ja häufig ist eine ganze Legion solcher Heiliger auch Privateigenthum von Daimios gewesen, wie z. B. jene Sammlung, welche wir im Burgcastell Hikone zu besichtigen Gelegenheit gehabt haben.

Von der Absicht geleitet, jene heiligen Individuen zu verherrlichen, welche ohne Ausnahme durch ihre Büssungen berühmt geworden sind, legt der Künstler das Hauptgewicht darauf, ausschliesslich das Leiden, die Ergebung und Seelenqual zum Ausdruck zu bringen, die musterbildliche Ausgestaltung des Körpers als Nebensache betrachtend. Um grösseren Effect hervorzubringen, schafft er in gewissermassen kindischer Weise selbst Unförmlichkeiten, so eine übermässig hervorgewölbte Stirn oder einen mit Protuberanzen bedeckten Schädel, um die besonders hervorragende Entwicklung dieser oder jener Fähigkeit zu bezeichnen. Die

Farben erhöhen auch hier noch den Charakter dieses rohen Realismus. Die Statuen sind in der Regel aus Holz geschnitzt und vergoldet, die Fleischtheile mit ausserordentlicher Geschicklichkeit roth gemalt.

Dies wären die Producte der japanesischen kirchlichen Sculptur, welchen noch jene Schnitzwerke und Reliefs hinzugefügt werden könnten, die zum Schmucke der Tempel dienen; hier figurirt aber die Sculptur mehr als ein Beiwerk der Architectur, noch öfter als ein Gegenstand der decorativen Künste. Wenden wir uns also der weltlichen Sculptur zu. Hier finden wir aber keine grossen Statuen mehr. Weltliche Wesen haben die Japanesen nur in kleinen Gestalten abgebildet. Sie haben auch nicht bestimmte Personen verewigen wollen, sondern vielmehr bestimmte Thatsachen, oder aber Legenden, und diese haben sie wieder aus Bronze, Holz oder Porcellan gebildet. Es ist zwar richtig, dass sich die japanesische Kunst hier von jener Fessel freimacht, in welcher sie bei der kirchlichen Sculptur der Buddhismus gebannt hielt, dass sie sich zu voller Selbständigkeit empor arbeitet und ihre eigenen Gestalten schafft; es kann aber demungeachtet nicht geleugnet werden, dass die menschliche Gestalt den schwächsten Theil der japanesischen Kunst bildet. Dieselbe wird von ihr mit so seltsamer Eigenthümlichkeit wiedergegeben, welche sich kaum erklären lässt und welche sich immer wiederholt. Daraus darf man durchaus nicht den Schluss ziehen, als ob die japanesischen Künstler keine genügenden anatomischen Kenntnisse besässen, oder als ob sie dieselben geringschätzten; ihre Darstellungsmanier ist vielmehr eine Folge traditioneller Laune. Natürlich trägt hiezu die Steifheit der alten Rüstungen, sowie der sämmtlichen nationalen Gewänder wesentlich bei. Dass sie in der That Kenntnisse von der Anatomie des menschlichen Körpers besitzen, beweisen sie hauptsächlich durch ihre Elfenbeinarbeiten, unter welchen wir häufig ganz winzige kleine Skelette finden, welche bis in die minutiösesten Details hinein naturgetreu ausgearbeitet sind. Trotz alledem ist es Thatsache, dass das Studium des menschlichen Körpers keineswegs die Basis ihrer Kunst bildet, und dass sie für die Schönheit desselben



keinen derartigen ästhetischen Sinn besitzen, wie die europäischen Künstler.

Der japanesische Künstler studirt nicht den nackten menschlichen Körper; er bildet sich nicht aus diesem ein Idealbild. Vertrauend auf die Lebendigkeit seiner natürlichen Auffassung, legt er weit mehr Gewicht darauf, eine Handlung, einen Affect oder eine Empfindung zur Darstellung zu bringen, als irgend eine canongemässe academische Gestalt. Die Gelegenheit, den nackten Körper zu studiren, fehlt ihm jedoch in diesem Lande nicht, wo die beiden Geschlechter miteinander zu baden pflegen und die ärmere Bevölkerung im Sommer fast ohne alle Bekleidung einhergeht; und trotzdem hat der Geschmack für das Nackte in der japanesischen Kunst nie die Oberhand gewonnen. Ringer oder Lastträger werden zwar ganz oder theilweise nackt abgebildet, aber durchaus nicht aus Vorliebe für das Nackte, sondern einfach aus dem Grunde, weil der Künstler diese Individuen tagtäglich nur so vor Augen gesehen hat. Diese wenigen Gestalten ausgenommen, sind die übrigen immer vollständig bekleidet. Jede Classe der Bevölkerung hat ihre eigenthümlichen Gewänder gehabt und diese auch nach ihrer eigenthümlichen Art getragen, aber alle diese Gewänder sind von solchem Zuschnitt, dass sie ihrem Träger keine anmuthige Gestalt verleihen konnten. Es ist daher kein Wunder, wenn die Künstler den Faltenwurf vernachlässigt und mehr dahin getrachtet haben das Kleid zu verzieren, als dasselbe in welligen Falten und harmonischen Linien zu drapiren.

Betrachten wir die japanesischen Statuetten aus der Nähe, so werden wir alsbald davon überrascht, welchen Ausdruck sie besitzen, insbesondere im Antlitz, und wie sehr die Handlung, welche sie darstellen, der Naturwahrheit entspricht. Ob wir nun Bronze-, Holz-, Porcellan- oder Elfenbein-Statuetten ansehen, diese Eigenschaft werden wir an allen in gleichem Maasse vorfinden. Eine ganze Stufenleiter der verschiedenartigsten Leidenschaftsausdrücke und Mienenverzerrungen, welche die lebendigste und raffinirteste Phantasie einem menschlichen Antlitz nur aufzuprägen vermag, finden wir in jenen Holzmasken, von welchen fast jeder Daimio

eine ganze Sammlung besitzt. Die Energie des Ausdruckes ist unzweifelhaft diejenige Eigenschaft der japanesischen Kunst, welche unsere Aufmerksamkeit in erster Reihe fesselt.

Unter die gebräuchlichsten und bekanntesten Gestalten gehören die folgenden: der Weise, auf dem Rücken eines zahmen Hirsches, mit einer Papierrolle in den Händen; ein Krieger, in voller Rüstung, zu Fuss oder zu Pferd, mit langer gekrümmter Lanze in der Hand; ein anderer Weiser, auf dem Rücken eines Fisches oder Pferdes, in langem Gewande und mit übermässig ausgebildetem Schädel; ferner ein langbärtiger Ascet, auf dem Gipfel irgend eines Felsens in Betrachtung versunken, oder aber ein Mann, der seine magere Brust enthüllt; ein Wanderer, der an seiner Kürbisflasche kenntlich ist; ein anderer, der mit einem Windstoss kämpft und den sein Gewand leicht umflattert; oder aber, besonders in Porcellan, ein sitzender Daimio in voller Gala, auf dessen Anzug besondere Sorgfalt verwendet ist; eine Frau, Kinder, einzeln oder in Gruppen, allemal mit lächelndem offenen Munde, und mehr dergleichen. Es leidet keinen Zweifel, dass alle diese Gestalten, wenn sie auch noch so schön ausgearbeitet sind und auch noch so viel Ausdruck besitzen, unserem ästhetischen Gefühle doch nicht zusagen. Der japanesische Künstler ist nicht bestrebt, das Wirkliche von seiner symbolischen Seite aufzuweisen, er sucht das Schöne nicht unserer Auffassung gemäss, und dennoch können wir nicht leugnen, dass uns diese Gestalten gefallen; dies erreichen sie aber durch die Kraftfülle ihres Ausdruckes, welcher allezeit klar und leicht fasslich ist. Selbst das ungeübte Auge erfasst unzweifelhaft auf den ersten Blick den feindseligen, kampflustigen, resignirten, freudigen, komischen u. s. w. Ausdruck, welchen der Künstler hat darstellen wollen.

Der classische Bildhauer ist gezwungen die Bewegung zu mässigen, während der japanesische uns wirkliches Lachen vorbilden will, wirkliches Leiden, die wirkliche Verlegenheit des Individuums, wenn der Wind ihm die Gewänder entreisst, und er nimmt keinen Anstand, darauf ein besonderes Gewicht zu legen. Aber warum sollte er auch die Uebertreibung scheuen? Aus ihr



entspringt ja jene ausdrucksvolle Haltung, welche, wenn auch übertrieben, dennoch möglich ist und welche uns allemal zum Lächeln reizt. Zur Deutlichkeit des Ausdruckes gesellt sich die realistische Wahrheit der Details und die gewissenhafte, zuweilen fast komische Beifügung der allergeringsten Appertinenzien. Mit besonderer Sorgfalt arbeitet man die Gewänder, die Thiere, die Pflanzen aus, welche diese Gestalten umgeben, umdrängen und bisweilen fast zur Nebensache machen.

Wirkliche historische Denkmalstatuen haben wir in Japan nur an *einem* Orte gefunden. Dies sind die Statuen der berühmten siebenundvierzig Ronins.

In Takanawa, einer Vorstadt Yedo's, steht im Schatten belaubter Bäume verborgen der Tempel Sengakuji. Derselbe ist im ganzen Lande wegen seiner Gräber berühmt, in welchen die siebenundvierzig Ronins begraben liegen. Dies waren tapfere Männer, deren Heldenthaten in der Geschichte und den Volksdramen Japans hoch verherrlicht werden. Und ihre Geschichte ist wirklich rührend. Wir lernen aus derselben erkennen, welch heldenhafter Aufopferung die Japanesen fähig gewesen sind und welche erhabene Auffassung sie von dem «*Hari-kiri*» haben, welchem hier in Europa überaus häufig eine falsche Deutung zu theil wird. Die Begebenheit, welche sich im Jahre 1727 zugetragen haben soll, ist zur Genüge bekannt und es wäre völlig überflüssig, wenn auch wir ihre Hauptzüge hier wiederholen wollten. Ihrem vollen Umfange nach erzählt dieselbe A. B. MITTFORD in seinem Werke «*Tales of Old Japan*», und zwar in Begleitung authentischer Urkunden, welche er an Ort und Stelle zu copiren in der Lage gewesen. Auch Baron HÜBNER und andere Reisende theilen dieselbe mit.

Im Haupthofe des Tempels Sengakuji auf der linken Seite befindet sich eine kleine Capelle, in welcher unter der vergoldeten Bildsäule Kwanjins, des Gottes der Barmherzigkeit, die Bildsäulen der siebenundvierzig Ronins und ihres heissgeliebten Herrn Takuminokami stehen. Dieselben sind aus Holz geschnitzt, die Gewänder reich lackirt und die Gesichter farbig. Die Bildsäulen sind drei Fuss hoch und auf einem Piedestal in der Reihe neben einander

aufgestellt. Die Gestalt jedes einzelnen Helden ist erstaunlich lebendig und ausdrucksvoll, ein jeder trägt seine Lieblingswaffe und ist im Moment des Kampfes dargestellt. Es sind unter ihnen ehrfurchtgebietende Greise mit grauen Haaren, sowie junge, kaum siebzehnjährige Jünglinge. Diese Bildsäulen haben nicht blos historischen, sondern auch wirklichen künstlerischen Werth. Mit Bedauern müssen wir aber auch hier bemerken, dass dieser interessante Tempel, ungeachtet der grossen Verehrung, welche das japanische Volk demselben widmet, ungeachtet der Tausende von Pilgern, welche denselben alljährlich besuchen, in neuerer Zeit leider rapid seinem Verfall entgegengeht, indem diesen Holzbauten nicht die nöthige Obsorge zu theil wird.

Nach der menschlichen Gestalt spielen die Thiere eine grosse Rolle in der japanischen Sculptur, theils als Zugehör jener, theils auch selbständig. Und in der Thiersculptur sind die japanischen Künstler wieder besonders ausgezeichnet, weil sie sich auch hier auf dem Boden der reinen Naturnachahmung bewegen. In dieser Kunstgruppe begegnen wir fast allen Thieren Japans, ja selbst denjenigen, welche die Phantasie geschaffen hat und von welchen in der Einleitung die Rede gewesen.

Schliesslich müssen wir noch der sogenannten «Netské»-Elfenbeinarbeiten Erwähnung thun, welche von hervorragender Geschicklichkeit Zeugniß ablegen, aber schon ihrer winzigen Gestalt wegen eher zu den Gegenständen der decorativen Künste, als der im strengen Wortsinne genommenen Bildhauerei gehören. Hier haben es die Japanesen am meisten verstanden, sich von der Selaverei kirchlicher Formen und vom chinesischen Einfluss frei zu machen; sie haben sich eine eigene Manier geschaffen, welche vollständig frei, kindlich und wahr ist; ihre scharf beobachtende Natur zeigt sich hier wieder in ihrem Glanze, aber ihr Geist ist ausser Stande gewesen sich über die Charakterbildnerei zu erheben.

Und wenn wir nun nach Aufzählung dieser Hervorbringungen noch einmal auf die japanesische Sculptur zurückblicken, so wird es uns ganz klar vor Augen stehen, dass dieses Land keine classische Sculptur besitzt und dass es nur einmal im Stande gewesen ist,



sich bis zur Höhe des wirklichen Ideals zu erheben, und zwar in den Daibudhs-Statuen der kirchlichen Sculptur. Aber hier taucht wieder die Frage auf, ob dies auch ein wirklich japanesisches Ideal sei? Und hierauf müssen wir verneinend antworten, denn Buddha ist keine japanesische Schöpfung, hat nicht im Hirn dieses Volkes seinen Ursprung genommen. Er ist zugleich mit der buddhistischen Religion von Fremden importirt worden, und hat hier, Hand in Hand mit der Ausbreitung der Religion im Lande, eine unveränderte Vervielfältigung gefunden.

Der Buddhismus stammt aus Indien, dorthier rührt auch der japanische Daibudhs, was vornehmlich an seiner Gewandung und an der Haltung seiner Beine erkennbar ist, denn die Eingebornen Japans sitzen nie in solcher Weise, sie ziehen ihre Füße beim Sitzen immer unter ihren Körper. [Diese Gestalt hat sich überall hin verbreitet, wohin der Buddhismus gedrungen ist, dessen Verkörperung wir in Java, Ceylon, China, Siam ebenso vorfinden, wie in Japan. Alle Volkstämme haben ihn angenommen und andächtig den Typus wiederholt, welcher ihre Religion so wunderbar versinnbildet. Dass eben die japanischen Daibudhs-Statuen die gelungensten unter allen diesen Buddha-Darstellungen sind, ist unzweifelhaft das Verdienst der japanesischen Bildhauer, aber der Gedanke stammt nicht von ihnen.

An den übrigen Erzeugnissen der japanesischen kirchlichen Sculptur ist der chinesische Einfluss und jene Pression, welche die buddhistische Religion auf die Kunst geübt hat, noch mehr sichtbar. Nur in der weltlichen Sculptur sehen wir die japanesische Kunst sich zur vollen Selbständigkeit emporschwingen; die Erzeugnisse dieser würden aber unzweifelhaft unter den Gegenständen der decorativen Künste einen viel ehrenhafteren Platz einnehmen.

## MALEREI.

Bevor wir uns in den Gegenstand dieses Capitels vertiefen, müssen wir die Bemerkung vorausschicken, dass das Ornament den Hauptgegenstand jedes Zweiges der japanesischen Kunst bildet, und dass die Gesetze der Ornamentik sich wesentlich von denjenigen

unterscheiden, welche der Malerei zur Grundlage dienen. Darum müssen wir, wenn wir von der japanesischen Malerei sprechen wollen, diesem Worte die weiteste Erklärung zugestehen; wir dürfen darunter nicht allein die Oel- und Frescomalerei verstehen, weil diese Gattung der Malerei in Japan gar nicht existirt, sondern wir müssen in sie auch die verschiedenen Arten der Aquarellmalerei, Coloration und Zeichnung einbegreifen.

Die Japanesen, welche unstreitig grosse Beobachter und Bewunderer der Natur sind, haben das Landschaftsbild nach unseren europäischen Begriffen nie versucht, und dessenungeachtet werden wir, wenn wir aufs Geradewohl einen beliebigen, noch so gewöhnlichen Gegenstand des täglichen Gebrauchs in die Hand nehmen, sehr selten einen finden, der nicht irgendwelche Musterzüge der Vorliebe für die Natur aufwiese, oder aber von originellem Talent Zeugniß ablegte. In Europa schmücken die Schätze der Kunst blos die Wohnungen der Vermögenden, jene tausendfältigen billigen Artikel aber, welche für das grosse Publicum fabrikmässig angefertigt werden, legen im Allgemeinen von sehr wenig Geschmack Zeugniß ab. In Japan ist es Sitte, dass auch der arme Mann aus einer netten, ornamentirten Schale seinen Reis esse und seinen Thee trinke, und auf seinem Fächer ist künstlerische Malerei oder mindestens einige meisterhafte Züge zu sehen. Dies ist aber das Verdienst der Malerei, für welche die Japanesen insgesamt sehr grosse Empfänglichkeit besitzen; es ist insbesondere darum ihr Verdienst, weil sie ihre Werke nicht fabrikmässig, sondern aus innerer Inspiration frei schafft.

Dieses Kunstgenre der Japanesen müsste mit weit mehr Recht decorative Malerei genannt werden, da dasselbe weder das Oelgemälde kennt, noch jene anderen Arten selbständiger Bilder, welche wir in Rahmen gefasst an die Wände unserer Zimmer zu hängen pflegen; die japanische Malerei ist mehr eine decorative Kunst, welche auch die allergewöhnlichsten Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs verziert.

Es würde jedoch nicht billig sein, die decorative Kunst als eine untergeordnetere anzusehen, da sie in der That eine sehr



edle Aufgabe zu erfüllen hat. Kein Zweig der schönen Künste ist so sehr verbreitet, keiner ist so sehr berufen, auf die verschiedenen Classen der menschlichen Gesellschaft einen heilsamen Einfluss zu üben, als sie, weil ihre Werke uns immer und überall umgeben, unser Auge auf jedem Schritt und Tritt erfreuen.

Wir haben nicht die Absicht, der japanesischen Malerei einen höheren Werth beizumessen, als denjenigen, den sie in der That besitzt. Die japanesische Malerei hat keinesfalls den Anspruch, mit der grossen Kunst des Westens in einen Rang gereiht zu werden. Dessenungeachtet aber müssen wir sie doch nach Gebühr würdigen, weil sie die Frucht einer selbständigen Entwicklung ist, welche ihrer Aufgabe entspricht, das ästhetische Gefühl befriedigt und allgemein gefällt. Sie ist durch Viele verurtheilt worden, welche sie vielleicht nicht vom richtigen Gesichtspunkte aus beurtheilt und vielleicht auch die Frage nicht in Erwägung gezogen haben: ob es wohl ein gerechtes Vorgehen sei, dieselbe mit den tief concipirten Kunstschöpfungen der occidentalischen Genies vergleichen zu wollen?

Es fallen uns auf den ersten Blick zwei Haupteigenthümlichkeiten des japanesischen Malers in die Augen: die Leichtigkeit der Hand nämlich und jene grosse Geschicklichkeit, mit welcher er die Bewegungen wiedergibt. Man könnte glauben, dass die Leichtigkeit der Hand daher rühre, dass die Japanesen mit dem Pinsel auch schreiben; sie sind deshalb in fortwährender Uebung und die Schriftzeichen erfordern eben bestimmte und schnelle Züge. Der japanesische Maler malt mit staunenerregender Leichtigkeit mittelst einiger Pinselstriche Blumen, Vögel, leichtes Bambuslaubwerk; oder aber er zeichnet in raschen Umrissen die Typen oder Erscheinungen des alltäglichen Lebens hin. Und alles dies kommt nicht allein schnell und sozusagen in einem Zuge zu Stande, sondern ist auch voll Leben und Bewegung. In den Zeichnungen und Caricaturen Japans finden wir ganz Japan abconterfeit, mit seinem eigenartigen Gepräge und innersten Charakter.

Eine andere nicht minder bewunderungswürdige Eigenthümlichkeit der japanesischen Malerei ist die Kraft des Ausdruckes,

welche hier eine ebenso grosse Rolle spielt, wie bei der Sculptur, hier aber um so merkwürdiger ist, weil sie mit so einfachen Mitteln zu Stande gebracht wird.

Auch bei dieser Kunst bildet, ebenso wie wir es bei der Sculptur erwähnt haben, der menschliche Körper die schwächste Seite. Man bildet denselben in einer eigenartigen Manier ab, welche zwar nicht den Miniaturbildern des Mittelalters oder den Glasmalereien des XII. und XIII. Jahrhunderts ähnelt, aber diesen unter allen Gattungen europäischer Malerei am meisten nahe kommt. Man kann nicht behaupten, dass sie mit der Anatomie des menschlichen Körpers nicht vertraut seien, aber man kann ungemein häufig falsch gezeichnete Glieder sehen, oder bisweilen nur mit Mühe herausfinden, welchem Körper welches Glied angehört. Auch hier wird die Abbildung des Nackten vermieden, ausgenommen, wenn die dargestellte Scene es fordert, oder aber die dargestellte Person keine Kleider zu tragen pflegt; auf die Gewänder wird viel Sorgfalt und Schmuck verwendet, denn daran wird erkannt, welcher Classe Jemand angehört, welche sociale Stellung er einnimmt und in welcher Beschäftigung er abgebildet ist; bei den verschiedenen Ceremonien war nämlich Farbe und Schnitt der Kleider bestimmt.

Die Japanesen haben eine besondere Vorliebe für gewisse Spiele, so z. B. für das Ringen; wenn sie aber dergleichen abbilden, unterlassen sie es nie, die Muskeln der Ringer über das Maass zu vergrössern, was der Genauigkeit der Zeichnung Eintrag thut, welche im Uebrigen soviel Wahrheit und Ausdruck enthält. Die Handlungen sind nach der Natur gezeichnet, die Gestalten werden selten fein ausgearbeitet und sind in der Regel nur das Ergebniss einiger Pinselstriche.

Wenn wir was immer für ein volksthümliches Bilderbuch in die Hand nehmen und ein Bild betrachten, so überrascht uns die Einfachheit der Zeichnung und verwundern wir uns, dass mit so wenigen Zügen so viel dargestellt werden könne; und wenn wir uns dann in die Intention des Künstlers mehr vertiefen, gewinnen



wir die Ueberzeugung, dass die Zeichnung blos das Sinnbild einer sittlichen Wahrheit ist.

Die gelungensten Gestalten sind diejenigen, welche wir auf den hinter den buddhistischen Altären aufgehängten Bildern, sowie in den heiligen Büchern in der Form alter Miniaturen finden. Diese Gemälde sind, die Ausführung betreffend, wahre Musterbilder, welche, was Feinheit anlangt, den Miniaturgemälden der werthvollsten Handschriften des Mittelalters an die Seite gestellt werden können. Natürlich sind sie, durchaus im kirchlichen Style concipirt, von Art der Ikonen in der griechischen Kirche, sehr fein in ihren Details, einförmig in der Stimmung und sorgfältig vergoldet. Auf die Charakteristik ist viel Fleiss verwandt, die grellen Farben und Schatten vermieden. Ueberhaupt bedienen sich die Japanesen nur wenig der Schattirung; sie ziehen die einfachen Skizzen vor, welche sie so gut zur Ornamentation verwenden.

Wir haben unweit Yedo in Mengulo im Tempel Yutendi Gelegenheit gehabt, die schönste Sammlung derartige Bilder und Miniaturgemälde enthaltender Bücher zu sehen.

Die Shogune hatten hier ihre Sommerwohnung; jetzt ist nur noch die Kirche und das Kloster erhalten und den Reichthum derselben bilden diese werthvollen Alterthümer, zu welchen noch gestickte Seidengewänder gehören, ferner ganz kleine aus Holz geschnitzte und vergoldete Capellen von der Art der christlichen Reliquienbehälter, Diptychen, Triptychen u. s. w. Auf den kleinen Bildern kommen in der Regel einzelne Heilige oder ganze Gruppen derselben vor, immer mit dem Heiligenschein um das Haupt; auf den grossen Bildern aber ist der beliebteste Gegenstand der Tod Buddhas.

Der japanesischen Malerei wird der Vorwurf gemacht, dass sie nicht die Erfordernisse der wirklichen Malerei besitze, d. h. dass ihr die Perspective, die Luft, das Licht und die Schatten fehlen, ohne welche Begriffe wir uns ein Gemälde gar nicht vorstellen können. Dieser Vorwurf ist wahr, aber nur theilweise, denn dort, wo es nöthig ist und wo sie es wollen, verstehen die Japanesen die Perspective herzustellen, auch die Schatten fehlen nicht

vollständig, nur dass sie mehr als Schattirung vorkommen; aber tie Japanesen geben allen diesen nothwendigen Erfordernissen in einer anderen Manier Ausdruck, rufen sie in einer anderen Weise hervor, mit einem Wort, der japanesische Maler sieht die Natur und das Gemälde mit anderen Augen an, als der europäische Künstler. Ueberzeugen wir uns also hievon, und betrachten wir die japanesische Malerei ein wenig nach ihren einzelnen Classen. Es wird indessen zweckmässig sein, vorher noch mit einigen Worten zu erwähnen, in welcherlei Formen die Malerei in Japan als selbständige Kunst existirt.

Wir haben bereits erwähnt, dass die Japanesen die Oel- und Frescomalerei nicht kennen; hier existiren Bilder bloß als Aquarell- und Tuschmalerei, farbiger und grauer Holzdruck. Wir haben ferner auch erwähnt, dass es in Japan Bilder, wie bei uns, die man einzurahmen pflegt, nicht gibt. Man pflegt auf Papier oder Seide zu malen. Die grössten derartigen Gemälde sind diejenigen, welche an den Papierwänden der Zimmer oder in irgend einem Tempel vorkommen. Im Goshio zu Kioto ist jedes kleine Zimmer ein zusammenhängendes Gemälde. Ferner kommen solche Gemälde an den spanischen Wänden vor, welche selten 1·26 Meter hoch, in der Regel weit niedriger sind und aus sechs Abtheilungen bestehen. Selbständige Bilder, die man in den Zimmern, im Tokonoma aufzuhängen pflegt, sind bloß als Papierrollen «Kakemono» in Gebrauch. Eine solche Papierrolle ist 31·5 Ct. breit, 94—126 Ct. lang; an ihrem obern Rande ist eine Seidenschnur befestigt, an welcher man sie aufzuhängen pflegt, immer ohne Rahmen, an ihrem untern Rande aber eine Elfenbein- oder Holzwalze, welche das Bild ausgespannt hält. Die beiden Enden dieser Walze pflegen 2·5 Ct. lang an beiden Seiten des Bildes hinaus zu ragen und pflegt man an dieselben kleine Bronzedrachen oder andere dergleichen Schmucksachen an Seidenfäden aufzuhängen. Werthvollere Bilder werden immer auf Seide gemalt und in der Mitte der Papierrolle angebracht. Die Japanesen legen auf diese Bilder, welche der einzige Aufputz ihrer Wohnungen sind, ein grosses Gewicht und wechseln sie oft, weil das Bild mit demjenigen, was im Zimmer geschieht,



oder mit dem Fest, welches gefeiert wird, in Einklang stehen muss.

Hierauf folgen die Bilderbücher aller Art. Diese Albums haben die Gestalt eines Blocks und auf den Bildern steht immer geschrieben, was sie bedeuten. Die schöneren haben seidene Einbände, öffnen sich, nach unserer Auffassung, von der Rückseite, sind nicht zusammengenäht, sondern einfach zusammengefaltet, wie die Fächer, und die Bilder sind auf beide Seiten gemalt.

Schliesslich könnten noch die Fächer hieher gerechnet werden, welche bei diesem Volk eine sehr grosse Rolle spielen. Alle übrigen Arten und Formen der Malerei, wie mannigfaltig sie auch sein mögen, bilden ein Zubehör und Object der decorativen Künste.

Wenn wir nun zu den Classen der japanesischen Malereien und Zeichnungen übergehen, müssen wir uns vor Allem mit der historischen Malerei beschäftigen. Dann müssen wir uns jedoch vollständig in das Mittelalter zurückversetzen. Es sind erst wenige Jahre verflossen, seit Japan aufgehört hat vollständig darin zu leben; dies müssen wir uns stets vor Augen halten, wenn wir dieses Land verstehen und erklären wollen.

Es ist natürlich, dass ein Volk, welches am Cultus seiner Vorfahren, an den Mythen der Vorzeit, an den Traditionen der Religion hängt, jene Scenen, in welchen es von seiner frühesten Kindheit an auferzogen wurde, mit Vorliebe darstellt und mit Vergnügen betrachtet. Jeder empfindet eine geheime Freude, wenn er jene Sagen, Feenmärchen, poetischen Fabeln und Geschichten, an denen er sich in seiner Kindheit ergötzt hat, fortwährend vor seinen Augen abgebildet sieht. Die erwachsenen Japanesen sind auch heutzutage noch Kinder, und wenn wir uns zurück-erinnern, welch' eine wichtige Rolle im Mittelalter die Bibel, das Leben der Heiligen, die Feenmärchen und andere Fabeln und Geschichten gespielt haben, werden wir uns vom japanesischen Volk und jenen Empfindungen, die es bis in die jüngste Zeit genährt hat, eine richtige Vorstellung bilden. Diese Darstellungen sind sehr gesuchte Gegenstände, sie sind sehr verbreitet, es gibt sozusagen

kein Haus, in dem nicht ein Kakemono hänge oder ein Bilderbuch zu finden wäre, welches malerische Darstellungen solcher Dinge enthält.

Die Gegenstände der Gemälde sind ohne Ausnahme bekannt; sie stellen Scenen aus der nationalen Sage und Geschichte dar, welche Jeder auswendig weiss. Wir finden da Soldaten, Jäger, Krieger abgebildet, bald zu Pferde, bald zu Fuss, am häufigsten in voller Panzerrüstung, wie sie in den Kampf ziehen, oder beinahe krampfhaft mit einander ringen; oder aber Mikados und Kaiserinnen, Edlinge vom Hof, festliche Umzüge, heilige Männer oder Bonzen in tiefe Betrachtung versunken, Falkenjagden, jenen Weisen, der die Buddhareligion von China herübergebracht, mit einer kleinen goldenen Buddha-Statue in den Händen, oder jenen, welcher die Schrift herüber gebracht hat, mit einer grossen Papierrolle, auf dem Rücken eines riesigen Vogels, in der Regel eines Reiher, über die unter ihm wogenden Meere dahinfliegend u. s. w. Die einzelnen Gestalten sind nicht gross, nur einige Zoll hoch, und mit zunehmender Entfernung kleiner. Bisweilen erscheinen sie auf goldigem Hintergrund. Wenn auf einem Gemälde nicht eine einzelne Gestalt, sondern eine ganze Handlung oder Geschichte abgebildet ist, sind die Gegenstände des Bildes, sowie es die mittelalterlichen deutschen und italienischen Maler zu thun pflegten, stufenweise übereinander situirt, in der Weise, dass die Gegenstände nach oben zu immer kleiner werden. Zwischen die einzelnen gesonderten Theile des Gemäldes werden Wolken oder Nebel hingemalt, damit der Zusammenhang des Gemäldes gewahrt bleibe und es auf einer Fläche liegend erscheine.

Diese Bilder machen keinen einheitlichen Eindruck; die Aufmerksamkeit richtet sich nicht auf einen Punkt, sondern wird durch die verschiedenen Scenen und Kleinigkeiten zerstreut. Das Hauptgewicht wird nicht so sehr auf den Hauptgegenstand oder auf den Gesamteindruck gelegt, als vielmehr auf die sorgfältige feine Ausführung des Details, die treue Abbildung der Gewänder und Costüme, den kraftvollen Ausdruck der Physiognomie und auf die Hervorhebung höchst geringfügiger Details, deren Abgang nur



einem geübten japanesischen Auge bemerkbar sein würde. Die Japanesen sehen daher mit Lächeln auf ihre europäischen Nachahmer herab, welche gerade in solchen Kleinigkeiten die häufigsten Fehler begehen, was jene auf den ersten Blick bemerken. Das Groteske wird von ihnen nicht nur nicht gemieden, sondern im Gegentheil, besonders gesucht, und bis an die äusserste Grenze gehen sie darin in der Darstellung ihrer Märchen, in denen sie ihrer colossalen Einbildungskraft und ihren curiosesten Einfällen freien Spielraum gewähren. Mr. A. B. Mitford erwähnt in seinem Werke *«Tales of old Japan»* eine ganze Reihe solcher Darstellungen; für uns sind aber die Angaben Sir Rutherford Alcock's besonders werthvoll, der in seinem bereits angeführten Werke (S. 151) diesem Gegenstand ein ganzes Capitel widmet und dasselbe mit sehr hübschen Abbildungen illustriert. Er sagt sehr treffend, dass «die Japanesen wunderbare Träume, Hirngespinnste von einer anderen Welt, ferner eine ganze Märchengeschichte der Gnomen und Geister haben — insgesamt unerschöpfliche Quellen bizarrer Gedanken, welche aus dem gesammten Reiche der Natur schöpfen und im gleichen Maasse Thiere, Pflanzen und Mineralien in Anspruch nehmen. Ihre vollständige Versenkung in das Reich des Grotesken und der Traumbilder ist jene einzige Seite ihres Charakters und ihrer unüberwindlichen Neigung, welche wir kaum zu würdigen oder zu verstehen vermögen.»

Die zweite Classe der japanesischen Malereien und Zeichnungen bilden die Charakterbilder, worin sie eine besondere Geschicklichkeit an den Tag legen. Sir R. Alcock (S. 105) vergleicht dieselben geradezu mit den Werken von Hogarth und Leslie, so viel Ausdruck und Humor ist in ihnen enthalten. «Es ist eigenthümlich,» sagt er, «dass der gewöhnliche Typus der japanesischen Frau, welcher fortwährend dargestellt wird, nicht derjenige ist, den wir in der Wirklichkeit sehen, sondern eine Zusammenstellung welliger Linien. Die Daimios und privilegirten Classen haben ihre bestimmten Typen. Das gewöhnliche Volk wird so dargestellt, wie man es auf den Gassen und im Hause sehen kann, häufig caricirt, aber immer wirklich nationale Gestalten mit

grosser Wahrheit und Kraft vorstellend. Eigenthümlich ist, dass wir hier keinem Typus weiblicher Schönheit begegnen, doch der Grund hievon liegt darin, dass die mongolischen, tatarischen, chinesischen und japanesischen Volksstämme Ostasiens ganz andere Begriffe von weiblicher Schönheit haben.» Er hebt ferner die Art des Ausdrucks hervor, welcher sich in den Gesichtszügen zeigt; «wir sehen,» sagt er, «einen zornigen, wüthenden, feindseligen, einfältigen Gesichtsausdruck, aber nie einen zärtlichen.» Und zum Schluss ruft er aus: «dass er ausser Stande sei, diese Kunst zu verstehen, welche keinen Sinn für Schönheit, Tugend, Pathos und Pietät hat, die den Menschen entzücken und erheben! Niemand, sagt er, wird über die japanesische Malerei eine Monographie schreiben und alles dies erklären.» (S. 123.)

Häufig ist den Gestalten gar kein Grund untergezeichnet, doch hiezu bemerkt R. Alcock, dass wir auch unter den pompejanischen Gemälden sehr viele sehen können, auf denen die Gestalten ebenfalls in der Luft zu schweben scheinen.

Bei dieser Art der Malerei ist insbesondere die Geschicklichkeit der Conception und Zeichnung hervorzuheben. Sehr häufig kann man eine ganze Gestalt mit einem Pinselstrich gezeichnet sehen, ohne dass derselbe unterbrochen worden wäre. Die in Bewegung befindlichen Gestalten sind die gelungensten, aber hier fällt wieder auf, dass die Füsse und Hände in der Regel falsch gezeichnet sind.

Der angeführte Autor findet in manchen Zeichnungen auch holländischen Einfluss. Wir wollen dies nicht in Zweifel ziehen, aber aus einzelnen Beispielen darf man es vielleicht doch nicht folgern, denn dies ist eine Kunst, welche im ganzen Lande gleichmässig geblüht hat, vollkommen selbständig zur Entwicklung gelangt ist und sich wesentlich von den malerischen Manieren der übrigen Völker Ostasiens unterscheidet. In ihr spiegelt sich die volle Ironie und der unnachahmliche Humor des japanesischen Charakters wieder, den sich selbst die europäischen Künstler zu Nutzen machen mögen, indem sie daraus unzweifelhaft viel lernen können.



Die dritte Classe der japanesischen Malereien bietet das Landschaftsbild. Die japanesischen Maler suchen und pflegen vorzugsweise gebirgige Gegenden, coupirtes Terrain; und jede Stelle, die durch irgend eine Laune der Natur eine ausserordentliche oder romantische Gestaltung erhalten hat, bildet für sie einen Gegenstand der Bewunderung. Und in dieser Beziehung bietet ihnen ihr reizendes Inselland in der That reichlich Gelegenheit zu Studien, indem durch dasselbe in allen Richtungen malerische Bergketten dahinziehen oder aus demselben einzelne Vulcane einsam emporragen und sich mit ihren Krateröffnungen in scharfen Linien vom blauen Himmel abheben. Genügende Vorbilder bieten ihnen die romantischen Meeresküsten, an deren Felsen sich die schaumweissen Kämme der Wogen brechen, die unzähligen kleineren und grösseren Inseln, welche, wie ebenso viele paradiesische Gärten, auf der Fläche des Meeres zu schwimmen scheinen, jene prachtvollen Seen, welche die Spiegel der smaragdgrünen Thäler bilden, alle Reize jener ganzen überschwellenden und üppigen südlichen Natur, welchen sich noch die ernstesten Nadelbäume des Nordens zugesellen. Die Japanesen sind nicht ohne Grund in so hohem Grade Bewunderer und Liebhaber dieser malerischen Natur geworden.

Wir finden die malerischen Berglandschaften auch in grosser Menge in einzelnen Bildern und ganzen Bänden abgebildet. Diese Abbildungen sind immer treu und ausdrucksvoll und geben sehr häufig auch von wirklichem künstlerischen Gefühl Zeugniß; denn was den Beschauer an diesen Gemälden in der That am meisten überrascht, das ist die Lebendigkeit des Ausdruckes, welche so bescheiden und dennoch so ausdrücklich ausgeprägt ist, dass über die Intention des Künstlers kein Zweifel obwalten kann. In werthvollen Bildern oder Albums, deren auch in Europa schon zu sehen sind, kann man allerlei Landschaften Japans finden, welche mit solcher Genauigkeit und Virtuosität gezeichnet sind, dass sie nur das Ergebniss sehr gründlicher Studien und Vorbereitungen sein können. Es ist sehr natürlich, dass in denselben am meisten die Eigenthümlichkeiten der japanesischen Kunst Ausdruck finden,

aber manche entsprechen selbst nach unserer Auffassung den Erfordernissen eines wirklichen Landschaftsbildes.

Die Japanesen sind Meister in der Auffassung und Wiedergabe der äusseren Gestalt der Dinge, wenn dieselben, wie die Berge, Bäume, Felsen, scharfe und bestimmte Umrisse haben. Wasser und Wolken betrachten sie nur als Zierrat. Wenn sie Wasser malen, genügt es ihnen, mit einigen Strichen den Lauf eines Flusses oder den Fall eines Bergbaches, den glatten Spiegel eines Sees oder die erregten Wogen des Meeres anzudeuten, und sie machen sich trotzdem verständlich. Bei grösseren Gemälden placiren sie auch hier die einzelnen Landschaften übereinander und füllen die Zwischenräume mit Wasser, Wolken, Nebel aus. Damit wollen sie die Perspective ersetzen und die Mängel derselben decken. Aber in Japan ist es, besonders in der Regensaison, eine alltägliche Erscheinung, dass an den Bergketten selbst tief unten Wolken haften und die Landschaft nach Art einer Theaterdecoration zerschneiden, es ist jedoch die Frage, ob die Maler auf ihren Bildern dies ausdrücken wollen?

Einer ihrer Lieblingsgegenstände, welchen sie nicht müde werden zu wiederholen und mit welchem ganze Albums angefüllt sind, ist ihr heiliger Berg, der Fusi-yama.

An ihrer Landschaftsmalerei könnte man am meisten dies aussetzen, dass auch hier sehr häufig die Einheit fehlt, dass das Bild häufig keinen Mittelpunkt besitzt und weit mehr blos Skizze oder Studie als Gemälde ist.

Die grössten Meister aber sind die japanesischen Maler in der Abbildung der Thiere und Pflanzen. Sie geben dieselben mit charakteristischer Einfachheit wieder; einige Striche reichen dazu hin, um ein Thier in voller Bewegung oder in Ruhe vor die Augen zu zaubern. Unter den Vierfüsslern lieben sie am meisten das Pferd, stellen es voll Kraft dar und weisen häufig sehr geschickte Verkürzungen auf.

Aber die Vögel gehen ihnen über die Vierfüssler; sie bilden dieselben noch lieber und häufiger ab. Sie entwickeln dabei dieselbe Kraft des Ausdruckes, aber mit grösserem Erfolg, weil das



sammetartige Gefieder der Vögel sich den leichten und lebhaften Pinselstrichen der Japanesen so gut anbequemt. Schatten kommt an diesen Bildern kaum vor und tritt mehr nur als Schattirung auf. Der Reiher ist der Vogel, den sie mit solcher Empfindung, so charakteristisch abzubilden wissen, dass es beinahe die Vorstellung übertrifft. Ob er nun in der Luft fliegt oder auf der Erde steht, seine Haltung ist immer die natürlichste und lebensfreueste. Aber wozu wäre es, die zahllosen Arten der Vögel aufzuzählen? Es gibt keinen einzigen, der nicht als ein wirkliches Musterbild der Treue und des Ausdruckes diene.

Aehnliche Vorliebe und nicht mindere Gewandtheit zeigen sie für die Darstellung der Fische und Insecten. Die letzteren verwenden sie indessen mehr als Beiwerk in der Umgebung der Thiere und Gewächse. Für sich abgebildet erscheinen sie in miniatureartiger Ausarbeitung.

Wir haben bereits in der Einleitung hervorgehoben, dass die Thiere und Pflanzen die Zierden der japanesischen Kunst sind. Es ist natürlich, dass die japanesischen Künstler ihr diesbezügliches Talent gerade in der Malerei vorzugsweise geltend machen. Wir haben dies bereits erwähnt, es ist darum überflüssig darüber noch viele Worte zu machen und es wird genügen, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen.

In den zahllosen mannigfaltigen Compositionen, welche vor unsere Augen kommen, werden wir selten einen ganzen Baum sehen; ausgenommen, wenn es ein sehr verkrüppeltes Exemplar ist oder sehr knorrige und gekrümmte Aeste hat. Es ist dies eine Eigenthümlichkeit der japanesischen Manier, welche anstatt des ganzen Baumes lieber einzelne Aeste, z. B. einen mehrfarbigen, zierlichen, kleinblättrigen Ahorn-, Tannen-, einen blütenbedeckten Kirschen-, Pflaumen-Ast, oder einen am Rande des Bildes abgehauenen Bambusstamm künstlich durch die Landschaft hindurch zu ziehen pflegt. Alles dies bringen sie nicht allein in Sonnenbeleuchtung, sondern auch im Mondschein und im Regen, vom Winde gebeugt oder mit Schnee bedeckt zur Darstellung.

Und alle diese Dinge sind mit solcher Selbständigkeit, solcher

Kraft und Wahrheit gezeichnet, dass sie nicht bloß als einfache Skizzen betrachtet werden können; sie sind von solcher Art, dass sie Jeden überraschen, insbesondere aber Denjenigen, der das Vorurtheil hegt, dass die Japanesen des ästhetischen Sinnes entbehren. Sie verfolgen die Wandlungen der Natur durch alle Jahreszeiten hindurch mit grosser Aufmerksamkeit und merken sich sehr genau die Effecte des Lichtes in den verschiedenen Stunden des Tages und der Nacht. Sie bilden die Gegenstände gern in Mondbeleuchtung ab und verstehen es gut, die Wirkung derselben hervorzurufen. Sie malen dieselben in dunkeln Schattenganz schwarz, was einen sehr scharfen Contrast mit dem Hintergrunde bildet, der in weissem Lichte schimmert. In der Ausstellung zu Kioto waren mehrere Säle mit solchen Bildern angefüllt, darunter ein sehr häufiges und beliebtes Thema, welches beinahe an jeder Wand wiederkehrte: ein Baumast und dahinter der Vollmond. Aber die neuzeitliche Malerei kann mit der alten nicht mehr verglichen werden. Der Geschmack hat sich stark verändert, die ursprüngliche Kraft und Originalität ist nicht mehr vorhanden. Es ist möglich, dass hiezu auch die Farben wesentlich beigetragen haben, welche die Japanesen aus Europa erhielten. Dieselben sind viel blühender und die Japanesen gehen mit ihnen vielleicht aus dem Grunde so verschwenderisch um, um den Europäern besser zu gefallen.

Unter den Yedoer Malern lebt noch einer, der einen sehr grossen Namen hat und der keinen äusseren Einfluss auf sich wirken lässt; dies ist der alte Kano. Er hat das letzte Taikungrab in Shiba gemalt und die Wandgemälde von Hamagoten sind ebenfalls sein Werk. Dies letztere Gebäude ist ein neuzeitlicher Sommersitz in einem der berühmten Gärten längs der Meeresküste von Yedo. Der Kaiser selbst liess uns dort ein Hofdiner geben. Sanjo, der kaiserliche Statthalter, vertrat dabei die Person des Kaisers.

Das Gebäude ist ebenerdig und klein, aus Stein erbaut, in italienischem Stil. Die Wände der drei Hauptsäle sind mit den Gemälden Kano's geschmückt. Die Wände des Mittelsaales nimmt vollständig eine Jagd ein; sie ist ganz im alten und eigenthüm-



lichen japanesischen Geschmack gemalt; auch die Costüme sind die alten. Auf den Wänden der beiden anderen Säle aber sehen wir lauter Fächer mit echt japanesischer Genialität zerstreut. Auf jedem Fächer ist natürlich ein Bild und zwar auf jedem ein anderes. Die Säle sind europäisch eingerichtet; schön sind die hie und da aufgestellten alten Gegenstände.

Die japanesischen Maler führen die verschiedenartigen Naturerscheinungen mit merkwürdiger Einfachheit vor. So machen sie z. B. den Wind dadurch sichtbar, dass sie einige gebeugte Grashalme malen, oder einen Baum, dessen Laub sich mit ihm in dieselbe Richtung beugt; einen Vogel, der ganz schief fliegt; einen Menschen, der mit beiden Händen seinen Hut oder sein Gewand hält und sich vorwärts beugt. Den Regen deuten sie blos mit einigen schrägen Strichen an; die hohen leichten Wolken mit einigen krummen Linien; sind aber die Wolken mit Regen gefüllt, so haften sie an den Seiten der Berge.

Es leidet keinen Zweifel, dass die Gewächse und die Vögel die schönsten Erzeugnisse der japanesischen Malerei bilden, jener Malerei, welche sie mit so unausprechlicher Geschicklichkeit zur Verzierung aller Arten von Gegenständen zu verwenden wissen. Dies ist jene Eigenartigkeit der japanesischen Maler, vermittelt welcher sie eine originelle Art der Malerei geschaffen haben, deren Bewunderer nicht allein sie selbst sind, sondern welche auch in der ganzen Welt lebhaften Anklang gefunden hat. Dies beweisen die Weltausstellungen, dies beweisen die Galanteriewaaren-Handlungen Europas. Die europäischen Künstler haben daraus viel gelernt und lernen daraus noch. Wir können bereits zwei Bilderbücher namhaft machen, welche ausschliesslich solche Bilder enthalten. Das eine ist «l'Album japonais» von Gustave Fraipont, Paris 1879, das andere «A grammar of japanese ornament and design» von Th. W. Cutler, London 1879, von welchem indessen erst das erste Heft erschienen ist.

## SCHLUSSWORT.

Im Voranstehenden hätten wir Dasjenige erschöpft, was wir von den drei Hauptzweigen der Kunst zu sagen gewünscht, in welcher Form dieselben sich in Japan manifestiren und welche Meinung wir uns über dieselbe gebildet haben. Es würde nur noch ein Capitel erübrigen, in welchem wir von den decorativen Künsten der Japanesen zu reden hätten. Diese bilden die vierte Hauptclasse der Kunst, gleichsam einen integrirenden Bestandtheil, eine nothwendige Appertinenz der übrigen Künste. Wenn wir jedoch nur einen flüchtigen Blick auf die Reisebeschreibungen der Japanreisenden werfen, und zwar von dem Buche KÄMPFER's (aus dem Jahr 1690) bis zu den im letzten Jahre erschienenen Reisewerken, und wenn wir erwägen, welch' eine ganz neue Welt sich vor ihren Augen insbesondere in Betreff der decorativen Künste aufgethan hat, wieviel des Ueberraschenden sie über diesen Gegenstand zu erzählen wissen; wenn wir ferner erwägen, wieviel derlei Gegenstände Jahrhunderte hindurch aus Japan gebracht worden sind, welche gegenwärtig die Säle der Museen und Kunstfreunde insbesondere Europas schmücken; und wenn wir uns schliesslich zurückerinnern, in welchem Maasse auf den letzten Weltausstellungen die japanesische Abtheilung sich jedesmal vergrößert und wie sehr sie die ganze Welt überrascht hat; wenn wir uns nur auf einen Augenblick jene tausend und tausenderlei Gegenstände in das Gedächtniss zurückzaubern: dann werden wir uns alsbald davon überzeugen, welch' einer riesigen Masse von Kunstschatzen wir gegenüber stehen, in welch' eine Menge von Classen wir dieselben sondern müssten und in welch' enger und untrennbarer Verbindung dieselben mit der Industrie stehen.

Der Reisende, welcher von Europa ausgehend die Hafenplätze Ostasiens berührt hat und mit den dort wohnenden Völkern und deren Kunstproducten bekannt geworden ist, wird sich des Gefühles der angenehmsten Ueberraschung nicht erwehren können, wenn er in Nangasaki auf japanesischem Boden landet. Noch



schweben uns vor Augen jene reinen, schmalen, kleinen Gassen, welche die am Fusse des Berges sich ausbreitende Stadt nach allen Richtungen durchziehen. Sie sind mit grossen Steinplatten ausgelegt; an den steileren Stellen führen Steintreppen empor, über die Wasserschluchten und Bergbäche steinerne Brücken, und rechts und links stehen überall kleine Holzhäuser mit ganz offenen Seiten. Nicht in Auslagen, nicht in Schaufenstern liegen die tausenderlei Gegenstände, sondern sie sind ganz frei in geschmackvoller Weise übereinander gehäuft; eine Auslage ist das kleine Zimmer, das ganze Haus selbst, in dessen innerste Theile wir frei hineinsehen können.

Nangasaki ist die Hauptstadt der Insel Kiusiu und der Hauptstapelplatz nicht der Insel allein, sondern auch der benachbarten Provinzen, unter denen Fizen mit seinen weltberühmten Porcellanen obenan steht. Von hier haben die Holländer schon von altersher jene wunderschönen Geschirre und sonstigen Gegenstände aus Porcellan gebracht, welche den märchenhaften Ruf dieses bis in die jüngste Zeit den Fremden verschlossen gewesenen Landes begründet und verbreitet haben. In Nangasaki sahen wir auch heute noch die massenhaften Erzeugnisse dieser blühenden Porcellanindustrie; sie messen sich zwar nicht mehr mit den alten, machen aber dessenungeachtet einen brillanten Eindruck. Ihnen schliessen sich die aus Schildpatt verfertigten Gegenstände aller Art an, welche mit unsäglicher Geschicklichkeit mit Gold- und farbigen Lackzierraten geschmückt sind; sodann die aus Bambus geschnitzten Objecte, welche sämmtlich Specialitäten dieser Stadt bilden.

Nangasaki ist jedoch blos der Vorbote dessen, was wir in dieser Hinsicht in den übrigen Theilen des Landes sehen. Denn kaum hält der Dampfer im Hafen von Kobe an, so wiederholt sich hier und in der benachbarten grossen Stadt Hiogo sofort das frühere Schauspiel, blos mit dem Unterschiede, dass Gegenstände ganz anderer Art unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Wir befinden uns in einer anderen Provinz; die Industrie-Erzeugnisse anderer Provinzen strömen hier zusammen; das Porcellan beherrscht nicht

mehr den Markt, die Lack- und Metallarbeiten gewinnen die Oberhand über dasselbe; man bringt hieher aus der in den nahen Bergen liegenden hübschen Stadt Arima jene vielerlei Strohegegenstände, welche heute einen so beliebten Exportartikel bilden und in so grossen Mengen von den europäischen Zuckerbäckern consumirt werden. Aber es fallen auch bereits sehr viele sogenannte «curio shops» oder Antiquitätenhandlungen in die Augen. Kobe ist eine der vier offenen Hafenstädte; jedes fremde Schiff wirft dort Anker, die Fremden steigen an das Land und nehmen gern Souvenirs mit.

Und hinter Kobe liegt, mittelst Eisenbahn in wenigen Stunden erreichbar, das berühmte Osaka, die dritte und gewerbflässigste Stadt Japans. Es ist vollständig regelmässig gebaut und seine endlos langen und breiten Gassen bilden eine leibhaftige Ausstellung. Wir sind kaum im Stande die mannigfaltigen Waaren zu überblicken und unserem Gedächtnisse einzuprägen, unter welchen hier die Bronzegegenstände die bedeutendsten sind; da erfahren wir mit einem Mal, dass dieselbe Stadt eben auch der Schauplatz einer grossen Gewerbeausstellung sei. Dem Reisenden, der für dergleichen Gegenstände einiges Interesse hegt, wird der Kopf beinahe wirr, und die Japanesen zeigen Alles, aber besonders ihre allerneuesten Artikel oder Versuche, mit so grosser Zuvorkommenheit und Freude. Hier zeigen sie uns auch die ersten Modelle der Teppicherzeugung, welche im vorigen Jahre in Paris bereits schön repräsentirt waren.

Viel interessanter indessen als diese Orte ist Kioto oder Miako, der alte Hauptsitz der Künste und Kunstgewerbe. Dieselben blühen daselbst heute so sehr, wie zur Zeit Kämpfer's; seine Beschreibungen passen auf sie auch heute noch vollständig, wiewohl sie im Jahre 1690 gemacht worden sind.

Nicht Tage, sondern Wochen sind erforderlich, wenn wir dieses Fach hier gebührend studiren wollen. Wir dürfen uns nicht mit der Besichtigung der Kunstproducte begnügen, sondern müssen auch die Art ihrer Verfertigung in Augenschein nehmen. Diese Dinge werden nicht in Fabriken verfertigt, nicht tausendweise nach



einem Modell gearbeitet; alles dies kommt hier durch häuslichen Fleiss, als Hausindustrie zu Stande und Jeder arbeitet ganz frei nach seinem Belieben. Die einzelnen Gewerbe nehmen besondere Gassen ein; in der einen werden nur Fayence-, in der anderen nur Lackgegenstände gefertigt, in der dritten nur Porcellan oder Bronze und so weiter. Die beiden berühmtesten Sorten des Porcellans sind das Kioto-Avata und das Kioto-Gosajaki.

Wenn wir aber nach Kioto, den Biwa-See überschiffend, auf der Tokaido oder Kaiserstrasse zu Lande in die gegenwärtige Hauptstadt des Landes reisen, so vergeht kein Tag, ohne dass unsere Kenntnisse durch ein neues Capitel vermehrt werden. Es gibt kein zweites Land auf dem Erdkreise, in welchem die Hausindustrie in dem Grade entwickelt wäre wie in Japan, da ja die Japanesen bisher eine andere Art Industrie gar nicht gekannt haben. Nicht nur jede Provinz, sondern auch jede Stadt und jedes Dorf besitzt seine besondere Industrie, überall werden Specialitäten gefertigt. Auf der Tokaidostrasse durchziehen wir die grosse Provinz Owari, die gewerbfleissigste des ganzen Landes; hier wird das berühmte blaue und weisse Porcellan gefertigt, welches den Stolz zahlreicher Ortschaften bildet. Da ist Nagoya, die Hauptstadt der Provinz, das Hauptdepôt dieser Waaren; aber hieher strömen auch die Industrieartikel der nördlich gelegenen Provinzen Mino und Kaga zusammen; aus der letzteren das berühmte rothe Porcellan. Aber Nagoya besitzt auch eigene Erzeugnisse und dies sind die Emailarbeiten. Uebrigens wo immer der Reisende, sei es zu Mittag, sei es zu Nacht, in den zierlichen kleinen japanesischen Einkehrhäusern Station macht, überall bringen ihm die Einwohner Musterproben ihrer Arbeiten hin, allemal andere und andere Gegenstände. Da ist Kakenawa, wo Anzüge aus Holz gefertigt werden; darauf folgen die Ortschaften in der Nähe der Meeresküste, wo Papier gefertigt wird; tiefer drinnen in den Bergen aber blüht die Holzindustrie, besonders um den Hakone-See und in den berühmteren kleineren japanesischen Badeorten. Wem wären nicht die Holzarbeiten von Mionosta und Kigna erinnerlich?

Und wenn wir endlich an unserem Reiseziele, in Yokohama

und Yedo angelangt sind, dann erst sehen wir das Non plus ultra dieser Kunstindustrie. In Yokohama durchziehen zwei lange parallele Gassen die japanesische Stadt, rechts und links nichts als Kunstindustrie-Artikel und Alterthümerladen; die eine heisst darum auch Curio-Street. Diese Gassen sind der Sammelplatz der Fremden, die Heimat der «bibelotage», wie die Franzosen es zu nennen pflegen; die Kaufleute laden die Fremden freundlich in ihre Magazine ein, warten ihnen mit Thee und Gebäck auf und kramen bereitwilligst alle ihre Schätze aus. In Yedo aber haben wir die Ginza-Gasse und zahllose Curio-Läden und die zuvorkommensten japanesischen Kaufleute, die uns sogar in unserer Wohnung aufsuchen. Sie sind die ersten, die uns wecken, die letzten, die uns verlassen, wenn es Abend wird; sie legen uns haufenweise ihre mannigfachen schönen Sachen vor, füllen damit alle Räume unseres Zimmers; wenn wir auch nicht kaufen wollen, mögen wir sie wenigstens ansehen, uns daran gewöhnen, sie lieb gewinnen; wir sollen dies mit aller Bequemlichkeit thun können, und so nimmt die Versuchung nie ein Ende.

Dies ist das echte Japan, dies ist jenes Land, das wir auf den Weltausstellungen kennen gelernt haben, einen solchen Begriff müssen wir uns von demselben bilden. Das ganze Land selbst ist eine Ausstellung; es überflutet mit seinen Waaren gegenwärtig bereits die ganze Welt, aber es beraubt sich selbst und es wird nicht lange währen, so werden wir die wirklichen alten und werthvollen Kunstschatze Japans nicht mehr dort im Lande selbst, sondern über den ganzen Erdkreis zerstreut finden.

Sollen wir von diesem Gegenstande, der sich in so riesigen Massen vor uns aufhäuft, noch mehr reden? Wir meinen, dass wir den Rahmen unserer gegenwärtigen Aufgabe überschreiten würden, wenn wir uns auch in diesen neuen Stoff noch vertiefen wollten. Derselbe verdient es mit vollem Recht, den Gegenstand einer besonderen Studie zu bilden, um so mehr, weil Japan eben durch diese Gegenstände auch auf das neuzeitliche europäische Kunstgewerbe einen sehr tief gehenden Einfluss ausgeübt hat. Der japanesische Geschmack hat sich über Nacht zu einer domi-



nirenden Rolle emporgerungen, sein Einfluss hat nach jeder Weltausstellung zugenommen.

Minton, Elkington, Barbédienne, Christofle, mit einem Worte die ersten Kunstindustriellen Europas, insbesondere aber Tiffany in New-York, ahmen wetteifernd die japanesischen Arbeiten nach, und im vorigen Jahre haben die neuen Gegenstände auf der Pariser Weltausstellung grösstentheils aus solchen Imitationen bestanden. Aber wir brauchen nicht einmal so weit zu gehen; es genügt einen Blick auf die schönen Auslagen Wiens zu werfen oder aber hier in Budapest vor den Kaufläden Marton's und Testory's stehen zu bleiben, um uns von dem tiefgreifenden Einfluss der japanesischen Kunst zu überzeugen. Besonders stark betont finden wir diesen Einfluss in den Berichten über die Weltausstellungen; nothwendigerweise zieht er auch unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Es lässt sich nicht bezweifeln, dass die japanesische Kunst ihren Höhepunkt erreicht hat und gegenwärtig bereits Zeichen des Verfalles zeigt. Ein Volk, welches eine so grosse Susceptibilität für den Einfluss anderer Völker besitzt und sich so leicht von seinen eigenen Erzeugnissen trennt, um dasjenige, was es bei Anderen gesehen hat, in vollem Maasse bei sich einzubürgern, vermag sich nur dann zur Selbständigkeit emporzurufen und seine Originalität zu bewahren, wenn es sich vollständig abschliesst, den Fremden das Betreten seines Bodens verbietet und mit einer gewissen Antipathie alles dasjenige verfolgt, was ihm fremdartig erscheint. Die Geschichte vermag in dieser Hinsicht kein schlagenderes Beispiel aufzuweisen als eben das japanesische Volk, welches, so oft es fremdem Einflusse Raum gegeben hat, mit vollständiger Verleugnung seiner selbst sich mit unaufhaltsamer Hast auf die Bahn der keine Grenze kennenden Neuerungen geworfen hat. Dasselbe hat aber, wenn es dann in sich gegangen ist und sich vollständig nach aussen abgeschlossen hat, alsbald wieder aus sich selbst geschöpft und sich in seiner vollen selbständigen Ursprünglichkeit weiter entwickelt. Wir können dies nirgend deutlicher bewiesen sehen als in der japanesischen Kunst, in welcher haarscharf von einander unterschieden werden kann, was

das Werk des äusseren Einflusses und was das Product des unverfälschten nationalen Genius ist. Einen solchen eingreifenden Einfluss haben ehemals China, gegenwärtig aber Europa und die Vereinigten Staaten von Nordamerika auf das japanesische Volk ausgeübt; neuerlich indessen kann man sich immer mehr überzeugen, dass Japan auch mit Indien in Verbindung gestanden haben müsse und dass es Vieles von Korea übernommen hat, in dem Maasse, dass zahlreiche Dinge, welche chinesischem Einflusse zugeschrieben worden sind, sich als ein Werk Koreas erweisen, in welches Land die Japanesen im Jahre 1591 unter Hideyoshi eine Invasion gemacht haben. Damals geschah es, dass sie koreanische Porcellan-Producenten mit sich nahmen und in Japan ansiedelten. Als Beleg können wir die neuesten Forschungen Mr. SATOW's anführen, welcher in der am 23. Februar 1878 in Yokohama gehaltenen Sitzung der Asiatic Society of Japan mittheilte, dass er in der Provinz Satsuma mehrere Ortschaften gefunden habe, welche von den Nachkommen solcher koreanischer Ansiedler bewohnt seien. Und zwar in der Umgebung der Hauptstadt Kagoshima drei Dörfer: Kushikino, Ishiku und Sannogaha, welche aus dem Jahre 1598 datiren. Zu diesen kam 1603 noch Nahashirogaha oder Tsuboya, welches 10 Miglien von Kagoshima entfernt liegt.

Zu bestimmen und zu sagen, welche Einflüsse, in welchen Jahrhunderten und wie lange Zeit hindurch sie wirksam gewesen seien, genau festzustellen, zu welcher Zeit Japan aus sich selbst und zu welcher Zeit es aus der Fremde geschöpft habe, mit einem Worte, einen Abriss der Geschichte der japanesischen Kunst zu geben, ist wenigstens jetzt noch unmöglich, da Japan auch heute noch kein hinreichend bekanntes Land ist. Die Forschungen haben erst jetzt begonnen, die zu überwindenden Hindernisse sind keine geringen, und insbesondere wenn wir das Gebiet der Geschichte betreten, überzeugen wir uns alsbald von der Unzulänglichkeit der bisher bekannten Angaben. Als Beleg hiefür führen wir die Worte des Präsidenten der Asiatic Society of Japan an, welcher in seinem am 28. Juni 1878 in Tohio gegebenen Berichte die Mitglieder der Gesellschaft zu den schönen Fortschritten, die



sie im Laufe des Jahres aufzuweisen vermocht, freudig beglückwünscht, sie ermuntert und anspornt, ihre Forschungen in jeder Richtung mit erneuerter Kraft fortzusetzen, insbesondere aber betont, welche Schwierigkeiten der Umstand verursache, dass man hiebei unbedingt der chinesischen Sprache und Schrift kundig sein, ja selbst die Kenntniss des Sanskrit besitzen müsse. «Die Einführung des Unterrichts in der chinesischen Sprache,» sagt er, «und der Einfluss derselben auf die Sprache und den Geist der Japanesen, ist bisher noch nirgend eingehend beleuchtet worden, und ist dennoch von überaus grosser Wichtigkeit, wenn wir den Charakter dieses Volkes und seine Institutionen richtig verstehen wollen. Wir besitzen in keiner europäischen Sprache eine genaue Darstellung der Geschichte Japans, und ebenso wenig eine Beleuchtung der bürgerlichen, ceremoniellen und Strafgesetze, mit welchen das Volk regiert worden ist.

«Die Handindustrie, in welcher das japanesische Volk sich hervorthut, wie z. B. Lack-, allerlei Porcellan-, Bronze-Arbeiten und andere diesen ähnliche, verdienen es in besonders hohem Grade, dass wir sie unserer Aufmerksamkeit würdigen und sie beschreiben. Die schönen Künste aber, die Musik, Malerei, Bildhauerei und Baukunst, mit inbegriffen die decorative Kunst in allen ihren Verwendungen, verdienen es noch mehr als jene, zum Gegenstande eines sorgfältigen Studiums gemacht und mit den entsprechenden Kunsterzeugnissen Chinas und Indiens verglichen zu werden, welche beiden Länder bisher auf diesem Gebiete den meisten Einfluss auf Japan ausgeübt haben.»

Wir können daher unsererseits nur ganz im Allgemeinen bemerken, dass der Zeitpunkt, in welchem chinesischer Unterricht zuerst wahrnehmbar wird, auf den Anfang des achten Jahrhunderts zurückgeführt, von da angefangen aber bis zum zwölften Jahrhundert nur ein sehr langsamer, durch die häufigen Bürgerkriege gestörter Fortschritt wahrgenommen werden kann. Vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahrhundert, mit der Wiedereinsetzung der Shogune in Kamakura, tritt eine besondere Glanzperiode ein, welche indessen alsbald ihrem Verfall entgegen geht bis zur Begründung des

Shogunates in Yedo durch Yeyas im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Von seiner Regierung an bis zu den Ereignissen der Neuzeit, kann man sagen, hat in Japan Friede geherrscht, welcher dem nationalen Geiste gestattet hat, bewahrt vor äusseren Einflüssen, vollständig aufzublühen. Dies ist die Zeit, in welcher die japanesische Kunst unabhängig wird, nur aus sich selbst schöpft und die Nachahmungen aufgibt; sie behält zwar die Herstellungsmethoden, die Systeme und die Wissenschaft der chinesischen Meister bei, wendet dieselben aber auf neue Gegenstände an, welche sie in eigenartigem und originellem Styl, dazu mit viel mehr Eleganz und Phantasie herstellt. Dies ist die fruchtbarste und blühendste Epoche der japanesischen Kunst.

Vor fünfzehn Jahren ist Japan noch ein wahres Musterbild des feudalen Systems und feudaler Sitten gewesen. Die weltlichen Grossen, Daimios oder Fürsten hatten eigene Kriegsheere, führten gegen einander mit bewaffneter Hand Krieg und concentrirten die Gewalt in ihren Händen. Ihr Hochmuth kannte keine Grenzen; wenn ihnen Jemand auf der Strasse begegnete, musste er sich entweder zu Boden werfen oder er verlor sein Leben. Der Herrscher aber war ein übermenschliches Wesen, welches seinen Palast nie verliess und von Niemandem, ausgenommen von seiner nächsten Umgebung, gesehen wurde; man kann beinahe sagen, dass seine Existenz so sehr verborgen war, dass viele seiner Unterthanen von ihm nichts wussten. Heute zeigt sich derselbe Herrscher in offener Carosse, gibt Hofdiners und hält bei grossen Gelegenheiten öffentliche Reden.

Aber wie es scheint fordert die Cultur Opfer an Geschmack; dies nehmen wir wenigstens in allen jenen Ländern wahr, in welchen die Cultur so rapid eingeführt wurde, wie in Japan. Alle jene Völker, welche die europäische Civilisation plötzlich annehmen, lassen es ihre allererste Sorge sein, ihre Kleidung mit der europäischen zu vertauschen. Der Mann hört auf ein Wilder zu sein, sobald er einen schwarzen Hut und Leibrock trägt; wir können dies nicht nur in Japan, sondern bei allen Völkern Asiens sehen.



Japan hat den grossen Fehler, dass es übermässig rasch fortschreiten will, dass es sich mit übermässiger Hast auf die Bahn grossartiger Neuerungen gestürzt hat, ohne vorher den Boden dafür gehörig vorbereitet zu haben.

1860 hat dort, wie wir erwähnt haben, noch der Feudalismus geblüht, und heute, nach kaum zwei Jahrzehnten, begegnen wir bei den Japanesen derart demokratischen Gesinnungen, dass sie darin selbst die Vereinigten Staaten Nordamerikas überbieten. Das ist jedenfalls des Guten auf einmal zu viel, und überaus Viele unter Denjenigen, die das Land kennen, werden von diesem rapiden Fortschritt mehr mit Besorgniss als mit Bewunderung erfüllt. Das erste Ergebniss dieser Umwälzung ist nämlich dies gewesen, dass sie die Schätze des Landes erschöpft und dasselbe auf eine lange Reihe von Jahren wirthschaftlich zu Grunde gerichtet hat.

Japan besitzt keine unerschöpflichen Schätze; sein Territorium ist nicht gross, und sehr häufig kaum hinreichend, seine Bevölkerung zu ernähren; die seit Jahrhunderten langsam aufgehäuften Reichthümer sind rasch aufgebraucht worden. Um mit solcher Dampfesgeschwindigkeit, wie es hier geschehen ist, eine Kriegsflotte und ein Kriegsheer zu schaffen, die alten Waffen und Uniformen durch neue zu ersetzen, mit einem Wort, ein asiatisches Volk auf gleichen Kriegsfuss mit den Völkern des europäischen Westens zu stellen, dazu war bares Geld nöthig; die Hilfsquellen Japans aber waren einer so grossen Aufgabe nicht gewachsen; es wurde demnach mit der Einbürgerung der Civilisation zum Schuldenmachen genöthigt, und dies ist die nachtheilige und sehr ernst zu erwägende Schattenseite all dieser schönen Bestrebungen.

Infolge der grossen Reformen haben riesige Capitalien von heute auf morgen ihren ganzen Werth eingebüsst; indem die Japanesen ihren alten nationalen Gewohnheiten entsagten, vernichteten sie den Werth ihrer sämmtlichen beweglichen Habe. Um nur ein einziges Beispiel anzuführen, so sah ein Individuum, welches Seidengewänder im Werthe von mehreren tausend Gulden besass, dieses sein Capital in dem Augenblicke vollständig zerrennen, in welchem die schwarzen Tuchgewänder eingeführt wurden.

Das Einheimische wurde überflüssig und werthlos, das Neue aber, alles Dasjenige, wodurch das Alte ersetzt wurde, kam vom Auslande und musste für bares Geld angeschafft werden; sie machten also alle ihre beweglichen Habseligkeiten zu Gelde und trennten sich um Spottpreise von denselben.

In Ostasien lernen wir die Grossartigkeit der socialen Probleme am besten begreifen, und die Naivität, mit der die Japanesen dieselben lösen wollen, lässt uns am besten die Gefahr erkennen, welcher sich die Gesellschaft aussetzt, wenn sie mit Voreiligkeit übertriebene Neuerungen hazardirt. Sie wollen die sociale Ordnung von Grund aus umgestalten, das Bestehende vernichten, noch bevor sie erwogen haben, womit sie dasselbe wohl ersetzen werden und ob dieser Ersatz auch ein zweckentsprechender sein werde. Die Japanesen verlassen die Shinto- und die Buddhisten-Religion und fangen lieber an zu glauben, dass es überflüssig sei, das Leben noch mit einer Religion zu compliciren.

Diese grossen Veränderungen sind für viele Dinge von bedauerlichen Folgen begleitet, für die Kunst entschieden schädlich gewesen. Der Shogun mit seinem glänzenden Hofstaate hat aufgehört zu sein, die Daimios haben ihren Rechten und Besitzthümern freiwillig entsagt und begnügen sich mit einer bescheidenen Lebensrente, welche sie von der Regierung erhalten und welche nicht einmal dem zehnten Theile ihrer ehemaligen Revenüen entspricht. In Folge dessen hat der alte Glanz und Pomp Japans aufgehört, da die Elemente nicht mehr vorhanden sind, welche die Entfaltung desselben veranlasst haben. Heute ist Alles auf die Nachahmung europäischer Art gerichtet. Der Hof des Mikado bietet ein überaus ärmliches und mitleiderregendes Schauspiel, die Uniformen werden sämmtlich nach europäischem Muster angefertigt, jeder Beamte im ganzen Lande ist verpflichtet, Leibrock und Beinkleid von schwarzem Tuch zu tragen. Das Tragen von Waffen ist durch eine im Februar 1876 erlassene Verordnung verboten worden; dadurch sind auch diese zu überflüssigen Dingen geworden und werden eilends den Fremden verkauft. Welch ein Los den Tempeln, Burgcastellen und Palästen zu Theil geworden



ist, haben wir bei der Architectur im Einzelnen angeführt; diese schönen alten Denkmäler zerfallen in Trümmer, verschwinden, und nichts kommt zu Stande, was an ihre Stelle treten, die durch ihr Verschwinden entstandene Lücke ausfüllen könnte.

Mit ihrem hervorragenden Triebe und Talente zur Nachahmung haben die Japanesen ihrem nationalen Genius freiwillig entsagt; sie lauschen seinen Eingebungen nicht mehr. Fremde sind in ihr Land gekommen und haben sie bisher ihnen unbekannte Dinge sehen lassen. Im Anfang haben sie widerstanden, aber endlich haben sie freiwillig dem Stärkeren nachgegeben und alsbald die Sache umgekehrt und sich kopfüber in jene Richtung hineingestürzt, die ihnen nur angedeutet worden war. Sie, die so vollständig abgesperrt gewesen, haben, von der Neugierde getrieben, ihre Heimat verlassen und den ganzen gebildeten Westen und die Vereinigten Staaten bereist, sind mit einem ganzen Labyrinth neuer Ideen heimgekehrt, wenden diese nun an und schöpfen nur mehr aus der Fremde. Was für eine Wirkung dies auf die Kunst habe, welche ihre wirkliche Originalität in diesem Lande nur dann zu entfalten vermocht hat, wenn dasselbe äusseren Einflüssen ganz unzugänglich gemacht war, lässt sich leicht denken. Es drängt sich uns fast unwillkürlich die Frage auf, ob wohl je wieder eine Zeit kommen werde, in welcher die japanesischen Künste neuerdings in ihrem vollen nationalen Geiste blühen werden? Und wir sind mit Bedauern genöthigt, auf diese Frage verneinend zu antworten. Das vermag zwar Niemand zu sagen, welch' einer Zukunft Japan entgegengehe, aber es ist unleugbare Thatsache, dass dieses Land in Folge der jüngsten Ereignisse mit seiner Vergangenheit in einem Grade gebrochen, seine alte sociale Ordnung in einem Maasse vernichtet hat, dass es nun nicht wieder zurückgehen kann, dass es keine andere Wahl hat, als vorwärts zu streben. Ehedem ist es auf sich selbst angewiesen gewesen, hat es für sich allein producirt, haben seine Gewerbe, seine Künste unter dem Schutze des Shogun und der Daimios geblüht; diese haben die Künstler unterstützt, ihre Paläste und die Tempel sind mit den Arbeiten derselben geschmückt worden, welche dem einheimischen Geschmack

entsprechend gearbeitet waren. Heute jedoch sind diese Personen nicht mehr vorhanden, Japans Künste aber haben sich nach auswärts einen Weg gesucht, was ihnen auch glänzend gelungen ist, indem seine Industrie, welche auch heute noch blühend ist, viel mehr für das Ausland als für das Mutterland producirt. Die ganze Welt ist mit japanesischen Waaren überschwemmt, welche reissenden Absatz finden. Aber unter der Quantität hat die Qualität gelitten, die Japanesen haben angefangen fabrikmässig zu arbeiten, ihr Hauptbestreben ist darauf gerichtet, dass ihre Waaren den Ausländern gefallen und ihrem Geschmack entsprechen, darum weichen sie von ihren alten Formen ab und wenden fremde Modelle an. Die Geschicklichkeit ist auch heute noch vorhanden und sie würden auch jetzt noch im Stande sein, mit der alten Kunstfertigkeit zahllose werthvolle Arbeiten zu verfertigen, aber für wen würden sie dies thun? Dem Auslande gegenüber gewinnen sie weit mehr, wenn sie je mehr und je mehrerlei hervorbringen; da gibt denn weit mehr die Quantität als die Qualität den Ausschlag. Wenn sich aber dieses Land plötzlich wieder abschlösse, dann würde, da die Daimios nicht mehr existiren, in der That Niemand da sein, der ihre Mühe bezahlte. Diese letzte Ursache, das Aufhören der Herrschaft der Daimios, ist von verderblicher Wirkung auf die japanesischen Künste gewesen; das alte Japan hat mit einem Male aufgehört zu sein, die Kunst fällt in Trümmer und geht ein.

Jeder Reisende, der Japan durchwandert, kann diese betrübende Erfahrung machen und fühlt sich beinahe bewogen, dieses Volk aufmerksam zu machen, es möge seine Vergangenheit nicht in solchem Grade verleugnen. Dieses Inselreich ist so bezaubernd, dieses Volk so gemüthreich, die Tage, welche wir in seiner Mitte verlebt haben, bilden eine so entzückende Erinnerung, dass wir für dasselbe unwillkürlich Sympathie empfinden. Es ist das einzige Volk in ganz Asien, welches aus eigenem Antrieb bestrebt ist, sich der Bildung des Westens zu nähern, welches diesen selbst auffordert, er möge ihm in seinen Bestrebungen hilfreiche Hand bieten, und welches innerhalb so kurzer Zeit so viel des Neuen bei sich eingebürgert hat, dass es unser Erstaunen erregt. Es



ist natürlich, dass hiebei auch Fehler mit unterlaufen und dass man sich in die Dinge nicht sehr versenken darf, weil der Schein mehr zeigt als wirklich dahinter steckt; aber das Auge des Reisenden ist nachsichtig, besonders wenn er aus dem widerspenstigen chinesischen Reiche kommt, und er verfolgt die Bemühungen Japans mit Theilnahme und Wohlwollen.

Daher wünschen wir auch, dass die Bestrebungen Japans für seine Zukunft segensbringend sein mögen und möchten nur noch den Wunsch hinzufügen, dass es sich seiner Vergangenheit wegen nicht schämen und die Denkmäler derselben nicht vernichten möge. Es zeugt von weit höherer Bildung, wenn ein Volk zu dem Bewusstsein gelangt, dass es auch sich selbst studiren müsse und wenn es auf seine Geschichte zurückblickt, um den Gang seiner Entwicklung zu verfolgen. Möge Japan auch in diesem Punkte den europäischen Nationen nachstreben und jenen Männern hilfreiche Hand bieten, welche bemüht sind seine Vergangenheit kennen zu lernen, denn es wird nur zu seinem eigenen Vortheile dienen, wenn dieselbe wie ein offenes Buch vor ihm liegen wird.

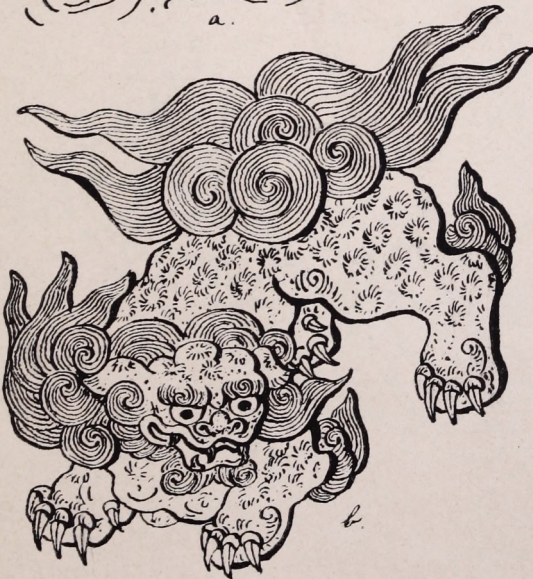
Die Zeit vernichtet rasch die Vergangenheit Japans und jeder weitere Verzug ist Verlust. Auch das Studium seiner Kunst ist bereits zur historischen Forschung geworden. Wenn wir in dieser Richtung mit unserer gegenwärtigen kleinen Arbeit einiges Interesse zu erwecken vermocht haben, so sehen wir unseren Zweck erreicht.

DR. AUGUST GRAF ZICHY.



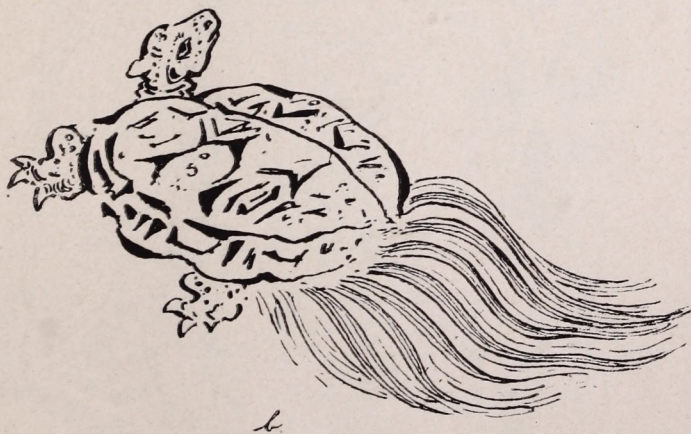
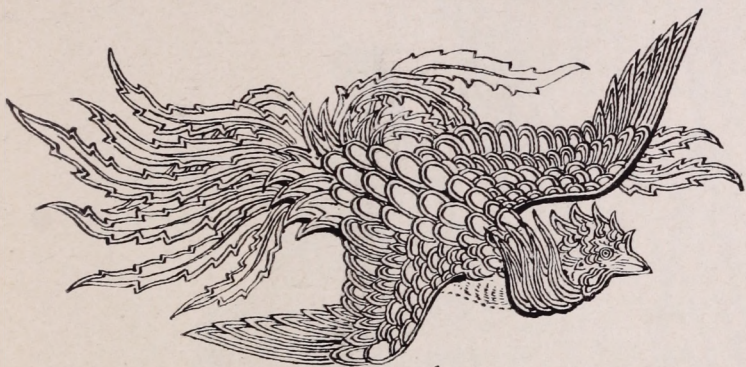






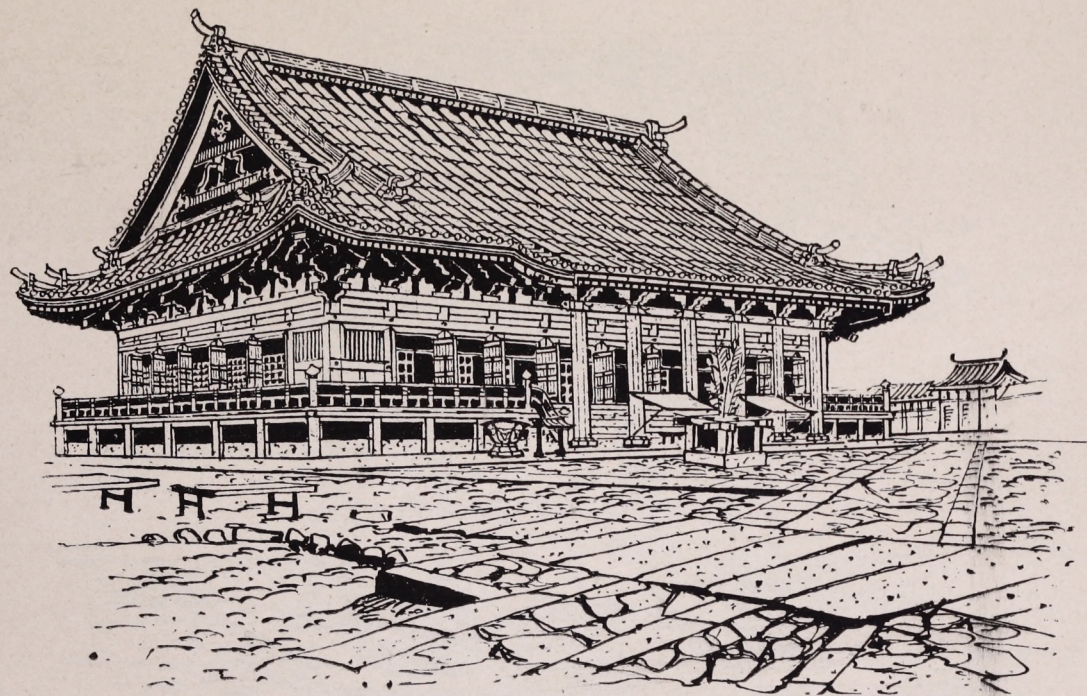






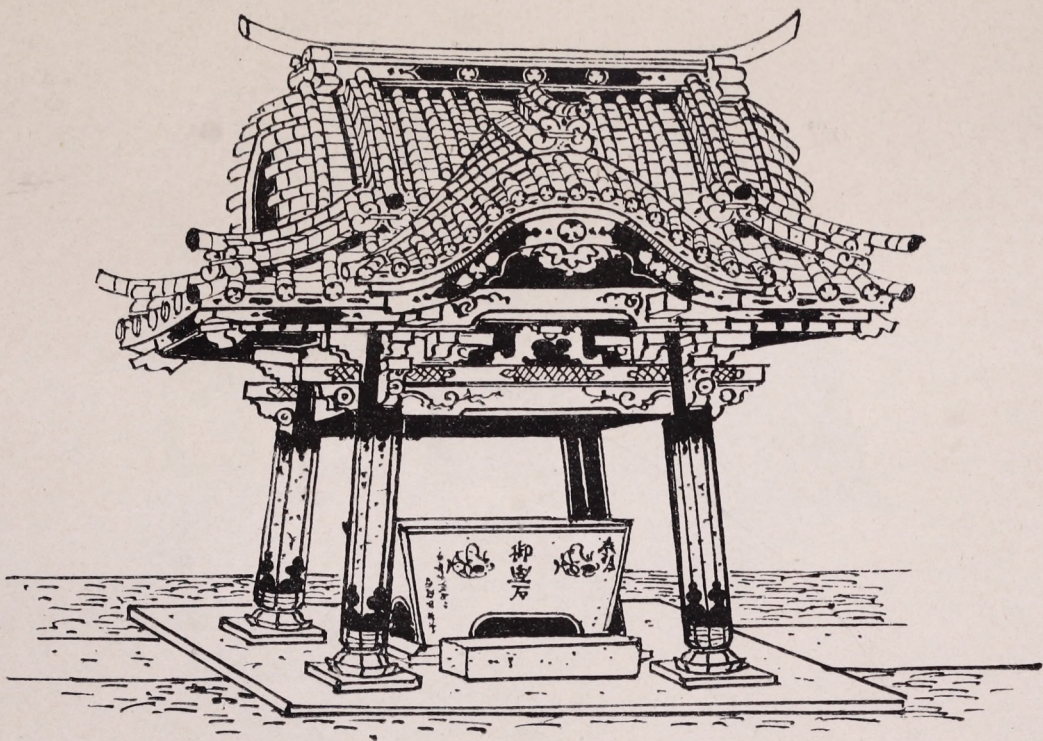












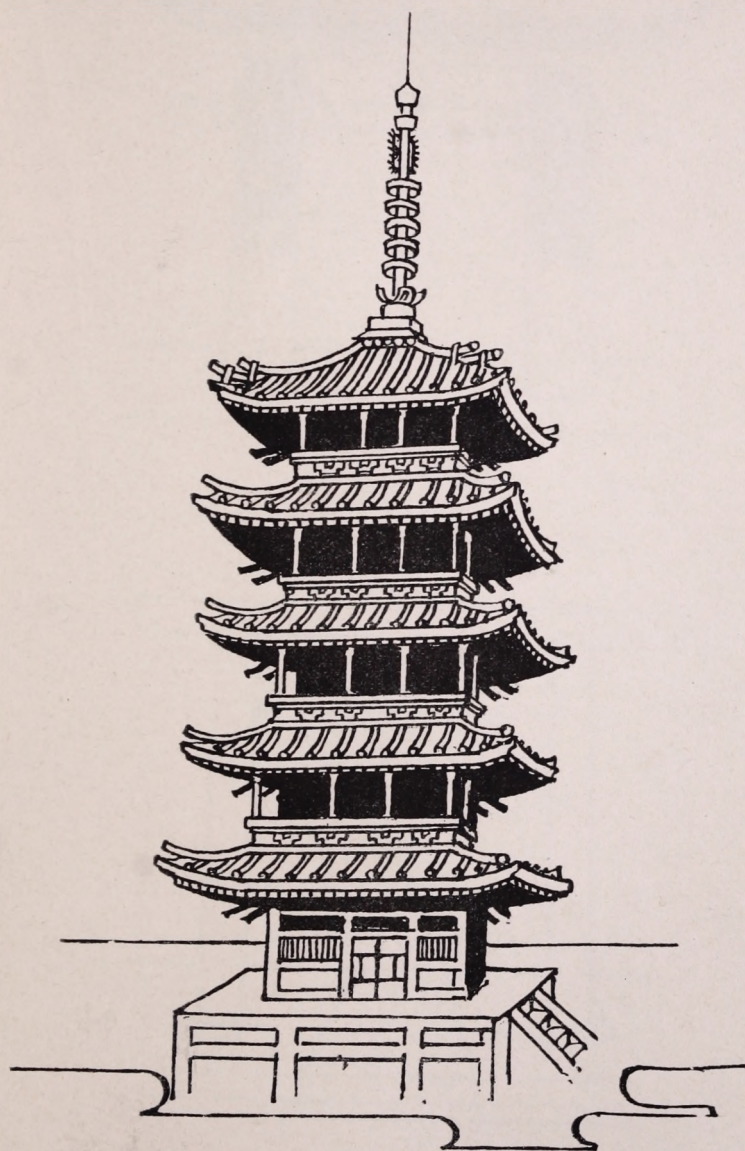






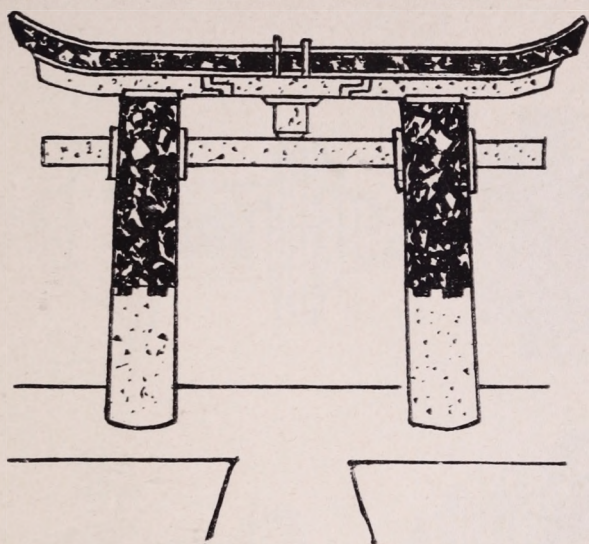




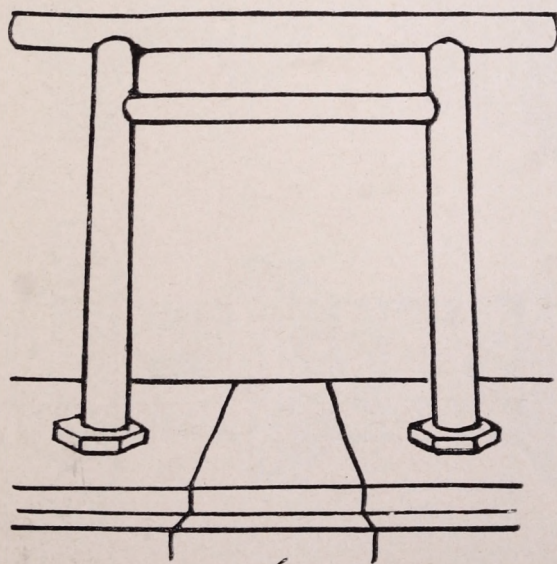








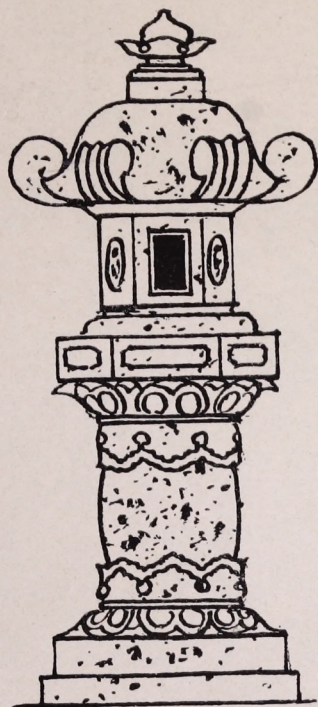
a.



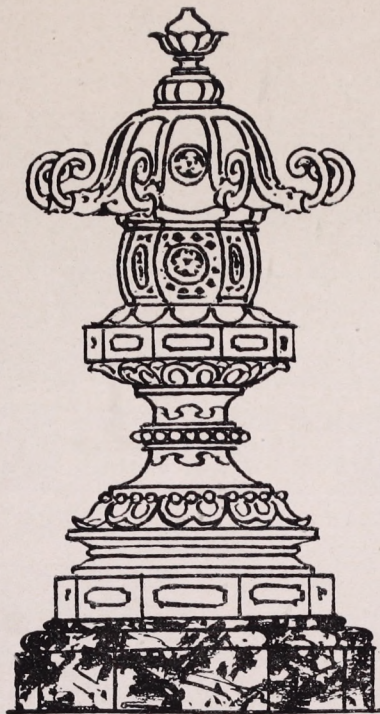
b.



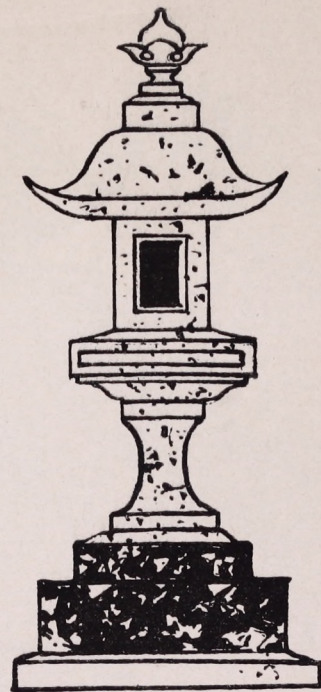




c.



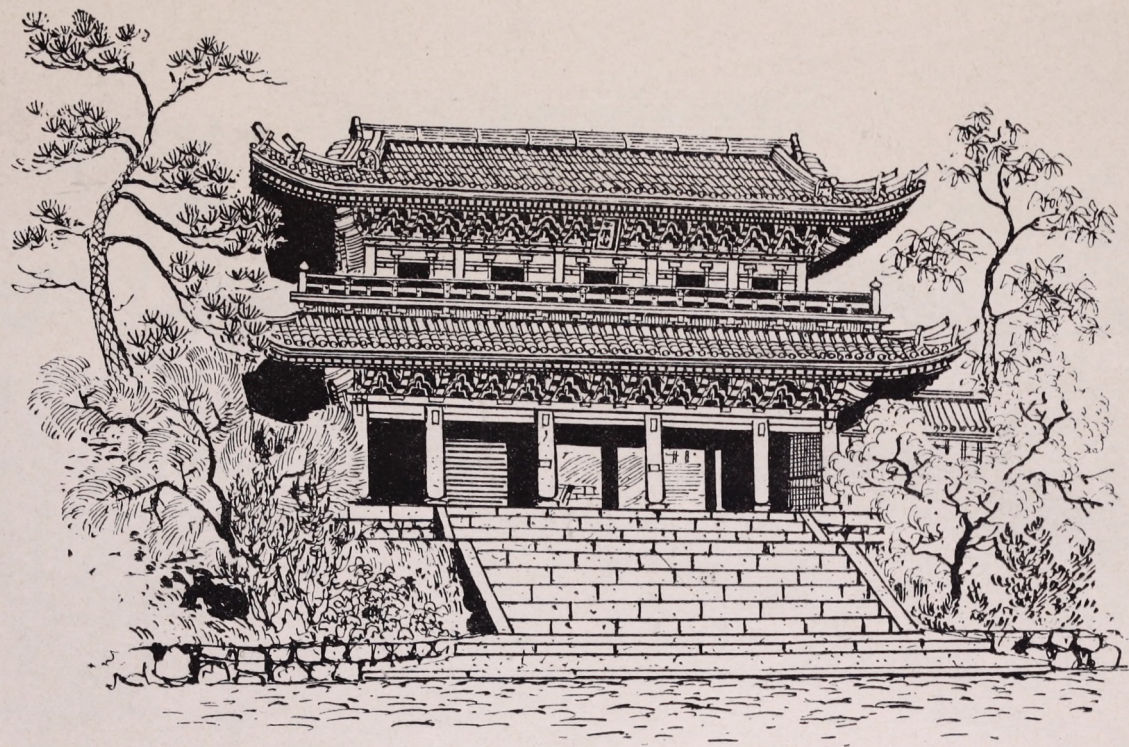
l.



a.

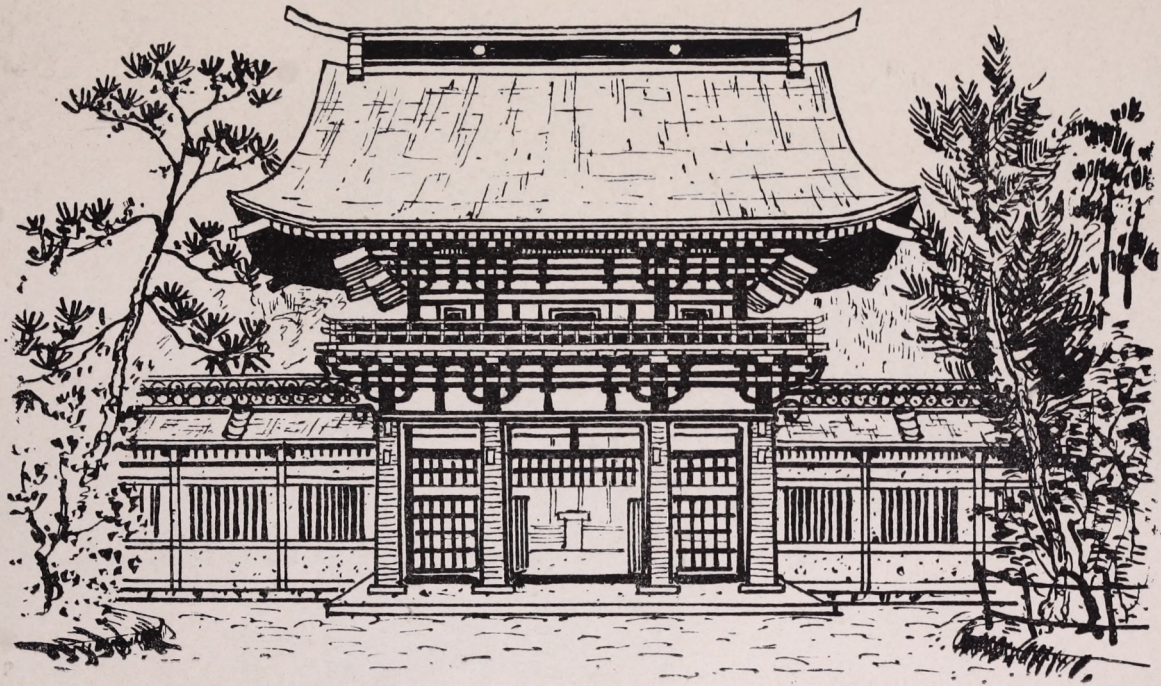




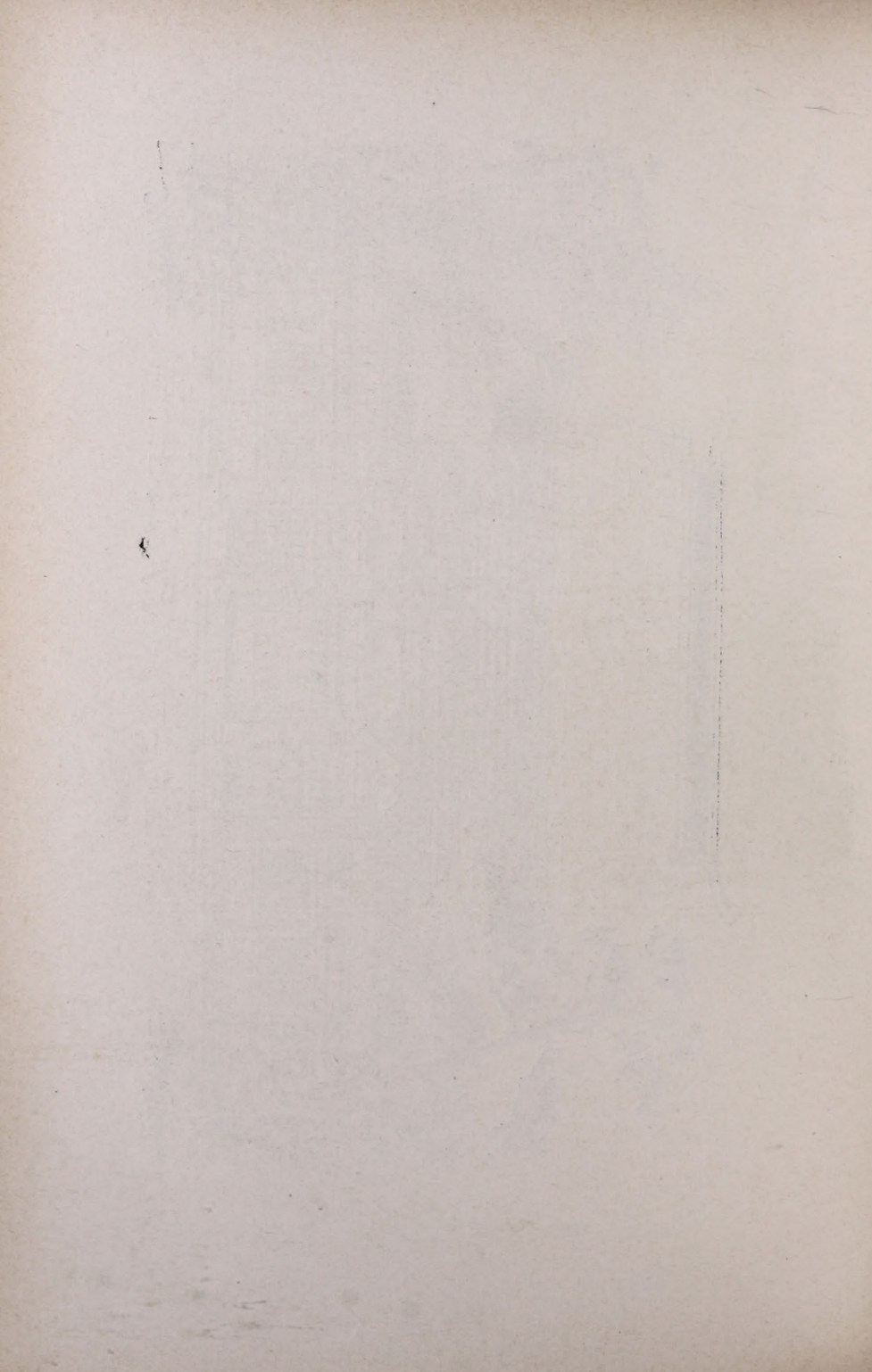


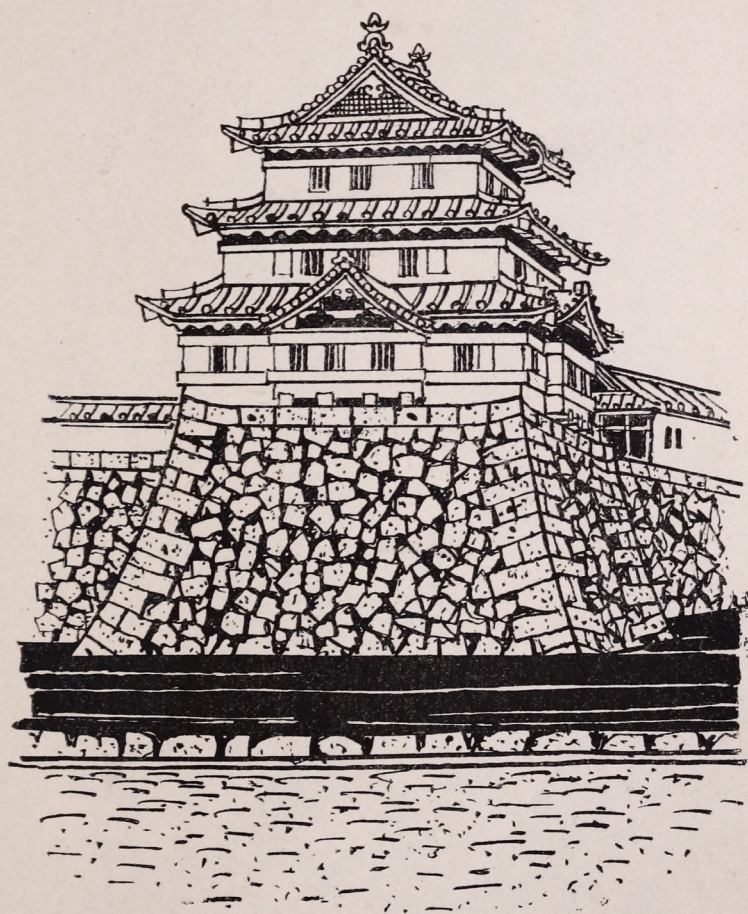






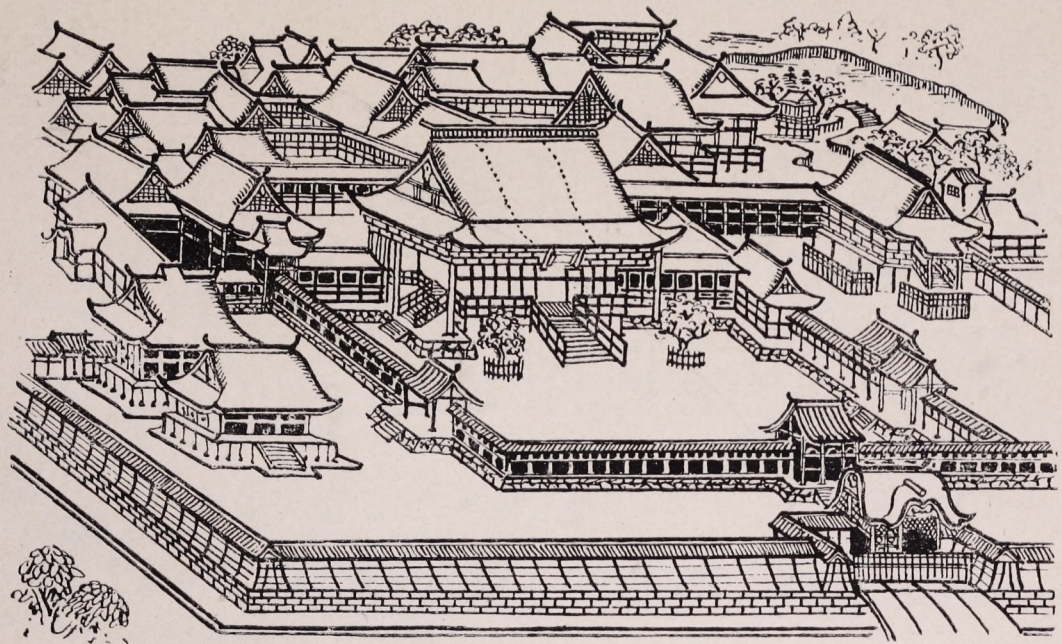






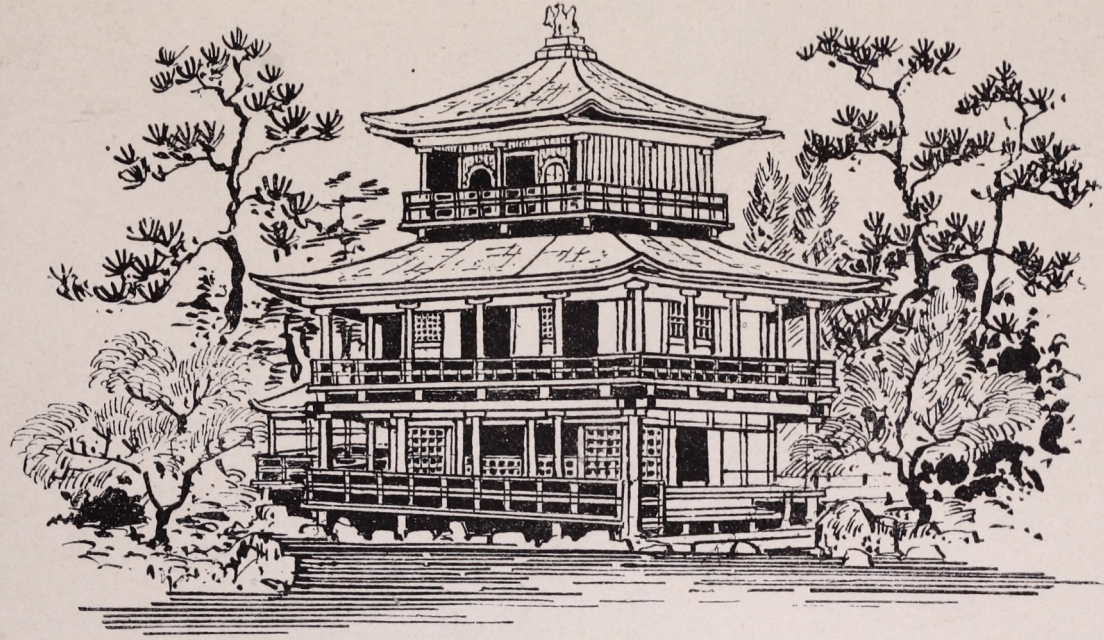










































## UNGARISCHE SCHÖNE LITERATUR DER GEGENWART.

— Von Dr. ADOLF DUX. —

INDEM wir daran gehen, die jüngsten Erscheinungen der ungarischen Literatur einer Ueberschau zu unterziehen, bleibt unser Blick an einigen Producten haften, die gerade in allerletzter Zeit in die Oeffentlichkeit gelangt sind. Und obgleich eine eingehende Würdigung derselben zur Stunde nicht möglich ist, müssen wir ihrer doch gedenken, weil sie dem letzten Abschnitt des literarischen Jahres ein besonderes Gepräge verleihen. Als charakteristisch heben wir zunächst hervor das fast gleichzeitige Auftauchen mehrerer Memoirenwerke, die zwar nicht ganz, aber doch theilweise in das Gebiet dieses schönwissenschaftlichen Berichtes gehören. Auf die Memoiren LUDWIG WIRKNER's brauchen wir an dieser Stelle schon aus dem Grunde nicht zu reflectiren, weil sie nicht allein in ungarischer, sondern auch in deutscher Sprache erschienen und so dem Ausland, das sich für die politische Coulissengeschichte Oesterreich-Ungarns interessirt, auch ohne Vermittelung zugänglich sind. — Anders verhält es sich hingegen mit den in ihrem ersten Bande vorliegenden Memoiren FRANZ PULSZKY's: „*Életem és korom*“ — «Mein Leben und meine Zeit» — (Budapest, 1880, Moriz Ráth). Dieses Werk hat wohl zum grössten Theil die politischen Erinnerungen des Autors, die er bis 1847 erzählt, zum Gegenstande; allein PULSZKY war in der dargestellten Periode seines Lebens auch mit den schönwissenschaftlichen Bestrebungen Ungarns, mit Literatur, Kunst und Kunstgeschichte vielfach in Berührung, und daher kann der vorliegende Bericht über das in



Rede stehende Buch, eine der interessantesten Erscheinungen unserer diesjährigen Literatur, nicht stillschweigend hinweggehen. Als vielgereister, aller europäischen Cultursprachen kundiger Mann, der mit dem gelehrten Ausland in vielfältiger Verbindung steht, als Generaldirector des Landes-Museums, der oft in die Lage kommt, durch Rang oder wissenschaftliche Stellung ausgezeichnete Fremde zu empfangen, welche die Sehenswürdigkeiten Budapests und insbesondere die des National-Museums aufsuchen, — repräsentirt PULSZKY, wie wenig Andere, das auf nationaler Grundlage fussende weltbürgerliche Ungarthum. Meistens ist er es, der den nach Budapest kommenden ausländischen Gelehrten die Honneurs macht. Diese Mission erklärt sich wohl zur Genüge durch das odysseische Schicksal, durch die Bildung und Stellung des Mannes; aber sie scheint auch durch die Abstammung PULSZKY's vorbereitet zu sein, über die er im ersten Capitel seiner Memoiren interessante Mittheilungen macht. Diesen zufolge waren die Pulszky ursprünglich Wallonen: „*de Poule*“, die in Folge religiöser Bedrückung aus den Niederlanden nach Polen, von da aber, wo ihr Namen die polnische Form: «Pulszky» erhielt, aus gleicher Ursache nach Ungarn auswanderten und sich im Sároser Comitats ansiedelten. Dies geschah vor ungefähr einem Jahrhundert; und da der Adel daselbst mitten in der slavischen Umgebung die magyarische Nationalität treu bewahrte, so schlossen sich auch die unter Maria Theresia geadelten und mit anderen adeligen Familien verschwägerten Pulszky dieser Richtung an. Aber auch deutsche Sprache und Literatur wurde in diesen Kreisen gepflegt. Ein im Jahre 1819 compromittirter deutscher Lehrer, Namens LANGE, flüchtete sich nach Ungarn und gelangte später nach Eperies, wo FRANZ PULSZKY (1817) geboren und erzogen wurde. Der Autor erwähnt dieses Mannes dankbar, der in ihm das Interesse für Geschichte weckte. Die erste Anregung zum Studium der Kunst und Alterthumskunde erhielt PULSZKY von seinem Oheim GABRIEL FEJÉRVÁRY, einem Mann, der in der Jugendzeit des Memoirenschreibers nebst wenig Anderen in Ungarn Kunstgegenstände sammelte. — Das gesellschaftliche Leben in den Comitaten, in Pressburg während

des Landtages und im vormärzlichen Wien; die publicistischen Verhältnisse Ungarns in den Vierziger Jahren; einige Dichter, namentlich EÖTVÖS und PETŐFI; politische Notabilitäten, wie DEÁK, NAGY, SZÉCHENYI und Andere; mancherlei charakteristische Anekdoten und retrospective Betrachtungen über die politischen Verhältnisse der vergangenen Jahrzehnte bilden den Inhalt des in leichtem Conversationston geschriebenen Buches.

In das Fach der jüngsten Memoiren-Literatur gehören auch die Mittheilungen, die ANTON ZICHY in der Kisfaludy-Gesellschaft über „*Széchenyi als Aesthetiker*“ in Auszügen aus dessen Tagebüchern machte. — Von der ungarischen Academie der Wissenschaften damit betraut, die in ihren Besitz gelangten, grösstentheils deutsch geschriebenen Tagebücher Széchenyi's zu studiren, hat ZICHY Alles, was er in denselben Bemerkenswerthes fand, in Fächer gesondert und unter verschiedenen Rubriken zusammengestellt. Eines dieser Fächer ist: „*Széchenyi als Aesthetiker*“ betitelt und enthält Alles, was der geistvolle Graf über Poesie und Kunst aufgezeichnet hat. — Unter Anderem befinden sich in einem der Tagebücher Bemerkungen über Schiller's „*Don Carlos*“ nebst Excerpten daraus, und nach diesen schreibt SZÉCHENYI: „O, warum bin ich nicht der Verfasser dieses herrlichen Dialogs? Ich wäre unbeschreiblich glücklich, wenn ich so vollkommen, so rein und mit solcher Wärme auszudrücken vermöchte, was ich so oft in der Tiefe meiner Seele gefühlt habe, und was in meinem Herzen so mächtig lebt!“ Er hat in der That es öfter versucht, seinen Gemüthsregungen poetischen Ausdruck zu geben und einerseits mehrere deutsche Gedichte geschrieben, die bei aller Unbeholfenheit in der Form poetischen Schwung verrathen, — andererseits den Plan zu einem Roman entworfen, der allem Anschein nach ein eminent sentimentaler geworden wäre. SZÉCHENYI's Tagebücher enthalten ferner Aufzeichnungen über viele deutsche, französische, italienische und englische Dichter, und an zwei Stellen das Geständniss, dass er lange den Vorsatz hegte, ein belletristischer Schriftsteller zu werden. SZÉCHENYI hegte übrigens nicht allein für die Dichtkunst, sondern auch für alle Künste ein warmes



Interesse. Besonders enthält ein in Italien geschriebenes umfangreiches Reisetagebuch umständliche Aufzeichnungen über Kunstwerke und Künstler.

Culturgeschichtlich interessant und für die Geschichte des ungarischen Theaters wichtig sind die *Memoiren der Schauspielerin und Sängerin Rosa Déry*, die von KOLOMAN TÖRS redigirt und von der Kisfaludy-Gesellschaft herausgegeben, unter dem Titel: „*Déryné naplója*“ I. Band, erschienen sind. Die Verfasserin, 1793 in Jászberény geboren, gehörte seit 1807 der ungarischen Bühne an, wirkte bei fast allen Gesellschaften, die Ungarn und Siebenbürgen durchzogen, und erlebte als eines der hervorragendsten Mitglieder derselben alle wichtigen Phasen in der Entwicklung des ungarischen Schauspielwesens. Die letzten Jahre ihres vielbewegten Lebens verbrachte sie in Miskolcz, und dort geschah es einmal, dass irgend Jemand sie um biographische Notizen anging. Diesen Wunsch zu erfüllen, setzte sie sich hin und schrieb, schrieb Tag um Tag, Bogen um Bogen, fort bis nahe an ihr Ende (1872). Aus der kurzen Biographie, die von ihr verlangt worden, war die Geschichte von acht Jahrzehnten geworden, der Roman eines Lebens mit allen seinen Hoffnungen und Täuschungen, mit allen Emotionen eines jungen Herzens, das sehr lange jung blieb und vielleicht noch länger jung bleiben wollte, mit all den grossen und kleinen Triumphen, welche die Hauptstadt und die Provinz einer Künstlerin zu bieten vermag, mit all den tausend und tausend Erinnerungen einer an Erlebnissen reichen Laufbahn. — Wie dieser geschriebene Roman endete, wird Niemand erfahren. Das Manuscript kam nicht in die rechten Hände, und gerieth unter Papiere, die bestimmt waren, den Weg aller Maculatur zu wandern. Die Schlusstheile waren auch bereits verloren, als der fleissige Bibliothekar des Nationaltheaters, Koloman Benkő, zufällig von dem Manuscript Kenntniss erhielt. Dieser, der überhaupt mit Eifer Daten zur Geschichte des ungarischen Theaters sammelt, liess sich die Mühe nicht verdriessen, die von der greisen Schauspielerin beschriebenen unzähligen Bogen aus einem Wust von Maculaturpapieren, zwischen denen sie zerstreut und verborgen

lagen, zusammenzusuchen, und so gelangte das Memoirenwerk zur Kenntniss Szigligeti's und seiner Umgebung, theilweise aber auch zur öffentlichen Kenntniss. KOLOMAN TÖRS, der Schwiegersohn des verewigten Dramaturgen, bearbeitete nämlich einige Partien davon, die in der «Vasárnapi Ujság» erschienen und mit lebhaftem, gerechtfertigtem Interesse gelesen wurden. Da zeigte es sich auf jedem Blatt, dass die Verfasserin, die in ihrer Jugend manches deutsche Theaterstück für die ungarische Bühne bearbeitet hatte, unverkennbar ein ansehnliches Erzählertalent besass. Bei allem Naturalismus, der sich nicht wegleugnen lässt, weiss sie angenehm und anschaulich zu erzählen; und dabei hat sie Sinn und Auge für tausenderlei Dinge, die nicht unmittelbar zu ihrer eigenen und zur Geschichte des Theaters gehören, jedoch ebenso viele Züge zur Sittenschilderung bilden. In der That macht diese Autobiographie sehr oft den Eindruck eines guten Sitten- und Zeitromans.

Die wichtigsten Momente des vorliegenden ersten Bandes sind: die Schilderung des ungarischen Theaters in Pest von 1807 bis 1815, und dann ein Theil der Wanderungen der Pester Truppe, die ihr Zelt zunächst in Miskolez aufschlug und von dort nach verschiedenen Städten des Landes Kunstreisen machte. Die auf Pest bezüglichen Partien geben auch ein anschauliches Bild von dem damaligen altväterischen Leben der gegenwärtig so modernen Hauptstadt. Eine eingehendere Betrachtung des Werkes würde erheischen, dass zugleich die Geschichte des ungarischen Theaterwesens erzählt werde, die sich aber in den gegenwärtigen Bericht nicht gut einfügen lässt.

In diesem fortfahrend, haben wir noch eine Art von Memoiren zu erwähnen: „*Emlékeim*“ (Meine Erinnerungen), von Graf ALEXANDER TELEKI, herausgegeben von der Petöfi-Gesellschaft (Budapest, Ludwig Aigner). Erster Band. Die Jahreszahl des Erscheinens fehlt auf dem Titelblatt, und darum fügen wir ausdrücklich hinzu, dass dieses Buch in den ersten Tagen des December 1879 ausgegeben wurde. — Graf ALEXANDER TELEKI hat ein an interessanten Erinnerungen reiches Leben hinter sich und wäre



die Schilderung desselben in einem eigentlichen sorgfältig geordneten Memoirenwerk ganz wohl am Platz. Als der Graf in Berlin studirte, wurde er mit dem damals noch jungen FRANZ LISZT bekannt und begleitete denselben eine Zeit lang auf dessen Kunstreisen. Später beherbergte und bewirthete er PETÖFI in seinem Schloss zu Koltó. 1848 und 1849 betheiligte er sich am Freiheitskampf, kam mit General BEM in nahe Berührung, flüchtete sich nach einer interessanten, in dem vorliegenden Buche sehr gut erzählten Irrfahrt auf den Puszten des Alföld, in's Ausland und wurde mit VICTOR HUGO, ALEXANDER DUMAS und Anderen befreundet. — Alle diese hier flüchtig berührten und noch manche andere Erlebnisse hat Graf ALEXANDER TELEKI in verschiedenen Zeitschriften in Feuilletons erzählt, die in dem hiermit angezeigten Buch gesammelt, aber keineswegs geordnet vorliegen. Sie sind wie durch Zufall nebeneinander gereiht und führen dem Leser Bilder aus dem Vormärz, aus dem Exil, aus der neueren Zeit, aus der Revolution, bunt durcheinander gewürfelt vor. Manche dieser Feuilletons enthalten nichtssagende oder wenigstens für die Leser des *Buches* völlig unbedeutende Causerien, von denen es einem nicht klar wird, aus welchem Grunde der Verfasser sie unter seine «Erinnerungen» («Emlékeim») aufgenommen hat. — Der Vorwurf gegen die nachlässige Redaction des Buches trifft, wie wir gerne glauben, nicht den wackern Autor, obgleich dieser Schriftsteller nur Dilettant ist, — wohl aber die *literarische* Gesellschaft, die das Werk herausgibt und berufen gewesen wäre, demselben eine angemessene Form zu geben. Wäre dies geschehen, wären diejenigen Feuilletons des Grafen Teleki, die inhaltsleer sind, ausgeschieden, die übrigen aber in chronologischer Reihenfolge geordnet worden, — so würden diese in hastigen, kurzen Sätzen al fresco hingeworfenen «Erinnerungen» einer grösseren Beachtung werth sein.

Den verschiedenen gesammelten Denkwürdigkeiten, die auf unserem literarischen Markt in der neuesten Zeit auftauchten, darf hier noch ein einzelntes Blatt angereicht werden, ein unbekannter Brief von KARL KISFALUDY, den der Verfasser dieses Berichtes in der Kisfaludy-Gesellschaft vorlegte. Der an den einstigen

Vicegespan und Ablegaten des Tolnaer Comitats, DANIEL V. CSAPÓ, (1778—1844) gerichtete Brief ist in deutscher Sprache abgefasst und gibt einerseits von einem intimen Freundschaftsverhältniss Zeugniß, das zwischen den beiden Männern bestand, in den bisherigen Biographien KARL KISFALUDY'S aber gleichwohl nicht erwähnt worden ist; — andererseits nennt der Dichter darin zwei seiner Werke, ein geplantes und ein vollendetes, von welchen beiden gleichfalls nichts bekannt war. Der am 24. Juni 1820 geschriebene Brief lautet (genau nach dem Original): «Liebster Freund! Mit Vergnügen hörte ich die Reise des Herrn Kartheders nach Tengelitz (Wohnort des Adressaten, wo der hier mitgetheilte Brief auch gefunden wurde), — ich dachte wohl, wär's lieber ich — — allein da es nicht seyn kann, so bleibt mir nur der heisse Wunsch übrig, dass diese Zeilen Sie Alle in erwünschtem Wohlsein finden mögen.

Wie steht es mit *Árpád*? — mit höchster Sehnsucht erwarte ich dieses Thema. Sollte mein kleines Talent den guten Willen nicht betrügen, so soll es bald das Licht der Welt erblicken; ich hoffe, dass ich mich nicht vergebens mühen werde, um dem Gründer unseres Volkes ein kleines Denkmal zu setzen. Meine ganze Denkkraft hält dieses Werk nun in Spannung.

Seit jener Zeit, als sie uns verlassen, habe ich ein Original-Drama in vier Aufzügen, unter dem Titel: *Die Einnahme von Ofen* verfertigt. Bis zur Stunde hat es die Bestimmung den Kaiser zu bewillkommen. Wass nur der kleine Raum einer Bühne erlaubt, um ein so grosses Ereigniss gedrängt darzustellen, ist darin enthalten; die Haupttendenz ist die Eintracht der beyden benachbarten Nationen in jenen stürmischen Zeiten zu schildern, mit Knallmoments übersäht wirt es hoffentlich nicht wirkungsloss bleiben. Für die Augen habe ich so ziemlich gesorgt, denn man kann selbe mit ausserordentlicher Pomp aufführen — die Grossen glaube ich lieben mehr das äussere, als den innern Impuls, drum hatte ich dieses Werk in dieser Form gegossen.

Ich bin gesund — gehe ruhig die gewohnte Bahn, in Eintracht mit mir und der Welt; kein Glück hoffend — kein Unglück



befürchtend lebe ich jetzt so ziemlich ohne Sturm und ohne Ruh (?; vielleicht Unruh); ein lächelndes holdes Ideal über meinem Kopfe begeistert mich manchmal und versenkt mich in das glückliche Feenland der Treume, die erwachten Gefühle schreibe ich dann nieder und diese gewähren mir dann so manche glückliche Stunden.» Folgen die Namen mehrerer Personen, die der Schreiber des Briefes grüssen lässt. — Interessant ist die Erwähnung des (verlorenen oder latenten) Stückes: „*Die Einnahme von Ofen*“, — dessen Stoff noch kein ungarischer Bühnendichter, ja auch kein Novellist bearbeitet hat. Erst DEÁK hat in seinem bekannten «Osterbrief» (1865), mit dem er die Ausgleichsaction begann, auf die Wiedereroberung Ofens mit Hilfe der kaiserlichen Waffen hingewiesen, um damit die Versöhnung anzubahnen. — Dass KISFALUDY, wie er in dem Brief an Herrn v. Csapó erwähnt, eine Dichtung: „*Árpád*“ zu schreiben gedachte, das haben wir in einem seiner gleichfalls deutsch abgefassten Briefe an Georg Gáál bestätigt gefunden. Diesem, der mehrere Stücke KISFALUDY's in's Deutsche übersetzt hat, schrieb er nämlich am 8. Februar 1820 unter Anderem: «Wenn ein guter Genius mir beistehet, so will ich ein Heldenspiel unter dem Titel *Árpád* ausarbeiten, nur bin ich an Quellen und Materialien zu arm, um diesen Mann, unsern Stammvater würdig herzustellen und dem Werk einen historischen Werth zu geben.» (S. die Briefe Karl Kisfaludy's an Georg Gáál im Archiv der ungarischen Academie der Wissenschaften.)

Auch andere literarische Reminiscenzen, die seit unserem jüngsten Bericht auftauchten, sind zu erwähnen: KARL SZÁSZ trug in der im Juni d. J. abgehaltenen Sitzung der Kisfaludy-Gesellschaft anlässlich des hundertsten Geburtstages THOMAS MOORE's eine Denkrede über den britischen Dichter vor und theilte gelegentlich folgende Erinnerung aus seinem Leben mit: 1849 erhielt er von Petöfi eine englische Grammatik, in der unter den Lesestücken sich einige Gedichte von Moore befanden. Kurze Zeit später fragte ihn Petöfi, wie weit er es schon im Englischen gebracht habe, und da recitirte SZÁSZ ihm die Gedichte. Hierauf schenkte ihm Petöfi eine Gesamt-Ausgabe Moore's, und so wurde

dieser der erste englische Dichter, den er kennen lernte und durch seine Uebersetzungen in die ungarische Literatur einführte.

Um endlich die Reihe der literarischen Denkwürdigkeiten zu schliessen, erwähnen wir nur noch die pompöse Gedenkfeier, die der Raaber Domherr, Weihbischof KARL NOGÁLL zu Ehren des Epikers ANDREAS HORVÁT (1778—1839) am 22. Juni 1879 in *Pázmánd*, dem Geburts- und Sterbeort dieses Dichters, veranstaltete. Die Einweihung des neuen Grabmonumentes, das Domherr Nogáll auf eigene Kosten errichtet hat, und auf den Tag bezügliche Denkreden bildeten die Hauptbestandtheile des Festprogrammes. Zur Erinnerung an dasselbe, wie überhaupt an den Dichter, dem die ungarische Literatur die ersten Versuche in der neueren epischen Dichtung verdankt, — hat Herr Weihbischof Karl Nogáll ein Gedenkbuch: «Emlékkönyv Pázmándi HORVÁT ENDRE szü-tése százados évfordulati ünnepélyének emlékére» herausgegeben und eine Medaille (in Silber, Bronze und Britanniametall) schlagen lassen. Diese Feier galt also, wie der Titel des Denkbuches besagt, eigentlich dem hundertsten Geburtstag des Dichters, hat aber wegen dazwischen getretener Hindernisse anstatt 1878 erst 1879 stattgefunden.

Indem wir uns nun den neueren Erscheinungen der ungarischen *Romanliteratur* zuwenden, begegnen wir auch da noch einem Memoirenwerk; denn ein solches liegt dem von uns bereits in Kürze erwähnten dreibändigen Roman: „*Rab Ráby*“ von MORIZ JÓKAI (Pressburg, 1879, Karl Stampfel's Verlag) zum Grunde. Der Held desselben, ein ungarischer Edelmann, Mathias Ráby de Mura und Raba, war ein Günstling des Kaisers Josef II., hatte von masslosen Bedrückungen und Ausbeutungen Kenntniss erlangt, denen die Bewohner des zur Cameralherrschaft gehörenden Marktes Szt.-Endre (unweit von Ofen) ausgesetzt waren, und kam im Auftrag und mit der Vollmacht des Kaisers, um die Sache zu untersuchen und Abhilfe zu schaffen. Anfangs begegnete man ihm in den betreffenden Kreisen freundlich und bewarb sich um seine Gunst; als er jedoch immer ernstlicher den Willen an den Tag legte, die Missbräuche der Beamten von Szt.-Endre aufzudecken



und die von ihnen unterschlagenen Gelder ihnen abzujagen, wurden ihm immer mehr Hindernisse in den Weg gelegt, kam er in den Kerker und wurde ein Gefangener (*rab*), womit sich der Titel: «*Rab Ráby*» erklärt.

Die Beamten von Szt.-Endre sind mit der Pester Comitatsbehörde, diese wieder mit den höchsten ungarischen Regierungsämtern in Ofen und Wien im Einverständniss, und so kommt es, dass Ráby, obgleich vom Kaiser unterstützt, nicht allein mit seinen Bestrebungen scheitert, sondern auch in seiner Person die unglaublichsten Unbilden und Misshandlungen erleidet. Die unsinnigsten Anklagen werden gegen ihn erhoben. So wird er einmal beschuldigt, in Steiermark einen Raubmordversuch verübt zu haben; — ein anderes Mal wieder wird er der Vielweiberei angeklagt. Die Comitatsbehörde versieht nämlich zwei weibliche Sträflinge mit gefälschten Trauungsscheinen, und die frechen Weiber sagen ihm, der in aller Form Rechtens ein Mädchen seiner Liebe zur Frau genommen, dass er sich dort und dort mit ihnen habe trauen lassen. — Er geht nach Wien, kehrt mit zwei Polizeibeamten zurück, die ihm der Kaiser zu seinem Schutz mitgegeben, und wird trotzdem in den Kerker geworfen. Später kommt es dahin, dass die Comitatsbehörde es für gerathen findet, den Eingekerkerten zu entlassen; er wird aber nicht einfach in Freiheit gesetzt, sondern durch verummte Leute, die das Comitatus zu diesem Zweck bestellt und ermächtigt hat, aus seinem Gefängniss entführt, damit es heisse, dass er im Gefühl seiner Schuld aus dem Kerker ausgebrochen sei. — Dann gelangt er ein drittes Mal in die Klauen seiner Peiniger und wird zuletzt gebrochen an Leib und Seele auf die Gasse gelegt, wo gute Menschen ihn finden und sich seiner annehmen. — Alle die hier nur flüchtig angedeuteten, ganz unglaublichen Misshandlungen erleidet Ráby, trotzdem der Kaiser ihm wiederholt Geleitscheine gegeben und wiederholt mit allem Nachdruck die Freilassung desselben anbefohlen hat. Der Kaiser ist aber ohnmächtig gegen die ungarischen Behörden.

Wie abstossend auch die angedeuteten Vorgänge sind, so hat JÓKAI das düstere Grundgewebe doch durch humoristische und

romantische Elemente zu erhellen verstanden. Ein liebenswürdiges junges Mädchen, eine Jugendgespielin Ráby's, liebt ihn und mildert oft als ein Schutzengel seine Leiden, obgleich er von einer anderen Schönheit geblendet, dieser seine Hand gegeben. Zuletzt, nachdem er definitiv von seinen Peinigern befreit ist, nimmt das edle junge Mädchen ihn in Pflege und rettet ihm so das Leben. — Ráby's Gattin, eine Nichte des betrügerischen Präfecten von Szt.-Endre, *Fruzsinka* (spr. Fruschinka), ist eine der verwegensten Erfindungen JÓKAI's. Sie fesselt Ráby ausser ihrer Schönheit mit ihrem gebildeten edlen Wesen und mit dem Anschein, den sie sich gibt, von sittlicher Entrüstung gegen ihre Umgebung erfüllt zu sein. In Wahrheit aber nimmt sie an der verbrecherischen Gebahrung ihres Oheims und seiner Mitschuldigen theil und unterhält zu gleicher Zeit Liebeshändel mit einem Stuhlrichter, einem Cavallerie-Officier und einem Edelmann, der selbst wieder ein doppeltes Gesicht trägt; denn während er dem Anschein nach auf seiner Besetzung seinen Kohl baut und an den Comitats-Angelegenheiten theilnimmt, ist er zugleich ein Räuberhauptmann. Ja, auch Fruzsinka taucht später in männlicher Verkleidung als verwegener Räuberhauptmann auf. Beide Gestalten sind mit Humor dargestellt; doch ist dieser nur bei dem Edelmann-Räuberhauptide von vollständiger Wirkung. Fruzsinka hingegen wird bei ihrer bis zum Unglaublichen gehenden Vielgestaltigkeit ein wesenloser Schemen. — Als ein Meisterwerk des Humors sind einige Scenen zu bezeichnen, in welchen die gewaltsame, in den früheren Rechtsverhältnissen begründete Reoccupation eines in usurpatorischen Besitz gelangten Hauses vorbereitet und in's Werk gesetzt wird. JÓKAI führt hier gewisse Typen des kleinen bauerlichen Adels vor, übermüthige, kräftige, lustige Bursche, die mit Wonne daran gehen, Ráby wieder zu dem Besitz seines Hauses in Szt.-Endre zu verhelfen, das sich einer seiner Gegner angeeignet hat. Der Sieg der meisterhaft dargestellten rohen Gesellen wird zum Triumph der Gerechtigkeit, und die wahrhaft elementare Kraft des Humors in diesen Scenen bewirkt am Schluss derselben ein jauchzendes Gefühl der Erlösung.



Uebrigens ist JÓKAI bemüht, den Eindruck der empörenden Schlechtigkeit, deren Treiben er in diesem Roman schildert, nicht allein durch humoristische Elemente und durch den auf und zu auftauchenden Silberblick edlerer Gefühle zu mildern. Er weist darauf hin, dass der Widerstand der ungarischen Behörden gegen die Verfügungen des Kaisers Josef II. zu Gunsten des verbrecherisch ausgebeuteten Marktes Szt.-Endre zugleich der Widerstand der Verfassungstreue gegen die verfassungswidrige Regierungsgewalt sei. Eine übertriebene, ihr Ziel verfehlende Rechtfertigung. Denn wenn man von den humoristischen und sonstigen schönen Zügen dieses Romans absieht, — kann man sich von dem übrigen Inhalt desselben nur mit Schauder abwenden; — und keine Verfassungstreue von der Welt, wäre sie auch noch so ehrlich gemeint, ist im Stande auf die Verkettung von Lüge, Diebstahl, Bestechung, tyrannischem Missbrauch der Amtsgewalt gegen das arme Volk, auch nur einen Schimmer von milderndem Licht zu werfen. In dieser Beziehung müsste der in künstlerischer Hinsicht stellenweise so sehr gelungene Roman eine Verleumdung der ungarischen Moral zur Zeit Kaiser Josef II. genannt werden, wenn JÓKAI sich nicht auf einen gedruckten Beweis der von ihm geschilderten Zustände berufen würde. Er hat nämlich den Stoff seines Romans folgendem Werk entnommen:

*„Justizmord und Regierungsgreuel in Ungarn und Oesterreich oder actenmässige Geschichte des wegen Toleranz und Menschlichkeit in unsern Tagen schrecklich verfolgten ungarischen Edlen Mathias Raby von Raba und Mura. Von ihm selbst beschrieben.“* (Strassburg im fünften Jahr der Republik, 1797.) Der Held der in diesem Buch als reale Wahrheit erzählten Leidensgeschichte war übrigens nicht, wie in JÓKAI's Roman, in Szt.-Endre, sondern in Pressburg gebürtig, kam aber, von der Gemeinde zu Szt.-Endre aufgefördert, dorthin und erlebte, wie er selbst erzählt, alle die Misshandlungen, die wir oben in Kürze angedeutet haben. Indess scheint uns dieses Buch mehr ein Act der Rache, als eine «actenmässige» wahrheitsgetreue Geschichte zu sein. Die Erzählung, wie sie der Edle Mathias Ráby von Raba und Mura nach seiner Flucht

ins Ausland in seinem zu Strassburg herausgegebenen Buch zum Besten gibt, trägt vielfach die Spuren von Entstellung und Uebertreibung an sich, ist aber nichtsdestoweniger von JÓKAI als historisch-documentirte Wahrheit angenommen worden. Und warum sollte der Poet die schon übertriebene Wirklichkeit mit seiner überschwänglichen Phantasie nicht noch weiter übertreiben dürfen? JÓKAI ist unermüdlich und ein begnadeter Künstler im Erzählen von Märchen für grosse Kinder. Er konnte sich darum den ebenso anregenden wie aufregenden Stoff nicht entgehen lassen, der in dem citirten Memoirenwerk des wahrscheinlich von Ingrimm und Rache zur Verleumdung seines Vaterlandes gestachelten Herrn von Ráby für den Romandichter schon so mundgerecht gemacht ist.

Auch der andere in diesem Jahr erschienene Roman von MORIZ JÓKAI: „Szabadság a hó alatt (Freiheit unter dem Schnee) streift an die Geschichte, spielt in Russland und hat eine Verschwörung unter dem Czar Alexander I. zum Gegenstande. Dieser Roman zeichnet sich nicht eben durch eine richtige Darstellung der russischen Gesellschaft, der russischen Freiheitshelden u. s. w. aus — sondern, wie alle Romane Jókai's, durch findige Phantasie und einschmeichelnde Erzählungsweise. Die Typen zu manchen Gestalten dieses Romans sind nicht in Russland, sondern in der Heimat des Dichters zu suchen.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist: „*Barna Arthur*“, Roman in zwei Bänden, von GUSTAV BEKSICS (Budapest, Otto Nagel junior, 1880). Ein utopischer Roman, der naturwissenschaftliche und sociale Hypothesen zum Gegenstand hat. Arthur Barna, der Sohn ungarischer Eltern, die sich nach der 1848er Revolution in Deutschland angesiedelt haben, ein genialer Naturforscher und Techniker, macht die Sahara culturfähig, findet ein unter der grossen Wüste sich ausdehnendes unterirdisches Meer und die Spuren, schliesslich auch die verloren gegangenen Aufzeichnungen des ungarischen Afrika-Reisenden MAGYAR LÁSZLÓ. Während der Held dies Alles vollbringt, brechen in Deutschland wiederholt socialistische Revolutionen aus und werden mit grosser Waffenmacht



niedergeschlagen. Um aber den socialistischen Actionen und Reactionen ein- für allemal ein Ende zu machen, führt Arthur Barna folgendes Heldenstück aus. Nach seiner Theorie ist das Innere der Erde mit Gasen edler Metalle angefüllt; er kennt in Afrika einen ausgestorbenen Vulcan, der mit den edlen Gasen in Verbindung ist; er versteht es den Vulcan wieder in Thätigkeit zu setzen, und dieser speit dann so viel Gold, dass das Edelmetall seinen Werth verliert und die Macht des Capitals gebrochen wird. Allerdings entsteht dadurch die Misere, dass die Welt zum Tauschhandel zurückgedrängt wird und die Civilisation der Menschheit der Barbarei zu weichen beginnt; — zum Glück aber verschwindet der fatale Vulcan in Folge irgend einer Erdrevolution. Schliesslich begnügt sich der Held damit, die Culturfähigkeit der Sahara fördern zu helfen; und dabei lebt er glücklich an der Seite seiner Gattin, einer deutschen Princessin Olga, die ihn schon früher geliebt hat, und die ihm schliesslich nach Afrika nachreist. Viel hirnerbranntes Zeug, viel langweiliges wissenschaftliches (?) Gesalbader, zugleich aber ein gewisser bon sens im Streben des Verfassers, den socialistischen Wahnwitz ad absurdum zu führen, und einiges Geschick im Characterisiren der Gestalten.

Die übrigen Versuche auf dem Felde des Romanes übergehend, wenden wir uns dem romantischen Epos «Toldi szerelme» zu, mit dem JOHANN ARANY seine *Toldi-Trilogie* abgeschlossen hat. Dieses umfassende Gedicht, mit seiner mannigfaltig verschlungenen Handlung und den schönen Episoden, ein anziehender Roman in Versen, ist auch hinsichtlich der Erfindung der Fabel Eigenthum unseres Dichters, während er in den beiden andern Theilen der Trilogie «Toldi» und «Toldi estéje» (Toldi's Abend) den Stoff dem trockenen, chronistischen Epos «Toldi», von Ilosvay, entnommen hat. Diese beiden älteren Theile, Muster von edel einfacher naiver Dichtung, sind der Phantasie der Nation tief eingeprägt, und «Toldi» um so mehr, da diese 1846 von der Kisfaludy-Gesellschaft mit einem Preis ausgezeichnete und 1847 veröffentlichte Dichtung zugleich im Lichte eines gleichzeitigen grossen geschichtlichen Vorganges leuchtet. Denn Toldi, von seinem

älteren hochmüthigen gewaltthätigen Bruder unterdrückt, ringt sich mit seiner riesigen Kraft und der edlen Einfalt seines Gemüths aus Unterdrückung und Verachtung empor, ist allein im Stande die Schmach zu tilgen, die ein riesenstarker fremder Ritter über das Land gebracht hat, und nimmt dann am Hofe mitten unter den Grossen eine ebenbürtige Stellung ein. Diese Gestalt wurde daher ohne irgend eine tendenziöse Andeutung des Dichters und ohne dass das Publicum anfangs eine Allegorie hierin gesehen hätte, eine Verkörperung des Volkes, das dem Adel rechtlos gegenüber stand, zur Zeit des Erscheinens der Dichtung aber um seine Gleichberechtigung rang und bald darauf thatsächlich innerhalb der Schutzwälle der Verfassung aufgenommen wurde. Die Gestalt des Helden erhielt somit nebst ihrem künstlerischen Glanz allmählig einen politischen Glorienschein, — und als nun diese Gestalt in dem jüngsten Theile der Dichtung: «Toldi szerelme» plötzlich auf's Neue auftauchte, war die Ueberraschung aus mehreren Gründen eine freudige: wegen der grossen Erinnerungen, die sich an das erste Erscheinen des Helden knüpfen, wegen der Sympathien, die diesen umgeben, und weil Niemand mehr die Hoffnung zu hegen wagte, dass der allgemein verehrte Dichter seine Toldi-Trilogie abschliessen werde. Dies ist nun geschehen und die überraschende Kenntniss hiervon erhielt das Publicum in der Sitzung der Kisfaludy-Gesellschaft am 26. November, in der PAUL GYULAI das Buch «Toldi szerelme», von dessen Drucklegung nicht die geringste Nachricht vorher in die Oeffentlichkeit gelangt war, fertig vorlegte und sogleich einige Gesänge daraus vorlas. Die Aufnahme dieser literarischen Neuigkeit gestaltete sich zu einer herzlichen Ovation. Unmittelbar nach der Sitzung liess die Kisfaludy-Gesellschaft dem Dichter durch einige ihrer Mitglieder ihren Dank und ihre Freude über das herrliche Weihnachtsgeschenk ausdrücken, mit dem er die vaterländische schöne Literatur bedacht habe; die Presse hatte für das neue Werk nur Worte unbegrenzten Lobes, und auch aus den Kreisen des Publicums sind dem Dichter Ovationen dargebracht worden. Doch eine kritische Würdigung des Werkes, eine Begründung und Analyse der



Vorzüge desselben ist in den ungarischen Blättern zur Stunde noch nicht erschienen.\* Wir selbst können für diesmal es nur in seinen Hauptzügen charakterisiren.

Was den Inhalt der Erzählung betrifft, so sind die Hauptbestandtheile derselben: ein unglücklicher Liebeshandel Toldi's, Irrfahrten desselben, zwei Feldzüge des Königs Ludwig I. von Ungarn nach Prag und nach Italien, einige schöne Episoden, und schliesslich die Wiederaufnahme Toldi's an den Hof des Königs. Mit dem Feldzuge König Ludwig I. nach Italien, mit der Schilderung der Kämpfe, in denen er die durch Johanna von Neapel angestiftete Ermordung seines Bruders Andreas rächt, tritt die im Dämmer der Sage wurzelnde Erzählung an das Tageslicht der Geschichte. Doch beschwert hier die Realität der kriegerischen Vorgänge den poetischen Schwung der Erzählung in keinem grösseren Maasse, als dies in andern bedeutenden epischen Dichtungen geschieht. Selbstverständlich folgt der Dichter den kriegerischen Vorgängen nicht mit der Treue eines Chronisten. Er zieht die beiden Feldzüge König Ludwig I. in einen zusammen und weiss die solcher Art erzählten Kriegsthaten an mehreren Stellen durch wohl angewandte Mittel dem Interesse des Lesers nahe zu bringen. Er gestaltet die Veranlassung des Krieges, die Ermordung des Prinzen Andreas, zu einer Ballade mit dem Refrain: «Nach Neapel, Ungarn, auf zu blut'ger Rache!» und indem die Kriegsschaaren des Ungarkönigs diese Ballade gleichsam als Marschlied singen, ziehen sie den Leser in ihre Stimmung und erwecken in ihm für den kriegerischen Theil der Erzählung ein grösseres Interesse, als es sonst obwalten würde. Dazu gesellt sich aber ausserdem in noch wirksamerer Weise das während der Kriegsscenen wiederholte Auftauchen des Helden und einiger episodischen Gestalten, die schon von früher her die lebhaft Theilnahme des Lesers besessen haben.

Ein Triumph seines poetischen Genie und von bedeutender Wirkung ist die Innigkeit und Mannigfaltigkeit, mit der Arany die

\* Dieser Bericht ist Mitte December 1879 geschrieben worden. A. D.

Liebe verschiedener Personen darstellt, — zumal des Helden, für den es in den Sternen geschrieben war, dass er unglücklich in der Liebe sein sollte, obgleich die Dame, für die er in Liebe erglüht ist, seine Gefühle mit ganzem Herzen erwidert. Allein das ungeschlachte, schwerfällige, mürrische Wesen des Helden hindert ihn, dem Ziele nahe zu kommen, das ihm sonst so leicht zu erreichen wäre. In einem Turnier, dessen Preis die Hand der Geliebten, Piroska Rozgonyi, und ihre reiche Mitgift ist, kämpft er in der Rüstung eines andern Ritters, Piroska reicht diesem gezwungen ihre Hand, und infolge der Misshelligkeiten und widrigen Zufälle, die hiermit verbunden sind, — sieht Toldi sich gezwungen, verkleidet in der Fremde herum zu irren. Diese Irrfahrten, bei denen Toldi in den Dienst des Kaisers Karl tritt, dann den Flagellanten sich anschliesst, später als Diener der Brüder in einem Kloster lebt, und schliesslich im Gewand eines Mönches in Italien Wunder der Tapferkeit verrichtet, bilden den eigentlichen romantischen Theil der Erzählung.

Ein besonders hervorzuhebender Charakterzug dieser Dichtung liegt in dem subjectiven Element desselben, — in den rührenden Strophen, in denen der Dichter des Todes seiner einzigen Tochter (1865) als der Ursache gedenkt, wegen deren er so lange geschwiegen, und manche andere Momente berührt, die ihn selbst betreffen. So z. B. gelangt Toldi auf seinen Irrfahrten in das Thal, in welchem die Quellen Karlsbads sprudeln; und hierbei gedenkt ARANY seines wiederholten Aufenthaltes in diesem Bade, dessen Heilkraft ihn in den Stand gesetzt hat, seine Dichtung zu vollenden. — Ein anderes Mal wieder erhält Toldi vom König Szalonta (der Geburtsort des Dichters), verliehen und hier versenkt ARANY sich in Jugenderinnerungen und berührt zugleich die Traditionen seiner Familie, die ehemals geadelt war. — Durch die Person des Dichters erwächst der romantischen Dichtung ein Bindeglied, durch das dieselbe mit der unmittelbaren Gegenwart verknüpft wird. — Vielleicht sagen wir nicht zu viel, wenn wir schliesslich behaupten, dass die Nation den «Pejko», das edle Ross des Helden Toldi, nicht weniger in ihr Herz schliessen wird, als



die übrigen Gestalten der Dichtung. Es vereinigt die Züge des Rosses der ungarischen Märchen und der im Cid, Don Quixote und anderen grossen Dichtungen verherrlichten und unsterblich gewordenen Pferde. Gleich diesen ein poetischer Charakter, ist es das idealisirte ungarische Pferd, eine neue Schöpfung im Kreise der nationalen Dichtung.

Zu den poetischen Erscheinungen der jüngsten Zeit gehört die von PAUL GYULAI redigirte Ausgabe der gesammelten Werke von Emerich Madách: «Madách Imre összes művei», drei Bände, (Athenäum 1880). Diese Ausgabe ist ein Act der Pietät für den Autor der philosophischen Dichtung: «Az ember tragoediája» (Die Tragödie des Menschen), die wiederholt aufgelegt worden ist und unter sämtlichen Werken Madách's das weitaus vorzüglichste ist. Nebst diesem seinem Meisterwerke verdienen in der Gesamtausgabe die *Gedichte* die meiste Aufmerksamkeit. Madách war, wie selbst in seinem Hauptwerk, ein Anempfnder, der sich aber nur von den grössten Erscheinungen der poetischen Literatur anregen liess. In der «Tragödie des Menschen» sind die Einflüsse von Goethe's «Faust» sehr deutlich wahrnehmbar; und in den «Gedichten», die meist zur Gattung der schwungvollen reflectirenden Lyrik gehören, ist die Form mit den trefflichen Bildern und Gedanken nicht immer im Einklang. MADÁCH scheint diese also durch Anempfinden in sich aufgenommen zu haben. Die drei Bände enthalten ferner mehrere dramatische Dichtungen, in denen der Dichter grosse Ziele verfolgt ohne diese zu erreichen, eine Novelle, in der gleichfalls Form und Intention miteinander im Missverhältniss stehen, mehrere Abhandlungen und Briefe. — Die ganze Sammlung macht auf uns den Eindruck, als ob Madách mehr zu wissenschaftlicher Thätigkeit veranlagt gewesen wäre, aber als Autodidact, der er war, von seiner poetischen Empfänglichkeit missleitet, seine Mission in der Poesie erblickt hätte. Ein vornehmer Geist, stets von edlen Intentionen beseelt, und dabei doch in den meisten Fällen ohnmächtig im Beherrschen der innern Form.

Unter den jüngsten Lyrikern, die in neuester Zeit theils mit

Sammlungen, theils in den Blättern mit einzelnen Producten hervortraten, sind zu nennen: ANDREAS SZABÓ, der dem ungarischen volksthümlichen Humor Ausdruck zu geben strebt, und LUDWIG PÓSA, der bis zur völligen Anspruchslosigkeit gehend, sich durch Einfachheit, dabei aber in manchem seiner Gedichte durch Humor und richtigen Liederton kennzeichnet.

Was die dramatische Literatur anbelangt, so erwähnen wir unter den jüngsten Erscheinungen derselben zunächst die *Volksstücke*, die sich auf dem Boden der nationalen Gesellschaft bewegen. Das beachtenswertheste ist darunter: «Nótás Kata» (Kathi, die Liedersängerin), von WILHELM GYÖRY. Die Heldin, Tochter eines armen Mannes, ein wackeres schönes Mädchen, gehört zu jenen Volksgestalten, die mit ihren Improvisationen an der Volkspoesie mitweben, und dichtet ein Straf- und Spottlied auf eine böse Alte, die, um sie zu verführen, ihr Botschaften von einem Wüstling zuträgt. Eine Strafgerichtsscene, in der die Sängerin im Verein mit ihren Freundinnen das Spottlied in Gegenwart der alten Kupplerin singt und diese dann zum Hause hinausstäupt, ist eine gute originelle Conception. — Die Bestrebungen der Alten, sich an der Liedersängerin zu rächen, bilden die Handlung, die aber mit dem Triumph der unschuldig verfolgten Heldin und damit schliesst, dass diese die Hand ihres Geliebten, eines reichen Bauernsohnes, erhält, der den Feldzug in Bosnien mitgemacht hat und von dort eben zurückgekehrt ist. — Ein volksthümliches Schauspiel von JOSEF SZIGETI, Schauspieler am Nationaltheater, und ebenda aufgeführt, hat mehrere gute volksthümliche Züge aufzuweisen, ist aber in der Hauptsache verfehlt. Der Titelheld dieses Volksstückes, das den Namen «A nagyralátó» (der Gernegross) führt, ist ein durch Erbschaft reich gewordener Bauer, der nicht etwa an Bauernstolz laborirt, sondern mit unverständenen Fremdwörtern herumwirft, sich durch Bildung, die er nicht besitzt, ein Ansehen geben möchte, und sich von zwei Gaunern beschwindeln lässt, die ihm einreden, dass sie seine Wahl zum Reichstagsabgeordneten durchsetzen werden. Eine dem Bauerncharakter durchaus widersprechende und darum verfehltte Gestalt. — Von den Stücken höherer



Gattung ist zu erwähnen: *Marenya*, Drama in vier Aufzügen, von Baron KOLOMAN JÓSIKA, mit einer der polnischen Revolutionsgeschichte entnommenen Handlung, deren Heldin die Tochter eines patriotischen polnischen Grafen, einen russischen General liebt und so in einen verhängnissvollen tragisch endenden Conflict geräth. Dieses Drama erhebt sich nicht zu der tragischen Höhe, zu der es im Hinblick auf die Catastrophe emporstreben sollte, ist aber mit Sinn für Bühnenwirksamkeit geschrieben und hat einige effectvolle Scenen aufzuweisen. — Erwähnenswerth ist noch, dass am 1. December 1879 zur Feier des Geburtstages von MICHAEL VÖRÖSMARTY dessen dramatisches Märchen: «Csongor és Tünde» aufgeführt wurde. Die schöne Sprache dieses Märchens und der Ausstattungsprunk, zu dem es Gelegenheit gab, boten einigen Ersatz für die spannende Wirkung, die dieses gleich allen anderen dramatischen Werken des Dichters entbehrt, der mit seinem Talent auf Epos und Lyrik angewiesen war. — Die bedeutendsten dramatischen Ereignisse der jüngsten Momente waren die Reprisen von „*Was ihr wollt*“ und „*Coriolanus*“ im Nationaltheater.

Diese überaus sorgfältig einstudirten und inscenirten Stücke waren eine neuere Rechtfertigung der Geschichte des Shakespeare-Cultus in Ungarn, von AUGUST GREGUSS, die im vorigen Heft unserer «Liter. Ber. a. U.» mitgetheilt wurde. Seitdem ist das Werk selbst erschienen, von dem jene Abhandlung einen integrierenden Theil bildet: «Shakespeare pályája» (Die Laufbahn Shakespeare's), durch die ungarische Academie mit dem Karácsonyi-Preis ausgezeichnetes Werk, von AUGUST GREGUSS. (Budapest, Moriz Ráth, 1880.) Dasselbe beruht auf dem Studium der gesamten Shakespeare-Literatur, dessen Resultate der Autor mit selbständiger Auffassung wiedergibt. Eine nähere Anzeige dieses erst in letzterer Zeit erschienenen Buches muss einer späteren Gelegenheit vorbehalten werden. — Ebenfalls in den jüngsten Tagen ist erschienen: «Tanulmány a Japáni művészetről» (Studie über die Kunst in Japan), von Dr. Graf AUGUST ZICHY. Der Autor, der Japan bereist und alle Verhältnisse daselbst auf's Eingehendste studirt hat, stellt hier die Kunst Japans sowohl an und für sich

als ästhetisches Object, als auch mit Rücksicht auf die Religion, Sitten und den Volkscharakter der Japanesen dar. Es ist dies in der ungarischen Literatur die erste selbständige Studie über diesen Gegenstand und auch an und für sich so interessant, dass die vollständige Verdeutschung derselben (s. oben) gerechtfertigt erscheint.

Zum Schluss erwähnen wir als bemerkenswerthes Moment der ungarischen kunstgeschichtlichen Literatur, dass die Monatschrift »Művészeti Szemle« (Kunst-Revue), redigirt von JOSEF PRÉM, soeben das erste Jahr ihres Bestehens zurückgelegt hat. Aesthetische und kunstgeschichtliche Abhandlungen, Biographien und Portraits namhafter ungarischer Künstler, Besprechungen und xylographische Reproductionen von Kunstwerken und Berichte aus den Ateliers im In- und Auslande lebender ungarischer Künstler bilden den Inhalt dieser Zeitschrift und machen dieselbe zu einem reichhaltigen Repertorium für die neuere Kunstgeschichte Ungarns.

---



## LITERATUR.

### **Studien zur Vergleichung der ugro-finnischen und indogermanischen Sprachen** VON NIKOLAI ANDERSON. Dorpat, 1879. 320 S. 8°.

Der Titel dieses Werkes kündigt der altaischen vergleichenden Sprachwissenschaft eine grosse Gefahr an. Es droht ihr nämlich mit Zertrümmern oder beträchtlicher Verstümmelung durch das Herausreissen einer Gruppe aus der altaischen Sprachfamilie und das Bestreben, dieselbe mit einer anderen Sprachfamilie enger zu verknüpfen, nämlich die ugrische (nach dem Verfasser ugro-finnische) Sprachengruppe mit der indogermanischen Sprachfamilie. Und das oben erwähnte Werk ist keineswegs ein verwegener Versuch, welcher, blosser Unorientirtheit entsprungen, auf einige wenige Spuren hin die erst beste Möglichkeit der Sprachvergleichung anfasst und die Daten mit kühner Phantasie und selbstgeschaffener sinnreicher Methode entwickelnd und aneinanderreihend, durch einen gewaltsam errungenen Erfolg der Beweisführung überraschen will. Der Verfasser geht mit grossem wissenschaftlichen Apparate an sein Werk; er ist mit den ugrischen Sprachen, soweit deren Kenntniss ihm nur zugänglich war, wohl bekannt — und andererseits vielleicht noch besser mit den indogermanischen Sprachen, sowie mit der auf beide bezüglichen linguistischen Fachliteratur (selbst die neuesten ungarischen Werke nicht ausgenommen); seine Forschung ist auf beiden Seiten sorgfältig und gewissenhaft; in der Beurtheilung einzelner Details ist er im Allgemeinen zurückhaltend, ja bisweilen vielleicht übermässig scrupulös. Ein solches Werk verdient es durchaus, dass wir uns damit ernstlich beschäftigen, — und wenn wir sein Endergebniss, auf welches alle seine Beweisführungen hinauszielen, dessenungeachtet nicht acceptiren können, so müssen in seiner im Allgemeinen wohl orientirten Forschung und in seinem sorgfältigen Beweisverfahren dennoch Irrthümer und Fehler unterlaufen sein, deren Aufdeckung für uns nur lehrreich sein kann.

Vor allem Anderen müssen wir bemerken, dass ANDERSON die engere Zusammengehörigkeit und einstmalige Einheit der ugrischen Sprachen und andererseits die Besonderheit der indogermanischen Sprachen und deren Abstammung aus einer und derselben Grundsprache keineswegs in Zweifel zieht. Unser Verfasser ist blos zu der Ansicht gelangt, dass die einstmaligen Einheiten der beiderlei Sprachen (die ugrische und die indogermanische Grundsprache) in einer noch älteren Einheit zusammentreffen,

beziehungsweise als Zweige einer und derselben Ur-Grundsprache (der ugrisch-indogermanischen) zu betrachten seien. Dass Verfasser es unternommen hat, den eingehenden Beweis dieser Ansicht zu führen, setzt voraus, dass er vorher auf Grund gewisser Spuren, hinsichtlich der Möglichkeit der ugro-indogermanischen Urverwandtschaft, einen erfolgverheissenden Glauben gewonnen habe. Sein Buch gibt uns richtig Kunde davon, was er als derlei erfolgverheissende Spuren angesehen habe, und es liegt uns nun ob, diese genauer darauf anzusehen, ob sie wirklich genug vertrauenswürdig seien, um so mehr, als sie zugleich die Grundlagen seiner ganzen Ansicht bilden.

Eine ugrisch-indogermanische Urverwandtschaft haben einzelne Gelehrte auch schon vor ANDERSON geahnt, auf Grund gewisser Uebereinstimmungen des Sprachschatzes, welche sie zwischen einzelnen ugrischen (insbesondere der finnischen und lappischen) und einzelnen indogermanischen (insbesondere den germanischen und leto-slavischen) Sprachen gefunden hatten. Obgleich ein grosser Theil derselben sich deutlich als Entlehnung erwies, fanden sich dennoch auch andere, bei welchen diese Erklärung der Gemeinsamkeit nicht acceptabel schien, abgesehen davon, dass sich in einzelnen Fällen auch die Entlehnung nicht hinreichend genau beweisen liess. Auf Grund solcher Wahrnehmungen haben Einige — z. B. JACOB GRIMM (in der Geschichte der deutschen Sprache und anderwärts) und L. DIEFENBACH (im Gothischen Wörterbuch und *Origines Europaeae*) — die ihnen hinsichtlich der Möglichkeit einer finnisch-indogermanischen Urverwandtschaft auftauchenden Ahnungen zum Ausdruck gebracht — aber dessenungeachtet sehr zweifelnd und schwankend, wie es anders auch gar nicht möglich war, da sie bei der damaligen Kenntniss der ugrischen Sprachen gar nicht im Stande waren, sich auf eine gründliche Untersuchung der Sache einzulassen. Es folgten ihnen aber auch einige Neuere theils mit gelegentlicher Anführung einzelner finnisch (ugrisch) -indogermanischen Uebereinstimmungen (LÖNNROT in seinem finnischen Wörterbuch, DONNER in: *Vergl. Wörterbuch der finnisch-ugrischen Sprachen*), theils mit directer Behauptung der Urverwandtschaft (EUROPAEUS, welcher die Annahme der finnougriech-indogermanischen Verwandtschaft hauptsächlich auf der Analyse der Zahlwörter basirt). ANDERSON hat demnach blos die bereits angeregt gewesene Frage wieder aufgenommen und hat es zuerst unternommen, sich mit derselben eingehend zu beschäftigen, nachdem seine Vorgänger dieselbe nur im Vorbeigehen oder mit schwankender Vermuthung berührt hatten, — ausgenommen den einzigen EUROPAEUS, welcher die fragliche Verwandtschaft entschieden behauptet, aber zugleich in seiner Beweisführung so einseitig und dabei in Annahme von Verwandtschaften so extravagant ist,\*

\* Vor Kurzem hat derselbe seine Tabellen zur Vergleichung der Zahlwörter neu herausgegeben unter dem Titel: «Die Stammverwandtschaft der meisten Sprachen der alten und australischen Welt. Bewiesen von D. E. D. Europaeus», St. Petersburg.



dass seine Behauptung in dieser Frage nicht recht in Betracht kommen konnte. Wenn aber ANDERSON die Frage auch von seinen Vorgängern übernommen hat, hat er sich doch, wie ich glaube, nicht lediglich durch die Autorität seiner Vorgänger leiten lassen, als er den vorläufigen Glauben an die ugrofinnisch-indogermanische Urverwandtschaft in der That zu seinem eigenen machte; denn er bemerkt ja selbst die Einseitigkeit und Voreiligkeit bei EUROPAEUS (S. 13) und anerkennt andererseits das Ergebniss der THOMSEN'schen Untersuchungen über die finnischen (incl. lappischen) und germanischen Wortübereinstimmungen, welches darauf hinausläuft, dass diese Uebereinstimmungen im Allgemeinen nicht aus Verwandtschaft, sondern aus Entlehnung herkommen (S. 16); ähnlicherweise anerkennt er den Ursprung der ungarisch-slavischen Uebereinstimmungen aus Entlehnung, wie derselbe durch MIKLOSICH nachgewiesen worden ist (S. 16).

Demnach scheint es, dass ANDERSON hauptsächlich von einzelnen ugrofinnisch-indogermanischen Uebereinstimmungen ausgegangen ist, welche in keiner Weise als Entlehnungen erscheinen, dergleichen THOMSEN selbst im Vorwort seines Werkes («Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen») einige anführt «als Beispiele von Wortübereinstimmungen, die vielleicht auf eine Stammverwandtschaft mit den indogermanischen Sprachen hinweisen könnten», z. B. finn. *küle*, tscher. *kol-*, syrj. *kil-*, magy. *hall-* (etc.) und indog. *kru-* audire (lat. *cluo*, griech. *κλύω*) | finn. *nimi* (lapp. *nabma*, *namma*), wog. *näm*, ostj. *nem* (etc.) und sankr. *naman* (altsl. *imę* statt *nimę*) «nomen» | finn. *vesi* (Stamm *ved-*), mordv. *ved-* (etc.) und die Ableitungen des indog. Wurzelwortes *vad-* oder *ud-* (sansk. *udan*, slav. *voda* etc.) | finn. *mesi* (Stamm *med-*), mordv. *med* und sanskr. *madhu* (griech. *μέθυ*, slav. *med*) etc. Und diesen ähnlich mag er noch mehrere gefunden haben, z. B. finn. *pöle*, magy. *fél* und slav. *pol* latus, ripa, dimidium (*polovina* dimidia pars) (And. 183); magy. *szer* ordo, series, ostj. wog. *sir* ordnung, regel, art, finn. *sarja* series, ordo: lat. *series* (*sero* reihen, fügen, *sertum* Kranz; griech. *είρω* reihen) (And. 192).

Aber grösseres Gewicht, als auf dergleichen, legt ANDERSON darauf, dass er die ugrofinnischen und indogermanischen *Pronominal* Stämme wesentlich übereinstimmend findet; dies hält er nämlich für äusserst wichtig für die Bestimmung der Verwandtschaft, in Anbetracht dessen, dass diese Wörter (die «Form- oder Deute-Wurzeln») aus der ältesten Periode der Sprachbildung stammen und zugleich hauptsächlich das Material zur Bildung der Sprachformen liefern; wozu noch kommt — worauf PORR ein Gewicht gelegt hat — dass sie, infolge ihrer inhaltlichen Leere, gleichwie die reinen grammatischen Formen, sehr bleibender Natur und andererseits nicht geeignet zur Entlehnung sind (And. 28). ANDERSON führt daher zuerst die ugrischen (ugro-finnischen) *Personalpronomina* und *Personalsuffixe* (S. 29—32) auf und abstrahirt aus ihnen die Stammformen: 1. Pers. *ma-na* («oder vielleicht schon hochlautig *menä*, *minä*»); 2. Pers. *ta-na* («oder wohl richtiger *tuna*, woraus dann hochlautig *tinä*, *tinä*»); 3. Pers. *sa-na*, *san* («oder möglicherweise *savan*, *sava*' — nach der ugrischen

schen [d. i. wog., ostj. und magy.] Grundform *sava*). Diesen entsprechen die indogermanischen: 1. *ma* (in den Casus, ausgenommen den Nominativus); in manchen Sprachen auf *-n* ausgehender Stamm; z. B. Zend. *mana*, lett. *mangs*, altslav. *mene* (Genitivform); 2. *tva* (Nom. *tvam* für *tuam*, vgl. dor. τῶν); 3. *sva* (*sava*). — Hier müssen wir sogleich bemerken, dass ANDERSON die ugro-finnischen Personalpronomina sozusagen durch indogermanische Brillen angesehen und ihre Grundformen nicht ganz unbefangen bestimmt hat. Offenbar nur der a priori angenommenen ugrofinnisch-indogermanischen Verwandtschaft zuliebe nimmt er an, dass *tana* «richtiger *tuna*», was zum indogermanischen *tva*, *tu* (*tvam*, *tuam*) besser passt; mit demselben Rechte würde aber auch *mana* «richtiger *muna*» sein (vgl. lapp. 1. *mon*, 2. *ton* oder *mun*, *tun* | mordv. *mon*, *ton*; tscher. *meñ*, *teñ* oder *min*, *tiñ* oder *mön*, *tön*: finn. *minä*, *sinä* st. *tinä*, oder *minu-*, *sinu-*; votj. *mon*, *ton*; syrj. *me*, *te*), welches *muna* wieder minder gut zu den indogermanischen Formen passen würde. Wenn wir aber die Grundformen der ugrofinnischen Personalpronomina ohne jede Präoccupation (d. h. ohne die Tendenz weiteren Verwandtschaftsnachweises) suchen, so finden wir gar nicht, dass dieselben (sowie die indogermanischen Formen) mit tief-lautigem Vocal angenommen werden müssen (z. B. mit *a*: *mana*, *sava*), sondern mit hochlautigen, z. B. 1. 2. *me*, *te* (*m̥*, *t̥*), beziehungsweise *mene*, *tene* (*m̥n̥*, *t̥n̥*) (entscheidend ist in dieser Beziehung die Uebereinstimmung der eine besser conservirte Vocalisation besitzenden finnischen, tscheremissischen und magyarischen Sprachen; auch die ursprüngliche Hochlautigkeit des mordv. *mon*, *ton* kommt noch in der Ablativform *mondén*, *tondét* zum Vorschein, welche sonst *mondin*, *tondit* oder *mondon*, *tondot* lauten würde; ja theilweise zeigt auch das wog.-ostj. noch die hochlautige Form: ostj. (irt.) *ma*; Dat. *menem* | wog. B. ostj. *nün*, *neñ* «tu»). Ebenso müssen wir auch den Pronominalstamm der dritten Person (nach dem wog. B. *täu*, ostj. Irt. *teu*, magy. *öv-*, finn. *häne*) als hochlautig annehmen (also nicht als *sava*, sondern *seve*, beziehungsweise nicht als *sana*, sondern *sene*). Aber die ursprüngliche Form desselben darf andererseits auch nicht mit *s*, sondern muss mit *t* (oder wenn es beliebt mit *d*, jedenfalls mit dentaler Explosiva) angenommen werden, dem wog.-ostj. *täu*, *teu* entsprechend. ANDERSON baut die mehr indogermanische Form mit *s* blos darauf, dass er dem Wogul-Ostjakischen den keineswegs natürlichen Lautwandel *s*: *t* (spirans: explosiva) zuschreibt, indem er meint, dass im Finnischen aus einem anlaufenden *s*, welches früher *t* gewesen, kaum *h* entstanden wäre (nach ihm ist also z. B. das wogul. *tengere*, «Maus» nur aus dem ursprünglicheren *sengere* entstanden, aus welchem auch das finnische *hiire* hervorgegangen sei). Hierauf müssen wir nur erwiedern, dass wir durchaus nicht wissen und auch ANDERSON es nicht wissen kann, wieviel Zeit die finnische Sprache gebraucht hat, um ein *s* in ein *h* zu verwandeln, und wieviel Zeit zur Umwandlung eines ursprünglichen *t* in *s* benöthigt worden sei. Aber wir wissen, dass die finnische Sprache selbst in fremden (also nicht seit Urzeiten besessenen) Wörtern den Zischlaut in *h*



verwandelt hat (*hambasa* Zahn = lit. *žambas*, *hanhe* Gans = lit. *žansi-s*), wiewohl der Zischlaut der fremden Sprache hier bekanntermassen aus einer Explosiva (*g*) entstanden ist; wir wissen, dass im Finnischen bisweilen die Form mit *s*-Anlaut neben der späteren mit *h*-Anlaut noch vorhanden ist (z. B. *saara* : *haara*); wir wissen, dass das Magyarische den Consonantenlaut solcher *s* : *h*-anlautigen Wörter noch weiter geschwächt, d. h. ihn ganz fallen gelassen hat (*egere* = *hiire*), worin sich, selbst wenn wir das *s* als Grundlaut annähmen (*s* : *h* : *'*), ein ebenso vielstufiger Lautwandel manifestiren würde, wie im ursprünglichen *t* : *s* : *h*. Es ist daher kein Grund vorhanden, den in der finnischen Sprache gegenwärtig vorfindlichen *h*-Anlaut nicht durch *s* hindurch auf ursprüngliches *t* zurückführen zu können und im Widerspruche mit dem gewöhnlichen Gange der Lautentwicklung die wog.-ostj. Explosiva *t* als aus ursprünglicherer Spirans *s* entstanden zu betrachten.

Demgemäss steht von der Aehnlichkeit der ugrischen und indogermanischen Personalpronomina eigentlich nur soviel, dass die charakteristischen Grundlaute der Stämme der ersten und zweiten Person *m* und *t* sind; die Personalpronomina der dritten Person dagegen stimmen nicht besonders überein (indog. *sva* — ugrofinn. *teve*; denn dafür, dass das indog. *sva* aus einem ursprünglichen *tva* hervorgegangen sei, haben wir keinerlei Indicium). Aber neben der Aehnlichkeit muss auch eine wesentliche Abweichung in Betracht gezogen werden: das indog. *ma*, *tva* gilt bloß für den Singular, und für den Plural treten grossentheils andere Stämme auf (z. B. im Sanskr. nom. 1. *vajam*, 2. *jujam*, oder 1. *asmē*, 2. *juśmē*; acc. 1. *nas*, 2. *vas*); in den ugrischen Sprachen fungiren dagegen die Grundstämme des Singular auch im Plural (z. B. finn. *minä*, *sinä*, *hän*; plur. *me*, *te*, *he*).

Hinsichtlich der übrigen (demonstrativen, interrogativen und relativen) Pronominalstämme findet der Verfasser eine noch auffallendere Uebereinstimmung zwischen den ugrofinnischen und indogermanischen Formen. Den Daten der einzelnen Sprachen entsprechend hat er folgende Grundformen der ugrischen demonstrativen Pronominalstämme angenommen: 1. *ta* oder bereits hochlautiges *tä*; 2. *to* (oder *tuo*, *tō*); 3. *sa* oder *sä* (und daneben *sija*, was vielleicht für *sa-ja* steht); 4. *na*. Neben diesen zählt er auch erweiterte Stämme auf: *tata* oder *tada*, *taka*, *taja*, *tama*, *tana* (*tätü* u. s. w.); *tota*, *toma*, *tona* u. s. w. — Aehnliche indogermanische demonstrative Pronominalstämme sind: 1. *ta* (und *sa*; z. B. sanskr. *sa*, *sā*, neutr. *taḍ*; griech. *το*., slav. *tŭ*, *ta*, *to* u. s. w.; erweitert: slav. *totŭ*, *takŭ* «*talis*»); 2. *sja* (sansk. *sja-s*, *sja*, neutr. *tjad*; althd. *siu*, Plur. *siē*, *siō* «*sie*»); *na* (nur in Zusammensetzung und einzelnen Adverbien: sanskr. *nu*, *nū* «*jetzt*», lat. *nunc* und *nam*, *nac*). — Wir können wieder die voreilige Feststellung einiger ugrischen «Grundformen» beanstanden: tieflautiges *ta* kann gar nicht angenommen werden, ausgenommen der Aehnlichkeit mit dem Indogermanischen zuliebe; ebenso nicht *sa*, sondern nur *sä*; ugrisch *sija*, sowie auch *taja* ist bloß nach dem syrj. *sija*, *taja*

angenommen (es ist aber äusserst zweifelhaft, ob das *j* in dieser Form ursprünglich ist; den syrj. Lautverhältnissen nach kann es auch aus dem älteren *d* geworden sein). — Ohne hinreichenden Grund schreibt ANDERSON (p. 40) der ugrischen Grundsprache auch Stämme mit dem Präfix *e* (beziehungsweise *a* oder *ai*) zu (z. B. *ata* oder *aita*), welche zu dem sanskr. *ē-sa* (*ai-sa*), *ē-tad* (*ai-tad*) prächtig passen würden. Als Grund solcher Annahmen können keineswegs gewisse Formen der mordvinischen Sprache dienen, welche mittelst Stammgemination und Abwurf des Anlauteconsonanten entstanden sind; mordE. *ete* = mordM. *tetä*, und im Plural E. *ene* = M. *nenä* (Siehe: Mordvin. Grammatik, in Nyelvt. Közl. XIII, p. 56, vgl. p. 39 M. *esa* = E. *sese* u. s. w.). Noch weniger können als Beweise solcher Präfigirung die magy. Demonstrativstämme *ez*, *oz* gelten, welche ANDERSON zwar richtig für aus *ed*, *od* entstanden betrachtet (S. 38), aber weiter so erklärt, dass die dafür anzunehmenden Formen *et*, *ot* durch Metathesis aus *te*, *to* entstanden seien. Ich kann auf meine im Nyelvt. Közl. VI, 34 mitgetheilte Auseinandersetzung verweisen, dass das *z* in *ez*, *oz* ein (aus *d*- entstandenes) Bildungselement ist und dass *ez*, *oz* sein anlautendes demonstratives *t* (*ez*, *oz* anstatt *tez*, *toz*) abgestossen habe; vgl. *mez* neben *mi*. (Ugor Szótár p. 623.)

Von den interrogativen (und relativen) Pronominalstämmen findet Anderson das ugrische *ku* (oder *ko*) und *ki* (oder *ke*) übereinstimmend mit den indogermanischen Stämmen *ka* (und *ku*) und *ki*. Letzteren nennt er hochlautig, ohne zu bedenken, dass das indogermanische Vocalsystem den Dualismus der Tief- und Hochlautigkeit nicht kennt und dass das *ki* nur eine «schwächere Gestalt des Interrogativ-Stammes» ist (Curtius, G. Etymol. <sup>4</sup> 481). Uebrigens bemerkt Anderson selbst, dass ein dem ugrischen *mi* ähnlicher Interrogativstamm im Indogermanischen nirgends auffindbar sei (S. 43). Desto auffallender scheint ihm die Uebereinstimmung des nur in einigen ugrischen Sprachen (Finnisch, Lappisch, Tscheremissisch) vorkommenden Relativstammes *jo* (*ju*) mit dem indogermanischen *ja*. Aber hier hätte er erst fragen sollen, ob dieses *jo* auch wirklich der ugrischen Grundsprache zugeschrieben werden könne? Neben *jo* gibt es ja im Finnischen auch *e* (esthnisch *emb-kumb*=*jompi-kumpi*; finnisch *ell'ei* und *joll'ei*), und somit erscheint *jo* nur als eine verhältnissmässig spät entstandene Modification des Stammes *ko*, sowie *e* (*je*) des Stammes *ke*.

Aus all' dem ist ersichtlich, dass sich die Uebereinstimmung einerseits der ugrischen und andererseits der indogermanischen Demonstrativ- und Interrogativstämme im Wesentlichen darauf beschränkt, dass hauptsächlich dentale und gutturale Explosivae die charakteristischen Grundlaute derselben sind (ausgenommen das nicht vergleichbare ugrische *mi*).

Darf aber eine so beschränkte Uebereinstimmung der Pronominalstämme als ein hervorragender Beweis der Sprachverwandschaft angesehen werden? Unserer Ansicht nach hat jene Empfehlung der Pronomina, dass sie dem ältesten Sprachbildungsstadium angehören, kein besonders grosses Gewicht; es dürfte auch schwierig sein, ihre «Aeltestheit» zu beweisen, ja



eine bloß aus «Pronomina» bestehende Sprache wird kaum Jemand für eine wirkliche Sprache halten. Auf keinen Fall kann ihren Uebereinstimmungen als Beweismittel der Sprachverwandtschaft eine grössere Wichtigkeit zuerkannt werden, als den Uebereinstimmungen des übrigen Sprachschatzes; ja wir können sogar kühn behaupten, dass ihre Uebereinstimmung weniger wiege als die des letzteren, gerade jener ihrer gepriesenen «stofflich grossen Inhalts-Leere wegen» (Pott), welche offenbar ihre Uebereinstimmung zu einer minder bedeutenden macht, indem dieselben grossentheils nur einseitig, auf die formale Seite beschränkt bleibt. — Daneben muss in Betracht gezogen werden, dass die Pronominalstämme in der Regel einsilbige Wörtchen mit einem einzigen charakteristischen Consonanten sind (solche sind namentlich auch die ugrischen und die indogermanischen Pronominalstämme), und wenn wir erwägen, wie gering die Anzahl der wesentlich unterschiedenen Sprachlaute und wie gross die erfahrungsmässige Möglichkeit der Uebergänge ist, so müssen wir es in der That zugeben, ja im Vorhinein für gewiss halten, dass auch die Pronominalstämme nicht verwandter Sprachen durch rein zufälliges Zusammentreffen übereinstimmende Formen erhalten haben. Wir müssen uns hievon überzeugen, wenn wir in Sprachen, welche mit einander in keinerlei erkennbarer Verbindung stehen, derlei Uebereinstimmungen in der That antreffen. Mit Bezugnahme auf die Personalpronomina habe ich solche Uebereinstimmungen bereits in meiner gegen Podhorszky's «magyarisch - chinesische Sprachvergleichung» geschriebenen Abhandlung aufgeführt\*; jetzt sei mir gestattet noch andere, die übrigen Pronomina betreffende Beispiele anzuführen; *Kanuri*-Sprache (Afrika): *ate*, *ani* «auf Nahes hinweisend»; *atete* «dies» *anite* «diese»; *tu* «auf Fernes hinweisend» (sing.), *tāni* (plur.) | vergl. insbesondere die ugrischen Demonstrativa; — *Jukagir*-Sprache (Sibirien): *tiñ* auf Nasses, *tañ* auf Fernes hinweisend; *kinak* «wer», *kanida* «wohin»; — *Ainu*-Sprache: *tan* «dieser», *tap* «dieses», *i* «jener», *se* «jenes» | vergl. die ugrischen und indogermanischen Sprachen; — *Maori*: *tenei* «dieser» (plur. *enei*); *tēna* «jener», *tera* «jener» (plur. *era*); — *Aleuten*-Sprache: *kin* «wer». | (vergl. finnisch *ken*; *Bongo* (Afrika): *ana* dieser, *hona* diese; *jeki* wer, *kah* wenn | vergl. indogerman. und ugrische Sprachen, z. B. magyarisch *ki* «wer» und *ha* «wenn». — Ausserdem muss ich noch auf einen Umstand aufmerksam machen, welcher die verwandtschaft-beweisende Kraft der Pronomina sehr vermindert. Wir finden bisweilen, dass selbst anerkannte Dialecte in den wichtigsten Fürwörtern einzelne Abweichungen zeigen. Das Jakutische z. B. hat nicht das gewöhnliche türkische *ne* oder *ni* «was», sondern *tuox* (wel-

\* Nyelvt. Értek. VII. 2, p. 9: Uebereinstimmungen, wie chin. *jen* = magy. *én*, in afrikanischen Sprachen: *Dinkasprache*: *jen*, *an* («ich») | *Bari*: *nan* «ich» (und: *do*, *ta*, «du, ihr»). | *Volof*: *man* «ich» | *Bullom*: *jañ* «ich» | *Ewe*: *nje* «ich» | *Odsi* und *Akra*: *n*, *m* «ich» (plur. *muku*, «wir») | *Hausa*: *na*, *ni* «ich» (*mu* «mi») | *Kafir*: *mina* «ich», *tina* «wir» (Suff. *mi*, *ti*). — Besonders bemerkenswerth sind die Pers.-Pronomina des *Jukagirischen*: 1. *mot*, 2. *tāt*, 3. *tudol* (plur. *mit*, *tīt*).

ches im ganzen übrigen türkischen Sprachgebiete unbekannt ist); ebenso gibt es ein besonderes jakutisches *kini*, *kin* «er»; auch das Tschuwaschische hat abweichend *kon* (n. *ku*) «dieser» || das Tavgy-Samojedische hat: *amañ* dieser hier, *amanie* dieser da — das Jurak-Samojedische: *tuki* und *tiki*, — das Jenissej-Samojed.: *eke* oder *eko*, und *inō*.

Nach dem Gesagten ist so viel gewiss, dass eine gewisse Uebereinstimmung der blossen Pronominalstämme keineswegs als ein fundamentales Beweismittel für die Sprachverwandtschaft angenommen werden könne; ja wir sehen, dass der Werth einer derartigen Uebereinstimmung überhaupt ganz secundär und bedeutungslos ist. Die Uebereinstimmung der Pronominalstämme kann nur mit der Uebereinstimmung des übrigen Sprachschatzes zugleich in Betracht gezogen werden, ja nur dieser letzteren gemäss beurtheilt werden (ob sie eine wirklich historische Uebereinstimmung sei oder ein blos zufälliges Zusammentreffen). Wichtigkeit könnten wir nur gewissen, im ganzen System der Pronominalgruppen oder in ihrem Nebeneinander-Fungiren sich zeigenden specielleren Uebereinstimmungs-Momenten beimessen; ein solches ist z. B., dass das Sanskrit neben dem masc. fem. *sa*, *sā* die Neutrumform mit *t*, *tad* hat und dasselbe sich im Griechischen *ὁ*, *ἡ*, *το*, oder im Gothischen *sa*, *sō*, *thata*\* widerspiegelt; ein solches ist ferner, dass die ugrischen Sprachen neben zwei gutturalischen Interrogativstämmen (*ko*, *ke*) noch einen hochlautigen labialischen haben (*me* oder *mi*).

In der indogermanischen Sprachwissenschaft herrscht noch die Ansicht, dass die Pronominalstämme auch in der Wortbildung und in der Flexion eine grosse Rolle gespielt haben. Demgemäss meint auch Anderson, dass, wenn die ugrischen und indogermanischen Pronominalstämme so sehr übereinstimmen (wie es ihm scheint), sich eine solche ugrisch-indogermanische Uebereinstimmung auch in der grammatischen Formenbildung zeigen müsse. Seiner Ansicht nach ist dies auch wirklich der Fall; S. 54 überrascht er uns mit nachstehender Behauptung: «Was die Aehnlichkeit in der Wortbildung anlangt, so findet sich dafür weiter unten eine ganze Reihe von Beispielen, deren Menge sich leicht verzehnfachen liesse; denn, so viel ich urtheilen kann, ist im Ugro-finnischen die Zahl derjenigen Suffixe, welche nach Form und Bedeutung nicht mit den entsprechenden indogermanischen übereinzustimmen scheinen, im Verhältniss zu den identischen eine ganz verschwindend geringe.» — Demnach wäre eine grössere Uebereinstimmung da, als wir uns wünschen könnten. Doch ich muss gestehen, dass ich diese Uebereinstimmung keineswegs so ungeheuer gross finde wie Anderson. Er selbst führt fünf Suffixe an, und ich will ihm nicht beim Wort nehmen, um mir von ihm die zehnfache Zahl derselben nachweisen zu lassen. Ich bemerke blos, dass unter den «nicht übereinzustimmen scheinenden» sich

\* Anderson erblickt (41) im Partitivus *tādū* des finnischen *tū* (ehstnisch Part. *teda*) das Gegenbild der indogerman. Neutralform *tad*; dies ist jedoch blos ein formelles Zusammentreffen: der Werth des finnischen Partitivus ist, grossentheils auch noch heutzutage, ein ablativischer.



die Exponenten sehr wichtiger Functionen befinden; auf ugrischer Seite z. B. das causative Verbalsuffix *-t*, die frequentativen *-l*, *-nd* und *-g*, das reflexive *-v*, das denominative *-d* (= magy. *-l*), die momentanen (resp. intensiven oder perfectiven) *-m*, *-t*, *-k*; das nom. possessoris-bildende *-ks* (finnisch *-ise*, magyar. *-ss*), das steigernde *-mb*, das diminutive und zur Bildung von Ordinalzahlwörtern dienende *-nd*; auf indogermanischer Seite aber z. B. das nom. agentis-bildende *-tar*, das Suffix des partic. activi *-ant*, *-nt*, das nom. verb. *-as*, das steigernde *-jans* und *-tara*.

Doch sehen wir die namhaftesten Fälle der Suffixübereinstimmung, welche Anderson anführt: 1. Ugrisch *-ja*, (finnisch *-ja*, *-jü*) für nomen agentis (*antaja*, *eläjü*) | vergl. indogerman. *-ja* (z. B. *fluv-io*, zend *kairja* «wirkend»: *kar-* machen, litthauisch *gaidja* hahn: *gid-* singen || ich bemerke, dass die ursprünglich ugrische Form eigentlich nicht einmal *-j*, sondern *-g* ist, was die indogerman. Uebereinstimmung einigermassen vermindert. 2. *-ma* (*-ma*, *-mä*) Suffix für nomen actionis oder acti (*antama*, *elämä*) | vergl. indogerman. *-ma* (z. B. sanskr. *ēma* gang: *i-* gehen, griech. *φλογμο-*: *φλεγει*; *γνώμη*: *γνο-*; *fama*: *fa-ri*). — 3. *-mine* (finnisch *-minen*) nom. actionis bildendes Suffix, z. B. *lukeminen* das Lesen | vergl. — *man* im griech. Infinitiv *-μεναι* || es ist zu bemerken, dass *-mine* (finnisch *minen*) kein ugrisches, sondern ein speciell finnisches Suffix ist, dessen Stamm übrigens *-mise* lautet. — 4. *-na*, bildet im Finnischen von gewissen Zeitwörtern nom. actionis (*kiljuna* das Brüllen: *kilju-*, *kohina* das Sausen: *kohise-*; im Syrj.-Wotj. aber hat der Infinitiv die Endsilbe *nä* | vergl. indogerm. *-na* oder *-ana*, z. B. im Sanskrit. *bharana* das Tragen, *ἡδονή* Vergnügen; im german. Infinitiv: goth. *bairan* tragen. — 5. *-va* (finnisch *-va*, *-vā*) nom. agentis, z. B. *antava*, *elävā* | vergl. *-va* (sansk. *riśva* schädigend, *takva* eilend; latein. *continuo*, *assiduo*, *perpetuo*; slav. *laskavŭ* schmeichelnd: *laska-*, *chodivŭ* — wandelnd: *chodŭ*). — Wir können noch hinzufügen: ugrisch *-d* (finnisch *-da*, *-dä*) nom. verbale (*juoda* das Trinken: infinitiv *juodakse*) | vergl. indogerman. *-ta* part. perfect. passivi (sansk. *da-ta*, latein. *da-to*); — ugrisch *-sk* frequentatives Verbalsuffix | vergl. das indogerman. Präsenssuffix *-sk* z. B. *ga-ska* (= sanskr. *gačcha*: *ga* — ire). — Es ist unzweifelhaft, dass eine Uebereinstimmung zwischen ugrischen und indogermanischen Suffixen in einer gewissen Ausdehnung und einem gewissen Grade vorhanden ist. Aber wir können darauf doch keine Sprachverwandtschaft aufbauen, wenn wir die Bedeutung der Uebereinstimmung näher prüfen. Erstlich sind diese übereinstimmenden Suffixe sämmtlich sehr kurze Worththeile, in der Regel mit einem einzigen charakteristischen Sprachlaute, und schon deshalb kann die formale Uebereinstimmung sehr leicht auch auf einem bloß zufälligen Zusammentreffen beruhen. Was beweist z. B. das nom. verbale *-m* für die ugrisch-indogermanische Sprachverwandtschaft, wenn sich dasselbe z. B. auch im Türkischen vorfindet (*-m*, *-ma*, *-mä*; *-mak*, *-mük*, z. B. jakut. *külüm* das Lächeln: *kül-*, osm. *tör. adīm* Schritt: *at-*); ähnlich bietet das Türkische die nom. verbale Suffixe *-j*, *-n*, *-t*, *-s*, und dem ugrisch-indogermanischen *-v* (dessen ältere ugrische

Form *-b* ist) können wir das türkische nom. agentis und gerundium *-b* entgegenstellen (praeter.: Tat. *barib-man* ich bin gegangen). — Zweitens muss in Betracht gezogen werden, dass die Suffixe verstümmelte Ueberreste ehemaliger Wörter sind, und dass diese Wörter mit Bezug auf die indogermanischen Suffixe hauptsächlich Pronomina gewesen seien, ist wohl die herrschende Ansicht der Indogermanisten, welche jedoch, insbesondere was die Entwicklung der verschiedenen Functionen betrifft, schwer zu beweisen sein dürfte. Dagegen ist es offenbar, dass zufällig aus verschiedenen Wörtern durch verschiedene Verstümmelung Suffixe von übereinstimmender Form resultiren konnten; zur Bewerkstelligung eines solchen Ergebnisses kann auch der verschiedenartige Lautwandel mitgewirkt haben (wir wissen z. B., dass das ugrische *-v* oder das finnische *-va*, *-vä* für ursprünglicheres *-ba*, *-bü* steht, aber kann sich das indogermanische *-va* nicht etwa, noch in der Zeit der indogermanischen Spracheinheit, z. B. aus *-ga* entwickelt haben?) Und schliesslich dürfen wir auch nicht vergessen, dass die Function vieler Suffixe eine sehr vage, schwankende und unentschiedene ist, und dass insbesondere in der indogermanischen Wortbildungslehre gerade die Bestimmung der Suffixfunctionen oft noch sehr unzulänglich ist (dies bezeugen die vielen «Stammerweiterungen» genannten Suffixe). Wir können demnach bei der Vergleichung von formell übereinstimmenden Suffixen auch von Seite der Function überaus leicht in Irrthum verfallen.

Aus all' dem folgt, dass für den Nachweis der Sprachverwandtschaft die Uebereinstimmung einzelner Wortbildungs- oder Beziehungs-Suffixe nicht die Grundlage bilden könne, ebensowenig wie die Uebereinstimmung der Pronomina. Den Nachweis der zur Sprachverwandtschaft erforderlichen Sprachstoff-Uebereinstimmung müssen wir immer erst an dem eigentlich bedeutungsvollen (begriffsausdrückenden) Wortschatze versuchen; und wenn diese Untersuchung ein befriedigendes Resultat ergeben hat, dann wird die Nachweisbarkeit und die Ausdehnung der Uebereinstimmung der grammatischen Formen (die Wortbildung mit inbegriffen) dazu dienen, den Grad der Verwandtschaft (respective Nähe oder Entfernthet derselben) festzustellen. Denn es lässt sich ja leicht denken, dass zwei oder mehrere Abkömmlinge einer und derselben Ursprache ihre besondere grammatische Gestaltung erst nach ihrer Trennung von einander erhalten haben, oder dass diese Sprachen in dieser Beziehung ein verschiedenes Verfahren befolgt und somit auch einen verschiedenen morphologischen Charakter angenommen haben.

Um aber bei der Vergleichung des Wortschatzes wieder mit der nöthigen Vorsicht gegen allenfallsige Täuschung verfahren zu können, müssen wir uns vor Allem darüber Gewissheit verschaffen, ob die betreffenden mit einander zu vergleichenden Sprachen nicht bereits in den charakteristischen Grundzügen der Wortgestaltung, welche sich auf die Art der Verwendung und Verbindung und überhaupt auf die Verwerthung der Sprachlaute beziehen, im Gegensatz zu einander stehen. Alles dies können wir kurz «Wort-



gestaltungs-Verfahren» nennen. ANDERSON's vergleichende Forschung ruht eben in dieser Hinsicht auf schwachem Grunde, dass er mit Bezug auf die ugrischen und indogermanischen Sprachen keine solche vorherige Vergewisserung über die Identität des Wortgestaltungs-Verfahrens gesucht hat. Er hat bloß den morphologischen Habitus dieser Sprachen ins Auge gefasst (S. 27) und hinreichend übereinstimmend gefunden, was wir, mit einiger Einschränkung, auch zugeben; er hat aber so wichtige Abweichungen in Betreff des Wortgestaltungs-Verfahrens ausser Acht gelassen, wie einestheils, dass es in der indogermanischen Grundsprache zahlreiche mit zwei Consonanten anlautende Wörter gibt, während in den ugrischen Sprachen (sowie auch in den übrigen altaischen Sprachen) nur *ein* Consonant den Wortanlaut bilden kann; und andernteils, dass der Vocalismus der ugrischen Sprache (sowie auch der übrigen altaischen Sprachen) im Grunde dualistisch ist und daher eine ganz andere Indoles besitzt, als das sich auf die drei Grundlaute (*a, i, u*) reducirende Vocalsystem der indogermanischen Sprachen. Dieser Grundunterschied macht sich auch in der weiteren Entwicklung kennbar: dort hat sich auf dem dualistischen Vocalsystem die ugrische (resp. altaische) Vocalharmonie aufgebaut; hier ist eine Vocalverstärkung entstanden, welche zugleich dem Ausdruck der Function dient. Wir wollen sogleich an einem Beispiele sehen, welch' eine starke Scheidewand z. B. die auf den Wortanlaut bezügliche Verschiedenheit im Wortgestaltungs-Verfahren zwischen dem Sprachschatze der beiden Sprachgruppen zieht, wie zahlreiche auch ähnliche Einzelheiten auftauchen mögen. ANDERSON erörtert im Schlusstheil seines Werkes ein ugrisches Verbum *kar-* «schneiden, hauen etc.» mit seiner ausgebreiteten Verzweigung, und führt überall die indogermanischen Entsprechungen an. Auf eine Kritik dieser Erörterung mögen wir jetzt nicht eingehen; wir bemerken bloß, dass die indogermanische Sprachwissenschaft das dem angenommenen ugrischen Verbum *kar-* (*ker-, kir-* etc.) in einzelnen indogermanischen Sprachen entsprechende *kar-* auf eine ursprünglichere Form zurückführt, welche nur in einzelnen, besonders dem europäischen Zweige angehörenden Sprachen zu *kar-* verstümmelt worden ist (und auch ANDERSON selbst führt als der Form *skar-* angehörig an: S. 128 *σκάλλω*, lit. *skelti*, germ. *skilja*; S. 258: *scribo*, slav. *skreb* etc.); — die ugrische Forschung hingegen kommt ihrerseits zu keinem solchen Ergebniss; sie kann, wie sie sich immer anstrengen möge, nur eine ursprüngliche Form *kar-* entdecken. Und es geht doch nicht an, dass wir das *s* des indogermanischen *skar-* für einen bedeutungslosen Vorsatz halten, bloß um *skar-* für übereinstimmend mit dem ugrischen *kar-* erklären zu können. Das *s-* gehört im indogermanischen Worte zu den wesentlichen Exponenten der Bedeutung, und somit ist *skar-*, obgleich theilweise ähnlich dem ugrischen *kar-*, im Ganzen denn doch ein anderes Wort. Aber im vorliegenden Fall zerrinnt auch diese halbe Aehnlichkeit. Mit der Bedeutung «schneiden etc.» gibt es nämlich auch indogermanisch *ska-* und *skad-*, und die an Stamm- und Wurzelerweiterungen reiche indogermanische Sprachforschung vermag auch

*skar-* noch zu zerlegen, so dass nur *ska-* als Grundexponent der Bedeutung übrig bleibt, und dieses ist natürlich dem ugrischen *kar-*, welches die ugrische Forschung nicht weiter zerlegen kann, noch weniger ähnlich.

Wenn ANDERSON die Rücksichtnahme auf das Wortgestaltungs-Verfahren nicht verabsäumt hätte, würde er gewiss nicht den erfolglosen Versuch unternommen haben, die ugrischen Sprachen mit den indogermanischen in verwandtschaftliche Verbindung zu setzen; er hätte sich, wenn er eben die ferneren Verwandtschafts-Verbindungen der ugrischen Sprachen zu suchen die Absicht hatte, nur dorthin gewandt, wo sich ihm ein mit dem Ugrischen identisches Wortgestaltungs-Verfahren darbott: zu den altaischen Sprachgruppen (den türkischen, mongolischen, Mandschu- und samojedischen Sprachen). Dort würde er dann auch dasjenige gefunden haben, was zwar nicht die Hauptsache ist, worauf aber *er* ein so grosses Gewicht legt: die Ebenbilder der ugrischen Pronomina, und zwar zum Theil treuere, als in den indogermanischen Sprachen zu finden sind. Und er würde auch nicht nöthig gehabt haben, das ugrische Verbum *kar-* mit dem indogermanischen *skar-* zusammenzubringen: denn es bieten sich dafür in den altaischen Sprachen zahlreiche Entsprechungen; z. B. im Türkischen: *kirk* scheren, abscheren (nebst: tschuwasch. *kart-* einkerben, *χir-* hobeln, scheren; jakut. *kärd-* hauen, hacken, fällen; *kärdis* Einschnitt, Furchen; *kirij-* zuschneiden, *kirbā-* in Stücke schlagen oder schneiden; *χoruj-* aufwühlen, pflügen) | Mongolisch (burjätisch): *kerše-* (mongolisch *kerči-*) zerschneiden; *χarul* (*χarogul*) Schabinstrument, Hobel; *χaro-* kratzen, schaben; *χarma* feingehacktes Fleisch; *kiro-* in kleine Stücke schneiden; *kirbe-* ebenen, abschaben; *kirga-* scheren; *χorca-* scharf | Mandschu (Tungusisch): *kargi-* abschneiden, hobeln; *kerci-* (tungusisch: *kürti-*) Schlachtvieh zerschneiden; *giri-* glatt schneiden, beschneiden (t. *giri-*); tungusisch *kerga-* scheren.

Hier müssen wir jedoch bereits fragen, welche Ansicht ANDERSON von dem Verhältniss der altaischen Sprachgruppen zu den ugrischen Sprachen habe? Denn das weiss natürlicherweise auch er ebenso gut wie wir, dass die Sprachwissenschaft die ugrischen Sprachen bisher zum Kreise der altaischen gezählt hat. Wir lernen seine diesbezügliche Ansicht im Anfange seines Buches (S. 12) kennen: «Ich bestreite, sagt er dort, keineswegs die Möglichkeit eines näheren Zusammenhanges aller uralaltaischen Sprachen und weiss sehr wohl, dass besonders SCHOTT eine ganze Menge Material zusammengetragen hat, um eine derartige Verwandtschaft zu beweisen, ja ich will sogar zugeben, dass Vieles für diese Hypothese zu sprechen scheint, und dass namentlich das Samojedische und Tatarische zahlreiche Worte besitzen, welche mit gleichbedeutenden finnischen sehr wohl identisch sein könnten; aber trotz alledem muss ich daran festhalten, dass diese Verwandtschaftsfrage noch immer als eine offene betrachtet werden müsse.» — Wir müssen diese Ansicht sonderbar finden, weil ANDERSON nicht gethan hat, was er, bei einer solchen Ansicht, folgerichtig hätte thun müssen. Er gesteht, dass zwischen den ugrischen und indogermanischen Sprachen nicht



ein freier Raum liege, durch welchen hindurch er unbehindert die Verwandtschaftsanknüpfungen bewerkstelligen könne. Zugegeben, dass die Zusammengehörigkeit der altaischen Sprachgruppen noch nicht streng methodisch nachgewiesen sei, so ist dieselbe denn doch halb und halb bewiesen, so dass auch ANDERSON selbst die Möglichkeit derselben zugeben genöthigt ist. Er hätte sich demnach vorher mit dieser Möglichkeit eingehend beschäftigen und deren Nichtigkeit nachweisen sollen, bevor er sich an den Versuch machte, die uralischen Sprachen mit einer ganz anderen Sprachfamilie von weit weniger ähnlichem Baue zu versippen. Er hätte diesbezüglich gerade den Rath BÖHTLINGK's befolgen können, den er dafür als Autorität citirt, dass die Zusammengehörigkeit sämtlicher altaischen Gruppen noch fraglich sei. Doch spricht BÖHTLINGK nicht gegen die Zusammengehörigkeit der altaischen Sprachgruppen überhaupt, sondern sagt blos, dass ein gewisser engerer Grad ihrer Zusammengehörigkeit noch nicht bewiesen sei; \* übrigens äussert sich BÖHTLINGK mit Bezug auf das sprachforschende Verfahren in nachstehenden Worten, welche auch wir als goldene Vorschrift längst angenommen haben und fortwährend befolgen («Sprache der Jakuten» [erschien 1851], Einleitung XXXIV.):

«Bei einer so grossen Entfernung, wie sie zwischen den verschiedenen ural-altaischen Sprachen (es fallen hier nicht einmal die Zahlwörter zusammen) stattfindet, würde, so dünkt mich wenigstens, es vor Allem noth thun, die einzelnen Glieder jeder Familie (d. h. engeren Sprachgruppe, wie z. B. die uralische) sorgfältig nach allen Seiten hin zu untersuchen und dann durch die Vergleichung aller Glieder zur Bestimmung der Urformen der Wurzeln und grammatischen Endungen der noch ungetheilten Familie zu schreiten. Für ganz verkehrt muss ich es dagegen halten, wenn man, ohne auch nur eine Familie genau erforscht zu haben, sich, wie Herr SCHOTT in seinem neuesten Werke, an die Vergleichung finnisch-tatarischer Wurzeln macht; wenn man in einem solchen Werke ein Wort aus irgend einem Gliede einer Familie mit einem Worte irgend eines Gliedes einer anderen Familie zusammenstellt, ohne zu ahnen, dass eine auf solche Weise gewonnene Uebereinstimmung nicht viel beweise, wenn nicht zugleich dargethan wird, dass die mit einander verglichenen Wörter die Urformen jener Familien, aus denen alle anderen Formen zu erklären seien, darstellen oder diesen wenigstens sehr nahe kommen; wenn man bei lautlich nicht zusammenfallenden Wörtern die Abweichung nicht auf bestimmte, für die Familie, für das einzelne Glied der Familie geltende Lautgesetze zurückzuführen versucht, sondern in jeder Familie, in jedem

\* «Wenn Herr SCHOTT . . . nichts anderes beabsichtigte, als durch ein massenhaftes Zusammentragen verwandt scheinender Wörter und Wurzeln es wahrscheinlich zu machen, dass die ural-altaischen Sprachen in einem näheren Verwandtschafts-Verhältniss zu einander als zu anderen Sprachen stehen, so muss man wohl eingestehen, dass er sein Ziel erreicht habe.» (Jak. Sprache. Einl. XXXV.)

Glieder dieser Familie jeden Lautwechsel, der irgendwo wahrgenommen worden ist, für möglich und ganz natürlich hält; wenn man sogleich bereit ist Wurzeln abzuziehen, ehe man sich von der Endung Rechen-schaft zu geben vermag, und jene nicht nur im Bereich der ural-altaischen Sprachen, sondern auch zugleich mit chinesischen, tibetischen, semitischen und indogermanischen Wurzeln vergleicht und aus einem ähnlichen Klange «fast nothgedrungen» auf gleichen Ursprung derselben schliesst.»

Wie wir sehen, empfiehlt BÖHTLINGK durchaus nicht die Vergleichung welcher immer altaischen Sprache mit Sprachen einer anderen Familie, z. B. mit den indogermanischen Sprachen. Vielmehr fordert er stufenweisen, methodischen Fortschritt der sprachuntersuchenden und vergleichenden Forschung, welche, von der einzelnen Sprache ausgehend, unmittelbar nur die nächsten Verwandten der Untersuchung unterzieht, immer und überall mit sorgfältiger Beobachtung und Berücksichtigung der in engerem oder weiterem Kreise auftretenden Eigenthümlichkeiten; und die weitere Ausdehnung der Sprachvergleichung macht er von dem Erfolg der vorhergängigen Arbeit abhängig.

Mit Rücksicht auf die entwickelten Principien sind wir auch im Stande zu sagen, warum die Zusammengehörigkeit sämtlicher altaischen Sprachgruppen noch nicht streng methodisch nachgewiesen ist. Einfach darum, weil es der gegenwärtige Stand der auf die einzelnen Gruppen bezüglichen Forschungen uns noch nicht gestattet, diesen Beweis ernstlich in Angriff zu nehmen. ANDERSON sieht in Bezug auf die ugrischen Sprachen schon etwas Fertiges, wo eigentlich blos ein Anfang vorhanden ist. Er weist (S. 25) auf DONNER's vergleichendes Wörterbuch und auf mein magyarisch-ugrisches Wörterbuch hin, in welchen bereits an mehreren hundert Wörtern die Bestimmung der ugrischen Grundform versucht worden ist. Dies genügt jedoch noch lange nicht für die Reconstruction der ugrischen Grundsprache. Abgesehen davon, dass DONNER eine von der meinigen einigermassen abweichende Methode befolgt, ist noch keines von den beiden Wörterbüchern vollendet, und nach der Vollendung dieser Werke wird die nur durch sorgfältiges Sichten und Abwägen erreichbare, einstweilen annehmbare, schliessliche Feststellung ebenfalls noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Und so müssen wir den Versuch ANDERSON's auch mit Rücksicht auf die Vorarbeiten, selbst wenn er nicht die indogermanischen Sprachen, sondern irgend eine Gruppe der altaischen Sprachen mit den ugrischen Sprachen zu verknüpfen unternommen hätte, gegenwärtig noch als verfrüht erklären.

Uebrigens mag der Grund davon, dass ANDERSON mit allem Ernst und Eifer den Nachweis einer ugrisch-indogermanischen Verwandtschaft zu führen unternommen, einigermassen auch darin liegen, dass er das Entlehnungsverhältniss insbesondere des süd-ugrischen Zweiges, namentlich der finnischen Sprachen, zu indogermanischen, und zwar nicht blos germanischen, sondern auch letto-slavischen Sprachen nicht mit gehöriger Unbefangenheit betrachtet hat. Er sträubt sich sehr stark gegen die Annahme



der Entlehnung und nimmt die betreffende Wortübereinstimmung lieber für ein Merkmal der Verwandtschaft oder acceptirt höchstens eine gewisse umgestaltende Einwirkung der benachbarten Sprachen. In solchem Fall würde das vorsichtige Verfahren darin bestehen, dass man die im Verdacht der Entlehnung stehenden Wörter beim Nachweise der Verwandtschaften ganz bei Seite lasse. Dass aber namentlich die finnische Sprache auch vom Letto-Slavischen (oder, wenn es beliebt, theilweise von einem arischen Zweige des Indogermanischen) viel entlehnt habe, erscheint schon im Vorhinein unzweifelhaft, wenn wir erwägen, welch' wichtige einzelne Fremdwörter sich im Finnischen finden, deren Entlehnung nicht einmal nothwendig gewesen. Ein solches ist z. B. das finnische *hambasa* (= lit. *žambas*) «dens» (das ursprüngliche ugrische Wort ist *pui*, aber nicht mehr mit der Bedeutung von «dens»), oder *tytläre* = mord. *tejter*, *tepter* und *stir* «filia». Wo dergleichen vorkommen kann, dort kommt ganz gewiss auch mehr vor, und es ist sehr wünschenswerth, dass sich je eher Jemand mit der Klarstellung dieses Entlehnungsverhältnisses in der Weise befasse, wie es Thomsen mit den germanisch-finnischen Entlehnungen gethan hat.

Wenn wir demgemäss von dem Werke ANDERSON'S im Ganzen genommen auch sagen müssen, dass dasselbe seinen Zweck verfehle, so gestehen wir dennoch gerne ein, dass wir dasselbe mit grossem Interesse zu Ende gelesen haben. Wir begegnen darin in einemfort kritischen Bemerkungen und neuen Aufstellungen, welche unsere Aufmerksamkeit fesseln; es enthält ferner einzelne längere Excurse, welche sich beinahe vollständig innerhalb des ugrischen Sprachgebietes bewegen, nur selten von indogermanischen Anspielungen getrübt. Indem wir uns vorbehalten, einzelne Partien seines Werkes noch bei anderer Gelegenheit zum Gegenstande eingehender Betrachtung zu machen, drücken wir hier zum Schlusse nur noch den Wunsch aus, dass Verfasser seine ausgezeichnete Vorbildung und seinen unermüdlischen Forschungseifer mit der Aussicht auf gewisseren Erfolg auf einem besser umgrenzten Forschungsgebiet zur Geltung bringen möge. Wir begrüssen ihn mit Freuden als Mitarbeiter, wenn er als solches Gebiet die innere ugrische Sprachforschung wählt, zu welcher er durch seine bisherigen Studien am meisten berufen wäre.

JOSEF BUDENZ.\*

\* Aus dem II. Heft des XV. Bandes der von der Academie herausgegebenen, von JOSEF BUDENZ religirten «Nyelvtudományi Közlemények» Sprachwissenschaftliche Mittheilungen).

# SITZUNGSBERICHTE.

## GEOLOGISCHE GESELLSCHAFT.

Bericht von J. BERNÁTH.

Nach einer fünfmönatlichen Pause, während welcher Zeit die meisten der mitwirkenden Mitglieder Studienreisen und geologische Aufnahmen machten, wurde die erste Fachsitzung am 8. October 1879 gehalten, in welcher zuerst Vereins-Secretär BÉLA v. INKEY seine kürzlich gemachten Studien über das Nebengestein der Erzgänge von Boicza (im Comitat Hunyad) mittheilte. Die Erzgänge der Grubenbaue von Boicza setzen in zwei wesentlich verschiedenen Gesteinen auf. In den tieferen Horizonten bildet das Nebengestein hauptsächlich ein berggrünes, verwittertes Gestein, welches sich als Melaphyr und dessen Tuff erweist, während die Strecken der höher gelegenen Baue durchwegs in einem sehr quarzreichen Feldspatgestein von lichter Farbe getrieben sind. Letzteres wurde bisher für Quarz-Trachyt oder Quarz-Andesit gehalten, und somit den jüngeren Eruptionsperioden des siebenbürgischen Erzgebirges zugerechnet, der auch die meisten edlen Erzlagerstätten der Gegend angehören. Betrachtet man jedoch theils die petrographische Beschaffenheit des Gesteines, welche von dem Typus der siebenbürgischen Quarz-Andesite wesentlich verschieden ist, theils dessen geologische Stellung, welche in einer geradlinigen Verbreitung seine auffallend constante Verbindung mit den unzweifelhaft vorjurassischen Melaphyren und Mandelsteinen darthut, so wird man zu dem Schlusse gedrängt, dass man es hier mit einem Producte der ersten grossen Eruptionsperiode dieser Gegend, mit einem *Quarz-Porphyr* zu thun hat. — Nach den zu Tage und in den Gruben gewonnenen Aufschlüssen erkennt man, dass dieser Quarz-Porphyr die deckenartige Melaphyr-Formation durchsetzt und dass die Erzgänge von Boicza und Valad miki vorzüglich in ihm concentrirt sind und von diesem Knotenpunkte aus in die begleitenden Gesteine, in den Melaphyr-Tuff, ja selbst in den Kalkstein übersetzen.

ALEXANDER SCHMIDT erhielt Axinit-Crystalle vom bekannten Fundorte Veszerés\* bei Rosenau im Comitat Gömör, weche insoweit gut entwickelt waren, dass sie genauere crystallographische Bestimmungen zulassen, als bisher möglich war. Die erhaltenen crystallographischen Untersuchungs-Resultate bildeten den Gegenstand des Vortrages.

FRANZ SCHAFARZIK machte interessante Mittheilungen über Dr. Pantotsek's mikroskopische Arbeiten. Dr. Pantotsek, Fabriksarzt in Ober-Ungarn, beschäftigt sich in seinen Musestunden mit der Herstellung von Dünnschliffen der Mineralien und Gesteine und mit der Untersuchung der festen und flüssigen mikroskopischen Einschlüsse in denselben. Die vorgezeigten Dünnschliffe rührten theils von ungarischen, theils von nicht-ungarischen Gesteinen her. Erwähnenswerth sind die Schliffe von Orthoklas-Labradorit-Quarz-Trachyt aus Hodritsch bei Schemnitz. Unter dem Mikroskope bei einer 600fachen Vergrösserung erweist sich der Quarz als Träger unzähliger Flüssigkeits-Einschlüsse, welche nach ihrem verschiedenen Verhalten in zwei Gruppen gebracht werden können. Die eine Gruppe zeichnet sich durch continuirlich oscillirende Libellen aus, während die andere Gruppe bei gewöhnlicher Temperatur unbewegliche Libellen besitzt und würfelförmige Cryställchen enthält. Dr. Pantotsek hält die Einschlüsse der ersteren Gruppe für Kohlensäure, die der letzteren für Kochsalz-

\* Dieser Fundort wird in den meisten Fachwerken mit dem slovakischen Namen *Poloma* oder *Polona* bezeichnet.



lösung mit ausgeschiedenen Kochsalzwürfeln. Nicht minder erwähnenswerth sind die Dünnschliffe eines Quarzcrystalles von Mariposa in Californien, weil Dr. Pantotsek am 1. Juli 1879 in den flüssigen Einschlüssen derselben schwarze undurchsichtige Körper entdeckte, welche sich fischartig hin und her bewegten. Die Körperchen nennt Dr. Pantotsek «Szabólithe», zu Ehren des Professors Josef Szabó. (Nebenbei möge hier bemerkt werden, dass kürzlich in einem ungarischen Quarzgestein auch Szabólithe gefunden wurden.) Schliesslich sei hier die einfache Methode kurz beschrieben, mit Hilfe welcher Dr. Pantotsek beliebige Stellen der Dünnschliffe genau markirt, um das leichte Wiederauffinden im schnellen Einstellen derselben unter dem Mikroskop zu ermöglichen. Zu diesem Zwecke dient ein kurzer hohler Messing-Conus, dessen Spitze abgeschliffen ist und dennoch eine kleine kreisrunde Oeffnung besitzt, während das weitere Ende (die Basis) des Conus an die Mikroskopröhre statt der Objectivlinse angeschraubt werden kann, so dass die Achse der Röhre mit der des Conus zusammenfällt. Ist nun der Dünnschliff eingestellt und die zu markirende Stelle genau in die Mikroskopachse gebracht, so wird dann das Objectiv-Linsensystem mit dem vorher beschriebenen Conus vertauscht, der Rand der kleinen kreisrunden Conusöffnung mit schwarzem Lack bestrichen und die Mikroskopröhre sachte hineingeschoben, bis die bestrichene Conusöffnung mit dem Object in Berührung gebracht wurde, in Folge dessen die zu markirende Stelle mit einem schwarzen Kreis umgeben ist. In neuerer Zeit pflegt Dr. Pantotsek die Marke unmittelbar auf dem Dünnschliff anzubringen, bevor noch das Deckgläschen aufgelegt wird, wodurch die Marke geschützt ist.

In der am 5. November gehaltenen Fachsitzung zeigte JOSEF BERNÁTH eine von ihm verfertigte Quellenkarte Ungarns vor und machte hierzu einige erklärende Bemerkungen. In grossem Massstabe (1:300 000) ausgeführt, enthält diese Karte über 1700 Ortschaften, in denen Mineralwasser entweder als einzelne Quellen oder in Quellengruppen vorkommt; zugleich machen besondere Zeichen die Natur jedes einzelnen Mineralwassers ersichtlich, so dass diese erste Quellenkarte nun über das Vorkommen und die Natur der Mineralwässer Ungarns einen möglichst sichern und vollständigen Ueberblick gewährt. Aus dieser Karte wurde ersichtlich, dass die Mineralwässer Ungarns in Bezug auf ihre Anzahl, Lage und Eigenschaften mit der Relieförm des Landes in einer gewissen Beziehung stehen. Im grossen Ganzen betrachtet, stellt sich die Relieförm des Landes in Kürze folgenderweise dar: die hohen Grenzgebirge (nördlich und östlich die *Karpathen*, südlich und westlich die Ausläufer der *Alpen*) verzweigen und theilweise verflachen sich gegen die Mitte des Landes, wodurch drei grosse Mulden gebildet werden; diese sind die *kleine* und *grosse ungarische Tiefebene*, ferner die *siebenbürgische Hochebene*. Nach dem Gebiete dieser zwei Gebirgssysteme und drei Mulden gruppiren sich die Mineralwässer Ungarns auf eine einfache und ungezwungene Weise. Am zahlreichsten sind die Mineralwässer im Gebirgsgebiete der Karpathen (fast nur Sauerlinge) und auf der siebenbürgischen Hochebene (blos Kochsalzquellen) zu finden; weniger zahlreich sind die Mineralwässer in der grossen ungarischen Ebene (meist Sodateiche) vertreten; spärlich kommen sie in den südlichen Gebirgen (hochgradige Thermen) und noch spärlicher in der kleinen ungarischen Ebene (wenige Bitterwasserquellen) vor. Die Wässer der einzelnen Gruppen können wieder in Unterabtheilungen gebracht werden, weil sie in verschiedenen Gegenden durch verschiedene Merkmale sich unterscheiden; so z. B. die Sauerlinge durch den grösseren oder geringeren Gehalt freier Kohlensäure, durch einen alkalischen oder erdigen Charakter u. s. w.

## DAS STUDIUM DER UNGARISCHEN KRIEGS- GESCHICHTE

VON ARNOLD IPOLYI.\*

NACH dem Zeugniß unserer neueren Geschichtsstudien giebt es kein Volk, von dessen Auftreten die Geschichte so klar und bezeichnend spräche, wie von den ersten europäischen Kriegen der Ungarn und der Art ihrer Kriegführung.

Während die frommen Chronikenschreiber Westeuropas, vor dem nahenden Sturme in ihre Zellen zurückgezogen, mit zitternder Hand die Schlachten und Verheerungen unserer bluttrinkenden und als mit ihren Pferden verwachsene Centauren vorgestellten Vorfahren beschreiben, folgen die Kaiser und Staatsacten des byzantinischen Reiches ihren Feldzügen mit gespannter Aufmerksamkeit, verzeichnen mit der Objectivität amtlicher Berichte und Instructionen die Heeresorganisation und die Kampfweise unserer, ihnen bald bundesgenossenschaftlich zur Seite, bald feindselig gegenüber stehenden Nation, die sämtlichen Vor- und Nachtheile ihrer Strategie und Taktik mit derjenigen ihrer eigenen Heere vergleichend.

Es gehört zu den stolzen Ergebnissen der Thätigkeit unserer Gesellschaft, dass unser ausgezeichnete College FRANZ SALAMON seine tief eindringenden kritischen Studien über die unter dem Namen der byzantinischen Kaiser, Leo's des Weisen, Maurikios und

\* Der hier auszugsweise übertragene Vortrag wurde auf der 1879er Wanderversammlung der ungarischen historischen Gesellschaft gelesen und ist sowohl in der Zeitschrift der Gesellschaft («Századok», Jahrhunderte), als auch separat im Buchhandel erschienen.



Konstantinos bekannten taktischen Werke, welche von der Kriegführung unserer ungarischen Völkerschaften reden, eben in ihrer Mitte bekannt gemacht hat. Dieselben sind nicht nur eines der besten ungarischen Bücher; sie bilden nicht nur eine hinsichtlich der Vorzeit der Kriegs- und Staatsgeschichte unserer Nation epochale Studie; sondern wir dürfen wohl die kühne Hoffnung oder doch den frommen Wunsch aussprechen, dass sie auch für die Zukunft des Kriegslebens unserer Nation von entscheidendem Gewichte sein möchten.

Hiezu kam das für uns eben nicht alltägliche Glück, dass beinahe zu gleicher Zeit ein angesehener Kriegshistoriker des Auslandes die ungarische Kriegsgeschichte in einem besonderen Buche behandelnd, dieselbe dadurch mit einem Male in den Bereich der europäischen Kriegswissenschaft emporhob. Er hat das hervorragende Verdienst, im Anschluss an seine anderweitigen, die europäische Kriegsgeschichte behandelnden Werke, die geschichtliche Entwicklung des ungarischen Kriegswesens mit edlem Wohlwollen, überraschender Einsicht und ziemlicher Sachkenntniss dargestellt zu haben.\*

Indem der mit einem weiten Gesichtskreis und reichen Fachwissen ausgerüstete Autor sich in seinen Werken über die Kriegsgeschichte der gesammten Culturnationen verbreitet, ist er wohl der Erste, der die von den übrigen abweichenden nationalen Eigenthümlichkeiten und Einrichtungen des ungarischen Heerwesens nachweist. Um so auffallender ist es, dass er auch mit seinen hauptsächlich nach fremden Quellen und Augenzeugen zusammengestellten Daten die eigenartigen Entwicklungen und die strategischen Vortheile aufweist, welche die ungarische Kriegführung auszeichnen, sowie auch jene höheren Factoren derselben, welche andere gebildeteren Nationen von dem ungarischen Kriegsheere übernommen haben.

\* MEYNERT: Das Kriegswesen der Ungarn in seiner geschichtlichen Entwicklung. 1876. Schon früher hat derselbe seine «Geschichte des Kriegswesens und der Heerverfassung in Europa», in drei Bänden, und seinen «Leitfaden der Geschichte des österreichisch-ungarischen Kriegswesens» veröffentlicht.

Zu diesem Werke aber verhält sich die Schrift SALAMON'S wie ein starkes und festes Fundament, auf welches MEYNERT, wenn er es gekannt hätte, ein doppelt so hohes und starkes Gebäude aufzubauen im Stande gewesen sein würde.

## I.

Als unsere Nation in Europa auftrat, bildete der Krieg das Lebenselement derselben. Die ganze Nation war ein Kriegslager. Das aus Jägern und Hirten bestehende Nomadenvolk hatte sich auf seiner freiwilligen oder unfreiwilligen Wanderung bereits zu einem wandernden Heere und Lager ausgebildet. Nur eine starke Heeresorganisation war im Stande ein so heimatloses, Landes und Bodens ermangelndes Volk zusammen zu halten.

Dieses Bild entwerfen von unserer Nation die Schriften, Kriegsinstructionen und die Heeresorganisation betreffenden Reformen und Vorschriften der byzantinischen Kaiser, indem sie ihren in der antik-classischen Kriegskunst ausgebildeten eigenen Kriegsheeren anbefehlen, sich der Kriegskunst und Kriegsführung unserer Nation anzupassen.

Die Kriegskunst der gebildeten Welt bewegte sich damals noch in den alten classischen Formen und culminirte in den Traditionen der in der römischen Legion weiter fortgebildeten Praxis der hellenischen Phalanx. Mit dieser Kriegsführung haben die Hellenen ihre Oberhand über Persien, Alexander der Grosse seine Herrschaft über Asien begründet, mit ihr haben die römischen Legionen Afrika erobert und darauf die Herrschaft über die ganze Welt errungen.

Aber den regelrechten, festgedrungenen, auf die Undurchbrechbarkeit abgezweckten Heereskörpern der classischen Kriegsführung gegenüber hatten die als Barbaren bezeichneten Völker Asiens und Afrikas eine andere, leichtere, neue Kampfmanier ausgebildet, welche, ungeachtet ihrer entgegengesetzten und minder systematischen Organisation, für die Offensive geschickter war. Schon die Perser und Griechen bewunderten und fürchteten



die leichten Reiterheere und Pfeilschützen der Skythen und Parther. Die Hellenen hatten noch in der Schlacht bei Plataeae keine Reiterei, bis Xenophon dieselbe in einem eigenen Buche zum Gegenstande seines Studiums machte. Und selbst die Perser hatten nur schwere Reiterei. Diese diente lange Zeit blos zur Deckung der Flügel. Und bei Salamis vermochten noch die Speere der classischen Phalanxen über die Pfeile der Barbaren den Sieg davon zu tragen. Aber es verging nicht allzulange Zeit, seit die Hellenen schauerliche Mären von den rückwärts mit Pfeilen schiessenden, zur Hälfte pferdleibigen Centauren zu erzählen begonnen hatten, als die pfeilstreuenden Bogen der barbarischen Reiter über die Kriegskunst der Speere triumphirten. Die Römer übernahmen ebenfalls Hannibals unüberwindliche numidische Reiterei, sowie sie auch die Heere der Gallier und Germanen in Sold nahmen. Dasselbe thaten sie in späterer Zeit mit den Schaaren der Hunnen. Seit lange hatten sie den Barbarenheeren so manchen Kunstgriff abgelernt, von ihnen so manchen Kriegsvortheil, so manche Waffe sich angeeignet. Es verging nicht lange Zeit und sie waren gezwungen auch die kriegerische Ueberlegenheit derselben anzuerkennen, alsbald auch unter dem Joche der hunnischen und gothischen, suevischen und alanischen Eroberer zu seufzen.

Dies veränderte die Physiognomie der Welt. Die letzten Schwärme der Völkerwanderung: die Bulgaren und Chazaren, die Avaren und Petschenegen, die Magyaren und Kumanen, treten bei ihrem Vordringen an die Grenzen des oströmischen Reiches in ihren Angriffskämpfen mit der vollen Ausbildung der eigenartigen Kriegsführung ihrer Race hervor. Die derselben gegenüber ohnmächtige classische Kriegskunst der byzantinischen Heere muss sich vollständig umgestalten. Und eben dieser interessante Process ist es, den uns die byzantinischen Kriegsgeschichtschreiber vor Augen stellen, indem sie uns die Beschreibung der Heeresorganisation unserer Nation und dieser gegenüber die Beschreibung der sich nach ihrem Vorbilde vollziehenden neuen Organisation der römischen Heere geben.

## II.

Nur mit raschen kurzen Zügen will ich diese Kriegführung, das Wesen unserer eigenartigen nationalen Kampfweise skizziren. Es bedarf nicht mehr der ins Detail gehenden Motivirung auf Grundlage der oben angeführten quellenmässigen gründlichen Untersuchungen, welche die Geschichte der ungarischen Kriegführung glücklich begründet haben. Wir können, mit der Zusammenstellung des Textes der byzantinischen Strategien und Taktiken und der Hauptzüge der darauf bezüglichen Erläuterungen in jenen Untersuchungen, sofort in medias res treten. Aber so viel müssen wir in vorhinein hervorheben, dass, im Gegensatze zu unserer bisherigen Historik, welche diese Daten gedankenlos aufblas und in trockener Aneinanderreihung vorführte, das Ergebniss überraschend ist, welches diese neuen Untersuchungen aus denselben Daten geschöpft haben.

Beginnen wir sogleich mit dem Lager. Es lässt sich kaum ein Lager vorstellen, welches zweckmässiger und leichter — um uns des modernen Ausdrucks zu bedienen — mobil gemacht werden könnte. Die stammweise lagernde Nation hat, wie es scheint, bereits corpsweise in Schlachtordnung unter einheitlichem Commando das Lager bezogen, wie dies selbst das heutige strategische Princip nicht anders fordert. Das Lagergepäck mit seinen leichten und netten Zelten, dem Proviant und der Munition folgt dem Lager leicht und beweglich nach. Aber in diesem Lager mag bisweilen die ganze Nation mit Familien, Wagen und Viehheerden, Reservepferden und Waffenvorräthen, für jede Eventualität gerüstet, mobilisirbar campirt haben. Einige Corps aber begeben sich ausserdem noch für mehrere Tage mit der nöthigen Nahrung und Munition versehen, von Gepäck tragenden Leitpferden begleitet, auf das Schlachtfeld.

Das Gros des Kriegsheeres bildet leichte Liniencavallerie. Dasselbe besteht aus mehreren von einander in gehörigen Entfernungen dislocirten Schlachtreihen und aus der Reserve. Die Schlacht-



reihen sind in kleinere Abtheilungen gegliedert, intervallweise aufgestellt. Diese können sich bald enger aneinanderreihen zum Frontangriff, bald, ihre Reihen auflösend, die Angriffscolonnen des Feindes zwischen einander einklammern. Oder sie können auch, sich zu Flügeln entwickelnd, einzelne Truppenreihen des Feindes in die Flanke fassen, umgehen und abschneiden, Detachements und Lager desselben überrumpeln und abfangen. Wenn dagegen die geschlosseneren Truppencolonnen des Feindes ihre ersten Reihen durchbrochen und geworfen haben, können diese aufgelöst und in das zweite und dritte Glied zurücktretend sich ralliiren, während die hinteren Glieder oder Reserven mit frischer Kraft den Angreifern entgegentreten. Wo auch dies nicht den Ausschlag giebt, kann das zurückweichende Heer, einen Hinterhalt stellend, Flucht heuchelnd, sich gegen die verwegen und sorglos Verfolgenden zurückwenden, dieselben auf die im Hinterhalt stehenden Reserve- und Flankentruppen werfen, und auch fliehend den Sieg erringen.

Diese Kampfweise wurde durch einen ebenso entwickelten Recognoscirungs- und Vorpostendienst unterstützt. Denn der Kampf gewinnt meist eine grosse Ausdehnung, hat aber mit einer miteinander in Berührung stehenden Plänklerkette ihren Anfang genommen. — Dieser ist die Recognoscirung des Schlachtfeldes und Feindes vorausgegangen, welche, wenn möglich, zu einer solchen Wahl des Kampfschauplatzes führte, wo sich natürliche Hindernisse und Deckung fanden. Indem die im Hinterhalt verborgen stehenden Schaaren aus ihrer gedeckten Stellung den Feind mit ihren weittragenden und gut treffenden Pfeilgeschossen beunruhigten und verwirrten, konnten sie die erschütterten Schlachtreihen desselben erfolgreicher angreifen. Bald allarmirten sie, ihre Aufstellung verhindernd, ihr Lager, umschwärmten behende ihre Truppencolonnen und strebten durch ununterbrochene Angriffe und Frontveränderungen, durch Pfeilschüsse aus der Ferne und den nahen Pfeilregen ihrer oft wiederholten Sturmläufe die Reihen desselben zu sprengen.

Diesem Kampfe folgte eine entschlossene und unermüdliche

Verfolgung, welche nicht abliess, bis das Heer und Lager zersprengt und vernichtet war. Diese Kampfweise wurde unterstützt durch die zweckentsprechenden Angriffs- und Schutz Waffen der leichten Linien-cavallerie. Aus der Entfernung der im Zielschuss ebenso gut treffende wie im Sturmangriff regendicht dreinsausende Pfeil, im Nahtreffen der Speer und die Picke, das Schwert und der Streitkolben, in der Vertheidigung der den Kämpfer und sein Pferd deckende Filz-, Leder- und Blechschild, der Panzer und die Kopfbedeckung, das weite Gewand, die waffenbergenden weiten und langen Aermel, dies Alles entsprach vortrefflich dieser Kampfweise.

Aber eine solche Kriegführung erforderte nicht minder Kühnheit und Tapferkeit, als Gewandtheit und Uebung. Nur eine Nation, welche in fortwährendem Kampfe lebte und darin aufwuchs, deren Leben ein Lager bildete, war der Lösung solcher Aufgaben gewachsen. Denn ihr Heer verstand es ebenso gut in der Fronte, in regelrechter Aufstellung anzugreifen, wie aufgelöst und schwärmend zu kämpfen und in kleineren taktischen Einheiten, mit bis zu einem gewissen Grade selbständigen Heerestheilen zu operiren. Welche Gewandtheit und Kampfübung gehörte dazu, dass die Reiterei ebenso bereit sei in geschlossener, dichtgedrängter Fronte aufgereiht im Sturm anzugreifen, als aufgelöst den Feind von allen Seiten selbständig umschwärmend zu beunruhigen und hieraus wieder in die Front- und Flankenstellung überzugehen; oder sogar retirirend und fliehend sich zum Angriff zurückzuwenden. Alle diese Dinge halten wir für grosse Vorzüge in der heutigen taktischen Ausbildung bei einer leichten Linien-cavallerietruppe. Und wenn wir die alten Heere unserer Nation nach den Angaben der byzantinischen strategischen und taktischen Schriftsteller auf dieser Höhe finden, dürfen wir wohl mit Recht von der hohen Stufe ihrer Kriegführung sprechen, auf welcher sie standen.

Wir können es in der That kühn aussprechen und werden darin auch nicht mehr die Ersten sein, dass unser altes Kriegsheer in dieser Beziehung nahezu auf dem Niveau der heutigen neueren Kampfweise und Kriegskunst, wenn wir hievon die einzige Artillerie



ausnehmen, gestanden habe. Die Lehren der neuzeitlichen Kriegstheorie und Kampfkunde von Rocquemont und de la Roche-Aymon angefangen bis auf Moltke, Viale und unseres Asbóth «Grundprincip der Heerführung und Kriegskunst» legen das Hauptgewicht auf diese vorzügliche Kampfweise. Den weittragenden Schusswaffen gegenüber ist ebenso, wie den geschickt gehandhabt weittragenden und dichtfallenden Pfeilgeschossen gegenüber, der Werth der Aufstellung massenhafter, geschlossener, dichtgedrängter Schlachtreihen ein zweifelhafter geworden. Die Heeresstellung erfordert zahlreichere Schlachtreihen, kleinere taktische Einheiten, einen minder langen Aufmarsch, grössere Gassen und Abstände, leichte Rangirung und Entwicklung, häufigen Frontwechsel, Concentriren und Auseinanderschwärmen, Umgehung, Hinterhalt und Deckung. Hiezu ist wieder nicht nur grössere Kühnheit und Tapferkeit, sondern auch Gewandtheit und Uebung erforderlich. Die zerstreuten Schwärme verlangen eine selbständige Thätigkeit. Von jedem Führer einer kleineren Abtheilung, von jedem einzelnen Combattanten wird Kenntniss des Kriegsschauplatzes, Beobachtung der Bewegung, Wahl des richtigen Moments, mit einem Worte höhere intellectuelle und geistige Thätigkeit gefordert, wie bisher nur von den auf das reguläre Heerescommando sich bewegenden, angreifenden und sich formirenden, concentrirteren Kampfreihen.

Die concentrirten, schwerfälligen Schlachtlinien haben ungeachtet ihrer starken, mauermässig Widerstand leistenden und sturmhaft angreifenden Construction immer ihre Nachtheile gehabt. Die dichten Linien, gedrängten Glieder der Phalanx und Legion in der Kriegskunst des Alterthums erwiesen sich in grösseren Feldzügen und entscheidenden Schlachten immer mehr und mehr als unvortheilhaft. Ihre massigen Formationen liessen sich dem Terrain schwer anpassen. Die Concretion und der feste Zusammenhalt, das Fundament dieser Kampfweise, war bei raschen Bewegungen und im Angriff nicht leicht aufrechtzuhalten. In der Schlacht bei Plataeae haben die Lacedämonier und in der bei Chaeronea die Schaaren Philipps des Macedoniers über die Phalanx

in ähnlicher Weise den Sieg davongetragen, wie oft die Ungarn, durch geheucheltes Zurückweichen, wobei sie sich auf die in Unordnung gerathenen Phalanxen des hitzig nachdringenden Feindes zurückwarfen. Ebenso hat Miltiades bei Marathon den Sieg nicht mit einem, sondern mit getheilten Phalanxen-Corps errungen. Und Xenophon ist in seiner meisterhaften Anabasis bereits darauf verfallen, sein Kriegsheer in unterbrochenen Abständen, in Colonnen, in mehreren Fronten marschiren zu lassen, was ihm in seiner bereits für verloren gehaltenen Lage zum Siege verhalf. Der Vortheil der römischen Taktik über die griechische lag ebenfalls schon in der Aufstellung mit mehreren Fronten und Abständen. Aber in der Entwicklung und Beweglichkeit derselben hatte sie das Kriegsheer und die unzweifelhaft alttraditionelle Kriegführung der ungarischen Völkerschaft schon weit überflügelt. Kein Wunder daher, dass Byzanz, der Erbe des antiken Geistes, seine classisch-traditionelle Kriegskunst dieser Völkerschaft gegenüber nicht mehr zweckdienlich in Anwendung bringen konnte. Es war genöthigt, sein Heer der Kriegführung der Neuzeit und der neuen Völker gemäss umzugestalten. Und die Schilderung dieses Umgestaltungsprocesses ist es, mit welcher ihre taktischen und strategischen Schriften auf die Kriegführung unserer Völkerfamilie ein so helles Licht werfen.

Es ist dies nichts Anderes, als die Entwicklung der modernen leichteren Taktik. Die eigenartige Architectur des ungarischen Kriegsheeres unterschied sich also, wie SALAMON richtig bemerkt, durchaus von der schwerfälligen, massigen, wenig beweglichen Aufstellung der damaligen Heere des Orients und Europas. Bei Árpád's Kriegführung mit einem aus leichter Liniencavallerie bestehenden Heere mussten diese taktischen Grundprincipien unwillkürlich zu immer weiterer Entwicklung gelangen; denn in militärischen wie in politischen Angelegenheiten hat sich im Laufe der Jahrhunderte die Natur der Dinge ebenso wenig geändert, wie die Gesetze des menschlichen Geistes. Die Grundprincipien sind dieselben, nur dass sie unter sich ändernden Verhältnissen in der Ausführung verändert in Anwendung kommen. Fügen wir hinzu, dass, so oft diese Principien richtig zur Anwendung kamen, die-



jenigen, von denen sie richtig angewendet wurden, die Oberhand behalten mussten. Gleichviel, ob wir das preussische neuere Kriegsführungssystem mit dem Uebergewichte seiner weiter tragenden und sicherer treffenden Schusswaffen und seiner beweglicheren, entwickelteren Kampflinien über die grössten und tapfersten Armeen der Jetztzeit ins Auge fassen, oder die leichten, geübten und beweglichen Liniencavallerie-Heere Árpád's mit der weit und sicher schiessenden Bogenkunst ihrer berittenen Pfeilschützen der damaligen schwerfälligen Kriegführung Europas gegenüber. Sagen wir es kühn heraus, dass wir Jahrhunderte hindurch über die schwerfälligeren Heere der Völker Europas durch die Superiorität dieser unserer entwickelteren und geübteren Kampfweise gesiegt haben, dass wir durch sie den benachbarten Völkern furchtbar geworden sind. Wir müssen endlich brechen mit jener, der Furcht, Unwissenheit und dem Hasse der mittelalterlichen frommen Chronikenschreiber entsprungenen Pragmatik, welche die fortwährenden Siege unserer Heere mit der Wildheit und blutdürstigen Natur, dem Abscheu und Schrecken erregenden Aeussern, den unmenschlich grausamen und räuberischen Verheerungen oder nur unvermuthet schnell überraschenden Angriffen zu motiviren und feiger Weise diesen Dingen jenen allgemeinen Schrecken zuzuschreiben bestrebt gewesen ist, welchem zufolge kein Kriegsheer Europas von der Donau bis zum Rhein, von der Rhone bis zur Seine, von den Karpathen bis zu den Alpen und über dieselben hinaus bis an die letzte Bucht der Adria, bis zur sicilischen Küste des alten Hydruntum hinab mehr im Stande war den ungarischen Heeren Widerstand zu leisten.

Die Praxis dieser historischen Pragmatik ist übrigens damals in den Aufzeichnungen der mittelalterlichen Chronisten eine allgemeine gewesen und nicht lediglich vorzugsweise uns Ungarn gegenüber in Anwendung gekommen. Sobald ein Volk das andere besiegte, schrieben sie dies regelmässig seiner Wildheit und Gewaltthätigkeit, nicht aber den geübteren und disciplinirteren Heeren desselben zu. Dies schrieben die Deutschen von den stärkeren Franzosen und diese von den siegreichen Deutschen ebenso,

wie z. B. die Ungarn selbst es von den Petschenegen, Kumanen und Tataren schrieben, denen sie unterlagen. Dies ist bisher in gleicher Weise der Standpunkt der älteren veralteten Geschichtschreibung der ausländischen und vaterländischen mittelalterlichen Chronisten, wie auch noch der neueren gewöhnlichen Geschichtschreiberei gewesen. Die vaterländische Tonschattirung unterschied sich von der ausländischen höchstens darin, dass sie den Sieg der heldenmüthigen Tapferkeit und den kriegerischen Tugenden der Nation zuschrieb, während die ausländische anstatt der Tapferkeit die Wildheit unserer Nation hervorhob. Das Motiv der vaterländischen Darstellungsweise war lediglich der Nationalstolz, dasjenige der ausländischen der verachtende Hochmuth und Hass, bei beiden aber war eigentlich die Unwissenheit und Voreingenommenheit der Grund davon, dass sie sich nicht zur einfachen, nüchternen und naturgemässen Auffassung zu erheben vermocht haben. Unsere vaterländische Geschichtschreibung hat dies bisher wenig gewürdigt, die ausländische es überhaupt nicht erkannt, wenn wir das neueste oben angeführte kriegsgeschichtliche Werk ausnehmen. Niemandem ist es bis dahin eingefallen zu betonen, dass die ungarische Nation ihre hervorragenden kriegerischen Eigenschaften seiner geübteren und entwickelteren, vorgeschritteneren und gewandteren Strategie und Taktik zu verdanken gehabt habe; dass sie durch ihre zweckmässigere Bewaffnung und durch die consequentere und strengere Kriegsdisciplin ihres behenderen, leichteren Reiterheeres im Vortheil gewesen sei; dass sie deshalb über die zurückgebliebenen Kriegsheere Europas, über die schwerfällige, an Zahl geringe Reiterei und das ungeschickte Fussvolk derselben so lange habe siegen müssen, bis dasselbe die ungarische Kampfweise kennen lernte und seine Kriegsheere derselben gegenüber besser einübte und entsprechender organisirte. Dadurch wird aber zugleich die bisherige historische Auffassung des Culturzustandes unserer Nation bedeutend alterirt. Jene Wildheit, welche ihr vom Hochmuth der Fremden angedichtet worden, erhebt sich mit einem Male zu hoher Fähigkeit und Bildung. Denn unsere superioren Kriegskunst zeigt hiemit nicht allein eine höhere Entwicke-



lung, sondern binnen kurzer Zeit bereits als Vorbild, und unsere Kampfordnung, einzelne unserer Waffengattungen, unsere leichte Reiterei gehen im Laufe langer Jahrhunderte in sämtliche Kriegsheere Europas über.

Fügen wir hinzu, dass nicht viel tiefer, als diese Kriegstüchtigkeit, auch die diplomatische und politische Fähigkeit unserer Nation gestanden habe, indem diese beiden regelmässig einander unterstützend Hand in Hand zu gehen pflegen. Dies einsehend werden wir alsobald gewahr, dass jene als rohe Kriegsabenteuer erscheinenden Angriffe und Einfälle oft die Consequenzen fein calculirter diplomatischer Actionen, dass sie behufs Gewinnung und Sicherung eines Vaterlandes vereinbarte bundesgenossenschaftliche Kriegszüge gewesen sind, von den byzantinisch-bulgarischen Kriegen oder von den bekannten derartigen Bündnissen des Kaisers Arnulf gegen die Slaven angefangen bis herab zu dem von LIUDPRAND versteckter angedeuteten Bündniss mit dem römischen Papste gegen die für die Unabhängigkeit der Nation wieder bedrohlicher werdenden Deutschen. (Vgl. hierüber meine «Studien zur ungarischen Culturgeschichte I.» in der «Budapester Revue».)

### III.

Mit der Eroberung des heutigen Vaterlandes änderten sich indessen allmählig die Grundbedingungen der Kriegführung der Nation.

Bisher war der Krieg ihr Lebenselement gewesen. Sie hatte kein Vaterland, keine andere Arbeit und Erwerbsquelle. Die ganze Nation bildete ein unter Zelten lebendes Kriegslager. Sie musste sich für den Angriffskampf und die Eroberung organisiren. Sie hatte kaum etwas Anderes als ihr Lager zu vertheidigen. Jetzt aber erwarb sie in dem besetzten Lande endlich ein Vaterland, und nach der Ansiedelung darin alsbald auch Lebensberuf und Arbeit. Diese Errungenschaften mussten sichergestellt und vertheidigt werden. Was ohne dieses ihrer harre, hatten ihr die Petschenegen- und Bulgaren-Ueberfälle in ihren vorherigen Wohnsitzen bewiesen.

Sie treibt zwar auch in dem neuerworbenen Vaterlande noch lange und, wie es scheint, bis sie sich darin nicht vollständig sesshaft fühlt, das Kriegshandwerk fort. Aber sie geht von demselben allmählig mehr und mehr ab, bis sie es als regelmässige Beschäftigung vollständig aufgibt.

Ihre durch ganz Europa fortgesetzten Kriegsabenteuer erscheinen immer mehr und mehr nicht als grosse Kriegszüge der Nation, sondern als einzelne detachirte unternehmende und ausgesandte Corps, welche nicht mehr aus Beruf, sondern vielmehr aus Beutegier auf Abenteuer ausschwärmen. Bisweilen treten sie offenbar als Bundesgenossen sowohl im gemeinen Landes- wie im eigenen Privatinteresse auf. So beuten sie die deutsche Bundesgenossenschaft Arnulf's gegen die Slaven im Interesse der Landeserwerbung aus; und ebenso kommen zu ihnen, nach Liudprand's eben erst erwähntem Bericht, unter dem Vorwande der Bekehrung die italienischen bischöflichen Sendlinge, um mit ihnen Bundesgenossenschaft gegen die Deutschen zu schliessen.

Aber auch diese noch lange fortgesetzten Kriegsabenteuer dienten ihnen als Veranlassung, ihre frühere Kriegführung allmählig zu ändern.

Im Zusammenstoss mit den europäischen Heeren lernten sie ihnen ebenfalls manche neue Kriegsfinte ab und zahlten auch, je nachdem sie dieselben gut oder schlecht anwandten, mehrfach Lehrgeld. Aber ebenso und besser lernte von ihnen der Feind. Zur Erklärung des epochalen Sieges Heinrichs I. über die Ungarn bietet dieses den sichersten Schlüssel. Das Reiterheer der germanischen Völker, von welchem schon Cäsar und Tacitus erzählt, und welches auch noch während der Völkerwanderungen ein so ausschlaggebender Factor gewesen ist, wie später das ungarische, — hatte zur Zeit des Auftretens des letzteren mit der Civilisation der Nation aufgehört in seiner alten Gestalt zu existiren. Nur die wilderen Sachsen, welche auch Karl der Grosse nicht ganz zu bändigen vermocht hatte, waren auch damals noch leichte Reiter, welche mit kurzen Schwertern bewaffnet mit ihren kleineren flinken Pferden auch in der Schlacht beritten die Linie zu halten ver-



standen, \* während die übrigen schwerbewaffneten, mit wuchtigem Helm, Panzer, Schild und Schwert belasteten europäischen Ritter nur turnierend den ihnen zum Stoss Stand haltenden niederzusteichen vermochten, aber nicht verstanden den Feind behend zu attaquiren, und ausser Stande waren, den flink manövrirenden, sie umgehend niederschlagenden Ungarn zu widerstehen. Als jedoch Heinrich aus dem sächsischen Herrscherhause Kaiser wurde, benutzte er, gewitzigt durch so viele Schlappen seines deutschen Heeres, die ähnlichere Kampfweise seines sächsischen Volkes, vereinigte dasselbe mit dem ausgebildeten deutschen Kriegsheer und griff die Ungarn bei Merseburg schon in der ähnlichen Kampfweise seiner Sachsen mit schnellem Reitersturm an, welchem dieselben unfähig Stand zu halten zum ersten Male unterlagen.

Aber wie die Deutschen von den Ungarn, so lernten auch diese von dieser Merseburger und der späteren Lechfelder Niederlage. Eine lebensfähige Nation wird Schlachten gewinnend und verlierend gleichmässig durch fremden und eigenen Schaden klug.

So beginnt sich unsere Nation den neuen Verhältnissen entsprechend für Krieg und Frieden einzurichten. Hiemit beginnt wieder eine neue Epoche für sie. Sowie die Pfähle des ungarischen Heerlagers in Pannoniens Boden tiefer Wurzel schlugen, richteten sie sich bereits zur Abwehr und nicht mehr zum Angriff ein.

Dieser Process beginnt bereits unter den Herzogen und geht unbemerkt noch unter den ersten Königen fort, bis er sich vollständig vollzogen hat. Die ersten sichereren Spuren desselben können wir aber natürlich erst unter unserem ersten Könige wahrnehmen, wo unsere Institutionen zuerst urkundlich zu reden beginnen. Denn die Institution der zum Kriegsdienst verpflichteten königlichen Burgholden spricht damals bereits deutlich von der Festsetzung dieser auf die Vertheidigung des Landes abgesehenen Organisation. — Nicht allein der freie Grundedelmann, welcher auch jetzt Mann für Mann in den Krieg ziehen muss, — ist Soldat

\* LIUDPRAND Ant. apodosis. II. 31.

und Krieger; sondern auch der angesiedelte Grundholde diene für die Hufe als Soldat. Einer der Grundsätze des Verböcizianischen Tripartitums: *sola militia nobilitat*, der Kriegsdienst adelt, wird hiedurch reciprok. Auch der Grundbesitz kann hernach zum Kriegsdienst verpflichten, aber der Kriegsdienst adelt hinwiederum die Person und macht damit hernach auch den Grundbesitz frei, adelig. Wie die Könige auf ihren Herrschaften ihre Holden kriegsdienstpflichtig ansiedeln, unter besonderer Jurisdiction, besonderer Führerschaft; ähnlich durften auch die Stammeshäupter, die Reichsgrossen, die obersten Würdenträger und die hohen Geistlichen solche ansiedeln. Grundbesitz und Ansiedelung auf adeligem Grund verpflichtet also auch zum Kriegsdienst. Während mit der Zeit die Person des kriegsdienstthuenden Grundholden durch diesen Kriegsdienst frei und adelig wird, sinkt der nicht kriegsdienstthuende angesiedelte Conditionarius vollständig zum Bauern herab. Wie aber die kriegsdienstpflichtigen königlichen Burgholden später mehr und mehr frei, adelig und mannweise ins Feld ziehende Soldaten werden, so verschmilzt dadurch auch die Burggespanschaft der königlichen Herrschaft mit den freien Edelleuten zu einer Gespanschaft.

Dies war indessen nach dem Zeugniß der Weltgeschichte immer und überall der Uebergang der erobernden und sich niederlassenden Heere in den bürgerlichen Zustand. Auch die römischen Legionsveteranen haben mit der colonialen Niederlassung das erste Landwehrheer der Colonie und des Municipiums gebildet.

So nimmt auch das ungarische Heer, indem es sich ansiedelt, dieses landwehrhafte Gepräge an. Die älteren bisherigen und die neueren, mit der Ansiedelung entstandenen Elemente desselben: das persönlich insurgirende Heer der Freien, die königlichen Burgholden, die Fahnenfolgen der Prälaten und Magnaten bilden insgesamt einen besitzenden und sesshaften Soldatenstand. Und dieser behält in der späteren adeligen Insurrection, der banderialen und gespanschaftlichen Stellung nach der Sessions- oder Portenzahl auch fernerhin diesen ihren ursprünglichen Charakter bei. Alle diese sind fortan nur zur Landesvertheidigung ausgerüstet



und verpflichtet. Die Gesetze verpflichten dieselben nur dazu, nur zum Dienste innerhalb der Grenzen des Landes gegen den in das Land einfallenden Feind und auch dies oft nur auf bestimmte kurze Zeit. Darüber hinaus sind nur die Söldnerheere des Königs, oder, wenn er die adelige persönliche Insurrection und die Banden in Sold nimmt, auch diese verpflichtet zu kämpfen.

Doch ich gehe hier nicht weiter auf die neuere Zusammenstellung der Elemente des ungarischen Kriegsheeres ein, da den Gegenstand unserer Studie eigentlich nicht dies, sondern die ungarische Kriegführung und Kampfweise bildet. Es springt indessen von selbst in die Augen, dass auch die das Kriegsheer bildenden Elemente, sobald dieselben grösstentheils die Landesvertheidigung zur Aufgabe erhielten, die ungarische Kriegführung und Kampfweise verändern mussten, indem dieselbe jetzt auf die Abwehr und nicht, wie bisher, auf den Angriff berechnet und eingerichtet sein musste. — Ebenso ward dieselbe zu einem guten Theile durch die Aufnahme der fremden Kampfweise und Bewaffnung verändert. Seit den Zeiten Stefans des Heiligen, ja schon seines Vaters, hören wir fortwährend, wie Fremde in das Land strömen, wie dasselbe sich dem Einflusse des Auslandes öffne. Nicht allein die bekehrten Glaubensapostel und fremden Colonisten führen mit dem Christenthum die Civilisation ein; auch die fremden Ritter suchen, häufig hereinkommend und hereingerufen, mit ihrem Kriegerfolge den Hof auf und siedeln sich auf dem erhaltenen Grund und Boden im Lande an; Andere weilen als Gesandtschaften hier, während die grossen Heere der Kreuzfahrer wiederholt das Land durchziehen und dadurch nicht wenige fremde Sitten und Trachten einbürgern. Die Aufmerksamkeit der kriegsgewohnten Nation konnte ohnehin nicht so leicht etwas Anderes mehr ergreifen, als die neuen Waffengattungen und Trachten, die ritterlichen Bräuche, die Zweikämpfe und eigenthümlichen neuen Kampfweisen. Bei dem ersten kriegerischen Auftreten Stefans des Heiligen gegen Kupa begegnen wir bereits zum ersten Mal der Einführung des fremden Brauches der mit Schwertumgürtung verbundenen Ritterweihe. Sein Enkel und Nachfolger, der fremde Peter, dürfte als Führer der königlichen

Leibgarde, bereits an der Spitze einer solchen fremdartig bewaffneten Schaar gestanden haben. Dies können damals nur geharnischte Krieger mit schweren Panzern und langen Schwertern gewesen sein, wie es die fremden Ritter nach dem ausdrücklichen Berichte unserer Chronikenschreiber gewesen sind. (Vgl. Chron. Bud. PODHRACZKY 47.) — Nach dem Gesetze des Königs Coloman aber musste schon nach je hundert «Pensa» Einkommen ein geharnischter Ritter gestellt werden, während auf 40 «Pensa» Einkommen bloß ein harnischloser leichter Reiter entfiel. Die ältere leichte Liniencavallerie des ungarischen Kriegsheeres befand sich demnach noch in der Mehrzahl. Neben ihr bestand jedoch bereits auch eine schwergespanzte Reitertruppe. Dies bezeugen auch schon die chroniken- und legendenhaften Schilderungen und die späteren aus dem XIV. Jahrhundert stammenden malerischen Darstellungen der grossen Schlachten Ladislaus des Heiligen. Wie nach deutschem Brauche die geharnischten Helden in der Hitze des Gefechtes vom Pferde herabsteigend zu Fuss den Zweikampf und Ringkampf beginnen, wird auch Ladislaus der Heilige mit dem mädchenräuberischen kumanischen Fürsten im Ringkampf zu Fusse dargestellt, während das Mädchen das Pferd haltend den Ritter unterstützt. Aehnlich kämpft Bátor Opus den turniermässigen Zweikampf nach der Kampfweise der ausländischen geharnischten Ritter. (Vgl. Chron. Bud. PODHRACZKY 144.) Wir wissen nicht, inwiefern schon unter Coloman die russischen und anderen Nationalitäten entnommenen Besatzungen und Mannschaften ein fremdes Element gebildet haben. Aber die fremden flandrischen, sächsischen und sonstigen deutschen Colonien der königlichen Freistädte und des siebenbürgischen Königsbodens haben mit ihren ähnlicherweise schwergespanzten Kriegern, — deren Stellung nach unseren Urkunden von ihnen ausdrücklich ausbedungen wird, — offenbar ein solches Element dieser fremden Kampfweise gebildet.

Alle diese theils späteren und nur allmähig zunehmenden, theils nur einen geringen Theil des Kriegsheeres bildenden Truppenelemente vermochten zwar anfänglich an der Kampfweise der



ungarischen Kriegführung im Allgemeinen nicht viel zu ändern. Die Insurgentenheere der Nation behielten den Charakter und die Kampfweise ihrer alten Kriegsheere bei. Gelegentlich der ersten das Land bedrohenden grösseren Invasionen, wo die Heere der deutschen Kaiser mit grösserer Macht hereinbrachen, z. B. unter Andreas I., schliesst sich die Nation noch nicht in Burgen und befestigte Lager ein, wie es die Deutschen und Italiener vor den einbrechenden Ungarn gethan hatten. Das ungarische Heer macht das Land vor dem eindringenden Feinde zur Wüste, weicht vor ihm zurück, legt sich in den Hinterhalt, beunruhigt ihn in den Flanken, greift den Ermüdeten von allen Seiten umzingelnd an, schneidet dem Zurückweichenden den Rückzug ab. Es giebt damit nur ein Beispiel der alten Kampfweise seiner alten wohlberechneten Kriegführung und bringt damit dem deutschen Heere wieder eine so grosse Niederlage bei, wie etwa in neuerer Zeit die Russen bei Moskau dem Heere Napoleon's.

Indessen auch schon ein Jahrhundert später haben die aus der Kampfweise der europäischen Kriegführung herübergenommenen vorher skizzirten Elemente schwerer Cavallerie und Infanterie, wenn auch nicht allgemein in dem insurgirenden nationalen Kriegsheer, so doch in den Mannschaften der ausschlaggebenden königlichen und magnatischen Heeresfolgen ein solches Uebergewicht erlangt, dass die Schlachten bereits nach dieser Kampfweise geschlagen werden, aber auch nicht mehr siegreich, sondern meist schon mit wenig Erfolg und grossen Verlusten, weil diese Kampfweise mit dem kriegerischen Genius der Nation im Widerspruch stand. In den 1167 ausgebrochenen und im folgenden Jahre fortgesetzten byzantinischen Kriegen bestand nur noch die aus Chalisen und Petschenegen gebildete Avantgarde aus leichten bogenschiessenden Reiterschaaren und mit diesen wurde beim ersten Zusammentreffen auch noch gesiegt. Das Gros der Armee aber tritt schon, ähnlich den byzantinischen Phalanxen, in geschlossener Masse auf. Ihre Schlachtordnung ist nicht mehr in mehrere besondere Haufen zertheilt, sie hat keine Flügeltruppen von rechts und links. Sie stellt sich in einer dichten Masse auf.

Die Rosse der aufmarschirenden Schlachtlinie bilden, aneinander gebunden, gleichsam eine undurchdringliche feste Mauer, welche nicht mehr im Stande ist die mindeste Beweglichkeit und Selbstständigkeit zu entfalten. Nicht nur die Krieger sind vom Scheitel bis zur Sohle im Panzer, sondern auch die Pferde von der Stirne bis zur Brust. — Mit langen Schwertern, Speeren und Schilden bewaffnet, stürzen die beiden Heere in dichter Masse wie Mauern gegeneinander und die Ungarn, welche in dem ihnen ungewohnten Kampf den Kürzeren ziehen, verlieren die Schlacht. Der Mangel der leicht beweglichen Truppen, der Vertheilung in mehrere Haufen, der Avant- und Arrièregarde und der Reservetruppen, die aus einer unegliederten Reitermasse bestehende Schlachtlinie, die Bewaffnung mit ungewöhnlich langen Lanzen, schweren Schilden und Panzern, das Aufgeben des von den Ungarn früher so erfolgreich angewandten Kunstgriffes der geheuchelten Flucht waren die Ursachen dieser Schluppe derselben.

Das in innere Wirren versunkene Land schöpfte auch keine Lehre daraus. Die Nation, welche längere Zeit hindurch keinen grösseren Krieg geführt hatte, konnte auch in ihrem Kreuzzug nach dem heiligen Lande nicht die richtige Schule für die ungarische Kampfweise finden. Die Waffenübungen des Adels wurden vernachlässigt; das Burgholdenheer war in der Auflösung begriffen; und auch nahezu hundert Jahre nach dem byzantinischen Kriege finden wir das ungarische Kriegsheer ebenso unvorbereitet und mit derselben schwerfälligen Kampfweise am Sajóflusse den Tataren gegenüber aufgestellt. Mit geringer Vorhut und ohne Reservetruppen, auf einen engen Raum zusammengedrängt, wird das Kriegsheer in dichtgedrängten Schlachtreihen aufgestellt. Dazu waren die aneinander gebundenen Zelte mit einem Wagenlager umgeben. Dies diente nicht so sehr als Schutzwehr, wie vielmehr als Hinderniss und Nachtheil, indem es dem ungarischen Heere jede Bewegungsmöglichkeit benahm, welches daher von dem, den Vortheil der einstigen Beweglichkeit der ungarischen Heere noch besitzenden Tatarenheere leicht vernichtet werden konnte.

Erst durch diesen grossen Verlust kommt die Nation wieder



zur Besinnung. Sie beginnt ihre Vertheidigung und ihre Heere aufs Neue, und zwar jetzt nach beiden Richtungen — der neueren und älteren — hin zu organisiren, der alten ungarischen offensiven und der neueren europäischen landwehrhaften Kriegführung gemäss.

#### IV.

Die Tatareninvasion führte zunächst zur Annahme und Nachahmung der entwickelteren Organisation der Forts und Festungen des europäischen Wehrsystems. Die Erfahrung hatte gelehrt, dass die festeren Plätze, die Tatarenangriffe aushaltend, gute Dienste geleistet und einen grossen Theil des Landes gegen ihre verheerenden Ueberfälle zu schützen vermocht hatten. Es hatte zwar auch vorher Schutzwerke und Burgen gegeben; dieselben waren aber nach den entscheidenden Schlachten nicht im Stande stärkeren Stürmen auf die Dauer Widerstand zu leisten.

Der König, welchem auch die schwachen Festen und Forts des Landes keine Zuflucht zu bieten vermocht hatten, von seiner Flucht zurückgekehrt, veranlasst nicht allein den Bau befestigter Städte und Burgen, sondern organisirt auch das nationale Heer. Er übt und rüstet die Nation ebenso für die europäische Kriegführung aufs Neue, wie er andererseits auch die alte nationale Kampfweise wieder herstellt. Hiezu bot sich eben ein neues geeignetes Element in den dem alten ungarischen Heere ähnlichen leichten berittenen Kriegerschaaren der in das Land eingewanderten Kumanen. Die Nation musste es längst wahrgenommen haben, dass sie mit ihrer neueren Kriegführungsweise sich weder mit den Kumanen, noch mit den Petschenegen messen könne. Als diese nach ihren wiederholten Einfällen und Kämpfen noch vor der Tatareninvasion und eben durch dieselbe vorausgedrängt in das Land gekommen waren, mag Béla bereits auf die Kraft ihrer seine Macht verstärkenden Heere calculirt haben. Aber vor der plötzlich hereinbrechenden Tatarenfluth waren die Kumanen noch weder organisirt, noch nahmen sie wegen des wechselseitigen Misstrauens

am Kampfe Theil. Jetzt aber bildeten sie, angesiedelt und organisiert, ein gewaltiges Heer, welches mit der Kriegführungsart der altungarischen leichten Liniencavallerie auch diese Kampfweise der ungarischen Insurrectionsheere erneuern konnte.

Und dieselbe führte in der That fortan von Sieg zu Sieg und wurde durch ihre ausschlaggebende Theilnahme in den Kriegen zwischen Ottokar und Rudolf von Habsburg von Neuem Begründerin einer neuen Weltepoche und mit der Zeit des neueren österreichisch-deutschen Reiches unter der habsburgischen Dynastie.

Es ist in der That interessant zu hören, wie diesen Triumph unserer Waffen und unserer nationalen Kriegführung nicht so sehr die eigenen historischen Aufzeichnungen und längst untergegangenen Heldenlieder unserer Nation, als vielmehr die Berichte und Lieder der fremden deutschen Geschichtschreiber und Dichter bis heute wiedertönen lassen, indem sie auf das treueste unsere alte nationale Kampfweise, sowie auch die Vertrautheit des ungarischen Kriegsheeres mit der neueren europäischen Kampfweise vor Augen stellen.

Die allgemeine Charakteristik dieser Kampfweise besteht zwar auch hier darin, dass die Ungarn sich eigentlich überhaupt nicht der europäischen Bewaffnung bedienen, d. h. dass sie den schweren Panzer, Schild und Helm nicht regelmässig gebrauchen und nicht wie die fremden geharnischten Turnierritter kämpfen. Unsere Heere gehen demnach auf der Flucht zu Angriff und Verfolgung über, sie verstehen keine ruhige Schlachtlinie zu bilden. Sie reizen den Feind durch scheinbare Flucht zur Verfolgung, worauf sie ihn dann, sich plötzlich zurückwendend, in Verwirrung bringen und vernichten.\* So erzählt Peter von Zittau nach Hörensagen, wie er sagt, dass sie den regelmässigen Gebrauch der Waffen nicht verstehen. Bei Ausbruch des Krieges aber schiessen sie (gewiss aus der Ferne, bevor der Feind sie noch wahrgenommen), in einen

\* KARAJAN, Leumund der Oesterreicher, Böhmen und Ungarn 504, welcher indessen diese Züge blos aus dem sogleich weiter unten angeführten Peter von Zittau schöpft. (Sitzungsberichte der Wiener Academie XLII, 50.)



engen Pelz gekleidet, auf flinkem Pferde in schnellem Galopp über das Feld dahinfliegend, von rasch gespannitem Bogen Pfeilgeschosse auf den Feind, welche tiefe Wunden schlagen. Sie stellen sich demnach nicht in Schlachtordnung, wie er sagt, nach schwäbischem Brauch. Die ganze Schlacht verläuft, streng genommen, nur mit Pfeilschiessen. Indem der Reiter den Bogen spannt und die Pfeile rasch nach allen Seiten versendet, deckt er sich dadurch von vorne und von hinten.\*

Richtiger stellt dies der zeitgenössische Ritter OTTOKAR VON HORNECK dar, indem er in seiner Reimchronik den Sieg der Ungarn in der Schlacht auf dem Marchfelde besingt.

«Die dy Unger vellten nider,  
 Sy drukhten hin und herwider  
 In dem Streit hertichleich.  
 Als sy dacz Frankreich  
 Hieten vechten gelernt.  
 Wer gicht, daz sy nicht wernt,  
 Noch tawrn undern Helmen  
 In hiez und in Melmen?  
 Hiet sew des tages der gesehen,  
 Der muest in der furwar jehen,  
 Sy kunden Swebischen vechten.  
 Wenn sy darczy gerechten  
 Mit Rossen und mit Harnasch  
 Ain Drescher nie so gedrascht etc.\*\*\*

Obgleich es demnach unzweifelhaft ist, dass das ungarische Kriegsheer die Marchfelder Schlachten, verstärkt durch die kumanischen Schaaren, mit der altungarischen Kampfweise gewonnen hat, und auch die ersten Zeilen der Verse OTTOKARS VON HORNECK auf von allen Seiten her zerstreut kämpfende Schaaren solcher leichten Reiter deuten, so ist aus der weiteren Schilderung doch ersichtlich, dass einzelne Abtheilungen des ungarischen Heeres damals, auch als in der europäischen Kampfweise bewandert und geübt, Ueberlegenheit an den Tag gelegt haben.

\* DOBNER Monumenta V, 336.

\*\*\* Vgl. PETZ Script. rer. Austr. III. Cap. 155, 150.

Auch die anderweitigen Angaben aus dieser Zeit sprechen ausnahmslos mit Bewunderung von der eigenartigen ungarischen Kampfweise. Wie sie mit Pfeilen aus der Ferne sicher zu schiessen und tödtlich zu treffen verstehen.\* Wie behend und ausdauernd sie im Dahinsprengen Pfeile zu schiessen verstehen.\*\* Diese kriegerische Tapferkeit und Ueberlegenheit der Ungarn war so sehr zur Anerkennung und in die Mode gekommen, dass damals eine Zeit lang die Nachahmung der kriegerischen Tracht, Sitte, Haltung der Ungarn zu den Erfordernissen einer heldenhaften, martialischen Gestalt gehörte. Der Herzog von Oesterreich, Friedrich der Streitbare, ahmte die Ungarn, obgleich ihr steter Feind, dennoch in ihrer Tracht nach; unzweifelhaft auch in ihrer Bewaffnung, weil er nur so mit ihnen erfolgreich kämpfen konnte. Es folgten ihm damals hierin auch die österreichischen und böhmischen Ritter.\*\*\*

Am meisten auffallend scheint unter den übrigen *ein* Charakterzug, welcher den, wie es heisst, «hochmüthigen, aufgeblasenen, auf ihre Nation stolzen und jeden Fremden geringschätzenden» Ungarn damals vorzugsweise zugeschrieben wurde: dass sie nämlich im Kampfe, wie in den internationalen Beziehungen, in diplomatischen Staatsangelegenheiten schlau und heuchlerisch, hinterlistig und falsch seien. Dieser dem heutigen ungarischen Charakter so fern liegende Zug müsste, wie es scheint, zum nicht geringen Nachtheile unseres internationalen Lebens seitdem abhanden gekommen sein. Denn mit dieser Schlauheit konnten jene Charakteristiken offenbar nur die kriegerische Geschicklichkeit der Ungarn meinen. Aehnlich wie die mittelalterlichen Chronisten die kriegerische Ueberlegenheit und die Siege der Ungarn mit dem wilden gewalthätigen Charakter derselben motivirten: können wir auch diese Schlauheit kühn auf die Kriegslisten derselben deuten: auf die Geschicklichkeit den Feind zu täuschen, zu über-vorthellen, indem sie ihn mit ihren Pfeilen unversehens schon aus

\* OTTACKER's Chron. rithmicum Cap. 95.

\*\* A. a. O. Chron. 723.

\*\*\* KARAJAN, Leumund a. a. O. 525.



der Ferne und aus dem Hinterhalte angriffen, ihn umgingen, umzingelten, in geheuchelter Flucht ihn übermannten. Dies kennzeichnet aber zugleich auf das treueste unsere damalige Kriegsführung, welche zum Theil noch immer die alte bewegliche ungarische Kampfweise war, im Gegensatze zur turniermässigen Kampfweise der schwerfälligen, zu Angriff und Bewegung ungeeigneten, panzerbelasteten Ritter. So klagen die deutschen Chroniken von unseren steirischen Grenzkriegen, dass die Ungarn das Land unvermuthet überfallen, hierauf hinterlistig durch geheuchelte Flucht ihre Verfolger auf ungarischen Boden gelockt, hier aber dieselben von allen Seiten umzingelnd bis auf den letzten Mann niedergemetzelt oder gefangen genommen hätten.\*

Auch noch zwei Jahrhunderte später lautet bei GALEOTTI die Charakteristik der Ungarn so: Dass über ein so vortreffliches Volk, wie die Ungarn, zu herrschen eine grosse Ehre sei, indem dieselben ebenso muthig und tapfer, wie schlau und listig seien, — also nicht allein muthige Kämpfer, sondern auch der Kriegslisten kundig, — was GALEOTTI als echter Renaissance-Schriftsteller der Art erklärt, dass die Ungarn darin dem Brauche der Völker des alten Pannoniens folgen, von welchen bereits Tibellus gesagt habe, dass ihre Tapferkeit und Klugheit, welche in Listen bestand, bereits von den Römerheeren gekannt und gehasst worden sei.\*\* Wenn indessen die Wissenschaft GALEOTTI's weiter gereicht hätte und ihm über die römische Literatur hinaus auch die Byzantiner und mittelalterlichen Autoren bekannt gewesen wären, so würde er in ihren Werken jenen ursprünglichen Charakterzug der ungarischen Kriegsführung bereits treuer verzeichnet gefunden haben, wie listig und verschwiegen ihre Heere und Heerführer im Kriege seien.

\* PERTZ: Monumenta SS. IX. 638. Contin. S. Crucensis.

\*\* De dictis et factis Matthiae Regis cap. XXXII. — KARAJAN, Leu-  
mund a. a. O. 499.

## V.

Das lange Interregnum und das Wirrsal der Erbfolgekriege, welches mit dem Ausgange der Árpáden eintrat, war geeignet kampfgestählte Heere zu erziehen. Aber die Heeresorganisation des in Parteien zerbröckelten Volkskörpers verfiel immer mehr und mehr. Die Befreiung der kriegspflichtigen Burgholden, der verarmte Mitteladel, die mächtig gewordene Oligarchie führte zum Stellvertreter- und Söldnersystem. Dafür konnten zahlreiche, in den langen Parteikämpfen kriegsgeübte Truppen in Bereitschaft stehen, als die auf den Thron gelangten Anjou's anfangen nach der damaligen europäischen Sitte Heere aufzustellen, welche sie nicht mehr zur Entwicklung der die Interessen der Nation verfolgenden Heeresorganisation, sondern zur Förderung ihrer persönlichen dynastischen und politischen Zwecke benötigten.

Dass die aus Magyaren und Kumaniern organisirte leichte Cavallerie unter guter Führung und bei der nationalen Kampfweise sich auch da sofort hineingefunden habe, beweisen die siegreichen Kämpfe Karls I. und die so verwegenen italienischen Feldzüge der Reiterschaaren Ludwigs des Grossen, deren Bravour oft nicht geringer gewesen, als diejenige der abenteuernden Heere der Árpád-schen Heerführer. Die Beschreibungen, welche der italienische Notarius GRAVINA als Augenzeuge von den Heldenthaten dieses ungarischen Reiterheeres giebt, klingen ähnlich den Kriegsepisoden eines grossen nationalen Epos.\* Die ungarische Fahne wehte damals wieder auf vielen Schlachtfeldern Europas und war von den Wällen Neapels, Aversas und Canossas angefangen bis nach Litthauen hinein, vom adriatischen Meere bis zu den Küsten des schwarzen und baltischen Meeres aufgepflanzt. Neben den leichten Siegen liess auch die Ausdauer und Disciplin, die nationale Selbstbewusstheit und Treue nichts zu wünschen übrig. Als die unter der

\* In Muratori, Script. rerum Italicorum.



Führung des ersten Condottieri, Werner, stehenden deutschen Söldnertruppen, deren Organisation für die in die Mode gekommenen Miethtruppen fortan als Muster diente, unzufrieden mit der Löhnung und Beute, sich auflehnen, metzelt das ungarische Reiterheer die mit ihm unter *einer* Fahne kämpfenden Empörer auf den Befehl des Königs bis auf den letzten Mann nieder.

Ein solches Heer trug bereits die Bedingungen eines stehenden Heeres in sich. Neben demselben besass das Land zwar sein persönliches Adels- und Comitats-Aufgebot; aber dieses tritt immer mehr in den Hintergrund und nimmt damals schon einigermaßen den Charakter des Volksaufgebotes und der Reserve an. Es entstehen mehrere Arten derselben: das allgemeine und das partielle Aufgebot, welche sich wieder nach der Rücksicht auf die blosse Abwehr des in das Land fallenden Feindes oder auf den Kriegsdienst ausserhalb der Landesgrenzen modificiren.\* Siegmund setzt die Entwicklung dieser Richtung, wiewohl mit wenig Erfolg, weiter fort. Die Bänderien, Miethtruppen, die Stellvertretung und Geldablösung bilden nunmehr das System. Während bisher systematisch nur die Freien, die Grundbesitzer das nationale Kriegsheer bilden konnten, wird dem Gesetze Siegmunds gemäss nun auch der Bauer, als Appertinenz der adeligen Güter, aufgenommen.\*\* Nur im Falle der Unzulänglichkeit jener nehmen die Landtage noch die persönliche Insurrection der Nation in Anspruch. Auch die Ausrüstung und Bewaffnung nähert sich immer mehr der europäischen, obgleich die Aeusserlichkeiten dieser: die schwere Reiterei, die turniermässigen Kämpfe nicht im Stande waren bei uns vollständig Boden zu fassen, trotzdem dass Siegmund die ungarischen Reiter in seinem Gefolge durch ganz Europa mit sich führt und sie mit den äusseren Zierraten der Reiterturniere, Wappen, Helmen u. s. w. aufputzt.

Die fremdartige Heeresorganisation führte wieder eine Cata-

\* S. HORVÁTH, Kisebbsört. m. honvédelem (Kleine historische Schriften. Landesvertheidigung), I. 178.

\*\* A. a. O. 181.

strophe der Nation herbei. Sie muss mit einem neueren Volke, mit den Türken, den Kampf aufnehmen, welche dem damaligen ungarischen Heere weit überlegen waren.

Nur das Heldengenie der Hunyadi war noch im Stande das Verderben eine Zeit lang aufzuhalten. Ungarn ist dadurch, wie ein geistreicher Schriftsteller sagt, zum Thermopylä und Marathon Europas geworden. Die Ueberlegenheit der Johannes und Mathias Hunyadi bestand wieder in der Neubelebung und Geltendmachung der ungarischen Kriegstüchtigkeit und Kampfweise. Johannes — welcher nach BONFINIUS früher unter den Visconti's in Milano die neuere Kampfweise der Renaissance erlernt hatte — ordnet angesichts der drohenden grossen Gefahren allgemeine Volksaufgebote an, führt auch unter diesen Insurrectionstruppen die alte Kriegführung wieder ein und verdankt seine Siege der Anwendung der altungarischen Heerestraditionen.\*

Die neubelebte alte Tapferkeit und Heeresorganisation verstand des heldenmüthigen Vaters grösserer Sohn Mathias mit den neueren Errungenschaften der Kriegführung und Kriegswissenschaft zu verbinden. In der Kriegführung traten zu dieser Zeit zwei epochale Wendungen ein. Die eine derselben war die mit der Renaissancezeit in Mode gekommene Wiederbelebung und Anwendung der Traditionen der classischen Kampfweise; die andere war die Erfindung der Feuerschusswaffen.

König Mathias nahm einestheils, seiner classischen Bildung zufolge, die Renaissanceformen seiner Zeit nicht nur an, sondern bildete dieselben auch noch höher aus, — so dass die an seinem Hofe und in seinem Lager weilenden italienischen Renaissance-Gelehrten nicht müde werden können ihre Verwunderung darüber auszudrücken, dass sie in seinem Lager neue Schlachtlinienbildungen zu sehen bekommen haben, wie sie weder von Xenophon, noch von Polybius, noch von Arrianus und Vegetius beschrieben, noch auch von Epimanondas und Alexander dem Grossen angewendet worden sind, — andererseits verschloss er aber die Augen

\* S. SALAMON a. a. O. 20, 41, 58.



auch vor den Vorzügen der ungarischen Kriegführung und der dem Nationalgenius entsprechenden Kampfweise nicht.

Dies beweist die Art, wie er mit seiner gewohnten Energie das ungarische Kriegsheer organisirt. Während er einerseits auf dem Wege der Werbung und durch Insoldnahme der zersprengten tschechischen Räuberschaaren Giskra's, im «schwarzen Heere» eine echt classische Veteranen-Legion herstellt, organisirt er andererseits auch das nationale Heerescontingent. Neben dem königlichen Heer, den Magnaten- und Prälaten-Bänderien lässt er auf dem Szegediner Landtag je einen Mann von zwanzig zum Kriegsdienst nehmen. Indem er diese Truppe neben dem stehenden legionären Soldatenheer, als leichte berittene Husa'entruppe verwendet, schafft er in derselben offenbar ein dem Kriegsgenius der Nation entsprechendes Heer. Dem entspricht auch die Proportion. Während seine schwarze Legion, seine Infanterie, welche den Kern seines stehenden Söldnerheeres gebildet haben mag, blos 8000 Mann zählte, beläuft sich seine Reiterei in dieser Proportion nach der Berechnung des BONFINIUS auf 20,000 Mann.

In beiden Waffengattungen, mit der schwarzen Legion zu Fuss und dem berittenen Husarenheer, war er auf die Kriege von Europa von epochaler Wirkung. Denn die sogenannte Chalonser 1445er Ordonnanz-Cavallerie des Franzosenkönigs Karl VII., welche die Kriegsgeschichte als die erste stehende Armee zu betrachten pflegt, \* trat kaum einige Jahre vor der Errichtung der oben erwähnten Infanterie- und Cavallerietruppen des Königs Mathias ins Leben, und Kaiser Maximilian, der erste Reorganisator des deutschen Kriegsheeres, folgte erst fünfzig Jahre später dem Vorgange Mathias'. \*\* Was aber in diesem Einflusse Mathias' auf die europäischen Kriegsheere massgebender ist, ist der Umstand, dass Maximilian geradezu die Reste der unter Mathias' feigen Nachfolgern aufgelösten schwarzen Legion übernahm. Die im Lager erzogenen Sprösslinge dieser bildeten zugleich später den

\* BOUTARIC Institutions Militaires 308.

\*\* MEYNERT a. a. O. 93.

Grund der ersten stehenden deutschen Infanterie-Söldner, der sogenannten Landsknechte.\* Nicht minder ging Mathias mit der Errichtung der leichten Liniencavallerie voran. Während der Ordonnanz Karls VII. und der schwere Reiter Kaiser Maximilians sich kaum bewegen konnten, dem einen auf dem Schlachtfelde fünf, dem anderen sieben Diener und Knappen zur Seite sein mussten, damit er aufsitzen und sich auf dem Pferde erhalten, d. h. kampffähig sein könne, war der Husar des Königs Mathias für sich allein vollständig kampffähig und erinnerte nach dem Worte eines Kriegsschriftstellers jenen gegenüber an die Redeweise: «Selbst ist der Mann». Auch damit schuf Mathias wieder eine so vorzügliche Waffengattung, welche, wie sie die ungarische Tapferkeit zu Weltruf brachte, ebenso auch sozusagen in sämtliche Kriegsheere Europas aufgenommen wurde, deren leichte Cavallerie bis auf den heutigen Tag die Husarentruppe bildet. Kaiser Maximilian war es wieder, der sich nach dem Tode des Königs Mathias beeilte, neben dessen schwarzer Legions-Infanterie die Institution seiner Husaren-Cavallerie zu übernehmen. Er beruft und engagirt die Husarenofficiere Mathias', damit sie für ihn eine ähnliche Truppe ausbilden.\*\*

Diese ungarische Cavallerie-Institution des Königs Mathias hatte für das nationale Heerwesen noch *den* hervorragenden Vortheil, dass die ritterliche Leichtigkeit und Tapferkeit, die Eleganz und Pracht der den Neigungen des ungarischen Volkes zusagenden Husarentruppen den Adel und die Magnaten anzog, welche sich als Officiere und Anführer an die Spitze ihrer Schaaren stellen liessen. Infolge hievon sehen wir im ungarischen Heere dieselbe Wandlung eintreten, welche auch die Chalonser Ordonnance Karls VII. zur Folge hatte, dass sich der Adel zur Uebernahme der Officiersstellen bei der durch ihn errichteten stehenden Reitertruppe herandrängte. Bei uns hört mit der Auflösung des Mathias'schen Heeres auch dieser Dienst auf. Wir sehen zwar

\* MEYNERT a. a. O. 93.

\*\* MEYNERT a. a. O. 87.



auch in der Zeit der Türkenherrschaft an der Spitze unserer Reiterschaaren in der Regel unsere Magnaten. Dies war aber mehr nothgedrungener freiwilliger Dienst und nicht mehr System. Bei uns fehlte auch später noch lange der scharfe Geist und die starke Hand eines Richelieu, der es verstanden hätte, den Dienst des Adels im Heere permanent zu machen und zu organisiren. Als dies später auch bei uns Brauch wurde, kam es schon mehr als französische Mode herein, und ist als solche und nicht als wahrhaft nationale Institution gegenwärtig auch wieder aus der Mode gekommen.

Indessen war dies jedenfalls Mathias' genialste Conception, dass er es verstanden hat, die Kriegführung des alten leichten Reiterheeres seiner Nation mit der entwickelten Taktik und Strategik seiner Zeit in Einklang zu bringen. Dem hatte er es zu verdanken, dass er den ihn von allen Seiten bedrohenden Feinden obsiegte. Seine schwarze Legion und seine Husarenreiterei konnte es mit der Janitscharen-Infanterie und Spahi-Reiterei der Türken ebenso aufnehmen, wie mit der deutschen, österreichischen und böhmischen schweren gepanzerten Reiterei und Infanterie.

Von dieser Ausbildung des ungarischen Kriegsheeres giebt uns die Schilderung des Augenzeugen BONFINIUS ein höchst entsprechendes und wirklich lebendig anschauliches Bild. Er, der als Geschichtschreiber auf der Höhe der classischen Renaissance stand, und der, wie er selbst erzählt, Alles gelesen hatte, was über die classische Kriegskunst bekannt war, überdies ebenso genau die Kriegsheere Italiens kannte, hat, wie er sagt, in Mathias' Kriegsheere voll Verwunderung Kriegskünste gesehen, von welchen er in den Classikern nie etwas gelesen und in den berühmten Condottieri-Heeren Italiens nie etwas gesehen hatte. Aber er hat bei Gelegenheit der Heeresrevuen des Königs Mathias auch Alles das vor seinen Augen vorüberziehen gesehen, was er nur je in den Classikern von der Kriegskunst der grossen Heerführer gelesen hatte. Bald, sagt er, marschiren die Heerschaaren in Keilform, bald in Zangenform auf, bald nehmen sie eine Kreisauftellung an, bald gehen sie in die Dreieck- und Viereck-Auftellung mit Schartenformation über. Was

ihm aber am wunderbarsten geschienen, weil er dergleichen bisher nie gehört und gesehen, sagt er, das war die Scorpionform der zum Angriff übergehenden Schlachtlinien. \*

Diese letztere könnten wir nach der Auffassung einer kriegswissenschaftlichen Autorität, sowie auch nach der ungarischen Kampfweise, so erklären, dass die Avantgarde und die vorgeschobenen Heeresflügel die ausgestreckten Beine der Scorpionsgestalt gebildet haben, welche den Feind von zwei Seiten umzingelnd zusammenpressten. Die mehrfachen Reihen des dichter gedrängten Gros der Armee, mit welcher dieselbe in der Frontlinie gegen das Gros des Feindes vorging, bildeten den breiteren und tieferen massigen Körper des Scorpions mit den Reihen seiner zahlreichen Füße. Der Gestalt des langen Schweifes des Scorpions entsprach ferner ebenso die lange Reserve und der Zug des Heergefolges und der Packwagen. Alles dies könnte offenbar das Bild der mit der europäischen Kriegführung combinirten ungarischen zeigen. Die nach vorne zu ausgestreckten zangenförmigen Flügel und Avantgarden, sowie die unterbrochenen grossen Reiterhaufen der langen Reserve, deuten insgesamt hierauf hin. Unzweifelhaft wird das Ueberwiegen dieser ungarischen Kampfweise auch durch das erwähnte numerische Uebergewicht der Reiterei über das Fussvolk in der Armee Mathias' gefördert, welche, wie erwähnt, auf 8000 Fussgänger 20,000 Reiter zählte. \*\*

Kein Wunder, dass die Fürsten Italiens, in deren berühmten Condottieri-Heeren die Kriegskunst der classischen Renaissance schon so entwickelt war, die Kriegsschaaren des Königs Mathias höher schätzten. Die Söhne der Fürsten, wie der für den Thron von Neapel bestimmte Prinz Ferdinand von Ferrara und dessen Bruder, wurden in das Lager des Königs Mathias gesandt, um von ihm die Kriegführung zu lernen. \*\*\* Und die ungarischen

\* Bonfinis Decad. IV. lib. VIII. p. 468—69 (der 1860er Kölner Ausgabe).

\*\* Bonfinis a. a. O.

\*\*\* Monum. Hist. Hung. Diplomatai emlékek Mátyás király korából III, 77.



Hilfstruppen des Königs Mathias, die Husaren und Flintenschützen, wurden auf den Hauptstationen Italiens als Elitetruppen verwendet.\*

Ein solches Kriegsheer konnte nur durch eine grosse Kriegspraxis und eine strenge Disciplin herangebildet und nur durch begeisternde Siege und die grossmüthigen Belohnungen der Sieger aufrecht erhalten werden. Mathias verband auch in dieser Beziehung auf das glücklichste die Eigenschaften des grossen Heerführers. Durch diese bildete er sich so viele tüchtige Heerführer heran, dass BONFINIUS nach der damals üblichen classischen Ausdrucksweise sagen konnte: auch das trojanische Pferd habe deren nicht mehr und nicht vorzüglichere geboren. «Denn bewundernswürdig ist, sagt er weiter, die strenge Disciplin und Kriegszucht, in welcher Mathias sein Volk übte. Nie habe ich Soldaten gesehen, welche Kälte und Hitze, Arbeit und Hunger leichter ertragen, dem Commando geschickter gehorcht hätten, fröhlicher in den Kampf gestürzt und in den Tod gegangen wären.»

Seine Feldzugsoperationen waren überdies von einer höheren politischen leitenden Idee durchdrungen. Um sein Reich vor dem von Osten her drohenden Verderben zu schützen, wünschte er ein starkes westliches Reich zu schaffen. Als er zu diesem Zwecke weder in Oesterreich, noch in Böhmen im Stande war Bundesgenossenschaft zu finden, wollte er aus ihnen ein grosses Reich bilden. Er nahm die unterbrochene dynastische Politik der Anjou's, Luxemburger und Habsburger wieder auf und wünschte dieselbe dem Osten gegenüber zur internationalen zu machen; bevor er jedoch diese Idee verwirklichen konnte, schied er aus dem Leben. Aber seine Idee überlebte ihn. Wiederum war es das Haus Habsburg, welches dieselbe aufgriff; nur hätte dieses jetzt umgekehrt das ungarische Reich in Oesterreich einverleiben sollen. Dem Kaiser Maximilian, welcher sich beeilte die Heerestraktionen des Königs Mathias in den Resten der schwarzen Legion und in den Repräsentanten der Husarentruppe desselben zu übernehmen, gelang es auch,

\* A. a. O. 3, 5, 38.

diese Idee für Oesterreich in seinen Nachfolgern hinüberzunehmen, bis endlich seine Enkel von den unfähigen Nachfolgern des Königs Mathias auch dessen Reich übernehmen konnten. Hiemit aber geht der alte Ruhm unserer selbständigen Heere bereits zu Ende und beginnt deren neue, zweifelhaftere Periode. Es gab nur noch einen Ungar, Gabriel Bethlen, in dem, wie es scheint, die Idee eines auf die österreichische Bundesgenossenschaft gegründeten starken selbständigen ungarischen Reiches von Neuem aufblitzte, als die Nation wahrnahm, dass Oesterreich ausser Stande sei das Reich vor der türkischen Invasion zu schützen. Aber als auch Bethlen und die Nation dies zu thun ausser Stande waren, die Herrscher Oesterreichs dagegen dazu immer vermögender wurden als die Nation, gerieth damit auch die staatliche Selbständigkeit Ungarns immer mehr in Verfall.

Zur hier behandelten Periode gehört aber noch jene andere epochale Wendung in der Kriegführung, die Erfindung der Feuer- schusswaffen. Die anfänglich ungeschickte und schwerfällige Verwendung derselben, wie sie damals an der Kriegführung noch nicht viel ändert, kann hier nur insofern in Betracht kommen, inwiefern sie auch auf unsere nationalen Truppen von einigem Einflusse gewesen. Ein Ungar, Magister Urban, ist einer der Ersten gewesen, der grössere Kanonen construirte. Er hat auf Bestellung des Sultans Mahomed die bis zu jener Zeit grösste Kanone verfertigt, welche mit ihren 600 Pfund schweren Steinkugeln in den Wällen Constantinopels zuerst Bresche schoss. Und der Hermannstädter Johann Hasenwein soll schon damals ein Werk über die Artillerie («Ueber die Archelei») geschrieben haben. Demnach hat, wie ein Kriegsgeschichtschreiber sagt, wenigstens mittelbar Ungarn zum ersten höheren Aufschwung des Artilleriewesens den Anstoss gegeben. Trotzdem tritt dasselbe bei uns bedeutend später als anderswo in Gebrauch, wenn es wahr ist, dass bereits in der Schlacht von Crecy zum ersten Mal Feuerschusswaffen gebraucht worden seien. Doch die hierauf bezüglichen ersten Mittheilungen sind zweifelhaft, weil die von den alten Kriegsmaschinen, wie sie auch bei unseren Truppen in Verwendung waren, gebrauchte



Benennung «ingenium» vorläufig auch für die Feuerschusswaffe gebraucht wird. Die ungarischen Truppen gelangen zuerst durch den Belgrader Sieg in Besitz einer beträchtlichen Menge den Türken hier abgenommener Kanonen und Feuergewehre. Mathias' Truppen sind mit solchen bereits reichlich versehen und ihre Ausrüstung damit ist stärker, als diejenige der ihnen gegenüberstehenden Heere. Sie werden jedoch meist nur noch zur Beschiessung von Festungen verwendet, und auch hierin leisten die alten Kriegsmaschinen häufig noch bessere Dienste.

Nach Mathias geht auch dies Alles zurück. Auch die alte ungarische Kriegführung wird unter seinen Nachfolgern nur noch im Bauernaufstand und zur Niederwerfung der wegen Nichtauszahlung des Soldes meuternden schwarzen Legion gebraucht, indem die gegen sie gesandten Truppen sie in eine Falle locken und durch Ueberfall aus dem Hinterhalte übermeistern. — Die mit der Tapferkeit verbundene Kriegslist, Schlaueit und Klugheit war, nach den früher angeführten Worten GALEOTTI's, zur Zeit des Königs Mathias noch ein allgemeiner Charakterzug der ungarischen Kriegs- und Staatskunst. Unter seinen Nachfolgern aber war dieselbe im Heere wie im Staate bereits im Aussterben; als die in Parteien zerklüftete Nation feige sich selbst verliess, sehen wir ihre grösserentheils nur schon banderiale schwere Heeresmacht bei Mohács in solch' unkluger Weise aufgestellt. Bei dem Abgange der klugen Kriegführung der ungarischen leichten Reiterei ist es kein Wunder, dass die Nation, besiegt, im Heer- und Staatswesen für Jahrhunderte verfiel, da diese beiden meist Hand in Hand gehen.

## VI.

Hiemit könnten wir unsere Studie über ungarische Kriegsgeschichte auch schon abschliessen. Denn es ist nur wenig, was wir fortan von der speciellen Entwicklung des ungarischen Heerwesens sagen können. Nicht als ob unsere Heere fortan gefeiert, nicht als ob bei uns keine Helden mehr das Licht der Welt erblickt

hätten. Im Gegentheil. Das Leben der Nation war jetzt mehrere Jahrhunderte hindurch ein ununterbrochener Krieg im Innern und nach aussen, das Land war ein permanentes Kriegslager, ein Schauplatz ununterbrochener Schlachten. Aber unter der Blutarbeit des fortwährenden Kampfes findet die Culturgeschichte wenig Aufzeichnungswürdiges für die nationale Kriegskunst, wenn die alte Tapferkeit auch hie und da in ihrem alten Glanze aufblitzt. Unsere Kriegskunst erscheint jetzt nur in vereinzelten zerstreuten Zügen. Ihre Geschichte ist bis jetzt noch so lückenhaft und zusammenhanglos, dass wir sie in einzelnen Aphorismen niederschreiben könnten. Das tiefere Studium wird mit der Zeit auch die verbindenden Fäden dieser Züge entdecken. Vorläufig sehen wir thatsächlich nur so viel, dass ein Mann fehlt, der so viel Kraft und aufopfernden Heldenmuth unter einer Fahne vereinige. In gesonderten Lagern kämpfen sie gegeneinander und ausserdem noch mit dem Türken oder dem Deutschen, verbluten sozusagen einzeln an der Spitze ihrer kleinen Schaaren. Und nur hiebei kommt nicht allein die alte Tapferkeit und Kampfbegeisterung, sondern auch die — Bravour mehr als Kampfweise und Kriegskunst der leichten ungarischen Cavallerie zum Vorschein. Und auch diese liefert der europäischen Heeresentwicklung noch ein neues Element. Obgleich bei Mohács das unverantwortlich kleine Heer nur in dichtgedrängter Schlachtlinie kämpfend dem Tode entgegengieht, bekommen wir doch später wieder von den beweglichen leichten Reiterescadronen zu hören. Und bei Schmalkalden in der Schlacht am Mühlberg erregten die pfeilschiessenden ungarischen Husaren ungeachtet ihrer geringeren Anzahl inmitten der vorzüglichen deutschen kaiserlichen Truppen nicht nur durch ihre Erscheinung und Kriegführung Aufsehen, sondern errangen auch mit ihrer alten nationalen Kampfweise einen entscheidenden Erfolg, indem sie auch den Anführer des Feindes mittelst Ueberfalls aus dem Hinterhalt gefangen nehmen. Obgleich die Geschichte von mehreren derartigen Schlachten zu berichten weiss, vermag sich in Ungarn doch, bei der doppelten Unterdrückung und dem Parteihader, kein ungarisches Heer für eine grössere Action zu bilden.



Wir wären ungerecht, wenn wir glauben würden, dass es am Streben nach etwas Besserem gefehlt habe. Es fehlte vielmehr nur an der Ausführung, an der dazu befähigten Kraft, an dem Manne, der die rettende That vollbracht hätte. In unseren Gesetzen drängen sich nämlich damals immer mehr und mehr die auf die Errichtung des Kriegsheeres bezüglichen Artikel. Es ist bezeichnend, dass eine der namhaftesten Institutionen der heutigen Heeresorganisation, die Aufstellung der sogenannten Cadres der auf dem Friedensfusse befindlichen Heere, die ungarischen Reichstage schon damals beschäftigte. Neuerlich streiten die ersten Nationen der Welt darüber, welche von ihnen diese epochale Institution zuerst erfunden habe.\* Bei uns war dieselbe weit früher bekannt, als bei ihnen allen. Nicht allein die Chargen unseres alten Burgholdensystems, die sesshaften Capitanate unserer Bischofs- und Adelssitze bildeten solche Cadres, sondern auch das bereits 1546 ausgearbeitete Reglement des ungarischen Reichstages eilte der grossen Idee der Minister und Cardinäle Louvois, Khlesel und Richelieu um ein Gutes voran. Aber auch dies blieb, wie so vieles Andere bei uns, blos auf dem Papier. Die Nation hatte keine ihrer würdige Führer und so vermochte sie sich nicht zu grossen Thaten aufzuraffen. Trotzdem, dass es in Ungarn äusserst leicht war Soldaten zu werben und dass die Reichsstände in ihrer 1547er Reichstagsadresse an Ferdinand schrieben, dass «die ungarischen Soldaten die billigsten und gegen die Türken brauchbarsten seien; er möge nur die durch die Türken aus ihren Stammsitzen Verdrängten in Sold nehmen,» — kommen doch grösserentheils fremde Söldnerheere in das Land, und so oft es gilt, den Kampf mit dem Türken oder Deutschen aufzunehmen, fehlt es immer an der ausreichenden ungarischen Truppenmacht. Im Laufe der Zeit kauft sich der Adel regelmässig durch einfache Zahlung los, für welche ein bestimmter Tarif angefertigt wurde. Die allgemeine persönliche Insurrection des Adels bestand fortan blos auf dem Papiere.

\* GINDELY, Gesch. d. dreissigjähr. Krieges, I, 223.

Das wirkliche ungarische Heer ist damals, von ein paar opferwilligen Prälaten und Magnaten erhalten, beinahe nur noch an den Landesgrenzen, in den Grenzfestungen des vom Türken unterjochten Reiches zu finden, wo es seine, einer besseren Aufgabe würdige Kraft und Tapferkeit in Abwehr und Angriff kleinweise vergeudete. Hier wurde auch die altungarische Kriegführung noch einigermassen geübt, indem die Kämpen kampflustig auf raschen Rennern umherschwärmten und die beuteführenden Türken aus dem Hinterhalte angreifend niederwarfen. Aber zu einer neueren Entwicklung der ungarischen Kriegführung kam es dabei nicht. Desto mehr diente das Ungarland mit seinen endlosen Türkenkriegen den Kriegssöldnern des gesammten Europa als Schule. Die fremden Söldner, die nicht für ihr Vaterland, sondern nur für ihren Sold und ihre Person kämpften, legten natürlich das Hauptgewicht auf den Schutz ihrer Person, manövrirten folglich der Art, dass der Krieg sich je mehr in die Länge zog, je weniger Menschenopfer kostete, und dass es zu keinen Entscheidungsschlachten kam. Je weiter sich aber diese Manier der söldnerischen Kriegführung entwickelte, desto unvernünftiger wurde sie. Der Krieg, der einst Lebensfrage, sodann Gewerbe und Kunst gewesen, wurde nun leeres Spiel. Später wendete es sich zwar immer mehr zum Besseren, als einerseits der Türke immer schwächer wurde, andererseits das ungarische Heer, sich allmählig erholend, immer mehr zu Kräften kam und auch das Urtheil über die theoretischen Künsteleien der bisherigen Kriegführung immer nüchterner wurde. Aber auch nach dem Aufhören dieser Manier der Kriegführung dauert unter den in unserem Vaterlande operirenden Heerführern und Heeren noch eine Zeit lang ein eklektisches Durcheinandergebrauchen ihrer Formen fort.

## VII.

Dazwischen hören wir blutwenig von der Kampfweise unserer eigenen nationalen Kriegführung. Erst in den ersten grösseren Aufständen, in den Bocskay- und Bethlen'schen nationalen Käm-



pfen, begegnen wir wieder einer grösseren und compacteren Action ganzer ungarischer Kriegsheere. Da sie für Vaterland und Freiheit kämpften, des Sieges, nicht des Soldes und des Kampfsportes wegen, so schlugen sie auch wieder Entscheidungsschlachten und bisweilen neigt sich auch der Sieg entschieden auf ihre Seite. Sie stehen oft den geübten Heeren der ersten Heerführer Europas, wie Dampierre und Longuevall-Buquoi, gegenüber und wissen, wenn auch die Schlachten nicht definitiv zu entscheiden doch zu ihren Erfolgen namhaft beizutragen.

Ja auch diese Kämpfe bilden wieder ein hervorragendes ungarisches Kriegercorps in den Haiduken aus, welches mit Vorrechten und Besitz begabt einigermassen den deutschen Landsknechten ähnelt. Diese Infanterie bildet fortan das stärkste Element der ungarischen Truppen, insbesondere unter den Aufständischen. In der neben derselben ebenfalls in namhafter Zahl auftretenden Reiterei können wir aber kaum mehr weder die ältere berühmte Husarentruppe des Königs Mathias, noch die spätere des schmalkaldischen, siebenjährigen und Erbfolgekrieges erkennen. Die Reiter im Heere Gabriel Bethlen's sind nicht einmal Husaren, sondern Spiessträger, «der Spiess aber ist in der Hand des Reiters zu nichts nütze», wie Nicolaus Zrinyi in seinem kleinen Tractat über Kriegskunst sagt. Aber auch so ist Gabriel Bethlen beinahe das einzige Feldherrntalent dieses Zeitraums. Er besass auch jenes altungarische Kriegführungsgeschick und jene politische Klugheit, welche die allgemeine Meinung dem schlaun und hinterlistigen Charakter der Nation zuschrieb, indem sie den unvermuthet aus dem Hinterhalt hervorbrechenden Angriff unserer Truppen, die Umgehung des Feindes, die kriegerischen und anderweitigen Listen schildert. Bethlen's ungarisches Heer errang durch Ueberraschung, Angriff aus dem Hinterhalt, geheuchelten Rückzug gar manchen Vortheil und Sieg gegenüber den Heeren der berühmtesten Strategen dieser Zeit, wie Dampierre und Buquoi, welche selbst beide, von ungarischen Truppen aus dem Hinterhalt überfallen, den Tod fanden. Aehnlich vernichtet aber auch Nicolaus Eszterházy an der Waag die türkischen

Hilfstruppen Bethlen's, indem er sie mit seinen ungarischen Reitern umgeht und unversehens aus dem Hinterhalt überfällt. Wir könnten zur Charakteristik der ungarischen Truppen eine ganze Menge solcher Episoden aus den früheren und späteren türkischen, aus den Rákóczi'schen und Tököli'schen Kriegen anführen, ohne dass unsere Kriegsgeschichte in Wahrheit von einem ungarischen Kriegsheere und wirklicher ungarischer Kriegführung und Kampfweise in jener Zeit reden könnte.

Die einzige aus diesem Verfall emporragende Gestalt, welcher die Idee der Errichtung eines ungarischen Kriegsheeres in der That als ein hohes Ideal vor Augen schwebte, war Nicolaus Zrinyi, der Feldherr und Dichter, zugleich der erste ungarische Kriegsschriftsteller und Kriegsgelehrte, der jedoch seine auf die Rettung der Nation abzielenden Ideen, in fruchtlosem Kampfe mit charakter- und talentlosen Nebenbuhlern und Verräthern, zu verwirklichen verhindert war. Auch nach seinem Hingange nahm das Schicksal des nationalen Heeres keine Wendung zum Besseren. Es kämpfte wie bisher zerstreut und unorganisirt neben den fremden Truppen weiter fort und hatte auch fernerhin seinen Theil an der Befreiung des Vaterlandes vom Türkenjoch. Aber auch nach der Befreiung vom Türkenjoch und dem Ermatten der nationalen Aufstände dauerte die Herrschaft der fremdartigen deutschen Söldnerheere weiter fort und wurde nur noch drückender. Unter ihrem Drucke erwacht dann die Nation von Neuem und in einem neuen Aufstande bildet sich wieder ein neues ungarisches Heer. In diesem Aufstande Rákóczi's scheinen auch einige Traditionen des nationalen Heeres und die grossen Ideen Nicolaus Zrinyi's wieder aufzuleben, doch gebrach es zu ihrer Ausführung an der vollen Fähigkeit. Mit der Taktik der leichten Reiter-schaaren erringen auch Rákóczi und Beresényi in ihren Feldzügen gewisse Vortheile und erhalten sich, wenngleich in grossen Treffen fast überall unterliegend, durch sie dennoch sieben Jahre lang im Besitze des Landes.

Der spanische Erbfolgekrieg und bald darnach der siebenjährige Krieg bringt diese Kampfweise der ungarischen Reiterei



in unseren ausgezeichneten Husarentruppen wieder zum Vorschein. Friedrich II., der erste Soldat und Feldherr seiner Zeit, wird durch sie ohne grössere Schlacht aus der Monarchie vertrieben, von unbedingter Bewunderung für sie und von der brennenden Begierde, eine ähnliche Truppe zu besitzen, erfüllt. Und so könnten wir auch durch die für unsere Heere nicht eben ruhm-vollen napoleonischen Weltkriege hindurch wenigstens jene Vorzüge der ungarischen leichten Cavallerietaktik verfolgen, welche dieselbe zu einer der hervorragendsten Waffengattungen der europäischen Heere erhoben haben. Auch in der inzwischen schon im vorigen Jahrhundert bei uns entstandenen stehenden Armee mit ihrem Contingente an ungarischen Regimentern hält nur das Husarenthum die Traditionen der altungarischen leichten Reiter-Kampfwaise und die Ehren der kriegerischen Tapferkeit der Nation aufrecht. Als endlich die Nation neuerdings zum Selbstbewusstsein erwacht in ihrem letzten Freiheitskampfe den beiden damals mächtigsten Armeen der Welt gegenüber stand, gab sie der Welt wieder Zeugniß von jener ihrer alten traditionellen kriegerischen Tapferkeit, Tüchtigkeit und Geschicklichkeit, indem sie, wenn auch unvorbereitet in den Kampf getreten, mit ihrem improvisirten und gar nicht entwickelten Heere doch nur durch die riesige Uebermacht der grossen und gerüsteten Armeen zum Weichen gebracht werden konnte. Die neu ins Leben gerufene Honvéd-Institution vermag für die Zukunft unserer nationalen Heeresentwicklung die schöne Aussicht zu bieten, dass dieselbe unserer besseren kriegsgeschichtlichen Vergangenheit entsprechen werde. Und mit dieser Hoffnung wollen wir unsere kriegsgeschichtliche Studie schliessen.

---

## DIE UNITARIER IN SIEBENBÜRGEN.

(DÁVID FERENCZ emléke. Eliteltetése és halála háromszázados évfordulójára írta JAKAB ELEK, magy. tud. akadémiai lev. tag. Budapest 1879. — FRANZ DAVID's Gedächtniss. Zur dreihundertjährigen Gedächtnissfeier seiner Verurtheilung und seines Todes verfasst von ALEXIUS JAKAB, corresp. Mitglied der ungar. Academie der Wissenschaften. Budapest, 1879.)

**D**as bergumkränzte Siebenbürgen überragt durch seine natürlichen, ethnographischen und geschichtlichen Eigenthümlichkeiten und Merkwürdigkeiten viele Länder grossen Umfanges. Zu diesen seinen Merkwürdigkeiten gehört auch die *Kirche der Unitarier*, welche 1868 die Feier ihres dreihundertjährigen Bestandes begangen hat. Die unitarische Kirche Siebenbürgens ist die einzige in Europa, welche sich von ihrem Anbeginne an gesetzlichen Bestandes erfreut. Während der mit dem Jahre 1848 zu ihrem Abschluss gelangten Periode der Privilegien hatte nämlich Siebenbürgen die folgenden vier gesetzlich recipirten (lege receptae) Religionsbekenntnisse: das römisch-katholische, das evangelisch-reformirte, das evangelisch-lutherische und das unitarische Glaubensbekenntniss. Im Jahre 1848 proclamirte der Pressburger ungarische Reichstag das Unitariethum natürlicher Weise auch für das nunmehr mit Siebenbürgen vereinigte Ungarn als gesetzlich recipirtes Religionsbekenntniss. Seitdem bestehen in den Ländern der ungarischen Krone *sechs* christliche Kirchen: die römisch-katholische, evangelisch-reformirte, evangelisch-lutherische, unitarische, griechisch-unirte oder römisch-griechische und griechisch-nichtunirte oder orthodox-griechische Kirche.



Ausserhalb Siebenbürgens ist zur Zeit der Reformation nur noch in Polen eine unitarische Kirche entstanden, welche durch ihre wissenschaftliche Wirksamkeit in Europa bekannter geworden ist, als die siebenbürgische. Aber nach dem Ableben Siegmund's II. (1571) trat dort die Religionsverfolgung mit grosser, vielleicht mit grösserer Heftigkeit und Hartnäckigkeit auf, als in Frankreich, indem Polen im Punkte der Religionsverfolgung mit dem Vorgehen der Regierungen Rudolf's und Ferdinand's II. in den österreichischen Ländern gleichen Schritt hielt. Unter dem König Stefan Báthori (1576—1586) konnten die polnischen Unitarier noch in ziemlicher Ruhe leben, wiewohl auch er ein Patron der Jesuiten war. Denn Báthori konnte ein heftiger Religionsverfolger schon Siebenbürgens wegen nicht sein, über welches seine Regierungsgewalt fortbestand und in welchem die Sachsen sämtlich Lutheraner, die Ungarn und Székler zum allergrössten Theil Unitarier, im übrigen Reformirte waren, während nur äusserst Wenige dem römisch-katholischen Glauben anhängen. Aber als nach dem Hinscheiden Báthori's der schwedische Siegmund (Siegmund III.) auf den polnischen Thron gelangte, schürte der Jesuiten-Einfluss sofort nicht nur gegen die Unitarier, sondern auch gegen die Bekenner der griechischen Kirche den Ausrottungskrieg, welcher unter Siegmund's Nachfolgern fortwüthete. Schon 1638 wurde Rakau zerstört, wo die Unitarier eine blühende Schule besaßen. In Folge der Religionsverfolgung fielen 1654 die den griechischen Glauben bekennenden Kosaken von Polen ab und schlossen sich an Russland an. Auf Andrängen der Jesuiten wurde 1660 die Duldung der «Dissidenten» aufgehoben; die Unitarier, welche zum römischen Glauben nicht übertreten wollten, wanderten aus; ein grosser Theil der Auswanderer fand in Siebenbürgen eine Zuflucht, wo sie zu Klausenburg eine polnische Unitarier-Gemeinde gründeten. In der Kirche derselben wurde der Gottesdienst noch im Jahre 1792 in polnischer Sprache gehalten; von da an aber verschmolzen ihre Gläubigen mit den ungarischen Unitariern. Ignaz Szákonovitsch war der letzte polnische Unitarier-Prediger.

In neuerer Zeit hat sich das Unitariethum in Grossbritannien

und Nordamerika ausgebreitet; Theophilus Lindsey gründete 1778 in London die erste unitarische Gemeinde. Der hervorragendste Theologe derselben, Josef Priestley, war noch 1794 genöthigt, sich vor der Wuth des Londoner Pöbels nach Amerika zu flüchten, wo er die unitarische Glaubenslehre frei ausbreiten durfte. Gegenwärtig bestehen in England über 300 unitarische Gemeinden, in London allein 10, in Irland 39, in Schottland 12. Auch in Amerika trennten sich wegen der Unduldsamkeit der Orthodoxen 1815 die Unitarier und zählen auch dort jetzt bereits 300 Gemeinden. Alle diese betrachten die siebenbürgische Unitarierkirche, obgleich dieselbe gegenwärtig kaum mehr als 60,000 Seelen zählt, gleichsam als ihre Mutterkirche, und in unserer Zeit knüpfen sowohl die amerikanischen, als auch die englischen Unitarier nicht nur persönliche Bekanntschaften mit den siebenbürgischen Glaubensgenossen an, sondern lassen den letzteren auch beträchtliche materielle Unterstützungen angedeihen und sorgen für die Ausbildung siebenbürgisch-unitarischer studirender Jünglinge in London und anderwärts. — Am 24. August 1879 wurde in Siebenbürgen, auf der Synode zu Székely-Keresztúr, das Gedächtniss Franz David's gefeiert, der der Gründer der siebenbürgischen Unitarierkirche gewesen und 1579 im Burggefängniss zu Déva gestorben ist. Zu dieser Feier erschienen sowohl aus Amerika, wie aus England unitarische Abgesandte; der Repräsentant der «British and Foreign Unitarian Association» bei der Feier war Mr. Alexander Gordon, dessen Bericht über dieselbe mir vorliegt.\* Zur Verherrlichung des Festes, oder zur Erneuerung des Gedächtnisses Franz David's ist auch das Buch erschienen, welches den Gegenstand unserer Anzeige bildet. Indem dasselbe dem Leser das reformatorische Wirken Franz David's vor Augen führt, beleuchtet es einen wichtigen Theil der Geschichte der Jahre 1540—1580 in Siebenbürgen. Herr Gordon, welcher, beiläufig gesagt, die ungarische Sprache erlernt hat, um nicht blos ein sehender, sondern

\* Report of an official visit to Transsylvania on occasion of the trecentennial commemoration of Francis David. Addressed to the Council of the British and Foreign Unitarian Association.



auch ein verstehender Zeuge der Feier zu sein, urtheilt von dem Buche und dessen Verfasser wie folgt: «Alexius Jakab hat seiner Kirche den grössten Dienst geleistet, welchen ein Historiker im Stande ist irgend einer Religionsgemeinschaft zu leisten; er hat für Franz David gethan, was M'Crie für John Knox und Carlyle für Oliver Cromwell gethan haben.» \* Ohne indessen die beiden englischen Autoren mit dem ungarischen vergleichen zu wollen, können wir doch nicht umhin zu bemerken, dass die Aufgabe des letzteren eine unvergleichlich schwierigere gewesen ist. Sowohl über Knox als auch über Cromwell lagen die zeitgenössischen Quellen und Zeugenberichte massenhaft vor: über Franz David haben wir äusserst wenig gewusst und auch dies Wenige ist nicht von seinen Freunden, sondern von seinen Feinden auf uns gekommen. Wir können in Wahrheit mit Alexius Jakab sagen, dass Franz David bisher unbekannt gewesen ist. Wie war dies möglich? Da das XVI. Jahrhundert doch ein höchst streit- und schreibseliges Jahrhundert gewesen ist, hätten ja die Bewunderer, aber auch Neider, ja Feinde, deren der hervorragende David reichlich hatte, alle über ihn schreiben können. Ferner stand David mit sehr vielen seiner Zeitgenossen, insbesondere in Siebenbürgen, im Verkehr; es ist daher unzweifelhaft, dass seine Correspondenz, wenn auch gewiss nicht ganz so ausgebreitet wie diejenige Luther's, Melanchthon's, Calvin's, doch ebenfalls seinen Verhältnissen und seiner Wirkungssphäre entsprechend eine höchst bedeutende gewesen ist. Aber unser Historiker jagte der Correspondenz Franz David's ganz vergeblich nach; er war kaum im Stande ein Paar seiner Briefe aufzuspüren. Es war ihm daher unmöglich, die Berichte Anderer über David aus dessen eigener Correspondenz zu vervollständigen, zu berichtigen, mit einem Worte, zu controliren. Mit Recht klagt der Verfasser Alexius Jakab, dass es ihm an Quellenwerken fehle. Denn wenngleich das unitarische Religions-

\* Alexis Jakab has contributed to his Church the greatest service which it is in the power of an historian to render to any community. He has done for Francis David what M'Crie did for John Knox, and Carlyle for Oliver Cromwell.

bekenntniss in Siebenbürgen ein gesetzlich recipirtes war, mag doch der andersgläubigen Regierungsgewalt die Biographie jenes Reformators, welcher die „*untheilbare Einheit Gottes, den allein man anbeten müsse*“, lehrte, nichts Wohlgefälliges gewesen sein. Ueber das Leben und Wirken Franz David's veröffentlichte daher keiner von Denjenigen, die ihn gekannt hatten, einen ausführlichen Bericht. Die handschriftlich vorhandenen Aufzeichnungen aber waren sehr dem Verderben preisgegeben. Denn sowohl die katholischen Fürsten — die Báthori — als auch die reformirten — die Bethlen und Rákóczi — jene von den Jesuiten, diese von den zelotischen reformirten Geistlichen aufgestachelt, liessen auch die Bücher und Schriften der verfolgten Andersgläubigen confisciren und vernichten. Wie in der alten christlichen Kirche die Bücher der Arianer verbrannt wurden, so wurden im XVI. und XVII. Jahrhundert in Siebenbürgen die Bücher der Sabbatharianer verpilgt, was ein gegen die Unitarier geführter Streich war, weil — wie wir weiterhin kurz erwähnen werden — die Sabbatharianer meist aus ihrer Mitte hervorgingen. Alexius Jakab war genöthigt, sein Buch aus mühevoll zusammengesuchten Bruchstücken zusammenzubauen; den Biographen von Knox und Cromwell hatte ein ganz anderes biographisches Material zur Verfügung gestanden.

Franz David wurde 1510 zu Klausenburg geboren, welches vordem eine sächsisch-deutsche Stadt gewesen war, aber während der kirchlichen Bewegung von den sächsischen Städten abfiel und sich immer mehr magyarisirte. Die Stadt war gewiss schon in den Jünglingsjahren Franz David's zweisprachig, wie heute Budapest oder Strassburg. Wie es hier kaum einen unterrichteten Menschen giebt, der nicht gleichzeitig gut französisch und deutsch spräche, und wie es in Budapest keinen unterrichteten Menschen geben kann, der nicht ungarisch und deutsch verstünde, ganz ähnlich stand es im Sprachenpunkte damals gewiss auch in Klausenburg, so dass der unterrichtete Klausenburger sich sowohl der deutschen als auch der ungarischen Sprache bediente.

Franz David's Vater war ein Schuhmacher mit dem Geschlechtsnamen David, daher sich sein gelehrter Sohn in der Regel



FRANCISCUS DAVIDIS (Davidsohn) schrieb. Nachdem Franz David seine Studien in Wittenberg beendet, war er anfangs Rector des katholischen Gymnasiums zu Bistritz, und als dasselbe lutherisch geworden, ebenfalls Rector desselben und Pfarrer von Petersdorf. 1555 zeichnete er sich als eifriger Lutheraner in der Disputation gegen Stancaro und Kálmáncsehi aus, welche für die Auffassung Calvin's plaidirten. Er wurde zu gleicher Zeit nach Hermannstadt und Klausenburg als Prediger berufen. David wählte seine Vaterstadt Klausenburg, wo er deutsch und ungarisch predigte. Aber schon 1558 begann er in der Frage des heiligen Abendmahles der Auffassung Calvin's zuzuneigen; und als im Jahre 1564 die Lutheraner sich von den Calvinern trennten, wurde David Bischof der letzteren, zugleich Hofprediger des Fürsten Johann II. 1566 am 19. April erklärte der Reichstag von Torda das katholische Glaubensbekenntniss für erloschen und auch dem Grosswardeiner Capitel wurde der nächstfolgende Palmsonntag als Termin für den Uebertritt zur neuen evangelischen Lehre anberaumt. Da am Hofe der Arzt Blandrata einen grossen Einfluss ausübte und die Ansichten Franz David's über die heilige Dreieinigkeit hier eine Aenderung erfuhren, schrieben die Zeitgenossen die Gesinnungsänderung David's dem Einflusse Blandrata's zu. Unser Verfasser ist weit mehr geneigt, dieselbe dem eigenen reformatorischen Fortschritt David's zuzuschreiben. Jedenfalls ist in David sowohl der eigene innere Antrieb, als auch der fremde äussere thätig gewesen; insofern aber die Geschichte den inneren Antrieb nicht sehen kann, ist sie verpflichtet von dem äusseren Act zu nehmen.

Ungarn und Siebenbürgen stand im Laufe des XV. Jahrhunderts nicht allein mit Deutschland, sondern auch vornehmlich mit Polen in häufigem Verkehr. Nachdem der ungarische König Ludwig der Grosse kurze Zeit lang auch die polnische Krone getragen, wurde seine Tochter Hedwig Königin von Polen und ihr Gemahl, der Fürst Jagello von Litthauen, vereinigte Litthauen mit Polen. 1401 wurde die Krakauer Universität, eben durch Jagello und Hedwig vollendet, zum Mittelpunkt eines grossen wissenschaftlichen Lebens, wo viele ungarische Jünglinge studirten.

So waren z. B. 1463 unter vierundzwanzig Studirenden, welche den Baccalaureusgrad erwarben, *dreizehn* aus Siebenbürgen und Ungarn.\* Auch nach der Wittenberger Reformation studirten noch viele unserer Jünglinge in Krakau; die ersten ungarischen protestantischen Bücher wurden grösstentheils in Krakau gedruckt. Dieser wissenschaftliche Verkehr wurde durch die politische Connexion auch im XVI. Jahrhundert nur noch vermehrt. Aus dem Jagellonenhause stammten die ungarischen Könige Vladislav I., der in der Schlacht bei Varna (1444) fiel, Vladislav II. und Ludwig II. (1491—1527). Ausserdem traten die Jagellonen mit einem anderen ungarischen Dynastenhause, dem Zápolya'schen, in Heirathsverbindung. Die erste Gemahlin des Polenkönigs Siegmund I. war die Tochter Stefan Zápolya's, Barbara (+ 1515). Von dessen zweiter Gemahlin, der Italienerin Bona, wurden Siegmund II. und Isabella geboren, und diese Isabella wurde die Gemahlin Johann Zápolya's und die Mutter Johann's II., des siebenbürgischen Fürsten, an dessen Hof Franz David wirkte. Schon dieser Heirathsverbindungen wegen waren die Italiener gerne gesehene Leute am Hofe Siegmund's II. und die Polen am Hofe Johann's II.

In Italien gingen im Anbeginn der Reformation mehrere Gelehrte über die Reformatoren Deutschlands und der Schweiz, welche das Dogma der Dreieinigkeit unangetastet liessen, noch hinaus, indem sie die Dreieinigkeit leugneten. Aus Italien vertrieben, flüchteten sich dieselben hauptsächlich nach Polen, unter ihnen der berühmte Arzt Johann Georg Blandrata. In Polen constituirte sich die erste unitarische Kirche, welche die Reformirten auf der Versammlung zu Petrikau 1565 von ihrem Verbande ausschlossen. Blandrata kam 1563 als Leibarzt an den Hof des siebenbürgischen Fürsten Johann II., dessen Hofprediger 1564, wie wir gesehen

\* Petrus de Cibinio (Hermannstadt), Simon de Cibinio, Pelbartus de Temesvár, Demetrius de Varadino (Grosswardein), Damianus de Dengeleg, Valentinus de Corona (Kronstadt), Benedictus de Majthín, Blasius de Cibinio, Albertus de Terebes, Michael de Cassovia (Kaschau), Bartholomaeus de Henczida, Michael de Zekellid, Franciscus de Vamus (Vámos). S.: Szilády Áron, Temesvári Pelbárt élete és munkái. Budapest, 1880, p. 3.



haben, Franz David wurde. Das Zusammentreffen Blandrata's und David's blieb nicht ohne Folgen. Die Hinneigung Johann II. zur unitarischen Lehre kann mit Gewissheit auf die Einwirkung Blandrata's zurückgeführt werden. Es ist zwar ganz richtig, was Alexins Jakab von David behauptet: «wann sich in David's Geist der Uebergang (zur unitarischen Ansicht) vollzogen habe, oder in welcher Form seine Selbstbestimmung dazu in seinem Geiste geboren worden sei, dies zu sagen ist sowohl psychologisch als auch historisch unmöglich» — demungeachtet kann auch die äussere Einwirkung von Einfluss auf ihn gewesen sein. Genug an dem, ein so feuriger Verfechter der lutherischen Auffassung gegen die calvinische David alleranfänglich gewesen, ein ebenso feuriger Protector des Unitariethums gegen die dasselbe anfechtenden Lutheraner (Sachsen) und Calviner (Ungarn und Székler) wurde er jetzt. Und da Johann II. auch selbst zum Unitariethum übertrat, wurde dieses Bekenntniss zeitweilig zum mächtigsten unter den Ungarn und Székeln. Die Reichstage von 1568 und 1571 zu Torda und Maros-Vásárhely erhoben auch das unitarische Glaubensbekenntniss zum gesetzlichen. Ein Paar Monate darauf, am 14. März, starb Johann II.; dem unitarischen Caspar Békes gegenüber wurde der katholische Stefan Báthori zum Fürsten von Siebenbürgen und später (1576) auch zum König von Polen gewählt, worauf Christoph Báthori Fürst von Siebenbürgen wurde.

Stefan Báthori verfolgte zwar Niemanden seiner Religion wegen,\* er sah jedoch die Jesuiten gern, welche der Bischof Stanislaus Hosius nach Polen hereingerufen hatte (1565), sowie Christoph Báthori dieselben in Siebenbürgen ansiedelte (1579). Die Gegenreformation kam überall in Gang. Franz David hatte, wie es scheint, nicht bedacht, dass, wenn die Gegenreformation die neuen grossen Kirchen nothgedrungen auch belasse, dieselbe

\* Er sagte den übereifrigen Katholiken: *Rex sum populorum, non conscientiarum.* — *Nolle se conscientiis dominari, siquidem Deus haec tria sibi reservaverit: creare aliquid ex nihilo, nosse futura & dominari conscientiis.*

den neuen Arianismus doch kaum dulden würde, indem ihr bei der Unterdrückung desselben auch die neuen Kirchen behilflich sein würden. Franz David bekannte in der 1569 zu Grosswardein gehaltenen Disputation gegen Melius und Andere unter anderem Folgendes: «dass unser Herr Jesus Christus, der eingeborne Sohn Gottes des Vaters, durch den einigen Gott-Vater von Ewigkeit her zu unserer Seligkeit bestimmt worden sei, dass er uns als unschuldiges Lamm mit seinem Blut erlösete» . . . «Diesen Sohn Gottes sollen wir seinem Gebote gemäss *verehren und anbeten*» u. s. w. Demungeachtet war in der unitarischen Kirche bereits 1570—72 factisch die Lehre angenommen, dass Christus, als seiner Natur nach nicht Gott, *als Gott nicht angebetet werden solle*, was die Verleumdung der Gegner, welche sie «von uns in fremden Ländern austreuen, *als ob wir den türkischen Glauben bekenneten*» — wie Johann II. gelegentlich der Grosswardeiner Disputation äusserte — scheinbar rechtfertigte. Blandrata selbst erklärte sich gegen die Nichtanbetung; aber Franz David blieb unbeugsam,\* wiewohl sich die Verhältnisse unter dem neuen Fürsten, Stefan Báthori, bedeutend geändert hatten. 1571 am 17. September erliess Báthori, auf Andringen der Synode zu Mediasch (in welcher sich Franz David's Gegner in der Mehrzahl befanden) und von der Erwägung ausgehend, dass die Buchdruckerei nicht zur Verbreitung schlechter Bücher («welche der ganzen Nation vor dem Auslande zur Schande gereichen»\*\*) da sei, die Verordnung, dass künftighin ohne vorgängige fürstliche Bewilligung keinerlei Buch gedruckt werden dürfe. 1572 erklärte der Reichstag von Torda: «die bisherigen Religionsgesetze des Landes werden zwar in Kraft gelas-

\* In seiner Gefangenschaft zu Déva soll er dies geschrieben haben («dicere solebat»):

Fulmina, crux, gladius Paparum, mortis imago,

Nulla viam veri vis prohibere potest.

Scripsi quae sensi, fido quoque pectore dixi;

Dogmata falsiloquum post mea fata ruent.

\*\* «quorum lectio officit pietati et honestis moribus, ac toti nationi apud exteras nationes infamiam parit.»



sen, falls jedoch Jemand an seiner bisherigen Religion etwas neuern wollte, welcherlei Neuerer — nach der Angabe des Fürsten — auch vorhanden seien, möge seine fürstliche Hoheit Franz Daviden und den Superintendenten zu sich bescheiden, um sich mit ihnen zu berathen, und wenn sie fänden, dass es Leute gebe, welche eine andere Religion bekennen als diejenige, welche sie vor dem Tode des früheren Fürsten bekannten, möge Se. Hoheit (der Fürst) sie excommuniciren, und im Falle, dass sie dies nicht achten sollten, das Recht haben, sie nach Verdienst zu bestrafen.» Das Gerücht wusste auch zu melden, dass Báthori Franz David mit den Worten von sich gewiesen habe: «Apage hinc, foedisime haeretice, efficiam brevi, ut corona tua effringantur». Der 1578er Reichstag zu Torda ermächtigte den Fürsten auch, durch die Superintendenten inquiriren zu lassen, und wenn sie Neuerer fänden, dieselben, mit welcher Strafe es ihm beliebe, zu bestrafen.

Blandrata beweist David gegenüber keinen schönen Charakter. Er beruft aus Basel Faustus Sozzini, welcher über Polen reisend und von den polnischen Unitariern Instructionen mitbringend, nach Klausenburg kommt, dort vom 15. November 1578 bis Mitte April 1579 im Hause David's als Gast wohnt und als Spion den Hof von Allem unterrichtet, was David thut und spricht. Sozzini schreibt also an Blandrata, dass David sich dem *Judaismus* zuwende, Christum verleugne. Der Fürst giebt dem Klausenburger Rath die Weisung, Franz David von seinem Amte zu entheben, diesen selbst aber, der schwer krank war, lässt er in seinem eigenen Hause bewachen. Später wird er nach Karlsburg abgeführt, in Gegenwart des Fürsten über ihn Gericht gehalten, wobei Blandrata und Consorten als Kläger fungiren, und David als Neuerer, d. h. als Christusleugner, zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt wird. Am 3. Juni nach Déva abgeführt, starb er daselbst in der Gefangenschaft am 15. November desselben Jahres (1579).

Blandrata liess sogleich eine Synode halten; Demeter Hunyady wurde der neue Bischof oder Superintendent und ein neues Glaubensbekenntniss kam zu Stande, in welches *die Gottheit und Anbetung Jesu* aufgenommen wurde. So wurde von der neuen Kirche

die grosse Anklage abgewälzt, welche das Ausland, nach der Aussage Johann's II. und Báthori's, gegen Siebenbürgen erhoben hatte. Zum Unglück dieser neuen Kirche kam in derselben um 1588 in der That der *Judaismus* zum Vorschein. ANDREAS ÖSZI, ein reicher unitarischer Gutsbesitzer, suchte, nachdem er drei Söhne verloren, in der Bibel Trost und «las die Bibel so lange, bis er richtig die sabbatharianische Glaubenslehre herausgefunden hatte.» Der Name *Sabbatharianer* kam daher, weil die neue Secte anstatt des Sonntags den Sabbath (Samstag) heilig hielt. Gegen sie trat zuerst Siegmund Báthori 1596, dann Gabriel Báthori 1610 und Gabriel Bethlen 1618 auf.

Die gegen die Sabbatharianer erhobene Anklage schlug am meisten zum Schaden der Unitarier aus. Die neue Glaubenssecte war beinahe eingeschlafen, als sie Simon Pécsi um 1630 von Neuem in's Leben rief. Pécsi war als Jüngling der Erzieher der Kinder Andreas Öszi's gewesen und hatte des Letzteren Gunst in dem Maasse gewonnen, dass er von ihm zu seinem Erben gemacht wurde. Als reicher und strebsamer Jüngling studirte er im Auslande und wurde nachher als Kanzler Gabriel Bethlen's berühmt. Bethlen sandte ihn 1620 den Böhmen zu Hilfe, weil er aber mit der Hilfe zu spät kam, liess ihn Bethlen nach Szamosújvár in die Gefangenschaft führen. Indem er in seiner Gefangenschaft über den Tod seiner Gattin und über seinen unverschuldeten Sturz nachgrübelte, erneuerte sich in seinem Geiste das Glaubensbekenntniss Öszi's, und als er aus der Gefangenschaft befreit wurde, trat er als Sabbatharianer auf. Seine Lehren fanden nicht allein unter dem Volke, sondern auch unter den höheren Ständen zahlreiche Anhänger. Georg Rákóczy I. erneuerte 1635 die gegen die Sabbatharianer gefassten Beschlüsse; die Unitarier wurden 1638 neuerdings zur Anbetung Christi verpflichtet, in Klausenburg aber mussten sie in die aus 100 Personen bestehende Stadtrepräsentanz 25 Reformirte aufnehmen und alle vier Jahre einen Reformirten zum Stadtrichter bestellen. Dieses Beispiel beweist, wie mächtig die Unitarier vorher gewesen und wie sie nach und nach immer tiefer gedrückt wurden.



Alexius Jakab, welcher blos die Biographie Franz David's zu schreiben beabsichtigte, hat die Schilderung der späteren Schicksale der Unitarier, als ausserhalb seiner Aufgabe gelegen, unberücksichtigt gelassen. Auch wir haben die Sabbatharianer blos erwähnt, um das historische Bild, welches Jakab bis zum Tode David's im ersten grossen Theil seines Werkes gezeichnet hat, einigermassen zu vervollständigen.

Im zweiten Theil seines Werkes theilt der Verfasser «kirchengeschichtliche Denkmäler» mit, und zwar *I. Urkunden und Verwandtes*; *II. Literarische Denkmäler* FRANZ DAVID'S.

Das ganze Werk füllt eine sehr fühlbar gewesene Lücke in der ungarischen Literatur in gelungener Weise aus, indem es einen sehr wenig bekannt gewesenen Theil des geistigen Lebens der ungarischen Nation mit grossem Fleiss und grosser diplomatischer Genauigkeit beleuchtet.

P. HUNFALVY.

## DIE EPENTRILOGIE JOHANN ARANY'S.

**A**<sup>M</sup> 26. November des verflossenen Jahres um 5 Uhr Nachmittags hatte sich in dem Saale der ungarischen Academie der Wissenschaften, in welchem die schönwissenschaftliche Gesellschaft ihre Sitzungen zu halten pflegt, eine besonders zahlreiche Kisfaludy-Hörerschaft eingefunden. Es hatte sich nämlich in der Stadt die Nachricht verbreitet, dass die Sitzung der Kisfaludy-Gesellschaft diesmal eine ausserordentliche Ueberraschung bieten werde, und die Neugierde des Publicums war entfacht. Die Nachricht war keine irrige, das Gerücht hatte nicht getäuscht. Nach Eröffnung der Sitzung erklärte der Präsident PAUL GYULAI, dass Johann Arany, dessen «Toldi» von der Kisfaludy-Gesellschaft vor 32 Jahren preisgekrönt worden, seine Trilogie glücklich beendet und dass der Gesellschaft nunmehr der integrirende, mittlere Theil der Trilogie in einem «Toldi szerelme» betitelten Bande bereits *gedruckt* vorliege. \* Und nun begann die Verlesung eines der zwölf Gesänge des Gedichtes, das der Dichter selbst eine «Erzählung» genannt. Angehaltenen Athems nahm die Zuhörerschaft die prächtigen

\* Das Anfangsglied dieser Trilogie ist unter dem Titel «Toldi» bereits 1847 zum ersten Mal erschienen, das Schlussglied «Toldi estéje» (Toldi's Lebensabend) 1854, während das Mittelglied «Toldi szerelme» (Toldi's Liebe) erst seit einigen Wochen der Lesewelt vorliegt. Der erste Gesang aus «Toldi szerelme» war unter dem Titel «Daliás idők» ebenfalls bereits im Jahr 1854 in einem Almanach erschienen, dessen Reinerträgniss der von den Russen eingäscherten Stadt Losoncz hätte zu Gute kommen sollen, und Referent glaubt die Absicht des Dichters zu kennen, welche der ganzen Trilogie den Collectivnamen «Daliás idők», also «Heldenzeiten» geben wollte.



Verse, die durch ihre Kraft und ihren Wohlklang in der ungarischen Literatur einzig dastehen, in sich auf und endlich machte der Dichter KARL SZÁSZ sich zum Dolmetsch der allgemeinen Gefühle, indem er vorschlug, sofort eine Dankesdeputation an den greisen Dichter, der als ehemaliger Generalsecretär der Academie in dem Palais desselben wohnt, zu entsenden. Der Antrag wird jubelnd angenommen, die Deputation begab sich zu Johann Arany, die übrige Zuhörerschaft aber zerstreute sich nach allen Richtungen, und an demselben Abende wusste man es in allen gebildeten Kreisen der ungarischen Hauptstadt, dass die Toldi-Trilogie, dieser auch in seiner Unvollendetheit kostbarste Schatz der ungarischen Nationalliteratur, aufgehört habe, der Torso zu sein, als welchen ihn die Literaturgeschichte bislang verzeichnen gemusst. Aber was der allgemeinen Freude die Krone aufsetzte, das war die aus dem neuerschiedenen Epos spriessende Hoffnung, dass der Dichter, der seit dem Erscheinen des Hunnenepos «König Buda's Tod» (1863) durch Krankheit und Herzeleid an der Ausführung grösserer Originalarbeiten verhindert schien, in der Stille seiner Studierstube auch in Zukunft den süssen Einflüsterungen seiner Muse Gehör schenken und auch das vollenden werde, was an seinen übrigen erzählenden Dichtungen bisher fragmentarisch geblieben.

## I.

## T O L D I.

Preisgekrönte poetische Erzählung in zwölf Gesängen.

Am 7. Februar 1846 schrieb die Kisfaludy-Gesellschaft einen Preis von fünfzehn Ducaten auf «eine poetische Erzählung in Versen aus, deren Held eine im Volksmunde lebende historische Persönlichkeit, z. B. König Mathias, Nicolaus Toldi, der Ritter Kádár oder dergleichen, und die in Form und Geist volksthümlich gehalten sein sollte». Als die Kisfaludy-Gesellschaft diesen Preis ausschrieb, war Johann Arany «schier dreissig Jahre alt»; er bekleidete in seinem Geburtsorte *Szalonta* die Stelle eines zweiten

Stadtschreibers und hatte allen ehrgeizigen Plänen, die sich der Jüngling geschmiedet, längst Valet gesagt. Er war nach einer stürmischen Studentenzeit sässig geworden, hatte das Weib seines Herzens gefreit, war glücklicher Familienvater und verspürte nichts, was dem Ehrgeiz seiner früheren Jugend gleich gesehen hätte. Durch einen ehemaligen Schulfreund, der sich ebenfalls in Szalonta angesiedelt, war er aber in den letzten Jahren, ohne dass er es wollte, in's Studiren und Arbeiten wieder hineingekommen, hatte auch für eine vornehmere belletristische Zeitschrift eine beifällig aufgenommene Dorfgeschichte geschrieben und hatte schliesslich mit einem satyrischen Epos in Hexametern, welches das politische Comitatsleben in seinen komischen Ausführungen lächerlich machte, einen Preis von fünfundzwanzig Ducaten davongetragen. Von diesem Epos hatte der damalige Altmeister der ungarischen Literatur gesagt, dass «Sprache und Versführung in demselben an das eiserne Zeitalter der Nationalliteratur erinnerten». Ein Jahr später war Johann Arany der anerkannteste Dichter seiner Nation; dazu hatte ihn sein «Toldi» gemacht, dem am 6. Februar 1847 der anfangs erwähnte Preis — auf zwanzig Ducaten erhöht — feierlich zugesprochen wurde.

Von den drei erwähnten Stoffen hatte der Dichter den mittleren, den Sagenkreis, der Nicolaus Toldi umspinnt, gewählt. Nicolaus Toldi war keine historische Persönlichkeit im eigentlichen Sinne des Wortes; seines Namens gedenkt kein Historiker und seiner Grossthaten werden von keinem Geschichtschreiber seiner Zeit Erwähnung gethan. Aber dafür lebt die Riesengestalt des übergewaltigen Nicolaus Toldi in den Sagen des Volkes, und Johann Arany war diese Heldengestalt von Kindesbeinen an vertraut. Denn Beider Heimat, die des Dichters und die seines Helden, war dieselbe, und wenn der Dichter zurückblickte in längstvergangene Zeiten, konnte er sich als Nachfahre jener Arany's betrachten, die der Toldi's Leibeigene gewesen, die später durch die Türken aus ihrem Dorfe vertrieben, als wahrhafte Haiduken den Rákóczi's gedient, von denen sie auch einen Adelsbrief und Szalonta, das Erbe der mittlerweile ausgestorbenen Toldi's, als



freies Haidukeneigenthum erhielten. Die Urheimat der Arany's, von der sie auch ihr Adelsprädicat gewonnen haben, ist dasselbe Nagyfalv, das einst der Stammsitz der Toldi's gewesen, das aber in der Türkenzeit zerstört, vom Erdboden verschwunden ist. So knüpft sich denn eine Art von Familienband zwischen dem Dichter und seinem Helden, das dem Epos das eigentliche Gepräge eines Bardengesanges oder — und wir riskiren dabei nicht den Vorwurf: *parva composuisse magnis* — einer *homerischen Rhapsodie* verleiht.

Die Quelle, aus welcher der Dichter schöpfte, war ausser der schon erwähnten Tradition die alte Reimechronik Ilosvár's aus dem XVI. Jahrhundert. Dieselbe führt den Titel: «Die Historie von dem Reckenthum und den vorzüglichen Handlungen des wohlberühmten Toldi Miklós» und besteht aus 101 vierzeiligen Strophen, deren je vier Zeilen denselben Reim besitzen. Diese vierzeilige Strophe repräsentirt den altungarischen Alexandriner, dessen sich sämtliche erzählende Dichter bis zum antikisirenden und gallisirenden Zeitalter der ungarischen Literatur (Ende des XVIII. Jahrhunderts) bedienten, und den nun Johann Arany in seinen volksthümlich gehaltenen Epen mit glänzendem Geschick und glänzendem Erfolg wiederbelebt hat. Dieser alte Alexandriner weist das folgende Schema auf:

— — — — | — — — — | — — — — | — —  
 — — — — | — — — — | — — — — | — —  
 — — — — | — — — — | — — — — | — —  
 — — — — | — — — — | — — — — | — —

Arany lässt die hyperkatalektische Silbe der letzten Zeile aus, führt die Reimpaare ein, gebraucht Assonanzen und Alliterationen und behandelt seinen Alexandriner mit einer Meisterschaft, die ihn zum formvollendetsten Bewohner des ungarischen Parnasses macht. Die ersten deutschen Uebersetzer Arany's, die in seinem Alexandriner einen trochäischen Tonfall zu bemerken glaubten, meinten denselben durch Trochäen wiedergeben zu müssen, so KERTBENY,\* der aus den vier ungarischen Verszeilen acht

\* Arany's erzählende Dichtungen. Leipzig, Fried. Ludw. Herbig. 1851.

deutsche trochäische Tetrameter macht, so KOLBENHEYER\*, der sich hiebei des trochäischen Trimeters bedient. In Wirklichkeit empfiehlt sich zur Wiedergabe des ungarischen Alexandriners im Deutschen am ehesten der moderne Nibelungenvers, in der Art, wie ihn Kertbeny in Arany's «Venus von Murány» oder wie ich in «König Buda's Tod» desselben Dichters ihn gebraucht.

Wir haben gesehen, dass die Kisfaludy-Gesellschaft ein episches Gedicht verlangt hatte, das der Form und dem Geiste nach volksthümlich sein sollte. Die Form wäre also der Aufgabe entsprechend gewesen, da sie dem ungarischen Ohr seit Jahrhunderten geläufig war. Was aber den Geist der Arany'schen Dichtung anbelangt, so repräsentirt dieselbe eine so stilvolle Ausfüllung des von Ilosvai gegebenen Rahmens, dass der Dichter von heute ganze Verszeilen und oft ganze Strophen seinem vor dreihundert Jahren in das ewige Leben eingegangenen Vorgänger entlehnen kann, ohne dass dies besonders auffällig wäre. Um aber die gewaltige schöpferische Kraft Johann Arany's recht würdigen zu können, ist es nicht unnöthig, das kärgliche Material zu kennen, das er bereits vorfand, aus welchem er, aus dem Born der lebendigen Tradition, der verbürgten Geschichte und abenteuerlichen Sagen schöpfend, eine ganze Dreizahl von nur innerlich zusammenhängenden Epen zu formen verstand.

Der Reimchronist PETER ILOSVAI erzählt (Strophe 1—40):

Im Jahre Tausenddreihundertundzwanzig wurde Toldi Miklós in Nagyfalú, während Karl von Venedig (Karl Robert von Anjou) König war, geboren; er hatte einen älteren Bruder Namens Georg, der am Königshofe im Dienste des nachmaligen Königs Ludwig stand. Als König Karl starb und Georg heiratete, war Miklós zwanzig Jahre alt; er wohnte daheim bei seiner Mutter, verrichtete alle Feldarbeit gemeinsam mit den Knechten und war berühmt wegen seiner Kraft, da er Mühlsteine mit seinen Armen aufhob. Und als Georg einmal nach Nagyfalú kam und seine Knechte sich mit Stangenwerfen ergötzen, da warf Miklós seine Stange zweimal

\* «Toldi» und «Toldi's Abend». Pest, Heckenast 1856.



so weit als die Andern. Bei einer solchen Gelegenheit erschlug Miklós den Lieblingsdiener seines Bruders, weshalb er unstät wird und im Schilf umherirrt, doch von seiner Mutter im Geheimen genährt wird, bis ihm sein Bruder verzeiht. Eines Tages reitet ein Fähnlein Ritter an dem Felde vorbei, auf dem Miklós mit Heu machen beschäftigt ist. Die Ritter fragen ihn barschen Tones nach dem Wege gen Buda; da erfasst er den Baum, der das Heu auf dem Wagen festhält, an dem einen Ende und hält ihn waagrecht nach der Richtung, die gen Buda führt. — Wieder belastet ein Todtschlag sein Haupt und er muss nochmals flüchtig werden. Ohne Geld, mit leerem Quersack gelangt er nach Pest; hungrig geht er zu einer Fleischbank, um dort eine Leber zu bekommen. Da geschah es, dass ein Stier, der eben geschlachtet werden sollte, sich losriss. Miklós stürzte ihm nach, ergriff ihn beim Schwanze und zog das Thier zur Schlachtbank zurück.

«Und wer die Sache sahe, der wunderte sich sehr —  
Da hatte Miklós Lebern, so viel er hatt' Begehr.»

Dann ging Miklos nach Ofen, wo er den Köchen in der Königsburg die schmutzigen Töpfe wusch, wofür er das Essen bekam. Einstweilen mengte er sich unter die Knappen, die sich im Stangenwerfen übten und er warf zweimal so weit als die übrigen. Das sah der König und fragte ihn, wer er sei. Und er gestand, dass er Georg Toldi's Bruder und wegen eines Todtschlags flüchtig sei. Darauf schenkte ihm der König Gnade und theilte dies auch in einem Schreiben dem älteren Toldi mit. Dieser war darüber wüthend und machte sich sofort auf den Weg nach Ofen. Ihre Mutter buk aber hundert Ducaten in ein Roggenbrod ein und gab dasselbe dem Knechte Georg's für Miklós mit. — Zu dieser Zeit wüthete unter der magyarischen Jugend ein böhmischer Ritter, der im Lanzenstechen jeden Recken aus der Welt schaffte; so hatte er auch die beiden tapferen Söhne einer Witwe getödtet. Das ging Miklós zu Herzen, und er sandte dem fremden Ritter seine Helmfeder. Die Beiden begaben sich also zum Zweikampf auf die Donauinsel, jeder auf seinem Kahn. Auf der Insel angelangt, stiess er seinen

Kahn in den Strom hinaus. [Dann sagte er: «Einer von uns muss da sterben und ein Todter braucht kein Fahrzeug mehr.» Toldi bleibt Sieger und schenkt der armen Witwe das Haupt und das Gut des erschlagenen Ritters, worauf der König ihn zum Hauptmann ernennt und ihm für zwölf Pferde Monatsgehalt auszahlen lässt.

Aus diesem magern Stoffe hat der Dichter das erste Glied der Trilogie, ein Epos in zwölf Gesängen, geschaffen. «Toldi» ist eine wirkliche Epopöe und nicht blos eine poetische Erzählung, denn wir haben da die poetische Darstellung eines grösseren Zusammenhanges bedeutender Ereignisse vor uns, die von heroischen Charakteren, von Helden leidenschaftlichen Sinnes und starken Willens ausgehen. Muth, Ehre, Trotz, Herrschsucht, Missgunst und Rache sind die Triebfedern auch in diesem Epos und sein Gebiet ist der Kampf, die Vergeltung einer Schuld. Johann Arany beschränkt sich in seinem Gedichte fast nur auf das Thatsächliche, das wir soeben aus Ilosvai's Reimchronik herausgehoben, und doch wie reich an Handlung ist diese Epopöe, wie schliesst sich eine Schönheit der anderen an, welches weite Gebiet schafft sich der Dichter zu poetischen Schilderungen, zu fesselnden Seelenmalereien, zu balladenhaft knappen Darstellungen! Folgen wir dem Arany'schen Toldi, so fällt uns sofort die geniale Conception in's Auge, die den modernen Dichter von dem Chronisten der Reformationszeit unterscheidet. Arany führt uns zu Beginn seiner Dichtung auf das abgemähete Heugefilde, wo die Knechte in der Mittagsglut im Schatten ihrer Tristen schlafen. Nur der junge Miklós steht aufrecht, den mächtigen Hebebaum auf der Schulter und blickt starr hinaus in's Weite. Waffenglänzend naht eine Reiterschaar, bei deren Anblick dem jungen Burschen ein Seufzer der Sehnsucht entfährt. «Heda, Bauer, wo geht der Weg da nach Buda hin?» fährt ihn der vorderste Reitersmann an. Da fasst Miklós den schweren Baum bei dem einen Ende und hält ihn langgestreckten Armes in der Richtung gen Buda hin. Grosse Bewunderung wird der ausserordentlichen Kraft des Jünglings zu Theil :



«Einer sagt zu ihm, Genosse, zieh mit uns doch in die Schlacht, \*  
Bursche, Deinesgleichen haben stets es weit bei uns gebracht.»  
Und der Andre sagt: Mein Junge, schade dass das Vieh du treibst,  
Dass dein Vater nur ein Bauer und du auch ein Bauer bleibst.»

Und drauf ziehet ab das Lager — — —

— — — — —  
Toldi selber schlendert heimwärts, traur'gen Sinns er heimwärts geht  
Und von seinem Eisentritte weithin dröhnt die dürre Lehd'.

Und wie er so dahingeht, «gleicht er im Gang dem düsterblickenden Bullen, gleicht sein Blick der braunen Mitternacht, wild, wie das Thier des Waldes, das sein Weibchen nicht gefunden, zertrümmert er fast den Baum in seiner Hand.» So tritt er in das Herrenhaus, wo er das Unterste zu oberst gekehrt findet. Sein älterer Bruder Georg ist nämlich zu Hause angekommen und hat vierzig Kriegsknechte mitgebracht, die all' bewirthen sein wollen. Miklós nähert sich vertrauensvoll dem Bruder, doch der wendet sich mit seinen hämischen Bemerkungen von dem Jüngling ab, schilt ihn einen Faulenzer, der nicht einmal gut genug zum Bauern sei. Da fährt der Junge auf; er will in die Fremde gehen, doch solle ihm Georg sein Erbe herausgeben; darauf schlägt ihn der wüthend ins Gesicht. Miklós stürzt auf den Bruder los, doch die Mutter deckt ihn mit ihrem Körper und Miklós lässt seine zum tödtlichen Schlag erhobenen Arme sinken und taumelt zur Thüre auf den Hof hinaus, wo er sich in eine Ecke kauern niederlässt, tiefinnerlich in sich hineinschluchzend.

Mittlerweile hatte sich Georg an den Freuden der Mahlzeit von seinem Schrecken erholt und lässt nun zu seiner Kurzweil seine Leute Stangen werfen. Da er in der Ecke Miklós kauern sieht, ruft er den Burschen zu, nach der Planke zu werfen, unter welcher Jener sitzt. Miklós duldet's gelassen, doch als ihn eine Stange getroffen, springt er auf und wirft den halben Mühlstein, auf dem er gegessen, nach der Höllenschaar. Der Stein hat getroffen:

\* Ich citire da — mutatis mutando — nach der Kertbeny'schen Uebersetzung, wo ich keine eigene Uebertragung improvisire. A. St.

Miklós ist ein Mörder geworden. Er flieht nach dem Röhricht, wo er nun Tage lang umherirrt, bis ihn endlich Bencze, der alte treue Diener seiner Mutter, auffindet, den diese mit Lebensmitteln nach dem verschwundenen Sohn ausgeschickt. Miklós äussert seine Absicht, in die weite Welt zu gehen und lässt dies auch seiner Mutter sagen, aber als der Diener fort ist, zieht es ihn immer zurück nach dem heimatlichen Dorf; ehe er jedoch dahin zurückkehren kann, muss er mit einem Wolfspaar und mit seinem eigenen wilden Instinct, die ihn zur Ermordung Georgs verleiten wollen, einen harten Kampf bestehen. Das Wolfspaar tödtet er mit seinen beiden Händen, hängt sich die beiden Wölfe um die Schulter und eilt nächstlicherweile nach Nagyfalú. Auf die Schwelle des Gemaches, wo sein Bruder schlief, legte er die Wölfe hin und ging in seiner Mutter Schlafgemach. Es giebt nichts Rührenderes als das Zusammentreffen von Mutter und Sohn. «Nicht ein Heller gross blieb an seinem Gesicht ungeküst.»

«Ueberströmend aus den Augen quoll ihm eine Thränenflut,  
Seiner Mutter Antlitz nässte er mit dieser nassen Glut.  
Wie aus zwei Gebirgen Bäche ineinander fliessen oft,  
Flossen Beider warme Thränen jetzt zusammen — —»

In einer wilden Gewitternacht flieht er aus dem Elternhause und gelangt binnen drei Tagen nach Pest. Auf dem Friedhof vor der Stadt sieht er eine Frau in Trauerkleidern auf einem frischen Grab weinen. Sie klagt um ihre beiden Söhne, die ein böhmischer Ritter im Zweikampf erschlagen und von ihr erfährt Miklós auch, dass sich Niemand mehr getraue, sich dem fremden Recken zu stellen. Miklós geht nun in die Stadt, begegnet einem wüthend gewordenen Stier, den er an den Hörnern fasste und den Fleischhauerknechten überlieferte. Doch dann findet er sich allein in der fremden Stadt. Er möchte am nächsten Tage sich mit dem fremden Ritter messen, doch woher das Kampfzeug nehmen? Vielleicht kann ihm die Witwe die Rüstung einer ihrer Söhne überlassen. Er geht nach dem Friedhof zurück, doch er findet die Trauernde nicht mehr und legt sich, müde und hungrig wie er ist, ins Gras nieder, um



von dem Siege zu träumen, den er über den böhmischen Ritter davon zu tragen hoffte.

Pferdegetrappel erweckt ihn aus dem Schlafe. Er blickt auf. Ein Reiter trabt die Strasse einher. Wer ist's? Wer anders als der alte Bencze, den Frau Toldi ihrem in Blutschuld verfallenen Kinde nachgesandt. Auch ein Laib Brod hatte sie mitgeschickt und das sollte er allein aufschneiden. Und wie er nun in seines Hungers Gier hier rasch hineinschneidet, bricht die Messerklinge in zwei Stücke, er hatte in eine eiserne Kapsel hineingeschnitten und wie er die öffnet, sind lauter Ducaten drin. Nun gings lustig in die nächste Schenke und im Hochgefühl der Wonne verlangte er eine ganze Tonne Wein, ein Cymbalschläger war auch bald zur Stelle und das überschäumende Lustgefühl des Jünglings machte sich in dieses «starken Knaben» würdigen Kraftäusserungen Luft. Dann schläft er, die schwellenden Arme auf den Tisch gestützt, ein.

Am nächsten Morgen kauft er sich eine Rüstung und dem Pferd Bencze's ein prächtiges Sattelzeug und mit geschlossenem Visier erscheint er am Donauufer, um mit dem Gegner Helmfedern zu wechseln. Auf der Insel findet der Kampf statt, seinen Kahn stösst Toldi, sicher des Sieges, in den Strom hinaus, und bald liegt der Böhme ihm zu Füssen. Da der König ihn nun auffordert sich zu nennen, gesteht er ein, in eine Blutschuld verfallen und Toldi Lörincz' Sohn zu sein. Der König verzeiht ihm, zwingt Georg, seinem Bruder sofort sein Erbe herauszugeben und ernennt ihn zu seinem Hauptmann. Um den Jubel voll zu machen, erscheint nun auch seine Mutter auf dem Platze.

Dies in flüchtigsten Umrissen die Handlung des Arany'schen Toldi, der sich von dem Ilosvai's, wie wir sehen, durch die glückliche Aneinanderfolge der Episoden, welche da in einen ursächlichen Zusammenhang zu einander treten, unterscheidet. Von dem Zauber der Arany'schen Diction aber könnten wohl weder Uebersetzung noch Nachdichtung eine zutreffende Vorstellung geben; man muss die Wirkung kennen, welche dieses Gedicht auf die Zeitgenossen machte, um seinen Werth würdigen zu können, man

muss die begeisterten Poeme kennen, welche PETÖFI an den neu entstandenen Stern der ungarischen Nationalliteratur richtete, um das zu begreifen, was Arany's «Toldi» im Jahre 1847 bedeutete. Arany selbst, der die Sprache, in der er dichtete, fast selbst geschaffen, ging hierbei im vollen Bewusstsein seines Zieles vor. Er sagt selbst in einem Briefe, den er später an GYULAI schrieb: «Die Aufgabe des Volksdichters ist nicht, sich unter das rohe Volk zu mengen, sondern zu lernen, wie man die erhabensten dichterischen Schönheiten in einer Form darstellen könne, die auch dem Volk geniessbar ist.» Und gelegentlich eines anderen ähnlichen Gedichtes schreibt er: «Ich wollte eine Sprache versuchen, die zwischem literarischem und Volksidiom ungefähr die Mitte halten sollte; sie sei kräftig, doch nicht geziert, damit sie einen grösseren Lesekreis gewinnen könne als das gebildete Publicum allein liefert. So wollte ich einerseits der poetischen Sprache eine grössere Volksthümlichkeit verschaffen, andererseits aber das Volk an eine um einen Grad höhere Lecture gewöhnen.» Dies sagt der Dichter von der Diction eines anderen Gedichtes, aber er könnte dies auch von Toldi gesagt haben, so zutreffend ist es. Und so ist denn Toldi ein Buch geworden, das der einfachste Mann aus dem Volke mit nicht minderem Interesse geniessen kann, als der Aesthetiker und selbst der Sprachforscher.

## II.

### »TOLDI'S LEBENSABEND».

Poetische Erzählung in sechs Gesängen.

Im Jahre 1854 liess Arany das Gedicht erscheinen, welches nun als letztes Glied der Toldi-Trilogie figurirt. Begonnen hatte er dasselbe noch vor dem Revolutionsjahre, welches in sein dichterisches Schaffen einen dicken, schwarzen Strich gezogen, aber erst sechs Jahre später, nachdem er mehrere kleinere Arbeiten abgeschlossen, konnte er «Toldi estéje» zum Abschluss bringen. Das dürrtge Sagengewebe, aus dem Arany den Blumenteeppich



dieses seines Heldengedichtes stickte, ist ebenfalls in ILOSVAI enthalten, dessen Reimchronik-Strophe 77—101 Folgendes erzählt:

«Einst zürnte der König Toldi — ich weiss nicht warum, — so dass der letztere drei Jahre lang nicht zu Hof kam. Da geschah es, dass der König ein Turnier in *Wiener-Neustadt* abhielt, wo ein wälscher Ritter alle Gegner besiegte und das ungarische Wappen usurpirte, das kein ungarischer Kämpfe ihm mehr abnehmen konnte. Der König gedachte nun Toldi's, was diesem seine Freunde hinterbrachten. Toldi machte sich hierauf auf den Weg nach Neustadt, lieh sich ein Mönchsgewand aus und ritt in solcher Tracht mit einem Wurfspiess bewaffnet zum Turnier, wo er den Wälschen besiegte und des Ungars Wappen von der Schande bewahrte, weshalb ihn König Ludwig wieder in Gnaden aufnahm. Einst sass Toldi in seinem Palast zu *Kaschau*, als ihn König Ludwig nach Ofen in eine Versammlung berief. Da der weissbärtige und grauhaarige Toldi nun in den Königspalast tritt, machen sich die Edelknaben über ihn lustig, was den greisen Degen so in Wuth versetzt, dass er seinen Streitkolben nach der Spötterschaar schleudert und drei der Knaben erschlägt. Dann tritt er zu dem König mit den Worten:

«Liess ich, König, ausser Acht, dass ich ein Ritter,\*  
Meinen Kolben schlug' ich an dir in Splitter;  
Dass du deine Rangen besser mögest lehren,  
Wie man hält ein greises Ritterhaupt in Ehren.»

Dann ging er nach Hause nach Nagyfalú, wo er nach zwei Jahren starb, und «wo sein Haupt und seine Gebeine, sein ungeheurer Schädel und sein riesiger Wurfspiess noch jetzt vorhanden sind».

Das ist Alles, was Johann Arany an überlieferter Sage vorfand, als er sich daran machte, Toldi's Lebensabend durch seine Poesie zu verherrlichen. Folgen wir nun der Erzählung des modernen Dichters:

\* Nach der Uebersetzung von MORIZ KOLBENHEYER, Pest, Gustav Heckenast, 1856.

«Königlichen Zornes böses Ungewitter  
 Traf aufs Haupt — drei Jahre sinds — den Ritter,  
 Weil den Hof er schmähte, dessen reiche Sitten,  
 Und die wälschen Bräuche, die dort wohlgelitten.»

Und nun haust er daheim in Nagyfalú mit seinem alten Schildknappen Bencze; Georg Toldi ist bei einer Bärenhetze elend ums Leben gekommen und auch die Mutter der beiden Söhne ruht schon längst unter dem grünen Rasen. Und da will denn auch Toldi begraben sein. Schaufel und Haue lässt er sich bringen und fängt an sein Grab auszuschaufeln. Und wie er mit dieser Arbeit schon fertig, vernimmt man Huftritte; ein Reiter erscheint, um Toldi zu melden, dass im Turnier zu *Ofen* ein wälscher Ritter das ungarische Wappen erobert habe und nun Niemand mehr finde, der es ihm abringen könnte. Da springt der greise Toldi einem Knaben gleich aus dem Grabe und rüstet sich gen *Ofen* zu gehen, um für die Ehre der magyarischen Ritterschaft einzustehen. Indessen wüthet der Wälsche fort und fort im Blute der ungarischen Jünglinge. Zuletzt haben ihn zwei Zwillingssknapen in die Schranken gefordert, aber beide sind von der überlegenen Kraft des Fremden in den Sand gestreckt worden. Und schon will Jener mit dem ungarischen Wappen auf und davon eilen, als der alte Toldi und sein Schildknappe, der erste in einer Mönchskutte, in die Bahn einreiten. Das graue Paar mit den rostigen Waffen erregt allgemeine Heiterkeit und der Wälsche ruft:

«Alter Pfaff! was willst du? Hasset du dein Leben?»

««Wälscher, dir die letzte Oelung will ich geben.»»

Nach einem langwierigen ehrlichen Kampfe macht Toldi dem Ritter den Garaus, winkt Bencze zu und

«Staunend muss die Menge Beide ziehen lassen,  
 Bis sie sich verlieren in den nächsten Gassen.»

König Ludwig ahnt wohl, dass Toldi der Mönch gewesen, doch erhielt er durch den Junker, der Toldi die Botschaft gebracht, Gewissheit hierüber und sendet sein ganzes Gefolge Toldi nach, um ihm seine Gnade zu melden. Das Volk stürzt ebenfalls nach und im Triumphe wird das Paar nach *Ofen* zurück gebracht. Ehe



der Reckengreis jedoch vor dem König in seiner eigenen Gestalt erscheint, will er sich nach Ritterart rüsten und nachdem er dies in seinem Ofner Hause gethan, verlässt er dasselbe durch die Hinterthür und geht allein nach des Königs Schloss. In den Vorsälen treibt sich die edle Jugend herum, die sich mit allerlei Kurzweil die Zeit vertreibt. Als nun der Greis in seiner verwitterten Pracht erscheint, beginnt ein Edelknabe: «Ich rieche Schimmel». Ein anderer: «Seht den alten Müller an! Einen Mehlsack hat man ihm ans Haupt geschlagen.» Und so geht das Spottlied fort. Doch

«Wehe, wer's begonnen, wehe, wer's gesungen!  
Toldi hat den schweren Buzogány geschwungen  
Und die Schaar der Pagen sinkt, wie Gras im Mähen,  
Schwerverwundet drei, um nicht mehr aufzustehen.»

Dann stürzt er zum König hin, dem er die Verse zuruft, die wir oben aus Ilosvai citirten, worauf der König die Verhaftung des Hochverräthers befiehlt. Toldi aber langt, noch immer wüthend zu Hause an.

«Auf den Tisch den Kolben wirft er hin mit Schmettern,  
Dass es einen Riss gibt in den starken Brettern . . .  
Ach, es war die letzte Kraft in seinem Leben,  
Denn sein Kopf er schwindelt und die Füße beben.»

— — — — —  
— — — — —

«Jener Zorn, der ehemals oft im Kriegsgetümmel,  
Niederwarf die Feinde, gleich dem Blitz vom Himmel,  
Uebermannet den Recken, mordet den Gebieter,  
Wie der Leu blutdürstend tödtet seinen Hüter.»

Da kommt das Oberhaupt der königlichen Leibwache, um Toldi in Haft zu nehmen, allein Jener:

«Bring dem mächt'gen König, deinem Herrn, die Kunde,  
Dass er Freiheit gönne mir noch diese Stunde,  
Offen winkt der Kerker, ich geh hin mit Freude  
Wo kein Erdenrichter mir 'was thut zu Leide.»

Als der König dies vernommen, begibt er sich selbst ans Sterbelager des Helden, der versöhnt aus der Welt scheidet. Die Leiche Toldi's wird nach Nagyfalú gebracht, wo sie beigesetzt wird.

«Erz und Marmor war am Grabe nicht zu sehen,  
 Bencze sah als Denkmal man am Hügel stehen;  
 Auf den Spaten stützte sich der alte Knabe,  
 Und des Schnees Bahrtuch lag auf Toldi's Grabe.»

Auf den ersten Blick muss der gewaltige Unterschied zwischen der alten Reimchronik und dem modernen Gedichte auffallen. Dort die *Einfalt* des Volkes, hier die Naivetät, dort regellos hingeworfene Trümmer einzelner Sagen, hier ein einfach scheinendes, aber kunstvoll aufgeführtes Gebäude. Alles steuert hier einem Ziel entgegen, überall ist der Mittelpunkt der Handlung der Held selbst. Und eine tiefe Tragik liegt in dem Geschick des Helden. Auf jenem Gang, auf dem er sich mit seinem Freund und König versöhnen soll, muss er in Folge seines übergewaltigen Zornes eine That begehen, die ihn mit dem König wieder auf ewig entzweien soll. Und um viel poetischer ist der Tod des Arany'schen Toldi als jener des Ilosvai'schen. Hier sühnt sein Tod auch seine Blutschuld, dort ist sie ein Zufall, kein Ausfluss der poetischen Gerechtigkeit. Aber trotzdem Form und Stil des modernen Epos lediglich als eine Veredelung der alten Chronik gelten, kann man doch nicht umhin, im ersteren mehr als eine poetische Erzählung zu sehen. Gleichwie «Toldi» ist auch «Toldi's Lebensabend» ein überaus spannendes und wahrhaftiges Culturbild jenes Ungarn, das zwischen *trecendo* und *quinto* die Mitte hält. In der Empfindungsweise der Menschen, in ihrem äusseren und inneren Gehaben, in ihren Sitten und in ihren Trachten gibt sich durchaus das charakteristische Gepräge der Zeit Ludwigs des Grossen kund. Wenn z. B. der Dichter das bewegte Leben in des Königs Vorsälen schildert, weiss er gleich zu berichten:

«Von *Fünfkirchen* war so mancher just gekommen,  
 Wo des Wissens Fackel damals hell erglommen;  
 Mancher sah Bologna, ja Paris, das holde,  
 Mit des Königs oder mit dem eignen Golde.

Pflückten von des Wissens Baume dort die Früchte,  
 Manche gute, manche übele Gerichte;  
 Hobelt man den Geist nicht, wird ein Klotz draus, leidig;  
 Zu viel Schliff, so wird ein Dolch daraus, zweischneidig.



Doch ob auch die Jugend treibt das Bücherlesen,  
Ist auch Leibesübung nicht verbannt gewesen,  
Dass die Faust nach Väterart sich tapfer schlage,  
Doch der Kopf wo möglich noch sie überrage.»

Dass es dem Dichter in Toldi nicht um die Verherrlichung der rohen Körperkraft allein zu thun gewesen, das spricht König Ludwig selbst aus, da er am Sterbelager des Recken in die schönen Verse ausbricht:

«Wechsel herrscht im Leben, Stärke wird zur Schwäche,  
Schwaches stark dagegen auf des Erdballs Fläche.»

«Rastlos eilt der Zeiten Lauf; wir Alten sterben,  
Unseres starken Armes Ruhm kömmt auf die Erben,  
Doch ein andrer Nachwuchs ist emporgestiegen,  
*Der mit Geist, nicht mit des Körpers Kraft wird siegen.*

«Sieh, dem Geist gelang's, ein Pulver zu entdecken,  
Welches ganze Heere kann in Tod hinstrecken.  
Ob auch Toldi du seist, dich zu Boden reisst es,  
In dem kleinen Pulver liegt die Kraft des Geistes.»

### III.

#### «TOLDI SZERELME.»

(Toldi's Liebe.) Erzählung in zwölf Gesängen.

Noch ehe Arany «Toldi estéje» beendet, hatte er den mittleren Theil begonnen, dessen erster Gesang schon im Jahre 1854 in einem Jahrbuch erschien, dessen Erträgniss, wie erwähnt, für die durch die Russen eingeäscherte Stadt Losoncz bestimmt war. Warum die Beendigung dieses allerdings an 3000 Verszeilen zählenden Gedichtes fünfzehn Jahre lang auf sich warten liess? Hören wir, was der Dichter selbst darüber und über die Wahl seines Stoffes in seiner Vorrede zu «Toldi szerelme» sagt:

«Der mittlere Theil von Toldi ist nicht meine Wahl. Nach dem Erfolg des ersten Theiles hatte ich Lust noch einen Toldi zu schreiben, wozu sich mir bei Ilosvai nur der Zweikampf im späten Alter eignete; denn was ausserdem noch übrig war, das sehr fabel-

hafte Prager Abenteuer, die komische Scene mit der Witwe und das schändliche Verbrechen des Grabraubes, schien mir keineswegs geeignet zu einer modernen poetischen Aufarbeitung. Ohne Sage aber — oder ohne die geringste Stütze seitens der Tradition oder Geschichte — hätte ich, wenn ich auch vermocht hätte, mir ein ganzes episches Gedicht sozusagen aus dem Finger zu saugen, es nicht schaffen gewollt. Denn ich empfand bereits damals, dass nur die Grundlage der Sage oder Geschichte einem solchen Gedichte das gebe, was ich «epischen Credit» zu nennen pflege. Ich konnte also an einen zweiten Theil gar nicht denken. Indessen trieben mich meine Freunde — allen voran PETŐFI, der «Toldi's Lebensabend» schon im Manuscript kannte — allfort an, «dass ich, wenn ich schon Fuss und Hand gemacht habe, nun auch den Rumpf dazu schreiben solle». Damit war ich bald im Reinen, dass ich in einem zweiten Theile das mächtige Physicum meines Helden unter den Convulsionen der Liebe zeigen müsse. Doch war ich daran durch meinen ersten Theil verhindert, in welchem es heisst:

«Und niemals hat sein Herz der Liebe Pfeil gekannt,  
Nicht knüpft' an eine Frau ihn ein dauernd Freundschaftsband.  
Nie trat in eine Ehe er fürder ein — — —

und auch im dritten Theil erwähnt er, da er auf sein Leben zurückblickt, niemals der Liebe. So konnte ich denn eine Liebe, die mit einer Heirat geendet, auch in den zweiten Theil nicht einführen. Und das machte mir viel Schwierigkeiten. Eine volksthümliche Ballade verträgt, sucht sogar die unglückliche Liebe, keineswegs das Epos. Was würde wohl das Volk zu einem Märchen sagen, wo der Held viele Kämpfe für die Königstochter zu bestehen hat und sie am Ende doch verliert? Darauf versuchte ich den Plan im Grossen zusammenzustellen und schrieb den ersten Gesang, der im Losonczer Phönix erschien. Der Titel war da nicht mehr Toldi. Ich fühlte, dass ein erfolgloses Liebesabenteuer nicht genug Handlung gebe; ich wollte dasselbe daher an ein grösseres historisches Ereigniss, vorzüglich aber an den neapolitanischen Feldzug anlehnen und zwar in einer Weise, dass Toldi's Liebe eine Episode desselben sein sollte. Daher nannte ich das Ganze mit einem



allgemeinen Titel: «Daliás idők» (Reckenhafte Zeiten). Es sollte daher ein Epos (gleichsam eine volksthümliche Epopöe) sein, in der Toldi der hervorragendste Held gewesen wäre. Ich schrieb auch einige weitere Gesänge, aber es ging nicht. — Erst im Jahr 1863 (nachdem ich «Buda halála» beendet) nahm ich die Fragmente wieder zur Hand. Nachdem ich dieselben nachgelesen, that es mir um die Einzelheiten leid und ich begann über einen neuen Plan nachzudenken. Ich fragte mich, ob man unter dem Vorwande der volksthümlichen Naivetät das Prager Abenteuer, die Grabberaubung und den neapolitanischen Feldzug nicht zusammenziehen könnte. Der Gedanke gefiel mir und ich schrieb rasch einige neue Gesänge nieder, doch musste ich in Folge von subjectiv gearteten Leiden das Ganze wieder für längere Zeit fahren lassen. Und es trat die Zeit meines dichterischen Verstummens ein . . . Im Jahre 1874 jedoch und in den darauf folgenden Jahren, wenn ich von meinen sommerlichen Badereisen einigermaßen erfrischt heimkehrte, fing ich wieder an zurückzukehren «ad pristinum amorem». Von Zeit zu Zeit führte ich das Gedicht um einige Strophen weiter, obgleich ich nicht hoffte, es je zum Abschluss bringen zu können; bis ich endlich mir in meiner gegenwärtigen erzwungenen Ruhe in den Kopf setzte, die Beendigung des Werkes zu versuchen. — — —

Schon aus dem Gesagten mag hervorgehen, dass es sich in «Toldi szerelme» nicht wie in den beiden anderen Gedichten um eine Reihe mehr oder minder wichtiger Angelegenheiten handelt, deren Held Toldi, deren Mittelpunkt des Helden Liebe ist, sondern, dass «Toldi's Liebe» nur als eine der wichtigsten Episoden des Gedichtes erscheint. Und aus dem Gesagten mag auch der Schluss gezogen werden, dass im Laufe der Jahre mit der Einheit der Dichtung wohl auch die Einheit der Stimmung gelitten hat. Und dem ist auch so. Auch wenn der Dichter uns die Entstehung seines Gedichtes in der Einleitung nicht erklärt hätte, das Gedicht selbst verräth uns die Stellen, wo der Dichter dasselbe unlustig zur Seite geschoben und wo er wieder mit frischer, neuverjüngter Kraft die Feder angesetzt. Die ersten fünf Gesänge sind aus einem Guss, als wären sie in einem Athemzug entstanden und sie muthen uns an wie

ein Herzensdrama, das bis zur Peripetie gediehen ist. Da ist in der That Toldi's Liebe, und zwar eine Liebe, gewaltig in ihren Aeusserungen und gewaltig in ihrer Selbstverleugnung, Mittelpunkt und Zweck des Ganzen. Wen Toldi liebt? Es ist eine herzerquickende Idylle, in der wir Piroska, des alten Paul von Rozgonyi einziges Töchterchen kennen lernen. Am einsamen Hag war die einzelne Rose erblüht, und Toldi Miklós, der reckenhafte Degen, dem alle Frauenherzen entgegenpochten, er hätte die in Liebe für ihn erglühende Rose sich an die Brust stecken können, würde er in freylem Uebermuth und überschäumendem Trotz sich nicht des Rechtes auf die Geliebte begeben haben. König Ludwig hatte die reiche Erbin dem zugesagt, der im ritterlichen Lanzenstechen den ersten Preis davon tragen werde, und der Sieger konnte kein anderer als Toldi Miklós sein. Aber dieser, der den kostbaren Preis nicht kannte, wollte um keines Weibes willen kämpfen; da er aber das Turnier mitmachen wollte, wählte er hiezu Rüstung und Farben eines seiner Schildjunker. Und diesem Schildjunker gewann er Piroska. Aber zu Toldi's und des Fräuleins Herzeleid. Denn während des Turniers hat er Piroska erblickt und da war es um seinen Trotz und um seine Weiberverachtung geschehen. Allein die Reue kam zu spät: das Fräulein wird seines Schildjunkers Braut. Vergebens sucht er seine Verzweiflung im Schmerz zu betäuben, vergebens sucht er Trost daheim in Nagyfalu an der treuen Mutter Busen, vergebens locken ihn die Abenteuer im fernen Böhme, wo er Kaiser Karl IV. zur Raison bringt, das Land von den Raubrittern befreit und mancherlei Drangsäle erleidet; es zieht ihn doch immer wieder hin in die Ofner Burg, wo er die Geliebte weilend wähnt; doch als es ihm endlich gegönnt ist, nach so mancher herrlichen Aventure heimzukehren, da ist Piroska bereits seines Schildjunkers Weib geworden. Und zwar trotzdem sie Toldi liebte. Lange wich der Starke der Begegnung mit der Geliebten aus, allein des verhassten Nebenbuhlers Verhängniss wollte es so und die Beiden, die mit einander noch nie ein Wort gewechselt, sitzen bei der Tafel zusammen. Da fällt ein Funken in das volle Pulverfass, Toldi hält ein Messer in der Hand,



der Junker flieht entsetzt von dannen, sie stürzt vor dem Furchtbaren nieder, um Gnade für den Gatten zu erflehen, er hebt sie auf und fordert von ihr, mit ihm zu fliehen. Doch sie stammelt: «Schütze, o Ritter, die Ehre eines Weibes», und er geht, um sie nimmermehr zu sehen.

Diese Liebesgeschichte ist von einem wahren Dichter erfunden, von einem wahren Dichter erzählt. Hingegen ist die Idee des böhmischen Abenteurers, welche Toldi mit dieser Liebe im Herzen bestehen muss, Illosvai entlehnt, der in seiner Reimchronik (Strophe 57—76) Folgendes erzählt: Einst verlangte der König von Böhmen (Karl IV.), der König von Ungarn solle ihm Tribut zahlen und selbst in Prag erscheinen, um sich dort vorzustellen, wo schon andere eilf Könige zur Huldigung erschienen waren. Ludwig hielt Rath, was da zu thun sei und entschloss sich über Anrathen des Palatins, mit einem grossen Heere gen Prag zu ziehen, dort werde sich das Uebrige schon finden. Vor Prag bezieht das ungarische Heer ein Lager, der König mit Toldi aber gehen selbänder unbewaffnet in des Kaisers Burg, wohin bald die Nachricht dringt, dass die Ungarn die Stadt eingenommen und die Plünderung begonnen hätten, worauf der Kaiser erklärt, die Tributforderung sei nur ein Scherz gewesen und er biete Ludwig Urfehde an. Toldi aber zog den Streitkolben aus dem Aermel und zwang die eilf Könige insgesamt, Ludwig von Ungarn als ihren Herrn anzuerkennen.

Dieses böhmische Abenteuer ist bei Arany in wahrhaft homerischer Weise geschildert. Trotzdem «Toldi's Liebe» noch immer im Vordergrund des Interesses steht, gewinnt der Dichter Raum genug, um den märchenhaften Heereszug mit behaglicher epischer Breite zu schildern und die Ungeheuerlichkeit des Beginns versteht er mit frischem Humor hinwegzutäuschen. Bei ihm haben die Ungarn Wein nach Prag gebracht und freigebig verzapfen sie davon um Gottes Lohn an Soldaten und Wachen, bis alles sternhagelvoll auf den Gassen umherliegt und dem Einbruch der Ungarn kein Widerstand geleistet wird. Auf dem Heimweg gelangt Toldi in die Gefangenschaft eines schönen Weibes, der Tochter

des Ritters, den er im ersten Gesang auf der Margaretheninsel im Zweikampf erschlagen, und er könnte, wenn er die Liebe der Abscheulichen erwiderte, aus dem tiefen Burgverliess an das Licht des Tages gelangen, doch Piroska's Bild feilt ihn gegen alle Versuchung. Und da der Kaiser es ist, der ihn befreit, muss er demselben einen Gegendienst erweisen und das Land von Räubern befreien, indessen ihm Piroska für immer verloren geht.

Den sechsten Gesang hatte der Dichter viele Jahre später nach dem Abschluss des fünften geschrieben. Er hatte nämlich mittlerweile seine einzige Tochter verloren, welche die Geburt ihres ersten Kindes, eines Mädchens, nur um einige Tage überlebte. Dieses Enkelkind hatte er «Piroska» genannt und wie er nun das Schicksal der Piroska fortspinnen will, die in seiner Phantasie fortlebt, fällt sein Blick auf das anderthalbjährige Enkelkind, das zu seinen Füßen spielt und der lebenden Piroska gelten die ersten Strophen dieses Gesanges, ehe er die Seelenqualen der Piroska des Gedichtes nach dem Auftritt mit Toldi schildert. Der gewaltige Ritter war in die Haide hinaus zu seinem Mütterchen geritten, um an deren treuer Brust sein übervolles Herz auszuschütten, doch ihn duldet's nicht in den engen Räumen des heimatlichen Dorfes; er sucht seine eigene Burg auf, deren hallende Räume ihn aber noch mehr an die fehlende Hausfrau erinnern; er versucht es in wüsten Gelagen, die Stimmen zu betäuben, die nach Piroska rufen, bis endlich seine Mutter Kunde erhält von dem unchristlichen Leben, das auf Schloss Szalonta geführt wird. Und eines Tags sieht der unglückselige Miklós seine Mutter in das Thor einfahren. Im Nu ist er durch die Hintertreppe verschwunden, hat sich auf's Ross geschwungen, um wieder in die Weite zu irren. Da erfährt er, dass Piroska von ihrem Gatten misshandelt worden sei; nun muss er die Märtyrin rächen; er fordert ihren Gatten zum Zweikampf auf die Margaretheninsel heraus. Doch Jener, für sein Leben fürchtend, gesteht dem König, was zwischen ihm und Toldi vorgegangen, und dass ihm nun Jener nach dem Leben trachte, worauf der König beide des Rittersnamens verlustig erklärt und Befehl gibt, Toldi zu verhaften. Er muss sich flüchten, aber endlich findet er



seinen Gegner dennoch am Donaustrand, er schleppt ihn auf einen Kahn und dann, als der Feige in's Wasser springt, bringt er ihn schwimmend auf die Insel und dort erschlägt er ihn in ehrlichem Zweikampf. Piroska stirbt, da sie des Leichnams ansichtig wird, und beide werden in einer Felsengruft begraben. Da kömmt nächtlicherweile der vogelfreie Toldi zu der Gruft, deren Deckel er mittelst seiner mächtigen Schulter beseitigt, öffnet Piroska's Sarg und bedeckt die vermeintlich Todte mit wahnsinnigen Küssen. Die Scheintodte erwacht, stösst, da sie zum Bewusstsein gelangt, einen Fluch auf den Mörder ihres Gatten aus und sinkt wieder ohnmächtig zusammen. Wie vom Blitz getroffen flieht Toldi von dannen. Zwei Räuber aber, die seinem Eindringen in die Gruft zugesehen, machen sich nun die Gelegenheit zunutze, berauben die Leichen der Kostbarkeiten und verbreiten dann die schändliche Kunde, dass Toldi den Leichenraub verübt habe. Da man in die Gruft dringt, findet man Piroska noch lebend; dieselbe erholt sich wieder und nimmt den Schleier, um als Aebtissin des Klosters auf der Margaretheninsel ihr Leben zu beschliessen. Toldi aber, vom König und Primas in Acht und Aberacht erklärt, beginnt ein Büsserleben zu führen. Seinen Stolz besiegend, verrichtet er niedrige Knechtesdienste in einem Kloster im Bakony, zieht dann mit einer Flagellantenschaar, sich kasteiend, durch's Land, bis er endlich unter fremdem Namen und in entstellender Tracht nach Italien gelangt, wohin König Ludwig gezogen ist, um die Ermordung seines Bruders, des Königs Andreas, zu rächen. Zweimal rettet Toldi dem König das Leben, bis endlich seine Unschuld durch die Bemühungen seiner Mutter und durch das Zeugniß Piroska's und der Nonnen von der Margaretheninsel, die seinem ehrlichen Kampfe beigewohnt, an's Tageslicht gelangt und er von Acht und Bann befreit wird. Und so kehrt er denn nach Hause, zur unaussprechlichen Seligkeit seines greisen Mütterchens und so sucht er dann das Grab Piroska's auf der Insel auf und mit seinem guten Schwerte höhlt er rings um dasselbe vier tiefe Gruben aus, in welche er junge Weiden pflanzt, die er mit seinen beiden Händen entwurzelt hatte. — —

Das wäre in den erdenklich flüchtigsten Umrissen die Handlung dieser mit der holden Anziehungskraft des Märchens, mit der erschütternden Urgewalt des Dramas und mit dem rührenden Unschuldslaut des Liedes wirkenden Heldensage. Der Dichter selbst sagt, dass Toldi's Liebe nur eine Episode des Ganzen bilden solle und dem ist auch so. Die zweite, weitaus grössere Hälfte des Gedichtes behandelt den Feldzug Ludwig's, der nach Italien gezogen ist, um die Ermordung seines Bruders Andreas zu rächen. Und da ist es, wo das Gedicht Form und Inhalt einer nationalen Epopöe annimmt, die trotz der streng nationalen Form und trotz der synchronischen Stimmung des Gedichtes, durch die einfache Erhabenheit ihrer Darstellung, durch die plastische Sinnlichkeit ihrer bilderreichen Sprache und durch das historische Beiwerk ihrer Erzählung geradezu an die würdigsten antiken Vorbilder erinnert. Der Dichter lebt mit seinen Helden und er verwebt sein Geschick mit denen seiner Helden. Wenn er Toldi's Heimat schildert, so ist es die seinige, die er verherrlicht; wenn er von der Tapferkeit der dreihundert Haiduken erzählt, die Szalonta, das einstige Erblehen der Toldi, welches sie einige Jahrhunderte später von Rákóczy II. zu Eigen erhielten, vertheidigen, so preist er den Ruhm seiner eigenen Vorfahren; das Bild seiner eigenen früh verschiedenen Tochter umschwebt ihn, wenn er Piroska in süßen Versen rühmt; wo er Kaiser Karl IV. den Karlsbader Sprudel gelegentlich einer Hirschjagd entdecken lässt, gedenkt er dankbar der Linderung, die er fünfhundert Jahre später an derselben Quelle gefunden:

« — Dort sass ein kranker Greis —

Der pries des Wassers Wohlthat, er pries es spät und früh,  
 Das wenn nicht neues Leben, ihm neues Hoffen lieh,  
 Und wenn er noch dereinstens beendet diesen Sang,  
 So dankt er's dieser Quelle und ihrem Wundertrank.»

Und so ist der Dichter immer eins mit seinen Helden und mit deren Schicksalen. Und diese Subjectivität leiht dem Gedichte, das seiner Bestimmung nach rein objectiv sein sollte, einen neuen Reiz, prägt dem Ganzen den Charakter einer *neuen Kunstgattung*



auf, obgleich das Ganze wie eine mittelalterliche Chronik mit der Nennung des Verfassers schliesst:

Geschrieben dies ich hab',  
Auf dessen Helm und Schilde ein Schwert in einer Hand,  
Ich, Arany von Nagyfalu und Szalonta genannt.

Was Toldi Miklós sonsten erfuhr in Freud' und Leid  
Das zu besingen ist nicht mehr meine Schuldigkeit.  
Nicht les' ich es im Buche, nicht kündet's mir die Mär;  
Ich habe Euch geschuldet dies Werk und sonst nichts mehr.  
Was ich einst braunen Haares von *reckenhafter Zeit*  
Zu Land nicht singen konnte, im Kampf mit Schmerz und Leid,  
Da ich nun alt geworden und da mein Haar schon bleich:  
Send' ich von *Toldi's Liebe* den traur'gen Sang ich Euch.

Wie ein Bergbach, der unterirdisch seinen Lauf fortsetzt und nur hier und da ans Licht des Tages geräth, muthet uns eine andere Liebesepisode an, die sich zwischen den schwerdramatischen und wichtigen Kriegs- und Staatsactionen bis ans Ende hinzieht; es ist dies die Liebe eines empfindungswarmen Mädchenherzens für den König Ludwig selbst, die am Schlusse Erhörung findet. Örzse, des bosnischen Banus Töchterlein, ist die holde Mädchen-gestalt, die stets an Piroska's Seite zu erblicken ist, während *Anikó*, eine Bruderstochter Miklós', in kriegerischer Wehr nach Wälsch-land zieht, um bei dem dort weilenden König Gnade für den geächteten Oheim zu verlangen. All' diesen liebeüberströmenden Frauenherzen steht als Gegenbild die Königin-Mutter, die Witwe Karl Roberts, mit dem eiskalten Empfinden gegenüber. Das ist die Königin, der im Visegráder Schlosse *Felizian Zács*, als Rächer seiner verrathenen Tochter, die Hand verstümmelt hat und das ist die Königin, um derentwillen das ganze Geschlecht derer von Zács in allen Seitenlinien vernichtet wurde.

Doch ein Zács ist bei Arany durch Zufall verschont geblieben. Wie schön und bedeutend concipirt auch die übrigen Gestalten dieser Epopöe sein mögen, die des geretteten Zács ist die bedeut-samste von Allen. Der Jüngling, der seinen wahren Namen und Stand verbergen muss, durchstreift als fahrender Sänger die Fremde, bis er zu einer Flagellantenschaar geräth, in deren Mitte

er Toldi's Bekanntschaft macht. Die beiden heimatlichen Geächteten gehen dann selbender nach Wälschland, wo sie in des Königs Heer Kriegsdienste nehmen und endlich des Königs Gnade erlangen. Der Jüngere hat im Lager Anikó's Herz gewonnen und Toldi ernennt ihn zu seinem Erben und zum Erben seines Namens, da er mit dem Zeitlichen schon abgeschlossen hat. So erfährt denn der König Ludwig die Blutschuld, die seines Vaters Angedenken befleckt und der Dichter ist's, der da in erhabenster Weise Gerechtigkeit übt, wo die Geschichte dies zu thun verabsäumt hat.

Und noch eine nicht minder werthvolle Seite ist dieser Epopöe zu eigen; und zwar ist dies ihre culturhistorische Seite. Mit einer erstaunlichen Kunst hat der Dichter alles Zeitgenössische in den glänzenden Wandelbildern seines Gedichtes zusammenzufassen gewusst; magyarische und italienische Bildung zeigen uns ihre unterscheidenden Merkmale, die politischen Zustände des «Reiches» liegen, ein offenes Buch, vor uns und fast sämtliche synchronistische Gestalten der Epoche, vom Kaiser Karl bis zu Karl von Durazzo und Cola Rienzi, alle Geschlechter der ungarischen Monarchie treten in lebendiger Gruppierung zusammen, um den glänzenden Rahmen der Arany'schen Poesie als ein durch seine Wahrhaftigkeit überraschendes Zeitgemälde auszufüllen. Wenn je, so war der Dichter hier ein Prophet mit zurückgewandtem Angesicht.

---

So wäre denn die Toldi-Trilogie ganz und gar abgeschlossen. Von den bescheidenen Anfängen einer Volksballade ausgehend, sehen wir das Werk zu einer hochbedeutsamen National-Epopöe anwachsen. Der Dichter, der ursprünglich eine poetische Erzählung zu schaffen hatte, fand sich, ehe er sich dessen versah, plötzlich inmitten einer «Reckenhaften Zeit», in welcher er die ruhmwürdigste Epoche seines Vaterlandes erblickte, und er konnte nicht umhin, dieser Epoche ein ihrer selbst würdiges Denkmal zu setzen. Und dies Denkmal steht nun leibhaftig vor unseren Augen. Aus lauterem Poesiegold gemeisselt, erhebt er sich auf dem granitenen Sockel der Geschichte und die Genien der Sage



umschweben das glänzende Gebilde des Dichters. Wohl scheint das Werk heute noch nicht eins zu sein; das ehrwürdige Patina des Alters bedeckt schon seit Jahrzehnten den Kopf und die Gliedmassen desselben, während der Rumpf noch die glänzenden Spuren des Meissels zeigt. Aber ein Jahrzehnt schon wird diese Farbenunterschiede verwischt haben und dann wird die ungarische Nation in dem Ganzen nur Eins erblicken und zwar das harmonische Werk eines grossen Geistes, der sich nie seiner Nation entfremdet, und eines begeisterten Gemüthes, das in sich selbst und in der Verherrlichung von Land und Leuten seines Vaterlandes sein höchstes Genügen gefunden. Und man kann schon heute sagen, dass die Werthschätzung Johann Arany's und seines Meisterwerkes für Jahrhunderte hinaus unabhängig sein wird von dem wechselnden Geschmack der Epigonen, gleich wie die Antike mit der fortschreitenden Bildung der Welt an Würdigung nie verloren, sondern nur stets gewonnen hat.

ALBERT STURM.

## VIERZIG JAHRE AUS DER GESCHICHTE DER K. UNGARISCHEN NATURWISSENSCHAFTLICHEN GESELLSCHAFT.\*

**G**EEHRTE Generalversammlung! Die k. ungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft tritt heuer in das vierzigste Jahr ihres Bestandes. Ihr Lebensfaden beginnt in einer Periode der Geschichte unseres Vaterlandes, welche von der Gegenwart durch gewaltige Ereignisse, durch riesige sociale Umwälzungen getrennt ist. Ideen, Begriffe, Privilegien versanken, um nie wiederzukehren, an ihre Stelle geriethen neue an die Oberfläche, noch immer schäumend und tosend, und lassen die Zeit ihrer endgiltigen Lösung kaum noch ahnen.

Unsere Gesellschaft entstand in dem Zeitalter, in welchem unsere Väter für oder gegen die Adelsprivilegien nicht selten blutige Schlachten lieferten; eine der ersten Blüthen der hervorsprossenden Demokratie in einer streng aristokratischen Zeit! Und diese Gesellschaft gründeten nicht die Széchenyi's, Károlyi's, Batthyányi's, wie die Academie der Wissenschaften und den landwirthschaftlichen Verein; keiner *der* grossen Namen, welcher allein schon, wenn für eine Angelegenheit gewonnen, im Vorhinein den Erfolg sicher stellte; auch nicht die grossen Redner und Publicisten, welche damals die kräftigsten Stützen des Gewerbevereins und des Schutzvereins waren. Sie blieben ferne von der Wiege der

\* Gelesen in der Generalversammlung der königlich ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 21. Januar 1880.



aufstrebenden Gesellschaft. — Einfache Professoren, junge Aerzte, bescheidene Museums-Custoden und anspruchlose Gelehrte, deren Namen die damalige Nation so wenig kannte, wie etwa den Ruf irgend eines Táblabíró's im Tornaer Comitat, — diese waren es, welche die Gesellschaft gründeten. Nicht der Zunftgeist, nicht das gewaltige Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches der Franzose *esprit de corps* nennt, war es, welcher die Brust dieser, verschiedenartigen Berufszweigen angehörenden Männer beseelte, nicht das, was damals dem Verein der Aerzte, und später so manchen anderen Vereinen und Gesellschaften die Existenz verlieh. Auch war es nicht die Hoffnung der Erreichung des Lorbeers, welcher schon damals nicht nur von der Fahne der Academie, sondern auch von der der Kisfaludy-Gesellschaft glänzte und seitdem auch von der Flagge der Petöfi-Gesellschaft so verführerisch winkt, — nicht dieses Signum war es, welches die Männer der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Hauf sammelte und führte. Das Ziel, welches sie zu erreichen strebten, war gänzlich abstracter Natur. In unserem Archive befindet sich ein aus dieser Zeit datirtes Gesuch, das unsere Alten im Jahre 1844 an den Palatin Josef richteten und welches folgendermassen beginnt:

«Unser Vaterland in naturwissenschaftlicher Beziehung kennen zu lernen, seine unzähligen, noch verborgenen Schätze zu entdecken; unsere Compatrioten und das Ausland darauf aufmerksam zu machen und dadurch der nationalen Industrie ein neues Feld zu eröffnen; die im Auslande schon zur höchsten Entwicklungsstufe gelangten Naturwissenschaften in unser Vaterland zu verpflanzen; dieselben aus den engen Wänden der Schulen auf das weite Feld des practischen Lebens zu übertragen und auf diese Weise den Ideen Leben und Existenz zu geben; den Gewerbe- und landwirthschaftlichen Vereinen, welche auf das bürgerliche Leben unmittelbaren Einfluss ausüben, hilfreich die Hand zu bieten; auf die Volks- und wissenschaftliche Erziehung mittelbar einzuwirken und in unserem Vaterlande die Naturwissenschaften — so weit dies im Bereiche der Möglichkeit liegt — zu verbreiten: dies waren die Ziele, welche uns veranlassten, schon im Mai 1841

einen Verein zu bilden, die vaterländischen wissenschaftlichen Capacitäten zu vereinigen, um mit geeinter Kraft diesen grossen und ehren Zielen zuzustreben.»

Ich führe diese Stelle nicht als mustergiltiges Beispiel der ungarischen Kunstprosa oder der scharfsinnigen Logik hier wörtlich an (denn darauf kann sie wahrlich nicht Anspruch erheben), sondern damit aus derselben die ungeheure Aufgabe ersichtlich sei, welche sich vorzustecken diese guten Alten sich erkühnten. Begrenzt ja das, was sie hier so leichthin, man könnte sagen in einem Athemzuge herzählen, ein so riesiges Arbeitsfeld, dass dazu etwa eine mit dem Reichthum der Smithsonian Institution versehene Anstalt oder eine, die gesammte Intelligenz einer grossen Nation umfassende Vereinigung nöthig hätte. Sie hatten keinen Smithson; das Grundcapital, welches BUGÁT vom hohen Clerus und einigen Magnaten in Summen von hundert bis zweihundert Gulden erbetteln konnte, war nicht genügend, um von dessen Interessen einen Diener zu besolden. Eine mächtige Association konnte zu *der* Zeit, wo der allgemeine Wahlspruch «wir zahlen keine Steuern» Geltung hatte, schon wegen der Schwierigkeiten des Anfanges nicht entstehen. So konnten sie auch noch nicht im Traume daran denken, dass sie, die Begründer, die Lösung dieser *grossen* Aufgabe auch nur in Angriff nehmen sollten. Aber sie erlahmten nicht; mit derselben Zähigkeit, welche die Befolger der naturwissenschaftlichen Methode charakterisirt, hingen sie an ihren Ideen. Jährlich zweimal ertönte die ermuthigende und aneifernde Stimme BUGÁT's vom Präsidentenstuhl, und das wenige hundert Köpfe zählende Heer, wenn es auch nicht wuchs, blieb wenigstens beisammen. Im Schwindler'schen Hause (ein jedenfalls ominöser Name) der Comitathausgasse wurde ein kleines Local gemiethet, einige Journale gehalten, Bücher gesammelt, grösstentheils Geschenke der Mitglieder; man gründete ein ganz kleines naturhistorisches Museum; die Mitglieder besuchten fleissig ihr Local, am Montag die Zoologen, Dienstag die Physiker, Mittwoch die Physiologen, Donnerstag die Mineralogen, Freitag die Chemiker, Sonnabend die Botaniker (mit einem Worte nulla dies



sine linea) und hielten da kleinere Gespräche, Mittheilungen, welche sie euphemistisch Fachsitzungen nannten. Innerhalb fünf Jahren hatten sie so viel abgehandelt, dass schon im Jahre 1846 ein Band der Jahrbücher erscheinen konnte, welcher einige auch gegenwärtig noch werthvolle Arbeiten enthält. Sogleich, im Jahre 1841 wurde beschlossen, «die Gesellschaft werde zur Zeit des nächsten November-Jahrmarktes im National-Casino oder im Comitathause mit Proben ihrer Wirksamkeit auftreten, theils damit das Publicum beim Anblicke unseres Schaffens zu den Naturwissenschaften mehr angeregt werde, hauptsächlich aber, damit in den besonders indolenten Mitgliedern des landwirthschaftlichen Vereins Theilnahme geweckt werde und die Gesellschaft das Glück habe, theilnehmende, insbesondere aber unterstützende Mitglieder zu erhalten. Sofort erklärten sich J. FRIVALDSZKY, F. FARKAS und A. JEDLIK zu derartigen Vorträgen bereit. Diese für die Jahrmarkts-Gelegenheit geplanten Vorträge wurden jedoch wegen Kürze der Zeit und aus anderen Ursachen auf günstigere Zeiten verschoben.» Bekanntlich kamen diese besseren Zeiten erst nach 25 Jahren, als auf SZTOCZEK's Vorschlag und unter THAN's Leitung im Jahre 1866 die erste naturwissenschaftliche Soirée in Budapest zu Stande kam.

Gerne verweilte ich bei der Skizzirung dieser emsigen, zarten, winzigen Thätigkeit und würde, wenn ich dürfte, noch weiter dabei verweilen. Aber welche Freude es auch macht, dieses bienenfleissige kleine Volk in seiner rührigen Arbeit zu beobachten, dennoch muss ich gestehen, dass sie selbst schon damals den Grund des ersten Zusammenbruches der Gesellschaft legten. *Sie gründeten sich ein Museum*, dessen Bestimmung — wie später ihr Epigone KÁTAI sagte — sein sollte, «dass in seinen überreichen Sammlungen jeder Schatz der drei Naturreiche von allen, allen Theilen unseres Vaterlandes in der Weise aufgehäuft und geordnet sei, dass in denselben sich Ungarns Bild treu wiederspiegele.»

Geehrte Generalversammlung! Diese Museums-Idee war die verführerische Sirene, welche unsere Gesellschaft im jugendlichen, unerfahrenen Alter ihrem ersten Ruin entgegenführte. Abgesehen

davon, dass ein besonderes Vereinsmuseum hier in Budapest neben dem Nationalmuseum, wenn letzteres liberal organisirt und geleitet ist, absolut unnöthig wird, lässt sich leicht einsehen, dass in dem Maasse, in welchem das Museum der Gesellschaft wuchs, auch ihre Last grösser wurde, welche sie in der freien Bewegung hinderte und immer tiefer hinabzog. BUGÁT's Energie konnte die Gesellschaft zwar mit grosser Anstrengung noch einige Zeit aufrecht erhalten, aber früher oder später hätte sie dieselbe weggefeigt, auch ohne das Jahr 1848. Möglich, dass BUGÁT, wenn er nicht von Budapest verbannt gewesen wäre, noch zur rechten Zeit die drohende Gefahr wahrgenommen und das Vereinsmuseum dem Nationalmuseum überantwortet hätte. Aber so wie sich die Dinge entwickelten, behielt die Gesellschaft ihr Museum so lange, bis sie erfahren musste, dass «die von den Vereins-Jahresbeiträgen zusammengescharrte bescheidene Einnahme nicht mehr genügend sei, um auch nur die Miethe einer zur Aufnahme der Sammlungen geeigneten Localität zu bestreiten.» Darauf wurden im Jahre 1856 die Sammlungen dem Nationalmuseum übergeben und das Ameublement wurde im Wege der öffentlichen Feilbietung verkauft. Mit diesem traurigen Acte *beschloss die naturwissenschaftliche Gesellschaft ihre erste Periode.*

Unsere Gesellschaft stand am Rande der Vernichtung; das ohnehin geringe Grundcapital war gänzlich ausgegeben, die aus den Jahresbeiträgen erfließende Einnahme auf ein Minimum gesunken, jede sonstige Einnahmsquelle versiegt; auf der ganzen Nation lag der Alp des Absolutismus. Glücklicherweise war noch ein kleines, treues Häuflein vorhanden, welches die gesunkene Fahne ergriff. Unter SZÖNYI's tüchtiger Führung sammelten sich J. KOVÁCS, J. TAKÁCS, J. SZABÓ, A. JEDLIK, S. KRUSPÉR, C. NENDT-WICH, J. SZTOCZEK und noch Einige, welche die Hoffnung nicht verloren und aufs Neue kämpften.

Schliesslich war die Gesellschaft gerettet. Aber was nun zuerst beginnen? Die Inangriffnahme des gewaltigen Arbeitsfeldes, welches die kühnen Gründer vor Augen hatten, war in den fünfziger Jahren undenkbar. Das erwähnte treue Häuflein nahm so



viel davon in Besitz, als seine Kräfte gestatteten. Zweimal im Monate versammelten sie sich und im kleinen Kreise theilte Jeder die Ergebnisse seiner bescheidenen Untersuchungen mit. Bald machte sich auch die fleissige Arbeit nach Aussen hin bemerkbar. Die einzeln verlesenen kleineren oder grösseren Arbeiten sammelten sich innerhalb zwei bis drei Jahren so sehr an, dass sie allein schon einen Band füllten, welchem nach ein oder zwei Jahren ein anderer folgte.

Unsere Gesellschaft spielte damals die Rolle einer ganz kleinen Academie. Fachleute lasen Abhandlungen und *schrieben wieder für Fachleute*, ohne Rücksicht auf das wissbegierige und die Wissenschaft unterstützende Laienpublicum. Sie wollten auch nicht für das grosse Publicum, sie wollten nur für sich selbst schreiben. Und diese Quasi-Academie hatte damals auch ihre Berechtigung. Die ungarische Academie der Wissenschaften war gefesselt, durfte keine öffentlichen Sitzungen abhalten, durfte die gelichteten Reihen ihrer Mitglieder während zehn Jahren nicht ergänzen, und das naturwissenschaftliche Element fehlte ohnehin schon früher gänzlich. Unsere Naturforscher, wie gering auch ihre Zahl war, wünschten und suchten ein Berührungscentrum, um welches sie sich sammeln konnten, und fanden dies in der naturwissenschaftlichen Gesellschaft. So geschah es, dass die Gesellschaft aus der früheren Museum-Richtung in der Mitte der fünfziger Jahre in die academische Richtung überging und während ihrer zweiten Periode, etwa zehn bis zwölf Jahre hindurch, die Rolle einer kleinen Vice-Academie spielte.

Wie ich vorhin erwähnte, hatte diese Richtung anfänglich auch Berechtigung; aber diese hörte sofort auf, als die Academie der Wissenschaften zu Ende der Fünfziger Jahre von ihren Ketten befreit wurde und vom Anfange der sechziger Jahre an ihre eigentliche Bestimmung wieder erfüllen konnte. Auf diesen Umstand machte man auch die naturwissenschaftliche Gesellschaft aufmerksam. Im Sommer 1860 lenkte C. SZABÓ, damals erster Secretär der Gesellschaft, die Aufmerksamkeit der Generalversammlung auf einen Umstand, «welcher auf die Richtung der

Thätigkeit der Gesellschaft von Einfluss zu sein scheine, da derselbe binnen Kurzem diese Thätigkeit wenn auch nicht gänzlich verändern, so doch wesentlich modificiren werde, und dieser sei die sich immer mehr entwickelnde Regsamkeit und Arbeit der mathematischen und naturwissenschaftlichen Classe der Academie. Die natürliche und wünschenswerthe Folge davon sei, fährt SZABÓ fort, dass die auf diesem Felde Arbeitenden sich mehr dorthin wenden werden, wodurch Vieles, was bisher durch unsere Gesellschaft geleistet worden, nun von der Academie ausgeführt wird; die Untersuchung und Forschung, das Sammeln der trockenen Daten und deren Mittheilung wird von unserer Gesellschaft, wenn auch nicht gänzlich, so doch zum grossen Theile an die Academie übergehen. Deshalb müssen wir aber nicht denken, dass unserer Gesellschaft nichts zu thun übrig bleibt oder dass sie keine Aufgabe hätte! Jawohl, sie hat eine solche, schliesst SZABÓ, *die Gesellschaft wird dasjenige Organ der Naturwissenschaften, welches die gewonnenen Resultate in gemeinverständlicher Weise darstellt, an deren Verbreitung und Einbürgerung arbeitet.*» Der gute alte BUGÁT erwähnte ein Jahr später, im März 1861, wieder diese Angelegenheit und legte vom Präsidentenstuhl dem Comité die Frage vor: «ob die Gesellschaft nicht eine populäre naturwissenschaftliche Zeitschrift herausgeben könnte?» Es ist der Mühe werth, den eigenthümlich motivirten Beschluss wörtlich zu citiren, welcher in dieser Angelegenheit gefasst wurde. «Der geringe pecuniäre Grundstock der Gesellschaft, so meinte der Ausschuss, gestattet unter keiner Bedingung die Erweiterung des jetzigen Arbeitskreises; ferner hält er es für genügend und zweckmässiger, ausschliesslich die Anfertigung und Herausgabe von Original-Arbeiten zu veranlassen, beziehungsweise auszuführen.»

Dieser circulus vitiosus, in welchem sich unsere Gesellschaft 15—20 Jahre hindurch bewegte, erscheint nun klar vor unseren Augen. «Weil die Geldmittel unzureichend waren — sagte man — kann die Gesellschaft nicht für das ungarische Publicum, sondern nur für die Fachleute schreiben.» Aber weshalb waren die Geldmittel unzureichend? Gerade deshalb, weil die Gesellschaft nicht



für das grosse ungarische Publicum, sondern nur für ihre Fachmänner schrieb, beziehungsweise Mittheilungen herausgab. Man forderte vom Publicum die Unterstützung der Gesellschaft, erwartete von ihm die Erhöhung der pecuniären Mittel, ohne dass man dem Publicum einen Gegendienst geleistet hätte. Gerne wollte man die Zunahme der Mitgliederzahl und dadurch auch das Anwachsen der Macht der Gesellschaft veranlassen, aber dies wollte auch mit grösster Kraftanstrengung nicht gelingen. Man warf daher auch dem ungarischen Publicum vor, es sei geizig, wolle kein Opfer bringen und sei den Naturwissenschaften abgeneigt. Aber dabei vergass man die grosse Schwierigkeit, die Menschen ihrer Eigenthümlichkeiten zu entkleiden. Der Ungar besitzt aber die Eigenthümlichkeit, dass er eine Auszeichnung, etwa das Diplom der Academie, mit Vergnügen annimmt, besonders wenn er noch damit eine Bezahlung empfängt; aber für eine Auszeichnung, wofür *er* noch zahlen muss, und zwar nicht nur einmal, sondern jährlich, in guten gleichwie in schlimmen Jahren, dankt er höflichst und will nichts davon haben. Eine solche Gesellschaft wie die unsrige, welche aus dem grossen Publicum seine Lebenskräfte zieht, darf das Grundprincip *do, ut des* nie ausser Acht lassen. Gerade darin fehlte der Ausschuss in den Jahren 1860 bis 1861. Und es war sehr schade, diesen, meiner Ansicht nach sehr günstigen Zeitpunkt unbenützt vorbei gehen zu lassen. Vom Alp der langen absolutistischen Regierung befreit, war die Nation in sehr guter, opferwilliger Stimmung; damals baute sie den Academie-Palast, verdoppelte das Grundcapital der Academie, damals hatte die Kisfaludy-Gesellschaft so viel unterstützende Mitglieder, dass sie sich selbst darüber verwunderte. Hätte damals unser Ausschuss genug Kühnheit gehabt, vor die Nation zu treten und zu sagen: «höre, du ungarisches Publicum, wir wollen dir ehrlich und rechtschaffen Dienste leisten, dass uns deine Theilnahme und Unterstützung zu Theil werde,» — wer weiss, wo wir jetzt stünden? Aber man versäumte den günstigen Moment und blieb noch etwa 7—8 Jahre bei der Rolle einer Vice-Academie, nagend an

geringen und wenig verlockenden Früchten, während deren beste und grösste naturgemäss in den Schooss der Academie fielen.

Unvergesslich bleibt in der Geschichte dieser Gesellschaft, — obgleich es in den Jahrbüchern nicht aufgezeichnet ist, — die kleine, freundschaftliche Besprechung, zu welcher im Februar 1868 der damalige Vicepräsident KARL THAN mehrere Mitglieder einlud. Wir führten kein Protocoll, aber ich erinnere mich genau, dass sich unter den Erschienenen L. DAPSY, J. GREGUSS, A. JEDLIK, L. JURÁNYI, J. KRENNER, J. KRIESCH, TH. MARGÓ, J. SZABÓ, J. SZTOCZEK und V. WARTHA befanden. Von diesem Zeitpunkte datirt die Periode unserer Gesellschaft, in welcher sie sich gegenwärtig noch befindet. Ohne jeglichen Meinungsunterschied, einstimmig einigte man sich darin, dass die Gesellschaft ihre bisherige abstracte Richtung aufzulassen und mit ganzer Entschlossenheit die Bahn der Verbreitung der Wissenschaft, deren Einbürgerung, mit einem Worte der *Popularisirung* zu betreten habe. Auch das Wie und Wann wurde im grossen Ganzen vereinbart. Das Amt der Inangriffnahme und Ausführung wurde mir übertragen.

Mit klopfendem Herzen begann ich die erste Arbeit. Wie wenn der Versuch in meiner Hand nicht gelingt? wie, wenn ich die Ansprüche des ungarischen Publicums nicht genügend verstehe und am Anfange des Weges stehen bleiben muss?

Man musste ein «convergentes System» schaffen, die eingreifenden Factoren so gruppiren, dass sie das Resultat vervielfachen konnten. Die Sitzungen, das Organ der Gesellschaft, deren Bibliothek mussten so reformirt werden, dass diese auch in weiten Kreisen geniessbar und benützbar sein sollten.

Die Zahl der Mitglieder überstieg auch damals noch nicht 600 und der Boden, auf welchem die Gesellschaft stand, war, wie sich der Präsident in der Eröffnungsrede einer Generalversammlung sehr treffend äusserte, *mit Schulden getränkt*, einem Haben von 800 fl. stand ein Soll von 3000 fl. gegenüber.

Das erste Heft des «Természettudományi Közlöny» (Naturwissenschaftliche Mittheilungen) erschien am 10. Januar 1869. Wohl war sein Inhalt in einem etwas holperigen Stil geschrieben;



an jeder Zeile merkte man, dass der Redacteur keine geläufige Feder habe und, was noch mehr, dass er in der Correctur der Druckfehler noch nicht die genügende Fertigkeit besitze. Die Journal-Literatur würdigte auch das unzeitgemäss scheinende Unternehmen nicht einmal der Kritik; nur die «Tanügyi Füzetek» (Hefte für Unterrichtswesen) reflectirten darauf, sagten rund heraus, dass der Redacteur eine undankbare Rolle übernommen, und riefen ihm, sich vorher ein wenig mit der Stilistik ins Einvernehmen zu setzen.

Aber das gute ungarische Publicum urtheilte anders; es unterschied mit richtigem Gefühl das Wesen von der äusseren Erscheinung. Wenn es auch sah, dass der Redacteur noch ein wenig ungeschickt sei, so fühlte es doch unwillkürlich, dass diese Gesellschaft sich um eine gute Sache bemühe und daher der Unterstützung würdig sei. Gegen Ende 1869 überstieg die Mitgliederzahl schon 1600; im folgenden Jahre 2000, 1872 3000, 1874 4000 und Ende 1878, also im zehnten Jahre der Existenz des «Természettudományi Közlöny» 5000. Und gleichwie der Pflug zur Zeit der Arbeit am meisten glänzt, so schliffen sich auch die anfänglichen rauheren Unvollständigkeiten des Vereinsorganes ab. Nach und nach versammelte es um sich die ganze schreibfähige naturwissenschaftliche Generation, von den geachtetsten Gelehrten-Veteranen, den in der Vollkraft arbeitenden Männern bis hinab zur studirenden Jugend. Und dabei hütete man sich sorgfältig vor dem Fehler, den die populären Schriftsteller gewöhnlich begehen, indem sie die Freiheit der Wissenschaft in der frivolen Propagation der materialistischen Ueberspanntheiten erblicken. Der «Természettudományi Közlöny» suchte immer die Freiheit der Wissenschaft zu wahren, referirte getreu über jedes bedeutende wissenschaftliche Ereigniss oder jede bemerkenswerthe Hypothese, ohne irgend Jemandes Ansicht oder Glauben aus blossem Muthwillen oder unmotivirtem Wissenschaftsdrange beleidigen zu wollen.

Der erste Erfolg ermuthigte die Gesellschaft zu neuen Versuchen; im Jahre 1872 begann sie das Verlagsunternehmen; man

rechnete auf 600 Subscribenten; aber es fanden sich für den ersten Cyclus 1200, für den zweiten 1400, für den dritten 1800. Dieses Unternehmen bereicherte unsere Literatur mit 16 Bänden werthvoller und wichtiger Werke, welche ohne die Intervention der Gesellschaft in den siebziger Jahren sicherlich nicht das Tageslicht erblickt hätten. Und das gute Beispiel findet Nachahmer: im Jahre 1880 findet die ungarische Uebersetzung von FLAMMARION'S «Astronomie populaire», welches bekanntlich ein sehr kostspieliges Werk ist, hier in Budapest einen Verleger. Unsere Gesellschaft hatte das Eis gebrochen.

Unsere *Sitzungen* hielten wir Anfangs 1868 im kleinen Ecksaal der Academie, wo die Commission der dritten Classe zu verhandeln pflegte. Unser Freund V. WARTHA kämpfte dort mit der Enge des Raumes und der Weite der Ballone, als er den ersten Vortrag über die Theerfarben hielt. Von dort wanderten wir in den grösseren Kisfaludy-Saal, und als dieser auch zu klein wurde, kamen wir herauf in diesen Saal (Ort der Sitzungen der dritten Classe der Academie) und von hier schliesslich mit Erlaubniss des Rectors der Universität in den *grössten* Experimentirsaal Budapests, in das chemische Institut. Die populären Vorträge, welche in diesen Sitzungen gehalten wurden, erblickten zuerst im «Természettudományi Közlöny» das Tageslicht, später jedoch, als ihre Anzahl und ihre Ausdehnung wuchs, erschienen dieselben in einem besonderen Verlagsunternehmen: «Népszertű természettudományi előadások gyűjteménye» (Sammlung populärer naturwissenschaftlicher Vorträge), dessen dritter Band bald complet sein wird.

Nach und nach, man könnte sagen unmerklich, eroberten wir das Zutrauen des Publicums; nicht mit sogenannten Knalleffecten, sondern durch ruhige, ausdauernde Arbeit. Bald erkannte auch die Journal-Literatur die culturelle Bedeutung dieser Vereinsthätigkeit, und was sie zuerst der Beachtung nicht werth hielt, überhäufte sie plötzlich mit überschwänglichen Lobpreisungen.

Und es kam, was wir kaum zu hoffen wagten, die Anerkennung des höchsten Forums der ungarischen Wissenschaftlichkeit,



der ungarischen Academie; sie reichte uns hilfreich die Hand zur massenhaften Verbreitung unseres Verlagsunternehmens.

Und es kam, was unter Allem bei Weitem am wichtigsten ist, die Anerkennung von Seite der Regierung und der Legislative. Auf Antrag des ersten Unterrichtsministers Ungarns, des unvergesslichen Baron JOSEF EÖTVÖS, bewilligte der Reichstag im Jahre 1870 5000 fl. unter dem Titel: «Forschungen und Mittheilungen von Landes-Interesse», und bewilligte auch fernerhin die auf 4000 fl. restringirte Summe alljährlich. Und durch eine merkwürdige Fügung der Vorsehung war es gerade Baron JOSEF EÖTVÖS' Sohn, welcher im Ausschusse der Gesellschaft mit glücklicher Intention den Weg und die Art und Weise, auf welcher diese grossen Summen am erfolgreichsten zu verwenden wären, vorzeichnete. Eine ganze Reihe naturwissenschaftlicher Monographien, welche sich auf unser Vaterland beziehen, liegt vor uns, welche aus diesen Geldmitteln auf die erwähnte Weise entstanden; noch grösser ist die Zahl der dadurch angeregten Forschungen, welche noch gegenwärtig fortgesetzt werden oder ihrem Abschlusse nahe sind.

Schliesslich kamen auch die Neider, und wo würden solche fernbleiben? die das schnelle Aufblühen der Gesellschaft mit scheelem Auge ansehen. «Es ist Modesache, pflegen sie zu sagen, es wird schon vorübergehen, ohne tiefere Spuren zu hinterlassen.» Modesache? Nun wohl, kommt mit mir, ich will Euch zeigen, *was* bei unserer Gesellschaft Mode ist! Kommt zu unseren Comitésitzungen und sehet die 20—30 Männer, welche man die Männer der naturwissenschaftlichen Gesellschaft nennt, mit welchem Eifer, mit welcher Lust, und Alte und Junge mit gleicher Begeisterung, ferne von jeglichem kleinlichen Bestreben oder persönlicher Ambition, sie die Angelegenheiten der Gesellschaft in völliger Uebereinstimmung berathschlagen! Oder kommt mit mir in die Localitäten der Gesellschaft und sehet die unverdrossene, ausdauernde Arbeit, mit welcher Jeder seines Amtes waltet! Wenn Ihr *dies* Mode nennt, dann muss ich bekennen, dass das Aufblühen der Gesellschaft thatsächlich eine Modegeburt ist. «Wenn es den

winzigen Bewohnern der Koralle im Verlaufe einiger Jahrhunderte gelingt die Koralleninsel auf Meeresfläche zu erhöhen», warum sollte es der vereinigten Arbeit von 20—30 wissenschaftlichen Männern während eines halben Jahrhunderts nicht gelingen, das Gebäude aufzuführen, auf welches Ihr zuerst mit mitleidsvollen, jetzt aber mit neidischen Augen blickt!

Und zuletzt kam, was für die Zukunft der Gesellschaft vor Allem wichtig ist: die *Lehre der Erfahrung*. Wir mussten lernen, und mögen wir es nie vergessen, dass dieser Gesellschaft hier in Budapest, in unmittelbarer Nähe des Nationalmuseums, der ungarischen Academie der Wissenschaften, einzig und allein nur die *Verbreitung und Einbürgerung* der Wissenschaften das Recht der Existenz verleiht. Diese verschaffte ihr das Vertrauen des Publicums, und so lange *dieses* vorhanden ist, wird die Gesellschaft immer in der Lage sein, die Wissenschaften selbst zu pflegen, ist *dieses* aber verloren, dann verliert die Gesellschaft auch Alles.

COLOMAN SZILY.



## DENKREDE AUF MICHAEL HORVÁTH.

Gelesen in der feierlichen Sitzung der ungarischen Academie am 28. Mai 1880,  
VON FRANZ SALAMON.

**E**S IST nur dann möglich, dem Wirken hervorragender Männer gerecht zu werden, wenn man die Verhältnisse kennt, gegen die sie ankämpfen mussten; wir können ihre Thaten, ihre Werke nur dann wahrhaft verstehen, wenn wir sie als Repräsentanten des Geistes ihrer Zeit betrachten. Selbst dem mächtigsten Kämpfer, der trotz mannigfacher Umstände Erfolge erringt, ist es nicht gegeben, sich über die vielseitigen Einwirkungen seiner Epoche zu erheben.

Auch die Wirksamkeit MICHAEL HORVÁTH's können wir nicht nach Verdienst würdigen, noch seine Werke, so klar sie auch geschrieben sind, klar begreifen, wenn wir uns nicht in die dem Jahre 1848 vorausgegangene Epoche versetzen. Denn wenn auch die Früchte der fruchtbaren Krone seines Lebensbaumes in erster Linie der jetzigen Generation zu Gute gekommen sind und noch zu Gute kommen, ist doch der Boden, aus dem er seine Lebenskraft, den eigenthümlichen Duft seines Fühlens und Denkens, die Färbung seiner politischen Anschauungen schöpfte, die Periode der dreissiger und vierziger Jahre.

Selten hat eine Nation so umfassende Umgestaltungen in ihrem politischen, socialen und literarischen Leben während der kurzen Zeit von zwei oder drei Jahrzehnten vollbracht, wie die ungarische. Doch konnte sie auch den, raschen Uebergängen eigenen Opfern und Gefahren nicht entgehen. Je grösser der Fortschritt

auf einigen Linien, um so auffallender erscheint die verhältnissmässige Langsamkeit auf den anderen.

Kaum ergriff die nationale Sprache Besitz von der Presse, und unsere Poesie, bis dahin eine in einem Jahrhundert einmal blühende Aloë, entfaltete in einzelnen Grössen, sowie in ihrer ganzen Gesamtheit eine reiche Blüthe von hinreissender Schönheit. Bald kam auch das lebendige Wort zu seinem Rechte, die ganz neue Bühne und die bis dahin einer todten Sprache dienende Tribüne zeigen eine ganze Reihe wahrhafter Meister. Die bedeutenden Principienkämpfe aller Zeiten riefen Männer auf den Kampfplatz, die einer jeden Nation und einer jeden Epoche zum Ruhme gereichen würden: Staatsmänner von hoher Weisheit, ideenreiche Theoretiker der Staatsweisheit, Redner von unübertrefflicher Eloquenz.

In Politik und Poesie erhob sich der ungarische Genius auf ein hohes Niveau europäischen Glanzes. Aber neben dieser, an rascher Entwicklung, sowie an Reichthum und Mannigfaltigkeit nur der tropischen Flora vergleichbaren Vegetation, erinnerte die Ernte der eigentlichen Wissenschaften keineswegs an die sieben fetten Jahre Egyptens. Die glänzende, beherzte Avantgarde liess das Heer der schwerer bewaffneten Disciplinen weit hinter sich.

Ich will versuchen, den Zustand der ungarischen Geschichtschreibung zu skizziren. In den Jahren, in welche die schon bewusste Jugend und ein Theil des Mannesalters MICHAEL HORVÁTH's fallen, sprach man mehr von der Vergangenheit der Nation, als in früheren Zeiten oder in unseren Tagen. Man sprach davon, was in ihr erhaben, die Phantasie, das Herz ergreifend war; von ungewöhnlichem Ruhme, von den Extremen nationaler Trauer. In beiden, im Stolze wie im Leiden, bargen sich die Wünsche nationaler Selbständigkeit. Wir können sie eine Gefühls-historie nennen, voll Begeisterung und idealisirender Imagination.

Alles in der Literatur fand die ihm entsprechende Form. Welche Form wäre wohl dieser Geschichte, die rein Sache des Gefühls war, angemessener gewesen als der Hexameter und der Jambus, als das hochtrabende Epos, das sentimentale Lied und die schau-



spielerische Diction? Selbst die Beredsamkeit bediente sich der Saiten der Dichtkunst, da die Poesie von den Rechten der Rhetorik in ausgiebigem Maasse Gebrauch machte. Der Literarhistoriker wird durch diese Epoche unwillkürlich an jenes primitive Zeitalter der Nationen erinnert, in welchem jede Wissenschaft mit der Dichtkunst im Bunde stand, und vor Allem die Geschichte es liebte, sich in das Kleid der Sage zu hüllen.

Aber wenn der Literarhistoriker auch die andern Gebiete des öffentlichen Lebens vor 1848 betrachtet, wird er sofort den grossen Unterschied zwischen einer primitiven Epoche und jenen Jahren gewahr. Er wird bemerken, dass diese von patriotischer Sentimentalität erfüllte Generation direct und indirect gegen die Institutionen eben jener Vergangenheit ankämpft, welche sie verherrlicht. Die Jugend, welche andächtige Hymnen singt zum Preise des alten Ruhmes, wäre bereit, auf dem Forum den Gegenstand der Verehrung so vieler Jahrhunderte, die *zwölf Tafeln* der alten Gesetze, nacheinander in Stücke zu zerschlagen. Mit einem Satze erhebt sie die alte Nation, welche doch der Adel war, zum Himmel, mit dem andern verunglimpft sie den Egoismus oder den, den Ideen des XIX. Jahrhunderts widerstehenden Obscurantismus eben dieses Adels.

Ein grosser Theil der intelligenten Kreise der Nation schöpfte aus der Geschichte nur patriotische Begeisterung; dachte aber, dass man von den Schülern Werböczy's in der Vergangenheit noch weniger lernen könne, als in der Gegenwart.

Und doch war es weit weniger nöthig, in jenen auch sonst so bewegten Tagen die Begeisterung durch Bilder der poetischen Phantasie bis zum Uebermaasse zu steigern, — als es nöthig gewesen wäre, unsere Geschichte als ein Schatzhaus der nützlichen politischen Erfahrungen zu betrachten, deren Kenntniss wenigstens von so hohem Werthe war, als die Kenntniss der Institutionen der fremden Nationen. Diese hätte durch jene die nothwendige Ergänzung gefunden.

Die bedeutendsten politischen Zeitfragen bedurften der geschichtlichen Grundlage. Man musste eine den freien Zufällen der

historischen Entwicklung ausgesetzte mittelalterliche Verfassung zu einer neuen umgestalten. Wenn die Messkunst bei der Regulirung eines Stromes gezwungen ist, die Erfahrungen der Vergangenheit zu Hilfe zu rufen, welche Aufschluss ertheilen über den Wasserstand bei maximalen Anschwellungen und Ebben, welche darlegen, in welchem Maasse das Wasser seit Jahrzehnten und Jahrhunderten sein eigenes Bett ausfüllt, — um wie viel wichtigere und vielseitigere Belehrung ertheilt unsere Geschichte der Generation, welche den ungarischen Staat durch moderne Durchschnitte und Dämme reguliren wollte.

In dem Leben der alt angesessenen Völker, wie es die jetzigen Nationen Europas sind, giebt es gewisse stehende Verhältnisse, an denen eine wesentliche Veränderung kaum in Jahrhunderten bemerkbar ist. Es giebt andere, deren Veränderung im Zuge ist, aber ausserordentlich langsam vor sich geht, so dass ein Federzug der Gesetze sie nicht gründlich umgestalten kann. Die Geschichte legt dar, welches diese stehenden oder blos langsamer Umwandlung unterliegenden Verhältnisse sind.

Auch die Ursachen der bestehenden Zustände, deren Kenntniss in der Politik von so hoher Wichtigkeit ist, wurzeln wesentlich in der Vergangenheit. Der gesegnete Boden Ungarns war uncultivirter als die westlichen Länder Europas. Wer nur die Gegenwart in Betracht zog, war geneigt, dies der Indolenz der ungarischen Race, dem Bestehen der Leibeigenschaft und anderen ähnlichen, anderes ausschliessenden, tief liegenden Ursachen zuzuschreiben, welche die Ahnen anklagten und die Lebenden beschämten. Die Geschichte aber hätte sagen können: Das Land ist nicht bevölkert. Diese Vieles erklärende Erscheinung findet in der Vergangenheit ihre richtige Deutung. Denn die dünne Bevölkerung ist eine Folge der beispiellosten Verwüstung in jenen Zeiten, als Ungarn der schützende Schild Europas gegen Asien war. Man müsste bis zur Völkerwanderung zurückgehen, um in Deutschland oder Frankreich Zustände zu finden, wie sie in einem grossen Theile Ungarns am Anfange des XVIII. Jahrhunderts bestanden. Es ist eher ein Wunder zu nennen, dass die Bevölkerung während



eines Jahrhunderts sich auch nur so vermehrte. In einem an Boden reichen, an Bevölkerung armen Lande können sich Handel und Industrie nur sehr schwer entwickeln. Damit hängt es zusammen, dass es unseren Vorfahren unmöglich war, von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft überzugehen, und dass dies noch im XIX. Jahrhundert mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden sein wird.

Ebenso nöthig wäre es gewesen zu wissen, dass es reine Unwahrheit sei, dass die Nation zwischen so viel Gefahren sich blos durch das Schwert aufrecht erhalten hätte. Man hätte wissen müssen, dass die staatsmännische Vernunft und die weise Berechnung und Benützung der Umstände viel grössere Erfolge sicherten, als die Tapferkeit allein. Endlich: sowie Oesterreich aus der Geschichte wissen musste, dass es unfähig ist, Ungarn für die Dauer zu unterjochen, so mussten auch wir aus so viel namhaften Beispielen gelernt haben, dass das Ende aller Kämpfe nur ein friedlicher Ausgleich sein kann — im Grossen und Ganzen auf der alten Basis.

Im Allgemeinen wäre es nothwendig gewesen, bei einer jeden politischen Frage, die vor 1848 die Gemüther in Aufregung hielt, anstatt der Aufzählung der Jahrhunderte alten Missbräuche, die man den alten Generationen nicht immer unverdient vorwarf, und der gegen einzelne Personen gerichteten Anklagen, — jene Umstände zu begreifen, deren Vernichtung die Grenzen menschlichen Wohlwollens überschritt.

Mit einem Worte: wenn wir in der Geschichte nicht blos den persönlichen Beweggründen längst dahingesehener Personen nachforschen, sondern die Zustände und Verhältnisse des ganzen Landes vor Augen halten, wird sie nicht blos zum Herde der patriotischen Begeisterung, sondern der Schatz practischer Erfahrungen für alle Zeiten.

Es ist nicht meine Aufgabe, ein Urtheil über die Politik der Jahre vor 1848 zu fällen. Ich wollte nur daran erinnern, dass der Geist der Zeit der historischen Auffassung feindlich gegenüber

stand, da doch keine Epoche der Kenntniss der Erfahrungen der Vergangenheit mehr bedurfte als jene.

Wohl weiss ich, dass nie ein Politiker von Gewicht den Nutzen der Geschichte offen in Zweifel zog; ich weiss, dass unter den leitenden Männern viele, wenn auch nicht aus den geschichtlichen Büchern, doch zwischen den Zeilen der Ereignisse mehr Belehrung herauslasen, als die Historiker; besonders gross war die Zahl der in unsere Rechtsgeschichte gründlich Eingeweihten. Wenn aber dies für das XVIII. und die ihm vorausgehenden Jahrhunderte genügte, genügte es für das zweite Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts nicht mehr. Vor Alters leiteten einige Tonangeber die Politik. Jetzt war es nöthig, dass auch die breiteren Kreise der Intelligenz in den geschichtlichen Fragen Bescheid wissen. Nach und nach wurde der politische Kampf aus dem Parlament in die Comitatsversammlungen verlegt. Dort gelangte die Entscheidung immer mehr in die Stände der Massen, aber diese folgten, man kann sagen blind, der Führung der intelligenten Mittelklasse.

Ein wahrhaftes Unglück ist es zu nennen, dass sich, man kann sagen, alle Umstände dazu verschworen, dass die ungarische Intelligenz gerade damals der historischen Kenntnisse am meisten entbehrte, als sie ihrer am meisten bedurfte. Da aber die schwebenden Fragen ohne historische Argumente nicht zu behandeln waren, musste man zur Mischung der wahren Ereignisse mit unwahren Suppositionen, ja manchmal zu blossen Erdichtungen seine Zuflucht nehmen.

Die zwanziger, dreissiger und zum Theile auch die vierziger Jahre sind die Periode des Stillstandes gerade unserer historischen Literatur. Sowohl früher als später ist diese Literatur unvergleichlich blühender. Besonders trat die Ausarbeitung des Materials, eine so brennende Nothwendigkeit für das Publicum, ganz in den Hintergrund. Die ungarische Geschichte, welche sich der Sprache Roms bediente, hörte gerade auf; die Geschichtschreibung in ungarischer Sprache war noch unfertig. PRAY und PALMA, die lateinisch schrieben, sowie die deutsch schreibenden



ENGEL, FESSLER und MAJLÁTH konnten nicht die Lectüre des damaligen Publicums sein. Aber wären sie selbst ungarisch gewesen, selbst diese polyglotte Literatur Alles in Allem war nicht so entwickelt, dass sie jenseits der Action der Könige und anderer Führer und der trockenen Ereignisse, auch ein Bild des innern Zustandes des Landes in jeder Epoche lieferte, worauf es ja bei politischer Belehrung und zur Kenntniss der Beweggründe der Ereignisse vor Allem ankommt. Die am meisten verbreitete Lectüre war die Historie des ESAIAS BUDAY, welche im Jahre 1833 in dritter Auflage erschien. Ein verdienstvolles Werkchen, jedoch mehr ein Compendium für den Schulgebrauch, unfähig die Landesverhältnisse vielseitig und tief aufgefasst darzulegen. Der Stil zeichnet sich durch ruhige Objectivität und Einfachheit aus. Die Erzählung ist, wenn auch nicht musterhaft, doch die beste in unserer historischen Literatur. Doch wurde es wegen vieler antiquirten Ausdrücke schon als veraltet angesehen, und die an KÖLCSEY'S, VÖRÖSMARTY'S, BAJZA'S Stil gewöhnten Zeitgenossen konnten wenig Geschmack daran finden. Auch die «Ungarischen Jahrhunderte» («Magyar Századok») von BENEDICT VIRÁG wurden seit 1808 viel gelesen. Wären die im ganzen Umfange in den Text eingeschalteten Urkunden nicht so ermüdend, stände sein Stil nicht im fortwährenden Kampfe mit der die Sprache erneuernden Richtung, wäre die Erzählung wenigstens bis zum XVIII. Jahrhundert fortgeführt, man könnte VIRÁG'S Werk mit dem BUDAY'S in eine Linie stellen. Aber auch sein Vortrag erschien in den dreissiger Jahren schon als veraltet. Da trat 1837 JOSEF PÉCZELY mit seiner ungarischen Geschichte auf. Diese war schon im Geschmacke der Zeit geschrieben. Durch den rhetorischen, oft pathetischen Stil, durch einige wirklich gelungene lebensvolle Beschreibungen und Zeichnungen machte er Sensation. Das Werk reicht nur bis zur Catastrophe von Mohács — das BENEDICT VIRÁG'S nicht einmal bis dahin. So boten beide Werke der Schwärmerei für den Ruhm der Ahnen reiche Nahrung und gaben kein Band, jene Zeiten mit der Gegenwart zu verknüpfen. Die Politik kann nur aus dem Bilde der zum Ziele gelangten Entwicklung

Belehrung schöpfen. Uebrigens tritt auch bei PÉCZELY das Bild der Zustände hinter der Charakteristik der handelnden Personen zurück. Man merkt es wohl, dass die ungarische Geschichtschreibung in der lateinischen ihren Ursprung hat. Der moralische Codex, nach dem sie urtheilt, ist gewöhnlich nicht der christliche, sondern der der römischen Republik. Der Idealismus des Poeten und Historikers BENEDICT VIRÁG, des Odendichters BERZSENYI, des dichterischen Redners KÖLCSEY wird zur Beurtheilung practischer Lebensfragen angewandt. Sie fordern von den Oligarchen des Mittelalters, dass sie den Helden Hellas und Roms gleichen. Vielbedeutend für die römische Moral unserer historischen Literatur ist das Motto des PÉCZELY'schen Werkes. Er citirt den Satz des Tacitus, dass die Aufgabe der Annalen sei, die tugendhaften Handlungen vor der Vergessenheit zu bewahren und die Nachwelt durch Brandmarkung der bösen vor dem Laster zu schützen. Dies als Hauptzweck genommen, wäre die Beschreibung der Verhältnisse nicht mehr wesentlich; sogar das wäre Nebensache, mit wie viel Fähigkeit ein Staatsmann oder ein Feldherr an sein schwieriges Werk geht. Ist jenes Verfahren nicht römischen Ursprunges, das als Motive der Handlungen reinen Patriotismus oder Egoismus und Ruhmsucht annimmt? Aus der Geschichte geht es bei uns schon ins politische Leben über, dass wir bei Parteikämpfen immer auf einer Seite die das Vaterland liebenden, tugendhaften Hunyady, auf der andern die dem Lande feindlichen, bösen, lasterhaften Cilley erblicken. Wir gewöhnen uns daran, uns die Männer der Vergangenheit so vorzustellen, als ob ihre Seele zwischen engelreinen und teuflischen Motiven hin und her schwankte; da doch in der Wirklichkeit ein ganz anderer Kampf in ihnen vorgeht, der: wie die verwickelten, schwierigen politischen Fragen unter den gegebenen Umständen zu lösen sind, meistens sogar die Frage, welches unter den bevorstehenden Uebeln das kleinste sei? Mit einem Worte: in den Motiven mit Hintansetzung des berechnenden Verstandes bloß auf die Moral zu sehen, ist ebenso einseitig, als es das ausser-Augenlassen des sittlichen Standpunktes wäre.

Zu diesem Idealismus der schon ausgearbeiteten Geschichte



steht die trockene Häufung der historischen Daten in scharfem Gegensatz. MATHIAS BÉL, am Anfange des vorigen Jahrhunderts, war der erste Sammler. In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts setzen PRAY, KATONA und Andere in grossem Massstabe das Sammeln fort; noch im Beginne dieses Jahrhunderts folgen ihnen KOVACSICS Vater und Sohn. Endlich in den dreissiger und vierziger Jahren übertrifft sie alle GEORG FEJÉR, nicht durch Qualität, sondern durch Quantität seiner Ausgaben.

Beide Richtungen, die idealistische sowie die das Material zu Tage fördernde, sind in einem hervorragenden Manne jener Zeit, in STEFAN HORVÁTH vereinigt. Er war der beredte Professor der Geschichte; doch sind es nicht Historiker, die von ihm Anregung gewonnen: seine Vorträge erweckten die Inspiration ausgezeichneten Dichter. Einerseits will seine literarische Thätigkeit dem ungarischen Ruhme ein so zu sagen prähistorisches Reich zurückerobern — andererseits beschränkt er sich auf die trockene Edition alter Urkunden und beleuchtet nur einzelne Fragen von geringem Belang. Ebenso beschränkten sich ENDLICHER und GÉVAY aufs blosses Sammeln, beide schrieben deutsch. Ebenso CZECH.

Es stellte sich die Nothwendigkeit heraus, das unverhältnissmässig aufgehäuften Material durch Kritik zugänglicher zu machen. Aber die beginnende Kritik stiess sich an den Anonymus, so dass sie nicht weiter konnte.

Die geschichtliche Literatur nahm zu Revuen und Taschenbüchern Zuflucht, wie die «Gelehrte Sammlung» (Tudományos Gyűjtemény), «Gelehrtes Magazin» (Tudomány Tár), die «Klió» von FRANZ SZILÁGYI, die «Arpadia» von KOVACSÓCZY. Vereinzelte bessere Arbeiten in Essayform, wie das Werk KARL SZÁSZ' des Aeltern über die polnische Revolution 1831, die Arbeit von Baron SIGMUND KEMÉNY über die Ursachen der Catastrophe von Mohács, die im Athenaeum erschienene historische Dissertation von FR. PULSZKY bilden so zu sagen mehr divergirende Elementé der Literatur, als Symptome eines vereinigten Bestrebens. CZIRÁKY und BARTAL bereicherten unsere Wissenschaft mit guten Arbeiten über Rechtsgeschichte, auch KARL SZÁSZ mit seinem «Sylloge». Aber

diese waren lateinisch, also nur für die höchsten Kreise der Intelligenz geschrieben. Der «Figyelmező» (Beobachter) berichtet 1837, dass seit 1830 nichts Wichtiges auf dem Gebiete der Geschichte erschienen sei und constatirt den Rückgang im Vergleich zur lateinischen Epoche.

Die Academie, welche ihr Existenzrecht um so glänzender erwies, je ärmlicher das Feld der Wissenschaft bestellt war, — wollte mit schönem und richtigem Bestreben zum Fortschritt unserer Geschichte beitragen. Es that noth, anstatt der Kenntniss der trockenen Thatsachen die der Institutionen, anstatt persönlicher Motive tiefer liegende Gründe in der Geschichte zu suchen. Ihre Preisaufgaben über die *Geschichte der Städte* und über die *Geschichte der Industrie und des Handels* legen ihre Tendenzen hell dar.

Auf die erste Frage langte zum ersten Male keine Antwort ein. Die Geschichte der Industrie und des Handels im Mittelalter war glücklicher. Die eine im Jahre 1836 belobte Preisschrift brachte einen bis dahin unbekannten Namen ans Tageslicht, den MICHAEL HORVÁTH's.

Wer weiss, ob er ohne die Academie überhaupt Historiker wird? Denn dieses, der Stimmung und der Tendenz des Zeitalters beinahe entgegengesetzte Fach bedurfte der Aneiferung. Die Anerkennung von Seite einer wissenschaftlichen Corporation, in der die Besten des Landes sassen, bot reichen Ersatz für die Popularität, auf die er bei der Denkungsart der Zeit keine Rechnung machen konnte. Ausserdem ermöglichte die Academie, was sonst unmöglich gewesen wäre, das Erscheinen des mühevollen Buches.

Das Werk HORVÁTH's ist mehrfach bemerkenswerth. Er schrieb es als einfacher Caplan in der Provinz. Woher nahm er dazu den Muth, die Zeit und den Stoff? Ambition konnte ihn nicht leiten. Es war nicht wie heute, da ein oder das andere junge Mitglied der Kirche durch Verdienste um die ungarische Literatur Carrière macht.

Eine Folge der erwähnten Preisschrift war, dass die Academie



HORVÁTH am 23. November 1839 zu ihrem correspondirenden Mitgliede wählte.

Von der am 24. November 1839 abgehaltenen Sitzung schreibt LADISLAUS BÁRTFAY in seinem Tagebuche: «Nahe zu mir stand ein junger Geistlicher von reinem offenem Angesicht.» Dies war MICHAEL HORVÁTH. Er freute sich, den persönlich zu sehen, den er schon durch manche Schriften kannte und fügte hinzu: «aber aus dem hochwürdigen Herrn wird schwerlich ein Bischof,» Wir könnten sagen, dass es vielleicht besser gewesen wäre, wenn diese Wahrsagung in Erfüllung gegangen wäre.

Die Preisschrift ist trotz der persönlichen Schwierigkeiten und trotz der damaligen literarischen Verhältnisse eine gelungene zu nennen. Sie zeigt uns HORVÁTH schon als fertigen Geschichtsschreiber. Noch bezeichnender und für den Verfasser charakteristisch ist der Zug, dass er, da die Preisschrift nur das Mittelalter umfasste, aus eigenem Antriebe die Geschichte desselben Gegenstandes während der letzten drei Jahrhunderte ausarbeitete. Durch seinen schon erworbenen Ruf fand er einen Herausgeber. Dieses Werk zeichnete die Academie durch den grossen Preis aus, das non plus ultra ihrer Auszeichnungen. Schon der Anfänger zeigt, dass er Alles zu vollenden liebt. Am 3. September 1841 wurde er ordentliches Mitglied. Bald erschien von ihm eine neue verdienstvolle Schrift über das ungarische Wehrsystem.

Aber wenn die von der Academie angegebene Richtung, die Geschichte Ungarns nach einzelnen Hauptfächern auszuarbeiten, an sich gut und, was ihre Ziele anbelangt, auch zeitgemäss war, entsprach sie in ihren Folgen doch nicht den Erwartungen. Die geschichtliche Literatur war auf Fragen so schwieriger Art nicht vorbereitet. Obgleich die erschienenen Bücher ein Gewinn zu nennen waren, war es doch nur ein halber Erfolg, da diese Richtung ohne Fortsetzung und die Werke vereinzelte Erscheinungen blieben. HORVÁTH war in jenen ersten Werken schon das, was er später mit grösserer Erfahrung wurde, und wenn auch die ersten Anregungen der Academie so entscheidend waren, geht er bald

zu seiner eigentlichen Aufgabe über und stützt sich, selbständig von der Academie, bloß auf das Publicum.

Seine eigentliche Lebensaufgabe war, die ungarische Geschichte in einem zusammenhängenden Ganzen zu erzählen, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Es ist interessant, wie er dies zu Stande bringt. Gewöhnlich schreibt man grössere Werke dieser Art in der Weise, dass man zuerst die älteste Zeit, dann die folgenden in der Reihe ausarbeitet, und oft ist der Verfasser bei dem ersten Bande mit dem letzten noch nicht im Reinen. HORVÁTH ging anders vor. Zuerst schrieb er 1841 die Geschichte Ungarns von Anfang bis zur Gegenwart in einem kleinen Compendium für die Schuljugend, ein Werkchen, das lange als Handbuch diente. Dann 1843—1846 widmete er demselben Werke schon vier Bände. Nach der Revolution von 1860 an erschien eine neue Bearbeitung in vier Bänden. Endlich von 1871—1873 erschien die grosse Ausgabe in acht Bänden, welche die Erzählung bis 1825 fortführt. Selbst die Geschichte der 25 Jahre 1823—1848 können wir als Ausdruck des Bestrebens betrachten, das zu Ende zu führen, was er in Angriff genommen. Um so mehr das Werk, das er die Geschichte des Unabhängigkeitskampfes nannte. Letzteres wäre, den Gegenstand, die Stimmung und die darin herrschenden Ansichten betrachtet, wohl besser ausgefallen, wenn es bloß die Form von Memoiren hätte, wo nur das dargestellt ist, worin er persönlich eingeweiht war. Aber HORVÁTH glich seinen Zeitgenossen PETŐFI und SZIGLIGETI darin, dass, so wie jener jeden Eindruck zum Liede, dieser jede Erzählung zum Drama gestaltete, so er auch über das ein erschöpfendes historisches Werk liefern wollte, wobei ihm die Daten nicht in gehöriger Fülle vorlagen, und wobei die Beobachtung der geschichtlichen Objectivität mit den grössten Schwierigkeiten verbunden ist.

Das ist, von seinen kleinen Werken und seinen Verdiensten um die Sammlung des Stoffes abgesehen, seine Biographie! Seine bekannteren Bücher fallen in die Zeit nach der Revolution. Vor der Revolution lag sein grosses Werk noch in der Knospe: es war



ein Schulbuch nach Anlage und Umfang. Es konnte auf jene Zeit keine bedeutende Wirkung ausüben. Aber es war ein grosses Verdienst, dass er, während alle Fähigkeiten dem applaudirenden Publicum folgend sich auf Politik und Poesie warfen und das Feld der Geschichte ohne Arbeiter und Preis brach da lag, die undankbare, schwere Arbeit auf seine Schultern nahm. Er griff nicht ein in die politischen Kämpfe, nicht einmal versucht hat er sich in fremden Fächern; er lebte nur seinem Lebensziele, der Geschichte, und selbst da ist er nur in der Bearbeitung hervorragend. Seine Verhältnisse waren nicht glänzend und wandten sich nur an der Schwelle der Revolution zum Bessern.

Als Caplan und Erzieher in vielbewegten Verhältnissen fand er doch immer Zeit zu schreiben, zu sammeln. Als Professor am Theresianum arbeitete er in den Archiven Wiens und forschte in den Sammlungen zu Oedenburg und Eisenstadt. Von 1847 an konnte er als Pfarrer und Probst von Hatvan, nahe zur Hauptstadt, in nicht glänzender, doch ruhiger und bequemer Stellung, die Ausarbeitung unserer Geschichte fortsetzen.

Aber wie, wenn das Schicksal es nicht gewollt hätte, dass es im Lande einen Mann gebe, dessen Denkungsart und Gemüth dem Geräusch der Welt und der Erregung der politischen Kämpfe fremd war, der im allgemeinen Sturme die gewohnte Seelenruhe sich erhalten sollte, und in der brennenden Stadt, der das ganze Land bald gleich wurde, nicht von seinem Schreibtische wich! Die feinste Intrigue hätte es nicht besser einleiten können, als es der verlockende Anschein des Glückes that.

MICHAEL HORVÁTH ist Anfangs 1848 noch Pfarrer in Hatvan. Bald beginnt das erste ungarische Ministerium seine fieberhafte Thätigkeit auf allen Gebieten. Doch hatte sich der Zwiespalt noch nicht zum Kampfe entwickelt, noch war die Hoffnung allgemein, dass die Umwandlung eine friedliche sein werde, als dem anspruchlosen kleinstädtischen Pfarrer das Glück zu Theil wird, vom gekrönten König mit der Gegenzeichnung des Ministers Baron Josef Eötvös, mit Gutheissung des Batthyányi'schen Cabinets, zum Bischof von Csanád ernannt zu werden. Dem Anschein nach

konnte nichts seinem Lebensplane förderlicher sein. Um wie viel mehr Werkzeuge bieten sich ihm in seiner hohen Stellung für seine historischen Forschungen dar. Seine vielseitigen Berührungen mit dem politischen und kirchlichen Leben werden zu seiner lebendigeren Kenntniss vom Leben beitragen; kein verächtlicher Gewinn für einen Historiker. Wer hätte ihm die Zurückweisung des Antrages nicht zum Vorwurf gemacht? Und selbst, hätte es nicht seiner Lebensaufgabe entsprochen, er war moralisch zur Annahme gezwungen. In seiner Ernennung war der Sieg eines Principes ausgesprochen. Die ungarische Regierung wollte zeigen, dass man unter ihr durch Verdienste um die Literatur auch die höheren Stufen der Hierarchie erreichen könne. Der Patriotismus HORVÁTH's hätte es ihm nicht erlaubt, der nationalen Regierung einen allgemeinen Beifall findende schöne Handlung unmöglich zu machen. Er nahm die Auszeichnung an.

Diesem ganz gerechtfertigten Schritte folgten mit fataler Consequenz andere, von den damaligen Verhältnissen gerechtfertigte Schritte. Als Bischof ward er Mitglied des Oberhauses, der Legislative. Eine einzige Wendung der Ereignisse stürzte die Mitglieder in die kritischste Zwangslage. Wer seine Erhebung der neuen Ordnung der Dinge verdankte, sich auch in seinen politischen Anschauungen der Majorität anschloss, hätte es nur durch Vorwände vermeiden können, die Regierung mit dem Reichstag nach Debreczin zu begleiten. Endlich wäre es nach so vielen Prämissen nicht inconsequent gewesen, das Cultusministerium nicht anzunehmen und sich nicht an allen späteren zu Verbrechen stempelbaren Acten zu betheiligen.

Ein Exil von achtzehn langen Jahren war die Folge seines kurzen politischen Auftretens.

Gewiss ist Unthätigkeit Niemandem verzeihlicher als dem Verbannten. Die Emigranten aller Nationen der Welt leiden an einer gemeinsamen Seelenkrankheit. Je stärker das Heimweh, um so lähmender, einschläfernder wirkt es auf die Thatkraft. OVID, MIKES konnten es beschreiben und darin Linderung finden; tiefer als ihre Leidensgefährten jeder Zeit und jeden Volkes fühlten sie



es auch nicht. Auch HORVÁTH spricht in mehr als einem Privatbrief sein Sehnen nach heimischer Luft aus. Wie wenn die Luft und Alles, was Natur und Civilisation bieten kann, an den Ufern des die Alpen widerspiegelnden, durch unsterbliche Dichter und Philosophen classischen Genfer Sees nicht viel schöner und besser wäre als Alles, was wir in Ungarns Hauptstadt genießen! Das kann nur das feine Gefühl des Verbannten begreifen, was in der heimischen Luft Unterscheidendes liegt, was Wald, Berg, Strom und der ährenreichen Fläche eine von allem Fremden abweichende Färbung verleiht. Und wenn das, was im Auslande besser ist, keinen Ersatz giebt, so verursacht die natürliche Aehnlichkeit fremder Landschaften ein um so schmerzlicheres Gefühl. Eine Gestaltung der Wolken bei Sonnenuntergang oder ein Hauch des frischen Morgenlüftchens vermag die Seele mit einem Heere wehmüthiger Gefühle zu bevölkern.

Jedesstarke Gefühl ist egoistisch und ausschliessend, es nimmt die ganze Seele für sich in Anspruch und hält die Thatkraft in Fesseln. Um so mehr Ursache haben wir auf mehrere Mitglieder der ungarischen Emigration stolz zu sein, die eine glänzende Ausnahme bilden, und trotz des grössten Hindernisses, der Gemüthsleiden, lernen, wirken konnten, damit sie einst im Stande seien, ihre Stelle unter den Celebritäten der Politik und der Wissenschaft, im versöhnten Vaterlande, mit neuen Verdiensten geschmückt, auszufüllen. Ich nenne keine Namen, es soll kein Vorwurf für die nicht genannten sein. Aber es ist wohl am Platze der hingeschiedenen Zierden unserer Wissenschaft, LADISLAUS SZALAY's und MICHAEL HORVÁTH's, zu gedenken, dieser beiden Grössen unserer modernen Geschichtschreibung, deren Werk den Werth der Leistungen der zu jener Zeit im Lande selbst Wirkenden sieghaft übertrifft.

Viele Emigranten könnten nur ihre Leiden, höchstens ihre diplomatischen Abenteuer und ihre Befreiungspläne, deren Nichtgelingen voraus zu sehen war, erzählen — was, wie wir sehen, kein Vorwurf sein kann, da es in ähnlicher Lage bei aller Unfruchtbarkeit die natürlichste Beschäftigung bildet. HORVÁTH legte

seinem Vaterlande durch eine ganze kleine historische Bibliothek Rechnung über die in der Fremde verlebten Jahre ab. Die vier Bände der auf Ungarn bezüglichen Urkunden der Brüsseler Archive, das inhaltreiche «Historische Taschenbuch», die Geschichte der ungarischen Nation von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, das zwei starke Bände umfassende Werk, die politische, Verfassungs- und Culturgeschichte der Jahre 1823—1848 umfassend, endlich die schon erwähnte Geschichte des Unabhängigkeitskrieges in drei Bänden, leiten durch unsere ganze Geschichte bis 1849. Genug für ein ganzes langes Leben.

Vor dreizehn Jahren, bei einer Feier gleich der heutigen, nahm MICHAEL HORVÁTH wieder seine Stelle ein in der Reihe der Ausgezeichneten der Nation. Die ihn nur aus seinen Werken kannten — und gab es wohl in den letzten vierzig Jahren hier auch nur Einen, der ihn aus seinen Werken nicht gekannt hätte? — konnten wohl erstaunt fragen, ob dieser Greis derselbe sei, dessen häufig erscheinende, bündereiche Werke von einer männlichen, ja athletischen Arbeitskraft zeugen?

Dieses reine, edle Antlitz, dessen Milde das strenge schwarze Priesterkleid noch mehr hervorhob, die Mischung der Würde des Selbstbewusstseins mit der vertraulichen Bescheidenheit, diese philosophische Ruhe und dazu die Lebhaftigkeit der Augen; Alles so sympathisch und gewinnend, erschien selbst seinen Schicksalen widersprechend. Wer, der seine Geschicke nicht kannte, hätte gedacht, dass er schon in seiner Jugend Ruhm gewann, Schwierigkeiten überwindend, welche ihm den Kranz des sittlichen Verdienstes, des Muthes, des energischen Entschlusses sichern. Wer hätte gesagt, dass eine ausserordentliche Gunst des Schicksals diesen Mann so plötzlich erhoben, um ihn rasch ins tiefste Unglück zu stürzen? Wer hätte gedacht, dass derselbe, der in allen seinen Werken als Priester des Patriotismus nach römischer, man möchte sagen orthodoxer Weise dasteht, die zerschmetternde Catastrophe eines nationalen Schiffbruches, das Märtyrerthum der Verbannung, deren durch achtzehn Jahre sich steigende Qualen durchlebt habe, ohne dass sein Geist gebrochen, sein Vertrauen in die Zukunft



erschüttert, sein Gemüth verwandelt worden wäre? Weder das Gesicht noch sein Umgang schien auch nur eine Spur von Bitterkeit oder vom Stolze der durchlebten Leiden beibehalten zu haben.

Noch ist damit die Reihe der scheinbaren Contraste nicht erschöpft. Wer die Sammlung von mehr als zwanzig belebten Bänden betrachtet, die HORVÁTH's eigentliche Biographie bilden, und die vielen tausende Bände trockener Chroniken und die unendliche Zahl der aus dem Staube der Archive herausgegrabenen Daten hinzudenkt, welche zum Verfassen dieser Werke dienten, wäre geneigt auszurufen: welch' schreckliche Geduld, welch' herbe geistige Nahrung, welche Selbstpeinigung! Und wenn dagegen derselbe das Gesicht des Geschichtschreibers sah, auch am Abende seines Lebens, las er daraus das Entgegengesetzte: die grosse Wahrheit, dass die erfolgreiche geistige Arbeit nicht die herbe Frucht gemüthsquälender Geduld oder unwilliger Gymnastik der Seele sei, sondern das Resultat der Liebe für den Gegenstand, der Arbeitslust, der leidenschaftlichen Ausdauer, eine der höchsten Freuden, deren die menschliche Seele fähig, eine frisch sprudelnde Quelle der Lebenslust. Es liegt ein ganzes System der Lebensphilosophie in der mit Leidenschaft und doch mit mässiger Weisheit verfolgten, erfolgreichen Thätigkeit. Selbst die Ambition ist nur ein seelenquälendes Surrogat der mit Lust getriebenen Arbeit. Nie findet die Ruhmsucht volle Befriedigung; aber jede Stunde der Arbeit bringt genussreichen Lohn.

Die Anerkennung ist für manchen Autor eine sehr untergeordnete Aneiferung. Ein Schauspieler, Künstler oder Redner heimst den Beifall unvermittelt ein. Aber für den Leser des Werkes *ist der Verfasser nie zugegen*, er kann weder die Qualität noch das Maass der Wirkung seines Werkes mitgeniessen. Besonders ist dies bei HORVÁTH der Fall, der über die öffentliche Meinung über seine Arbeiten ganz im Dunkeln war, da er das Meiste und Beste in der Verbannung schrieb. Wie seine Briefe beweisen, hatte er von ihrem Erfolge eine sehr pessimistische Meinung. Der Schriftsteller, besonders wenn er, wie HORVÁTH, in der absoluten Einsamkeit schreibt, hat kaum ein anderes Maass zur Beurtheilung

seines Werkes als das eigene Urtheil, kaum einen andern Lohn als seine innere Zufriedenheit. Glücklich, wer sich kennt und an sich Kritik zu üben vermag; wer sich achtet, ohne sich zu überheben — so war HORVÁTH. Dies machte ihn fähig, ohne die Fortdauer der äusseren Antriebe allein stets vorwärts zu schreiten.

Meiner Meinung nach erklärt dies Wirken ohne äussere Antriebe, ohne Reize von zweifelhaftem Werthe, die ganze Reihe der erwähnten Contraste. Diese Thätigkeit diente nicht nur zum bleibenden Vorthail unserer Literatur, nicht nur zum Ruhme seines Namens, sondern zur Aufrechthaltung der Jugendfrische seines Geistes, zum Ruhehafen in den Stürmen des Lebens, zum Troste im tiefsten Leide.

Bei ihm aber ist die Arbeit nicht blosser Grundsatz der Lebensphilosophie, sie ist einem hohen Zwecke dienstbar. Sein Lebenszweck war, die ganze Geschichte der ungarischen Nation zu verfassen. Während seiner vierzigjährigen öffentlichen Laufbahn war dies die Phantasie des Jünglings, das energische Bestreben des Mannes, es war das seltene Glück des Alters, mit Zufriedenheit das Ende seines Werkes zu schauen: die Darstellung der Geschichte Ungarns in monumentalem Massstabe. Es ist ein erhaben charakteristisches, hervorragendes Verdienst des Hingeschiedenen, dass es ihm gelang, in seinen Werken stets ein grosses Ganze aus einem Guss zu bilden. Noch seltener ist das Glück, dass Jemand ein ganzes langes Leben, zwischen allen Veränderungen der Verhältnisse, so künstlerisch, so einheitlich, so consequent zu einem Ganzen gestaltet, wie er es that.

Wie wir gesehen, ist HORVÁTH schon bei seinem ersten Auftreten, das gewöhnlich nur ein Suchen des Weges zu sein pflegt, fertiger Historiker, im Grunde schon das, was er bis zum Ende blieb, als wäre seinem Auftauchen eine lange Vorbereitung vorangegangen. Sein literarischer Lebenslauf gleicht dem Laufe der Ströme, die schon von ihrer Quelle an schiffbar sind. Dies ist aber nicht Alles. Er machte nicht nur die Studien durch, welche den Fachapparat des Historikers bilden, sondern brachte ein Studium zur Vollendung, das aus Büchern am wenigsten gelernt



werden kann: das der *Selbstkenntniss*. Nicht genügt die Neigung, noch die Leidenschaft, selbst die patriotische Begeisterung genügt nicht. Nicht nur der Dichter und Künstler, jedermann muss die Qualität und Ausdehnung seiner Befähigung kennen. Oft tappen selbst hervorragende Talente in Bezug auf sich selbst im Dunkeln. Giebt es nicht ausserordentlich befähigte eifrige Männer, die das ihnen entsprechende Fach nicht finden, oder es nicht von der Seite cultiviren, zu der sie geeignet sind?

Alles weist, darauf hin, dass er sein Fach und seine Manier nicht einmal suchen musste: er traf es mit dem Instincte des Berufes auf einmal. Er gehörte nicht zu den Kämpfern, die mit der Welt zerfallen sind, er folgte den Strömungen seiner Zeit; er ist das Kind einer kriegerischen, polemischen Nation, seine Entwicklung fällt in die Jahre mächtiger Debatten; er aber scheint vor Wort- und Federkämpfen zurückzuschrecken. Er kämpfte weder mit sich noch mit seinem Gegenstande. Den kleineren aber gewisseren Erfolg auf dem schon breit getretenen Wege zog er dem höheren, aber gewagten Streben vor. Es ist augenscheinlich, dass er nicht wie andere hochstrebende junge Zeitgenossen der Jahre vor 1848, von Ehrgeiz verzehrt war. Aber er hielt mit seiner Kraft Haus, damit er das gewiss erreiche, wozu er fähig war. Da er nicht für mehr gelten wollte, als er wirklich war, ward er um so natürlicher, verständlicher und beliebter.

Er spannte seine Kraft nicht so gewaltig an, um durch jene wuchtige Maschinerie des Gedankens, die inductive Methode, sich von den geschichtlichen Ereignissen zu neueren allgemeineren Gesichtspunkten aufzuschwingen. Er kannte ihre Lockungen, aber auch ihre Gefahren und Verirrungen. Er sehnte sich nicht nach dem Ruhme der Guizot's.

MICHAEL HORVÁTH hielt es nicht für seine Aufgabe, in die Tiefe der detaillirenden Analyse zu tauchen, er wollte durch Kritik der Quellen unsere Geschichtschreibung nicht auf neue Grundlagen stützen. Schon sein Geschmack reihte ihn — mit vielen tiefen Denkern — zu Jenen, denen Livius in seiner Wirklichkeit besser gefällt, als unter dem Secirmesser NIEBUHR's. In

der Politik machte er die Grundsätze nicht gar zu gemässigter Reformen zu den seinen, aber in der Geschichte ist er conservativ, er will nichts gründlich Neues und hält dafür, dass auch die Verbreitung der herrschenden Ansichten ein mächtiges Argument ist. Sie üben eine bis zur Pietät milde Kritik an den Istvánffy's, die ja ihrerseits gegen verdienstvolle Männer der Vergangenheit nicht immer Gnade übten. Für den Mangel einer tiefgehenden Kritik entschädigt, dass er die Details der Quellen, nicht nur in den Ereignissen, auch in den Urtheilen, in ihrer ganzen Wirklichkeit darbietet. Seine Werke gleichen nicht Bildern, noch altgriechischen Marmorhallen, sie erinnern einigermassen an cyclopische Zusammenfügung, die aber HORVÁTH passend ineinander zu löthen und aussen glatt zu poliren verstand. Ihr Nutzen besteht darin, dass das Buch selbst dem Leser die Mittel bietet, selbst sich eine Anschauung zu bilden und ein selbständiges Urtheil zu fällen.

In seiner Darstellung vereinigt er das Geringere auf dem Niveau des Interessanten, das Wichtige auf dem der leichten Fasslichkeit, wie der Sänger, der die schwerere Melodie seiner Stimmentwicklung anpassend transcribirt. Wir können dies Gleichgewicht der Seele und Instinct der Harmonie nennen. Er wollte nicht Sonne noch Fixstern erster Grösse sein im siebenten Himmel der Genies: er wollte ein nützliches Werk vollenden und er hat ein nützliches Werk vollendet.

Heutzutage schreitet die Wissenschaft nicht so sehr durch isolirte, wenn auch noch so grosse Talente, sondern durch die Gesammtthätigkeit einer ganzen Generation fort. Nicht ein oder zwei Riesen, die Arbeiten ganzer Massen zeugen von der Thatkraft der Nationen. Dies setzt die Arbeitstheilung voraus, die am besten vor sich geht, wenn jeder ein seiner Kraft und der Eigenthümlichkeit seiner Fähigkeiten angemessenes Werk unternimmt. Darin besteht ein Verdienst HORVÁTH's. Als allein stehender Arbeiter — und es gab eine Zeit, in der er auf diesem Gebiete beinahe allein wirkte — hat er Grosses geleistet, aber er reihte sich mit der ganzen Phalanx seiner Werke in die Front der Geschichtschreibung, um eine Lücke



auszufüllen. Wenn er auch der vaterländischen Geschichtsliteratur vorwiegend nur in einer Waffe diente, konnte er doch die anderen Waffen nach Verdienst würdigen.

Die Geschichtswissenschaft ist ihrer Vielseitigkeit halber von unzähligen Gesichtspunkten aus cultivirbar, vom theologischen Gesichtspunkt bis zum Gesichtspunkt des geringsten Industrie- oder Luxusartikels. Man kann nicht nur die eigentliche politische, sondern auch die Kirchen-, Rechts-, Wirthschafts-, Finanz-, Kriegs-, Literatur-, Kunst-, Gesellschaftsgeschichte eines Landes interessant darstellen.

Manche Historiker verfolgen eine philosophische Tendenz: sie halten die herrschenden Ideen der Nationen, die Gedankenwelt ganzer Epochen für die Axe, um die sich Alles dreht. Andere halten die Geschichte der materiellen, der wirthschaftlichen Entwicklung vor Allem für wesentlich: Alles wollen sie daraus erklären; wieder Andere bringen den Fortschritt auf anderen Gebieten des Staates mit dem des Heerwesens in Verbindung; noch Andere stellen die grossen Ereignisse des diplomatischen und Verfassungslebens neben der Kunst- und Literaturgeschichte in den Hintergrund.

Die Praxis, das Leben vermag selbst auf dem Felde der Wissenschaften nur in den Hauptzügen den consequent logischen Reihen der Theorie zu folgen. So ist es auch in der Politik schwer, einem Zweige des staatlichen Lebens den Vorrang vor dem andern einzuräumen, oder auch sie auseinander zu halten. Was wäre dem Anscheine nach weiser, als dass zum Beispiel ein armes, auch im Innern noch nicht kräftiges Land sich nicht um das Ausland bekümmere, so lange es seinen eigenen Herd nicht ins Reine gebracht, befestigt und bereichert hat? In den inneren Reformen muss man eine gewisse Reihenfolge beobachten, man darf, so lange eine gewisse Grundfrage nicht gelöst ist, nicht an die Lösung der anderen gehen. Man gab dem grossen Cardinal Richelieu diesen weisen Rath. Und dieser, einer der grössten Staatsmänner der Neuzeit, dachte, dass dieser Rath, so einfach als unausführbar, so logisch als unweise sei. Umgekehrt: man muss zugleich die

auswärtigen Interessen des Staates, wenn es sein muss, mit dem Schwerte wahren, die noch nicht vorhandene Flotte schaffen, das Heer neugestalten, die zerrütteten Finanzen ordnen und die noch zerrüttetere innere Ordnung herstellen. Es ist das Werk seines überlegenen Genies, dass dies gelang, aber seine Ansicht wäre auch dann die richtige, wenn er in der Ausführung kein solcher Virtuose gewesen wäre. Es ist gewiss, dass weder die äusseren Verwickelungen noch die hunderterlei brennenden Bedürfnisse im Innern so lange warten können, bis es vielleicht in hundert Jahren gelingen wird, die schöne theoretische Kette der Reformen in der Reihe ablaufen zu lassen.

Das Gleichniss ist noch nicht Identität. Aber die Aufgabe des Historikers ist von der des Staatsmanns weniger verschieden, als man gewöhnlich annimmt. Seine Aufgabe ist, den Staat der Vergangenheit zu reconstruiren. Er muss von dem Grundsatz ausgehen, dass der Staat kein Gebäude ist, das man in einzelne Theile zertheilen oder stückweise aufbauen kann, sondern ein organisches Ganze, in welchem Glauben, Politik, Recht, Krieg, Industrie, Handel zu einer unlösbaren Gesamtheit verknüpft sind, obgleich man alle besonders darstellen kann und soll. Sowie in der Politik Fachministerien nöthig sind, so auch in der Geschichte die Arbeit nach Fächern. Aber sowie in der Politik alle Fächer nur eine Regierung bilden müssen, so wird auch die wirkliche Geschichte eines Landes die sein, in der die äusseren und inneren Verhältnisse in organischer Gesamtheit dargestellt sind.

Und obgleich HORVÁTH auf dem Gebiete der Fachgeschichte Lobenswerthes leistete, war es doch der Hauptgedanke seines Lebens: Ungarns Vergangenheit als organisches Ganze darzustellen, wenn auch vorwiegend aus dem Gesichtspunkte der sogenannten eigentlichen Politik.

Von welchem Standpunkte aus man auch die Geschichte schreibt, man muss drei verschiedene Thätigkeiten vereinigen: eine ist die möglichst vollständige Sammlung der Daten, die andere ihre strenge Sichtung, die dritte die Zusammenstellung oder Bearbeitung.



Es wäre wohl eine schöne Ordnung, wenn eine ganze Literatur nicht an die zweite Thätigkeit ginge, so lange sie mit der ersten nicht fertig ist, noch weniger an die dritte. Aber die Geschichtsliteratur muss auch den täglichen Bedürfnissen des nationalen Publicums Genüge leisten. Daher kann die verständliche und geniessbare Bearbeitung nicht Generationen lang warten, bis die Archive alle ihre Geheimnisse geoffenbart und alle Daten durch die Retorte der strengen Kritik gegangen sind. Ohne eine Bearbeitung, welche den Daten ihre Stelle anweist, ihnen Verständniss und Leben giebt, wird auch die Forschung stets im Dunkeln bleiben. Sie wird die goldhaltigen Stücke für taubes Gestein ansehen und glitzernden Kristall zu Tage fördern, wie er im Museum der Kinder häufig vorkommt. Besonders ist sie der Verirrung ausgesetzt, dass sie das, was viel ist, auch für werthvoll hält. Nur die Bearbeitung erweist, dass man oft ganze Mengen neuer Daten nicht gebrauchen kann, da sie den Gegenstand nicht in eine neue Beleuchtung stellen, während einige von den Forschern bis dahin in die Rumpelkammer geworfene kurze Zeilen oft als wichtige, zusammenfassende Glieder dienen.

Was nun die Kritik anbelangt: kann man selten ein Werk aus sich allein erklären. Wenn die Kritik keine Bearbeitung vor sich hat, ist sie gezwungen, alle anderen Quellen der Reihe nach vorzunehmen und auch diese einer Prüfung zu unterwerfen. Mit so viel Mühe könnte sie allerdings auch die Geschichte des Zeitraumes selbst verfassen.

Auch diesbezüglich also muss man das ganze Feld der Geschichte auf einmal in Arbeit nehmen und in jeder Generation mit richtiger Arbeitstheilung, Sammeln, Kritik und Darstellung betreiben. Jede wird an Mängeln leiden: aber dies ist ja das Loos aller practischen Wirksamkeit. Es ist auch hiebei der Ausruf am Platze, den ein einfacher preussischer General im Kriege gegen Napoleon I. im Kriegsrathe that: «Meine Herren, wenn Sie immer nur das Beste wollen, werden Sie nie etwas thun.»

Dies war auch die Ansicht MICHAEL HORVÁTH's, was nicht nur aus seiner Wirksamkeit hervorgeht, sondern was er auch in einem

Vorworte bewusst aussprach. Er wüsste, was das Bessere wäre, er fühle das Mangelhafte seines Werkes, aber — was er nicht aussprach — die Thätigkeit, die er entwickelte, genügt für ein Menschenleben. Hätte er stets das Beste, in idealer Vollkommenheit gewollt, er hätte das Schicksal so vieler verdienstvoller Gelehrten getheilt, die durch ein halbes Jahrhundert den Stoff zu einem historischen Meisterwerk sammeln, und sammeln, bis das lange Leben zu Ende geht, bevor noch das erste Capitel des kurzen Werkes fertig ist.

Noch heute ist es ein grosser Schaden unserer Geschichte, dass weder die Kritik noch die Bearbeitung mit dem Sammeln gleichen Schritt hält, dass die grosse und rohe Quantität des Brennholzes kein Licht verbreitet, sondern im Gegentheil der hellen Flamme mit Ersticken und Erdrücken droht.

Es ist nöthig, dass nicht nur die Gelehrten und die intelligenten Kreise das Licht jener Flamme benützen, sondern dass es in alle mitzählenden Schichten der Nation hinabdringe. Dazu sind aber Urkundensammlungen, gelehrte kritische Abhandlungen nicht geeignet — verständliche und geniessbare Darstellung thut noth.

Daher ist das Verdienst MICHAEL HORVÁTH's ein ausserordentliches, da er für die gegenwärtige Generation die Geschichte Ungarns so darstellte, dass das Buch trotz seines Ernstes und seiner Gründlichkeit vor dem grössten Publicum populär wurde und das allgemeine Interesse für unsere Vergangenheit rege erhielt.

Wenn auch seine Werke, wie gesagt, grösstentheils die Früchte der nachrevolutionären Periode reifer Männlichkeit sind, stammten doch seine politischen Grundsätze und Anschauungen ganz von der liberalen Partei vor 1848 her und liegt seinem historischen Urtheile doch immer die römische Moral zu Grunde.

Diesen politischen Grundsätzen ist es zuzuschreiben, dass er schon von den Zeiten der goldenen Bulle her die höhere Aristokratie in viel grösserem Maasse für alles Unglück verantwortlich macht, als sie es wirklich war, und dass er selten geneigt ist ihre Verdienste und Leistungen zu würdigen. Sogar die Anschauung der Jahre



vor der Revolution ging in sein Werk über, als ob der Egoismus und die Unwissenheit des gesetzgebenden Adels viel mehr an dem Zurückbleiben des Landes Schuld tragen, als die so lange Zeit hindurch ausserordentlich grosse Ungunst der Umstände.

Sein geschichtliches Verfahren deutet auf römische Auffassung. Der individuelle Entschluss steht bei ihm noch im Vordergrund, die Exposition der Verhältnisse tritt zurück. Er ist geneigt, die Motive der Personen zu den absolut guten oder absolut schlechten zu zählen. In religiösen Fragen so tolerant, kennt er da keinen Mittelweg, keine complicirten Charaktere und Motive. Im christlichen Drama sehen wir gewöhnlich glänzende, unsere Sympathie gewinnende persönliche Eigenschaften im Kampfe mit den die Catastrophe verursachenden sittlichen Fehlern. Im antiken Drama ist der tugendhafte Held das Opfer des Fatums. Einen so complicirten Charakter, wie der Martinuzzi's war, würde ein moderner Dramatiker oder auch Historiker der Art zur Catastrophe führen, dass dieses hervorragende Talent, dieser edle Patriot das Opfer eines politischen und moralischen Lasters: des Wortbruches, würde, der Ursache, weshalb ihn seine eigenen Parteigenossen ermorden. Der dramatische Dichter der classischen Welt würde in ihm nur den grossen Patrioten sehen und nur im Fatum Beruhigung für seinen Fall finden; der antike Geschichtschreiber den Fall des Tugendhelden den Ränken des Lasters zuschreiben. MICHAEL HORVÁTH folgt in diesem Gegenstande der letzten Auffassung. Der «Mönch von Siebenbürgen» findet volle Absolution, denn — sein Streben war patriotisch.

Wenn auch seine ausgesprochenen moralischen Urtheile gewöhnlich diesem Codex folgen und Alles von persönlichen Gründen abzuhängen scheint, worin er der Tradition seiner Vorgänger folgt, bezeichnen seine Werke im Ganzen doch einen Uebergang. Er theilt so viele Daten über Verhältnisse und Umstände mit, dass der Leser sich über diese allein orientiren kann.

Gegen sein erstes, 1838, erschienenenes kleines Buch, die Biographie Thomas Nádasdy's, erhob die gleichzeitige Kritik in der Person PÉCZFLY's den Vorwurf, dass es viele Nebenumstände ent-

hält, die nicht zur Person des Helden gehören. So wich er schon damals von der gewohnten Manier der Epoche ab.

Wir können voraussetzen, dass er in seinen grösseren Werken noch mehr dergleichen mitgetheilt hätte, wären ihm mehr dergleichen Vorarbeiten zur Verfügung gestanden.

Aber in dieser Beziehung sind wir noch weit zurück und besonders darin hat unsere Geschichtschreibung das europäische Niveau nicht erreicht. Die in den Werken HORVÁTH's nachweisbaren Mängel gehören grossentheils dem Zeitraume und dem ganzen Stande der Literatur gemeinsam an.

Jeder Zweig der nationalen wissenschaftlichen Literatur muss sich aus sich heraus, durch unsere eigene Kraft entwickeln. Am wenigsten ist ein Sprung bei einem Fache wie die ungarische Geschichte möglich, wo wir von fremden Kräften nur wenig zu erwarten haben.

Das Werk MICHAEL HORVÁTH's trug eine Schuld der Literatur an die Nation ab, sie giebt die zusammenhängende Geschichte Ungarns von den ältesten Zeiten bis nahe zu unseren Tagen.

Der grosse SZÉCHENYI, dessen Ideen sich eher zu Thaten als zu Worten gestalteten, konnte eines nicht erleben: dass seine Lieblingsidee, das nationale Pantheon, Wirklichkeit werde. In den grossen Werken MICHAEL HORVÁTH's sind die Helden und grossen Männer der Nation zu ewigem Angedenken, zur Aneiferung für alle Zeiten versammelt! Sie sind nicht todt. Wie im Glauben des alten Rom lebt ihr Geist fort, besucht uns, verkehrt mit uns. Und in und mit ihnen lebt auch er für uns.

Es ist wahr, wir, das Häuflein Historiker, haben in ihm unseren Führer verloren, der, wo immer von Arbeit die Rede war, seinen jüngern Gefährten zu sagen schien, wie Heinrich IV. seinen Soldaten: gehet nur, wo ihr meine Feder wallen seht, das sei eure Fahne!

Aber in seinen Werken blieb er unser ewiger ausgezeichneter Mitarbeiter. Wir setzen auch während seiner letzten Verbannung von dieser Erde die geistige Berührung fort, ewig wird er uns zur Aneiferung dienen, zur Weiterentwicklung, zum Weiterbauen.



Das grosse Publicum aber setze ihm keine Erzsäule, noch ein Mausoleum, sondern drücke durch eine andere Art des alt-römischen Cultus seine Pietät aus. Er selbst hat sich sein Denkmal errichtet in seinen Werken. Stellet es auf bei jedem Familienherde, in dem Lararium, wo die Pietät den geistigen Nachlass der Zierden der Nation aufbewahrt: damit er die Vergangenheit erhelle und in eurem Herzen das Feuer der heiligen Vaterlandsliebe nähre!

---

## STEFAN TOLDY.

(Geb. in Budapest am 4. Juni 1844, gest. ebenda am 6. December 1879.)

Fast um dieselbe Zeit vor vier Jahren (am 10. December 1875) war es, dass der unermüdliche Literar-Historiker der ungarischen Nation, FRANZ TOLDY, noch im Vollbesitz seiner Kräfte plötzlich aus dem Leben schied; und jetzt folgte ihm auch sein Sohn Stefan. Dem Vater, der mit der Thätigkeit eines langen arbeitsvollen Lebens seinen Schriftstellerruhm längst begründet und den Widerhall desselben mit immer neuen Werken oft aufs Neue geweckt hatte: — der Sohn, fast ein Jüngling noch, mit einer etwa zehnjährigen literarischen Thätigkeit und einem schon wohl-bekannten Namen von eigenem, nicht bloß ererbtem Wohlklang.

Aber schon seit Monaten schwieg „*Toldy Pista*“, wie er als eines der hervorragendsten Mitglieder des jungen Ungarn vertraulich genannt wurde. Nur im „T. I.“ im letzten Heft vom Jahrgang 1879 der „*Budapesti Szemle*“ tauchte der Name des sonst so oft genannten jungen Strebers wieder auf. Es war dies indess kein Erzeugniss seines eigenen Geistes, das da mitgetheilt wurde, sondern der Schluss einer von ihm geordneten Sammlung von Aufzeichnungen seines verewigten Vaters. Dieser Act kindlicher Pietät war vielleicht der letzte und jüngste seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. Langwierige schwere Krankheit stellte sich ein, die endlich am frühen Morgen des 6. December 1879 sein junges Leben auslöschte.

Bei der Rückschau, die den Sohn eines berühmten Mannes zum Gegenstande hat, pflegt man mit doppeltem Nachdruck den Vater zu nennen. Und hier ist es nicht bloß deshalb am Orte, weil die letzte Publication Stefan Toldy's den Aufzeichnungen seines Vaters galt, — sondern gewiss auch aus dem Grunde, weil das Erziehungswerk eines so patriotisch gesinnten Mannes, wie der ungarische Literar-Historiker Franz Toldy, von entscheidender Richtung sein musste und den Sohn nicht anders als für den Dienst der Nation heranbilden konnte.

Dies gilt jedoch nur bis zu einer gewissen Grenze. Stefan Toldy war nicht nur der Sohn seines Vaters, sondern auch ein Kind seiner Zeit. Die Sturm- und Drangjahre des Jünglingsalters fielen bei ihm mit der Periode zusammen, in der Ungarn den Druck des fremden verfassungswidrigen Regimes von sich abzuwälzen begann.



Die ältere Generation, in der die Erinnerungen an die früheren Verhältnisse noch lebendig waren, hatte bei ihrem Kampf gegen die Fremdherrschaft ein bestimmtes, klar umgrenztes Bild von Zuständen im Auge, die mit einigen unabweislichen Modificationen wieder hergestellt werden sollten. Die Jugend hingegen behielt von jenem Kampf nur den Drang der Verneinung; und es entstand eine Generation, die kein bestimmtes Ideal hatte. Ein seiner Ziele nicht klar bewusster Liberalismus gährte in dieser Generation, während andererseits die mit dem 1867er Ausgleich geschaffenen Verhältnisse mit ihrem in den ersten Jahren noch nicht getübten Glanz sie anzogen. Die junge ungarische selbständige Regierung erschien der Jugend als glorreiche Verkörperung der liberalen Principien und derselben zu dienen war doppelter Gewinn: moralische Befriedigung und materielle Versorgung. Die jugendlichen Titanen der 1867er Generation glaubten dem Princip eines alle Schranken niederwerfenden Liberalismus zu dienen, indem sie Stellen in den Regierungsbureaux einnahmen, brauchten aber da ihre Kraft nicht auf. Es bildete sich unter ihnen ein Kreis, der in einem Kaffeehaus zusammen kam, Epigramme auf die hypernationalen Vertreter der Linken und äussersten Linken des Abgeordnetenhauses machte, und in der Literatur wie auf der Bühne einen neuen Geist einzubürgern strebte. Ungarn sollte eine magyarische und zugleich weltbürgerliche Cultur erhalten. Aber das national-kosmopolitische Ideal dieser Generation war verschwommen, unklar in seinen Umrissen. Zugleich lebte dieselbe in dem Irrthum, dass sie dieses Ideal geschaffen habe, während Petöfi, Arany, Jókai es in der Literatur theilweise bereits verwirklicht hatten.

Gewiss ist jedes Durchschnittsbild einer Periode ein Prokrustesbett, für die Geister der betreffenden Zeit bald zu klein, bald zu gross. Allein die Correctur findet sich von selbst, einerseits durch einen oder den andern treffenderen Zug, den sich mancher Leser zu dem verfehlten Bilde hinzudenkt, andererseits bei näherer Betrachtung des Einzelnen, für dessen Gestalt das Durchschnittsbild seiner Zeit den Hintergrund abgibt. — STEFAN TOLDY war ein hervorragender Repräsentant jener Generation; und dem schwankenden Ideal derselben ist es vielleicht zuzuschreiben, dass er seine Kraft nach den verschiedensten Richtungen hin versuchte, Romane und Theaterstücke producirte, Politik und Geschichte, Verwaltungs- und Kirchenpolitik zum Gegenstand grösserer literarischer Versuche wählte. Zu dieser Vielseitigkeit, ein Charakterzug der Generation, in und mit der er aufgewachsen war, brachte er einen sehr gewandten Geist, grosse Belesenheit und eine schmiegsame beredte Sprache mit. Wäre es dem jugendlichen Verfasser der Tendenzschriften über «Kirchenreform», über die Geschichte der Jesuiten in Ungarn und die «Geschichte der fünf Jahre» (1867—1872) beschieden gewesen, bis in's Alter der vollen Mannesreife in einer Richtung fortzuarbeiten, er hätte sich wohl zu einem der ansehnlichsten Publicisten und Historiker der Nation entwickeln können. Was jedoch den religiösen oder vielmehr den kirchlichen Liberalismus betrifft,

so würde er bis dahin sicher die Ueberzeugung gewonnen haben, dass es weler möglich noch ein dringendes Bedürfniss sei, die Stellung des patriotischen und die Cultur fördernden Clerus in Ungarn zu erschüttern.

Die politisch-literarische Thätigkeit Stefan Toldy's war übrigens kein Ausfluss aus seinem innersten Wesen. Er folgte eben nur der Strömung, die es mit sich brachte, dass die jungen deákistischen Kämpen durch Broschüren und Leitartikel gegen die Opposition und im Interesse der Majorität und Regierung, besonders zur Zeit der Wahlkämpfe, sich ihre Rittersporen zu erkämpfen suchten.

Im Grunde aber war Stefan Toldy weniger zur ernsten Betrachtung der Vergangenheit und der Tiefen des Lebens, und mehr zu einer leichtgeschürzten Darstellung der Gegenwart berufen. Als das «Nemzeti Hirlap», bei dem er jahrelang als Redacteur, zuletzt als Hauptmitarbeiter thätig war, 1879 zu erscheinen aufhörte, athmete er auf. Er fühlte sich von einem Joch befreit und wollte seine Kraft wieder seiner alten Liebe, der poetischen Production, dem Roman und dem Theater zuwenden.

In diesen beiden Formen zeigte er sich von französischem Geist imprägnirt; besonders in seinen Erzählungen und novellistischen Causerien bewegte er sich am Gängelbände seiner französischen modernen Meister. Fruchtbare, leicht arbeitend, producirte er in dieser Richtung eine ganze kleine Bibliothek: «Nőkről a nőknek» (Den Frauen über die Frauen); «Anatol»; «Adél asztalára» (Auf den Tisch Adels); «Tarka képek» (Bunte Bilder). Angeborener und durch französische Lectüre erzogener Esprit und ein Zug von frivoler Sinnlichkeit bilden den Charakter dieser Schriften, die übrigens nicht von tiefgehender, nachhaltiger Wirkung waren.

Esprit, modernes Wesen und ein gewisser Grad von Gewandtheit bei noch mangelhafter Beherrschung der Form gab sich in Toldy's Bühnendichtungen kund. Im März 1872 trat er mit seinem ersten Lustspiel: «A jó hazafiak» (Die guten Patrioten) hervor. Mit dem ironischen Titel waren diejenigen «guten Patrioten» gemeint, die fortwährend die Worte Vaterland und Nation im Munde führen, dabei aber nur ihr eigenes persönliches Interesse im Auge haben. Durch das Comitatus, in welchem sie wohnen, soll eine Eisenbahn gezogen werden, und dieses Project gibt Anlass, dass sie sich in ihrem wahren Licht zeigen. Bei diesem Eisenbahnproject hat die Regierung die Wahl zwischen zwei Linien, deren eine das «Tarcza-Thal», die andere das «Bonda-Thal» beglücken würde. Zum Studium des Terrains ist von der Regierung ein junger Ingenieur entsendet worden, der gleich bei seiner Ankunft im Gasthaus des Comitatus-Sitzes die Visitenkarten der «Tarczathaler» und der «Bondathaler» vorfindet. Auch eine Einladung zu einer Soirée beim ersten Würdenträger des Comitatus, dem Obergespan, liegt für ihn bereit, und ausserdem erhält er einen merkwürdigen Besuch. Es ist ein Freund seines verstorbenen Vaters, ein alter mysteriöser Mann, der mit der Welt zerfallen, von der Gesellschaft zurückgezogen und blos dem Studium der Natur lebt, in der allein noch Wahrheit zu finden. Diese ganz deutlich an Kossuth anklingende



Gestalt ist zwar nur eine episodische, übt jedoch auf die Handlung insofern Einfluss aus, als sie den Gang derselben beschleunigt. Uebrigens leistet der alte mysteriöse Besucher dem Ingenieur auch noch den Dienst, dass er ihm die ganze «Menagerie» charakterisirt, die er beim Obergespan finden werde. Seine Sarkasmen treffen hierbei die «Rechten» wie die «Linken». Der jugendliche Verfasser zeigte sich hier eben nicht im innersten Kern mit der Regierungspartei verwachsen. — Auf der Soirée beim Obergespan beginnt die Jagd der beiden eisenbahnhungrigen Parteien nach der Gunst des Ingenieurs, wobei sie zugleich sich selbst charakterisiren. Beide Parteien erwarten von der Regierung, dass sie «das Wohl des Vaterlandes» beherzigen werde, und verstehen darunter je nach ihren Privat-Interessen die Begünstigung des Tarczathales, respective die des Bondathales. Alle trachten den Ingenieur einander aus den Händen zu reissen und ihn für ihre Ansichten zu capacitiren, und dabei werden auch Hilfstruppen in's Feld geführt, — von der einen Seite eine kokette Witwe, von der anderen ein junges Mädchen, das von seiner Mutter geradezu angewiesen wird, mit dem Ingenieur zu kokettiren. Diese Jagd nach dem Ingenieur bildet einen ebenso amüsanten als charakteristischen Anfang der Handlung, die aber mit dem Fiasco beider Parteien schliesst, da bald eine dritte noch vortheilhaftere Linie ausfindig gemacht wird. Den üblichen Abschluss gewinnt das Lustspiel damit, dass der Ingenieur die confiscirten Güter seines verstorbenen Vaters und die Hand des jungen Mädchens erhält, das von seiner Mutter angewiesen war, mit ihm zu kokettiren aber sich in ihn verliebte und auch seine Liebe gewann. Einige Zeit nach der Aufführung dieses Lustspiels trat ein Blatt mit der Enthüllung hervor, dass es die Bearbeitung eines deutschen Lustspiels (wenn wir uns recht erinnern, von Benedix) sei. Möglich; aber schon die Wahl des Stoffes zeigte von Sinn für Actualität, und wenn auch die Bearbeitung seitens Toldy Manches zu wünschen übrig liess, so bot sie doch viele gute Züge auf.

Noch in demselben Jahre wurde ein zweites satirisches Lustspiel von Stefan Toldy: „*Az uj emberek*“ (Die neuen Menschen) aufgeführt. — Der gewesene Productenhändler, wie sein Namen Clemens *Spitzer* andeutet, ein Mann von jüdischer Abstammung, ist später als Grundbesitzer in den ungarischen Adelstand erhoben worden, hat hierbei seinen Familiennamen in «von Csipkey» umgeändert, und ist somit ein hervorragender Repräsentant der im Verfassungsleben «neuen Menschen». — Seine Erhebung in den Adelstand und sein magyarischer Namen haben für Herrn von Csipkey noch den vollen Reiz der Neuheit, und beim Beginn der Handlung ist er gerade im Begriff die Stufenleiter der Ehre noch höher hinaufzuklimmen. Der Wahlbezirk, in welchem seine Besitzung liegt, ist eben vacant geworden, der einflussreiche liberale Reichstags-Abgeordnete *Erwin Kövesdy* bietet ihm das dortige Abgeordneten-Mandat an, und Herr v. Csipkey geht auf den Vorschlag ein, nicht im Bewusstsein seiner Befähigung zum Volksvertreter, sondern aus eitlem Ehrgeiz. Seine geistreiche schöne Tochter

Metella, eine Witwe, sagt zu ihm: «Aber Sie sind ja kein Politiker!» und er antwortet darauf: «Glaubst du denn, dass Alle, die in unserem Reichstag sitzen, Politiker sind?» — Die Candidatur des Neugeadelten wirbelt indess unangenehmen Staub auf. Die erbgessenen Politiker des Wahlbezirks agitiren gegen Herrn v. Csipkey und versetzen ihn mit in Aussicht gestellten Wahlprügeleien dermassen in Angst, dass er schon bereit ist zurückzutreten. Die Entscheidung wird jedoch nicht durch die Wahlagitation selbst, sondern durch das obligate Liebesdrama des Stückes herbeigeführt.

Csipkey's Tochter ist von mehreren politischen Gegnern ihres Vaters umschwärmt. Sie werben alle bei ihm um deren Hand und werden, da sie «schlechte Partieen» sind, von ihm abgewiesen. Damit ist aber die Sache nicht abgethan; denn einer der unglücklichen Freier geräth über den Korb, der ihm zu theil wird, mit dem alten Herrn v. Csipkey in einen Wortwechsel, der sich in beleidigende Aeusserungen gegen den geadelten Börsenmann zuspitzt und zu einem Duell führt. Doch nicht der Alte schlägt sich, sondern dessen Sohn und dieser führt den Degen so gut, dass er als bewunderter Sieger aus dem Duell hervorgeht. Jetzt geben sogar auch die Gegner des alten Herrn v. Csipkey dem Sohn desselben ihre Stimmen, und so wird der Wahlkampf schliesslich doch mit der Wahl eines «neuen Menschen», also zu Gunsten der liberalen Idee entschieden. Ein Pendant zu diesem Sieg ist, dass die vielumworbene schöne Tochter Csipkey's, die Witwe Metella, dem liberalen Reichstags-Abgeordneten Erwin Kövesdy Herz und Hand gibt. — Dieses Lustspiel hatte die Tendenz, die principiell ausgesprochene Gleichberechtigung durch eine günstige Darstellung des Assimilationsprocesses der «neuen Elemente» mit dem Körper der Nation fördern zu helfen. Der Dichter war aber hierbei nicht liberaler als (in praxi) die ganze Nation. Indem er nämlich die «neuen Menschen» in Schutz nimmt, lässt er einen von diesen den Kampf gegen die Vorurtheile durch ein Duell auskämpfen, das selbst auf einem Vorurtheil beruht. — Hiervon abgesehen, zeigte Toldy in diesem wie in seinem ersten Lustspiel ein tüchtiges Talent, unbefangene, ehrenwerthe Gesinnung und Sinn für Actualität.

Eine Verirrung war das im December 1874 zum ersten Mal gegebene Schauspiel: „*Kornelia*“, in welchem ein Wollüstling die Titelheldin, da er sie nicht zur Maitresse haben kann, zur Frau nimmt und ihr ein tragisches Ende bereitet. Toldy hatte hier die französischen Sittenromane im Auge, war jedoch nicht im Stande, den rohen Stoff durch die Form geniessbarer zu machen. — Auch für's Volkstheater hat Toldy (anonym) geschrieben und unter Anderem eine französische Posse derart bearbeitet, als ob die Handlung in Ungarn, respective in Budapest vöginge. Dabei vergass er jedoch völlig daran, dass der ungarische Provinzbewohner in Budapest keineswegs eine so komische Rolle spielt, wie der französische Provinzbewohner in der Weltstadt Paris. Die komischen Abenteuer der Kleinstädter waren durch die Namen und Reden der Personen magyarisirt,



verriethen aber in jeder Faser den fremden Ursprung, selbst für Diejenigen, die das Original nicht kannten.

Wäre es Toldy beschieden gewesen, länger in der Schule des Lebens zu weilen, so würde er es wohl dahin gebracht haben, die glatten und schimmernden Formen immer besser zu beherrschen und ihnen einen idealeren Inhalt zu geben. — Doch in seiner Person schien der gegenseitige Durchdringungsprocess von Inhalt und Form, der seinen Werken noch mangelte, bereits vollzogen. Eine ansprechende, schmiegsame Art, sich zu geben, verband sich bei ihm mit einem tüchtigen Kern. Feine Manieren, liebenswürdiges Wesen, Eleganz der Erscheinung, patriotisches Streben, wohlberechtigter literarischer Ehrgeiz, collegiale Herzlichkeit bildeten die Grundzüge der Gestalt, die in der Erinnerung seiner Freunde und Genossen unter dem Namen *Toldy Pista* fortleben wird. — Und mit all seinem Wollen und Können ein ausgezeichneter Repräsentant der Generation, die in der Ausgleichsperiode blühte, wird im Charakterbilde dieser kurzen, fröhlichen Zeit der Name Stefan Toldy nicht fehlen dürfen.

Dr. A. Dux.

## LITERATUR.

### UNGARISCHE HISTORISCHE LITERATUR IM JAHRE 1879.

— SALAMON, Geschichte Budapests. — MARCZALI, Ungarns Geschichtsquellen im Zeitalter der Árpáden. — FRANKÓI, Johann Vitéz. — KÁROLYI, der Friede von Grosswardein und die Dobó-Balassa'sche Verschwörung. — SZILÁGYI, Gabriel Bethlen's politische Correspondenz. — RADVÁNSZKY, Ungarisches Familienleben und Haushaltung im XVI. und XVII. Jahrhundert. — WOLFG. DEÁK, Briefe ungarischer Frauen. — IPOLYI, Die ungarische Kriegsgeschichte. — THALLÓCZY, *Lucrum camerae*. — Memoiren. — Die Wirksamkeit der historischen Gesellschaft. —

Es ist eine unleugbare Thatsache, dass in den letzten Jahren in unserem Vaterlande auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte eine mächtige und zugleich erfolgreiche Wirksamkeit statt hatte. Mit der massenhaften Publication der Daten, die wir in erster Linie der Academie, dann der historischen Gesellschaft verdanken, beginnt auch die Ausarbeitung gleichen Schritt zu halten.

Für die älteste Geschichte Ungarns ist die *Geschichte Budapests im Alterthume* (Budapest története az ókorban, VIII. 366 S.) von FRANZ SALAMON von hervorragender Bedeutung. Das Buch ist der erste Theil der Geschichte unserer Hauptstadt, an welcher der Verfasser im Auftrage des hauptstädtischen Municipiums seit vielen Jahren arbeitet. Wie beinahe alle Werke Salamon's, bietet auch dieses viel mehr als es verspricht: es liefert eine Geschichte Ungarns bis zur Völkerwanderung. Je schwieriger der zu behandelnde Stoff war, je lückenhafter und unzulänglicher die zu Grunde liegenden Quellen sind, um so mehr tritt das eigenthümliche, schöpferische Talent Salamon's in sein volles Licht. Niemand weiss so wie er aus den verschiedensten, dem gewöhnlichen Auge als kaum zusammenhängend erscheinenden Thatsachen ein vollständiges und scharfes Bild zu construiren. Aus einzelnen Stellen der römischen und griechischen Geschichtschreiber der Kaiserzeit, aus den im Verhältniss zur Bedeutung und Grösse Pannoniens und Daciens wenigen archäologischen Funden weiss er eine Darstellung des geschichtlichen Lebens in Ungarn vor und während der Römerherrschaft herzustellen. Was uns als das Schwierigste erscheint: selbst die



so leicht in Dilettantismus ausartenden Ergebnisse und Ziele der sogenannten prähistorischen Forschung vermochte er zu streng wissenschaftlichen Zwecken zu benützen. Die Art, wie er die geographischen Verhältnisse behandelt, welche der Entstehung und Entwicklung Budapests zu Grunde liegen, kann als musterhaft gelten: sie bietet neben den allgemeinsten Gesichtspunkten eine Fülle von wichtigen und — was bei derartigen Arbeiten nicht immer der Fall ist — von streng zur Sache gehörenden Einzelheiten.

Diese geographische Einleitung bildet den ersten, verhältnissmässig sehr umfangreichen Theil. Neben der vortheilhaften Lage an der Donau, an einer Stelle, welche die verschiedensten Baumaterialien in grosser Mächtigkeit liefert, war wohl der leichte Uebergang über den Strom die erste Ursache der Ansiedelung. Grössere Bedeutung verlieh ihr der Umstand, dass diese Stelle zugleich der nothwendige Knotenpunkt aller Verkehrswege ist, welche vom Adriatischen Meer nach Nordosten über die Karpathen, oder von der unteren Donau und den Thälern Siebenbürgens nach der oberen Donau führen. Namentlich der Nachweis vom Vorhandensein einer uralten Völkerstrasse, die am südlichen Abhang der Karpathen beiläufig in der Richtung der jetzigen Hatvan-Kaschauer Bahnlinie zu den Pässen der Karpathen führte, ist vorzüglich gelungen. Besonders auf Grund der Namensverwandtschaft der Orte, Flüsse und Stämme mit denen Galliens sucht Salamon sicher zu stellen, dass die ersten Ansiedler des grössten Theiles von Pannonien Kelten waren. Der ursprüngliche Name unserer Stadt war Akinkó, d. i. wahrscheinlich: die Wasserreiche. In hohem Grade interessant ist die Untersuchung des Culturzustandes dieser Völkerschaften. Als Basis der Darstellung dient der Grundsatz: dass die römischen Schriftsteller bei den fremden Völkerschaften wohl nur jene Eigenschaften und Zustände hervorhoben, die mit den übrigen *nicht* übereinstimmten, das Uebereinstimmende jedoch als selbstverständlich verschwiegen. So erscheinen die Kelten als eine im Grunde den Römern eng verwandte Race, mit ganz ähnlichen, nur weniger ausgebildeten Stammes- und Familien-Institutionen und Culturelementen. In erster Linie vermittelt die Aehnlichkeit, dass bei beiden Völkern der Begriff der «civitas» vorherrscht: die zum Lande vergrösserte Stadt. Wahrscheinlich ist auch Aquincum als Mittelpunkt einer derartigen civitas zu betrachten.

Die Ursache der römischen Unterjochung war nicht, wie man bisher allgemein annahm, das Bedürfniss, in der Donau eine starke Vertheidigungslinie zu finden. Die ganze Aufstellung in Pannonien und Dacien entsprach, wie Salamon darlegt, viel mehr den Bedürfnissen des Angriffes als denen der Defensive. Die römische Eroberung ging nur schrittweise, langsam bis zur Donau vor. Rom bedurfte Pannonien als Verbindungslied zwischen Italien und der Balkanhalbinsel einerseits, und mit Gallien und den neuen Eroberungen nördlich der Alpen andererseits. Bis zur Zeit des Augustus vermittelte das Meer die Verbindung zwischen den verschiedenen Theilen des römischen Reiches. Erst damals erhält die continentale

Verbindung eine grössere Bedeutung und gerade die militärische Occupation und die darauf folgende Colonisirung Pannoniens bildet den Uebergang zwischen beiden Epochen.

Die Schilderung des Fortganges und der Ausdehnung dieser Occupation und der Colonisirung bildet den eigentlichen Kern des Werkes. Neben einer lichtvollen Darstellung der römischen Administration und des Städtelebens beschäftigt sich Salamon, seiner Lieblingsneigung folgend, vorzugsweise mit den militärischen Verhältnissen. So oft auch seit GIBBON die Art der Barbareneinbrüche und die Einrichtung des *limes* der Gegenstand gelehrter und einsichtiger Untersuchungen gewesen ist, unser Verfasser weiss neue Gesichtspunkte zu finden und diese hervorzuheben. Besonders verdienen seine Bemerkungen über das Strassennetz, über die römische Flottile und das System der Brückenköpfe die Beachtung Aller, die sich mit diesem Abschnitte der römischen Geschichte beschäftigen.

Diese Untersuchungen dienen auch dazu, die Namen und die geographischen Daten der alten Autoren, besonders die des Ptolomaeus und der Itinerarien zu fixiren. Dieser Abschnitt bildet eine wesentliche Bereicherung unserer geographischen Kenntnisse von dem römischen Pannonien.

Erst nach Voraussendung aller dieser weitgehenden Abhandlungen, welche der eigentlichen Stadtgeschichte gleichsam nur als Rahmen dienen, wendet sich das Werk seinem eigentlichen Gegenstande zu. Auf dem rechten Donauufer, wo jetzt Altofen mit den kleineren Flussinseln sich erstreckt, stand, wie erwähnt, eine uralte keltische Ansiedelung. Die Römer, die wahrscheinlich erst in der Zeit der dacischen Kriege Trajan's bis hieher vordrangen, nannten sie Aquincum. Sie ward nach den quadischen Kriegen des Marcus Aurelius Colonie und war das Hauptquartier der Legio II adjutrix. Ihrer Grösse und Bedeutung nach gehörte sie unter die grösseren römischen Provinzstädte. Mehrere Verschanzungen und Castra lagen ihr gegenüber auf dem linken Ufer, etwas nördlich vom heutigen Pest.

Von allgemeinerer geschichtlicher Wichtigkeit ist noch die Untersuchung über den alten Namen unserer Stadt. Die mittelalterliche Sage umspann auch diese Stätte mit ihrem Gewebe. Die heimischen Chroniken nennen sie Sicambria. Bald ist ihre Verbindung mit der Trojanersage der Franken, die ja Sigambrer sind, hergestellt. Die Renaissance fand bald eine falsche Inscription, nach der die sicambrische Legion hier die Stadt Sicambria erbaute. Bei Lacius, um die Mitte des XVI. Jahrhunderts, kommt auch schon der Name castrum Herculis vor. Der Name Acincum als Bezeichnung der Stadt findet sich zuerst in der Baseler Ausgabe des Itinerarium Antonini vom Jahre 1515. Doch dringt diese Ansicht nicht durch. Dem verdienstvollen Schönwiesner war es vorbehalten, in seinem 1779 erschienenen Buche über die römischen Alterthümer der Stadt, der eigentlichen Benennung zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Das ganze Buch ist voll Anregung und wie wenige in unserer Literatur zugleich geistreich und gründlich. Die uns in kurzer Zeit verheissene



Fortsetzung, Budapest im Mittelalter, möge ebenso radical und ebenso weit ausholend ausfallen. Nirgend thäte eine gründliche Widerlegung der eingerissenen Vorurtheile mehr Noth, als auf diesem Gebiete.

Die von der Academie gekrönte Preisschrift: die Quellen der Geschichte Ungarns im Zeitalter der Árpáden von Dr. HEINRICH MARCZALI, erscheint demnächst in deutscher Ausgabe (Berlin, Besser'sche Buchhandlung).

Sonst sind die Arbeiten über die erste Zeit des ungarischen Staates ziemlich dürftig. Die Academie hat JULIUS PAULER, den rühmlichst bekannten Geschichtschreiber der Wesselényi'schen Verschwörung, betraut, die Geschichte des Zeitraumes bis 1301 zu schreiben. Von diesem gründlichen Gelehrten dürfen wir wohl eine streng historische Darstellung der ältesten Zustände unseres Volkes erwarten.

Ganz vernachlässigt war das Zeitalter der Anjou's. Doch bieten die diesbezüglichen Publicationen der Academie viel neues Material für eine künftige Bearbeitung.

Schon wiederholt hatten wir in diesen Berichten der Forschungen und Funde WILHELM FRANKÓI's zu erwähnen. Wenn auch die Thätigkeit dieses ausgezeichneten und unermüdlichen Forschers so ziemlich die ganze Geschichte unseres Vaterlandes umfasst, wenn wir auch in den verschiedensten Gebieten und Epochen stets neues, werthvolles und dabei kritisch beleuchtetes Material durch seine glückliche Hand gewinnen, ist doch das Gebiet der Renaissance als eigentlicher Mittelpunkt seiner Arbeiten zu betrachten. Es ist die Zeit, in welcher der mächtige italienische Einfluss seine Wirkung auf die ungarische Politik wie auf das ganze geistige Leben unserer Nation zu üben beginnt, und zugleich die Regierung Matthias Corvinus' eine Periode der höchsten Entwicklung der staatlichen Macht und des Volksruhms bildet. Neben der mächtigen Gestalt des grossen Königs tritt besonders die seines älteren Zeitgenossen, des Bischofs von Grosswardein, später Erzbischofs von Gran, JOHANN VITÉZ, in den Vordergrund. Nachdem Frankói die Trümmer der Bibliothek dieses mächtigen und gelehrten Prälaten entdeckt und den Spuren seiner Thätigkeit nachgeforscht hatte, lag es nahe, eine vollständige Geschichte seines Lebens zu schreiben.\*

Es kann unmöglich unsere Aufgabe sein, auch nur einen Auszug aus dem Buche zu liefern. Der grösste Theil der zu Grunde liegenden Daten ist unbekannt, und doch tritt nirgend das Bestreben hervor, zu viel zu sagen; der Verfasser bleibt immer Herr seines Stoffes. Die ganze Laufbahn Vitéz', seine Arbeiten in der königlichen Kanzlei, seine Erhebung zu hohen geistlichen Aemtern, seine Amtsverwaltung als Kanzler, endlich seine Ernennung zur ersten kirchlichen Würde Ungarns werden mit ihren Hauptumständen in anziehendster Weise erzählt. Parallel mit den privaten Angelegenheiten geht die Darstellung der Verhältnisse, welche ihm

\* Vitéz János esztergomi érsek élete. (Leben des Johann Vitéz, Erzbischof von Gran), Budapest, 1879.

eine grössere Bedeutung sichern: das Verhältniss zum grossen Hunyadi, seine Wirksamkeit als Gesandter bei den deutschen Reichstagen und beim Herzog von Burgund wegen des Kriegszuges gegen die Türken, endlich sein Auftreten gegen Matthias und seine Theilnahme an der Berufung des Gegenkönigs Kasimir, die mit seiner Ungnade und seinem Tode endeten. Vor Allem aber gewinnen wir ein anschauliches Bild von dem ersten grösseren literarischen Kreise in unserem Vaterlande, der sich um seine Person zuerst in Grosswardein, dann in Gran bildete, und dessen Bestrebungen und Arbeiten er ein festes Gepräge aufdrückte, trotzdem die meisten Mitglieder Ausländer waren. Es ist nur zu bedauern, dass diese Thätigkeit nicht in einem Zuge, sondern an zwei verschiedenen Stellen (XVI. und XXI. Capitel) geschildert wird. Auch der tragische Conflict zwischen Vitéz und dem König ist mit grosser Sicherheit gezeichnet. Dem so verbreiteten Mythos, als ob Vitéz der Erzieher des Königs gewesen wäre und dieser also durch sein Verfahren gegen den Greis gegen alle Pflichten der Dankbarkeit gesündigt hätte, wird Fraknói's Darstellung wohl ein Ende setzen.

Jedenfalls ist das Buch eine Studie von grösstem Werthe für die Renaissance diesseits der Alpen, und ein würdiger Ansatz zu einem grösseren Werke über die ungarische Renaissance, das wir von Fraknói zu erwarten berechtigt sind.

Das Hauptgewicht verlegt unsere geschichtliche Literatur auf das XVI. und XVII. Jahrhundert. Die in neuester Zeit sich erschliessenden Archive, besonders das geheime Staatsarchiv in Wien, liefern eine reiche Ausbeute zur Geschichte dieser thatenreichen Zeit, in welcher das politische und das religiöse Leben in Ungarn in den mächtigsten Bewegungen pulsrte. Die Archive der grossen Familien liefern andererseits in ihren Correspondenzen und Documenten höchst werthvolle Actenstücke zur Kenntniss des privaten Lebens, des Wirkens und Webens in kleinerem Kreise, mit einem Worte alles dessen, was man allgemein mit dem Namen Culturgeschichte zu bezeichnen pflegt.

Werthvolle Bereicherungen unserer Kenntniss vom politischen Leben im XVI. Jahrhunderte verdanken wir dem jungen fleissigen Historiker ÁRPÁD KÁROLYI. Seine Stellung beim Staatsarchiv in Wien liefert ihm überreichen und verhältnissmässig wenig ausgebeuteten Stoff zur Kenntniss der Verhandlungen zwischen den beiden grossen miteinander streitenden Parteien einerseits und zur specielleren Darstellung der Verhältnisse zwischen der neuen Habsburg'schen Dynastie und den adeligen Häuptionen andererseits.

In die erste Categorie gehört der *„Beitrag zur Geschichte des Friedens von Grosswardein und der Jahre 1536—1538“*. \* Das Buch beleuchtet einen wichtigen und wenig bekannten Theil der vielfach verwickelten Geschichte der Jahre zwischen der Schlacht von Mohács und dem Tode

\* Adalék a nagyváradi béke s az 1536—1538. évek történetéhez. Budapest, 1879.



Johann Zápolya's. Der Zweck ist: die dem Frieden von Grosswardein vorausgehenden Unterhandlungen möglichst vollständig zu erzählen und ihre innige Verknüpfung mit den Hauptströmungen der damaligen grossen Politik darzuthun. Die Hervorkehrung dieses allgemein europäischen Gesichtspunktes bildet ein Hauptverdienst des Werkes. Weder Ferdinand, noch sein Nebenbuhler Zápolya, noch die kleinlichen Interessen der Parteilänger treten in den Vordergrund; die mächtigen politischen Gegensätze, die das ganze damalige Europa in die beiden grossen Lager der Habsburger und ihrer Widersacher theilten, dominiren Alles. Auf der einen Seite ist das Verhältniss zu Karl V., auf der anderen das zu den Türken und Franzosen entscheidend. Jedes diplomatische oder militärische Ereigniss, wo immer es vor sich geht, übt sogleich seine Wirkung auf die Friedensverhandlungen. Der internationale Charakter des Grosswardeiner Tractates stellt sich besonders in der Person des kaiserlichen Bevollmächtigten, Johann Wese, Erzbischofs von Lund, dar.

Es ist selbstverständlich, dass die Darstellung sich bei aller Freiheit und Gewandtheit im Ausdrucke und in der Kritik ziemlich eng an die Quellen: die Documente des Archives, hält. Der Stoff ist grossentheils unbekannt, und im Anhange werden sehr werthvolle Correspondenzen mitgetheilt, unter denen besonders die zwischen Karl V. und Ferdinand von grosser Bedeutung ist. Auch finden wir hier interessante Daten über das erste diplomatische Auftreten Georg Martinuzzi's, den Zápolya im September 1537 mit der Leitung der Verhandlungen betraute.

Auch die Verhältnisse, wie sie sich zwischen König Maximilian und Ungarn unter dem Eindrücke des misslungenen Feldzuges von 1566 und der Türkenfurcht entwickelten, entwirft die Abhandlung über „*die Geschichte der Verschwörung von Dobó und Balassa 1569—1572*“\* im scharfen Licht. Der greise Held Stefan Dobó, der ruhmvolle Vertheidiger von Erlau gegen die Türken, und der tapfere und treue Johann Balassa zogen den Verdacht des Königs auf sich, als ob sie auf Abfall und auf Anschluss an den Fürsten von Siebenbürgen, Johann Sigismund, sännen. Beide wurden während des Reichstages 1569 in Gefangenschaft gesetzt, trotzdem sie, besonders Dobó, im Besitze aller möglichen Versicherungen von Seiten Maximilians und seiner Räthe waren. Károlyi weist nach, dass der Verdacht nicht ganz unbegründet war, dass aber die Fälschungen eines unehrlichen Angebers, Stefan Kenderessy's, die Sache aus geringen Anfängen zu wirklichem Hochverrathe aufbauschen. Von hohem Interesse ist die Beurtheilung des Vorgehens des grossen Geschichtsschreibers jener Zeit, Franz Forgács, und die Vergleichung zwischen seinem Berichte über diese Wirren und der Wahrheit, wie sie in unwiderlegbaren Documenten sich darstellt, die nicht gerade zu seinen Gunsten ausfällt.

Als besonders gelungen und von gesundem historischen Gefühl und Urtheil zeugend müssen wir die Stelle hervorheben, in welcher der Ver-

\* A Dobó-Balassa féle összeesküvés történetéhez. 1569—1572.

fasser vom Unterschiede in der öffentlichen Meinung Ungarns in der Zeit Dobó's um 1570 und der im XVII. Jahrhunderte vorherrschenden spricht. Damals herrschte noch der Gedanke und die Hoffnung vor, die Türken zu vertreiben, dazu bedurfte man der Habsburger und man war bereit um so hohen Lohn manchem Rechte zu entsagen; später, als man die Schwäche der Habsburger einsah, nahm die Sicherung der religiösen und constitutionellen Freiheit alle Kräfte in Anspruch.

Die hervorragendste Individualität dieser ein volles Jahrhundert lang andauernden Kämpfe in ihrem innersten Wesen führen uns die „*Politischen Briefe des Fürsten Gabriel Bethlen*“\* vor. Der Herausgeber, ALEXANDER SZILÁGYI, der berufene Arbeiter auf dem Felde der Geschichte Siebenbürgens, bereichert unsere Literatur durch dieses Buch mit dreihundert unbekannten, zum grossen Theile eigenhändigen ungarischen Briefen des grossen Fürsten.

Der grösste Theil dieser Schreiben ist an die grossen Magnaten, die Anhänger Bethlen's, Emerich und Stanislaus Thurzó, Georg Rákóczi, Franz Rhédey, gerichtet, einige auch an seinen grossen Gegner Peter Pázmány. Doch höher als alles politische Interesse — und dieses ist bei dem grossen Antheile, den Bethlen und Siebenbürgen am dreissigjährigen Kriege hatten, ein bedeutendes — steht uns der persönliche Werth, den die mächtige Individualität des grossen Mannes diesen Briefen verleiht. Wie wohl Wenige in der Geschichte, ist er einerseits verlästert, andererseits in den Himmel erhoben worden; nach der Masse der Informationen, die wir aus dieser sichersten Quelle schöpfen können, wird das Urtheil, das über seine geistigen Fähigkeiten und seine Energie auch bisher ein einstimmiges war — auch was seinen moralischen Werth anlangt — schärfer fixirt werden können. Der Mann, der inmitten der traurigsten Verhältnisse den Gedanken fassen und der Ausführung nahe bringen konnte, der von Türken und Oesterreichern gleich bedrängten und bedrohten ungarischen Nation in Siebenbürgen nicht nur eine politische Zukunft zu sichern, sondern auch eine eigenthümliche Cultur zu erhalten und zu entwickeln, giebt sich in diesen Schreiben mit einer Unmittelbarkeit und Ungezwungenheit, die ihn dem Verständnisse nahe bringt und die gerade bei ihm, den man als Verkörperung des Macchiavellismus und der Verstellung zu betrachten gewöhnt ist, etwas Eigenthümliches, Fesselndes hat. Zum Glück sind es gerade die ereignissreichsten Jahre, 1616 und 1618—1621, auf welche die Hauptsumme dieser uns so glücklich erhaltenen Schriften, die wohl nur einen geringen Theil der Correspondenz Bethlen's liefern, fällt. Sein Grundsatz gleich bei seiner Thronbesteigung ist: dass Siebenbürgen und Ungarn fest zu einander halten müssen. «Sie sind eine Nation und die Pflicht der wahren brüderlichen Liebe und des gewissenhaften christlichen Lebens fordert auch ohne jede Conföderation, dass wir zur Erhaltung des Friedens

\* Bethlen Gábor fejedelem kiadatlan politikai levelei. Kiadja Szilágyi Sándor. Budapest, 1879. XIV. 496.



ein wahrhaftiges Herz haben sollen, und dass der eine Theil das Blut, den Schaden und den Ruin des andern so bedauern muss, wie wenn es ihn selbst beträfe!» (Brief vom 13. Januar 1614 an einen ungarischen Herrn.)

Das erste Mal tritt er als Fürst in den Vordergrund, als Georg Homonnai, vom Wiener Hofe geleitet, ihn seines Fürstenthums zu berauben sucht. Nach errungenem Siege schreibt er an seinen Feldherrn Fr. Rhédey, 22. Juni 1616: «Es ist ein trauriges Ding, sich mit seiner eigenen Nation zu schlagen, aber noch trauriger ist es, dass unsere Landsleute unser Vaterland zu Grunde richten wollen, Leute, die gar kein Recht an Siebenbürgen haben. Da aber die Sache einmal so steht, giebt es keinen Heiden, gegen den wir mehr streiten müssen, als gegen die, welche unsern Glauben verderben, unser Gut rauben wollen. Türken und Tartaren, als sie unsere Feinde waren, haben ja nicht anders gethan.» (N. LXI. S. 59.) Bald nachdem er befestigt ist, eröffnet sich eine grössere Aussicht. Es geht die Nachricht, dass König Matthias ohne letzte Verfügungen zu treffen verschieden sei. Er sieht grosse Kämpfe voraus: nur die Einigkeit der Nation wünscht er, um Allem die Spitze zu bieten. (An Franz Rhédey, 8. Juli 1616, S. 69.) Dabei aber setzt er sich, mit einem Selbstbewusstsein und einem gewissen naiven Egoismus, wie wir sie an den Männern der Frührenaissance sehen, mit seinem Vaterlande in ein bestimmtes persönliches Verhältniss. «Mein armer Kopf kann nicht einmal Gott gebührend dienen wegen der Sorge um das Land, und doch sieht mich jeder für den Schlechtesten an. Gott möge richten, ob ich für mich sammle, oder ob ich die Einkünfte des Landes auf seine Vertheidigung und die Erhaltung der Ruhe verwende. Nur der es mit Augen sieht, kann glauben, mit wieviel Sorgen, Kummer, Unruhe bei Tag und Nacht und Kopfzerbrechen ich die Angelegenheiten des Landes versehe. Doch wenn wir Ruhe suchen, geht das Vaterland zu Grunde.» (Brief an Fr. Rhédey, 17. September 1616, S. 78.)

Dank seinen Bestrebungen, ging das Fürstenthum einer schönen Blüthe entgegen. Uermüdlich sorgt er dabei für das Heer; die Festung Wardein hütet er wie seinen Augapfel. «Millionen wollte er zu ihrer Befestigung hergeben, selbst mit aller Kraft dazu beitragen.» Bis ins geringste Detail schreibt er den Plan der Bauten und die Art der Ausführung vor. (Seite 76—103.) Bei der ersten Nachricht von den böhmischen Unruhen erkennt er mit scharfem Blicke ihre Wichtigkeit. (An Fr. Rhédey, 9. Juli 1618, S. 101.) «Gott ist stets der Seinen bedacht. Es ist gewiss, dass die Bewegungen in Böhmen zur rechten Zeit ausgebrochen sind, denn man hatte am Hof etwas Grosses vor. Ich glaube nicht, dass die Böhmen leicht nachgeben, die Sache ist hundertmal wichtiger als der Aufstand des Ziska, besonders wenn auch irgend ein Fürst mit ihnen condensirt.» In kurzer Zeit zeigt es sich, dass die Sache des Protestantismus auf dem Spiele steht. «Wer weiss was Gott Euch noch dieses Jahr (von den Pfaffen) giebt», so tröstet er seinen treuen Rhédey. (S. 116, 23. Juni 1619.) Er ist kriegsbereit und sucht Verbündete unter den ungarischen Herren. «Anfangs

zögerte ich aus vielen Gründen, ich bedachte die Conjunction des österreichischen Hauses mit mächtigen Fürsten, und bedachte auch nicht wenig den befestigten schönen ruhigen Frieden meines Fürstenthumes nach meinem kleinen Zustande, und ob ich meine befestigte Stellung für ungewisse Hoffnung auf das Spiel setzen sollte. Drittens fühlte ich, dass wer solche Dinge angreifen will, ein Mann tiefen Rathes und von grossem Werthe sein müsste, und ich muss fürchten, es nicht zu sein. Wie ich aber an das elende Schicksal der ungarischen Nation dachte und an ihr böses Intent, unsere heilige Religion mit Füßen zu treten, davon ich so Vieles und Gewisses hörte, wahrlich, ich sage es, da überwältigte mich mein wahrer Affect zu meinem Volke und mein grosser Eifer zum wahren Dienste des grossen Gottes, und ich beschloss in mir, zur Ehre Gottes, für die Freiheit meiner Nation aufzubrechen.» (An Gr. Emerich Thurzó, 18. August 1619. S. 118—119.)

Er sorgt für auswärtige Verständnisse, besonders mit der Türkei, «um einer so grossen Sache ein gehöriges Fundament zu geben», und das ganze Ungarn fällt ihm zu. Besonders der Strenge seiner Mannszucht, die er vor allen Feldherren jener Zeit erhielt (s. S. 80—81, 105 u. f., und besonders S. 160), hatte er dies Resultat zu verdanken. Er denkt mit Böhmen in ein festeres Verhältniss zu treten: als Herr Ungarns will er sich schon der Türken erwehren. (S. S. 173, Instruction.) Die verschiedensten Entwürfe drängen sich in seinem Kopfe, doch weiss er das Nächste und das Mögliche zu erfassen. Ein Reichstag soll seine Stellung gesetzlich machen. Er sieht wohl ein, dass er im mittleren Comitatsadel seine Hauptstütze hat und will dessen Macht stärken. «Eure Gnaden möge Sorge tragen, dass jedes Comitatz je mehr Ablegaten sende, nicht je zwei, sondern wenn möglich je zehn, damit die Freiheit des Landes hergestellt werde, denn die alte Freiheit forderte, dass nicht nur viele, sondern alle Begüterten personaliter bei generalen Versammlungen erschienen, und alle freie Stimmen halten. Nur seit der Zeit der Deutschen hat man das Land gewöhnt, nur zwei Ablegaten zu schicken, damit die Comitatz um so leichter nachgeben.» (An Georg Rákóczi, 18. October 1619, S. 145.)

Die Schlacht am weissen Berge stellt das Prestige des Hauses Habsburg her und verbreitet Schrecken unter den neuen Unterthanen Bethlen's. Die Zips scheint bedenklich geschwankt zu haben. Ein drastischer Brief soll sie befestigen: «Ihr habt die scheussliche Nachricht gehört, jetzt müsset ihr tapfer eure Liebe zum Lande zeigen, aber ich sehe, Gott hat euch Allen den Muth genommen. Fürchtet euch nicht so sehr, der Gesandte des Kaisers ist bei mir; wenn ihr Lust zum Frieden habet, ich will ihn schliessen; aber schauet gut dazu, wie ihr dem Deutschen trauet; die Schlange vergisst es nicht, wenn man ihr den Schwanz abschneidet. Schreibet es mir nicht zu, wenn euch was begegnet, sondern eurer weibischen Furchtsamkeit. Wenn ihr alle wolltet, wäre ich nicht eine berühmte H . . ., sondern ein wahrer Mann, aber allein bin ich nur ein Mensch.» (An die Zipser Kammer, 27. November 1620. S. 225.) Bald



greift der Abfall um sich, besonders die auf seine Macht eifersüchtigen Magnaten, die ihn als Parvenu betrachten, beginnen mit Ferdinand II. ihren Frieden zu schliessen. Mit scharfen Worten brandmarkt er ihre Schwäche. «Wahrlich es schickt sich nicht, Euren in der ganzen Christenheit verbreiteten Namen und guten Ruf, Eure für das Vaterland und die Freiheit so fest ergriffenen Waffen so schändlich wegzuzuwerfen. Wenn das Eure Meinung war, weshalb habt Ihr mich in den Koth gestürzt — ich hätte nie mein Haus und den reichen, friedlichen Zustand meines Landes verlassen ohne Euren Willen.» (An Em. Thurzó, 7. Juni 1621. S. 318—319.) Doch giebt er die Hoffnung nicht auf, auch während der Verhandlungen einen grossen Streich zu führen. «Vielleicht wollen die Staaten den Frieden, doch wenn wir genug Soldaten haben, durch die der Herr Gott mit gerechtem Urtheil diese schändliche Nation bestrafen will, können wir das Land befreien und tractiren, wie es uns gefällt.» (An denselben, 12. Juni 1621. S. 329.)

Als grösste Lücke in diesen Briefen müssen wir die betrachten, dass sie kaum eine Auskunft darüber bieten, was eigentlich der Endzweck von Bethlen's Politik gegenüber der Türkei gewesen sei. So bleibt gerade der Theil seines Lebens räthselhaft, der so zu sagen das Mark seines ganzen Strebens enthalten musste. Bethlen's ganze Rolle ist nur erklärlich, wenn wir voraussetzen, er habe als Ziel seines Lebens die Befreiung Ungarns von Deutschen und Türken betrachtet. Mit jedem Blutstropfen, mit jedem Nerv fühlt er, wie unnatürlich der Zustand ist, den ihm die Politik auferlegt. Er schreibt dem Grossvezier: «Nie, seit die Vorfahren der alten Ungarn aus Scythien herausgezogen und die Bewohner dieses Landes mit den Waffen sich unterwarfen und das Land sich nahmen, haben wir gehört oder gelesen, dass die ungarische Nation, nicht Burgen, Städte und Provinzen, sondern auch nur einen Fuss breit Erde ohne Kampf, Blutvergiessen oder Tod Jemandem gegeben hätte. Seit die ottomanische Nation mit uns gekämpft, hat sich nie ungarisches Kriegsvolk in einer Burg ergeben, auch beim stärksten Sturme nicht, lieber liessen sich Alle erschlagen, wie dies Belgrad, Temesvár, Szigeth, Gyula genügend beweisen.» (S. 468—469 vom 14. Juni 1616.) Nach dieser Sprache kann man schliessen, welches seine Gedanken waren. Dass sie nicht zur Ausführung kamen, dass er seine Kraft nach auswärts nie gänzlich in die Wagschale werfen konnte, war sein und ist unserer Nation Verhängniss.

Als politisches Testament und Rückblick auf sein ganzes Leben erscheint seine Instruction an seinen Gesandten bei der Pforte (7. Juli 1627. S. 435—445.) Der Raum gestattet uns nicht, sie ganz oder auch nur im Auszuge mitzutheilen. Wie überall, tritt neben die Sache auch mit lebendigem Bewusstsein die Person. Es ist ein tragisches Schicksal, dass Bethlen, sowie der andere grosse Fürst Ungarns, Matthias Corvinus, keine Dynastie begründet haben. Die urkräftige Männlichkeit seines Stammes ist mit ihm ausgestorben; es fand sich keiner, die grosse Tradition mit ebenso grossen Mitteln weiter zu führen.

Bei der Bedeutung Bethlen's und bei der entscheidenden Rolle, die er in den ersten Jahren des dreissigjährigen Krieges gespielt, ist es kaum nöthig, den auf diesem Gebiete Forschenden das Buch besonders anzuempfehlen. Besonders die Forschung über die ersten Jahre des grossen Kampfes (1618—1621) schöpft daraus grossen Gewinn. Mit wahren Vergnügen aber müssen wir der Vorrede Szilágyi's gedenken, die kurz, in ihren innern Hauptzügen die Geschichte Bethlen's darstellt und eine wahrhaft historische Würdigung dieses bedeutenden Mannes liefert.

Noch müssen wir zweier Sammlungen erwähnen, die wesentlich zur Kenntniss des häuslichen und privaten Lebens unserer Vorfahren im XVI. und XVII. Jahrhunderte beitragen.

Baron BÉLA RADVÁNSZKY hat unter dem Titel: „*Ungarisches Familienleben und Haushaltung besonders im XVI. und XVII. Jahrhundert*“\* eine wahre Schatzkammer von culturhistorischen Daten veröffentlicht. Es sind bis jetzt nur der zweite und dritte Band, die Urkunden enthaltend, erschienen; der erste Band, der die Bearbeitung, das Bild der Epoche, liefern soll, folgt nach. Das älteste Actenstück ist eine Beschwörungsformel aus dem Jahre 1488, das jüngste ein Partezettel vom Jahre 1711, alles in allem 340 Documente, alle in ungarischer Sprache. Der Inhalt und die Eintheilung sind wie folgt: 1. Verzeichniss der Original-Inventarien und der Mitgiften 1510—1710 im zweiten Bande. 2. Die Hochzeiten und Taufen 1563—1666. 3. Speisen, Kochkunst, Gewürze und besonders ein Kochbuch 1552—1700. 4. Heilkunst, Quacksalberei 1488—1682. 5. Testamente 1490 bis 1705. 6. Begräbnisse, Grabschriften 1545—1711. Den Stoff bot grossentheils das eigene reiche Familienarchiv des Barons. Der Bearbeitung können wir mit um so grösserem Interesse entgegensehen, als ein Theil daraus, ein Vortrag in der historischen Gesellschaft, beweist, dass der Verfasser die Befähigung besitzt, die einzelnen Daten zu einem ganzen Bilde zu verschmelzen. Als besonders wichtig würde es uns erscheinen, den mächtigen Andrang und Einfluss der verschiedensten Culturelemente von Ost und West und den Widerstand und die Weiterentwicklung der heimischen Civilisation unter ihrer Wirkung darzustellen.

Köstliche Einblicke in das Frauen- und Familienleben gewähren die 500 *Briefe ungarischer Frauen*, herausgegeben von WOLFGANG DEÁK.\*\* Bei dem grossen politischen Einfluss, den mehrere Damen auf den Gang der Ereignisse hatten, mangelt es nicht an solchen Briefen, denen ein gewisses politisches Gewicht beizulegen ist, und deren Stil mehr von der Kraft und der Energie als von der zarten Weiblichkeit ihrer Verfasserinnen zeugt. Namentlich die Briefe von Catherina Pálffy (1603—1611), Sophie Báthory (besonders der vom Jahre 1665, S. 330—331), Anna Franciska Csáky (1636—1671). Doch behandelt der grösste Theil häusliche und

\* Magyar családélet s háztartás. Budapest, 1879. II. III. kötet.

\*\* Magyar hölgyek levelei 1515—1709. Közli Deák Farkas. Budapest, 1879.



familiäre Angelegenheiten; wir erhalten Auskunft über Schönheitsmittel und Putz, sowie über den innern Zustand der Familien. Das ganze grossartige, wilde, stets kampfbereite Wesen der Zeit (indem die Frauen als Mütter und Haushälterinnen um so mehr auf sich selbst angewiesen sind) spiegelt sich in ihnen. Spezielle Erwähnung verdient der Schenkungsbrief der berühmten Maria Szécsy an den Dichter STEFAN GYÖNGYÖSSY (S. 259, vom 14. December 1669), wenn auch die meisten Daten schon bekannt waren.

Neben diesen Werken allgemeineren Inhalts hat es auch an Monographien nicht gefehlt. Die Studie des Bischofs ARNOLD IPOLYI über die *ungarische Kriegsgeschichte*,\* vorgelesen auf der Wanderversammlung der historischen Gesellschaft in Maros-Vásárhely, hat grosse Sensation hervorgerufen und darf als politische That gelten. Vom literarischen Standpunkte zu reden, ist sie, wie alle Werke des hochgelehrten Kirchenfürsten, ein Meisterstück des rhetorischen Stils und bildet, was wir noch nicht besaßen, eine kurze, aber bezeichnende Uebersicht der Entwicklung der ungarischen Kriegsverfassung, reich an neuen und treffenden Gesichtspunkten. Die Würdigung der Wirksamkeit Nicolaus Zrinyi's müssen wir unter die classischen Muster unserer Literatur zählen.\*\*

Eine verdienstvolle Arbeit ist „*Die Auflage von «Lucrum Camerae» in Verbindung mit der Entwicklung des ungarischen Steuer- und Finanzwesens, dargestellt von LUDWIG THALLÓCZY.*“ Sie bietet mit Benutzung des ganzen urkundlichen Materials im königlichen Landesarchiv einen wesentlichen Beitrag zu unserer Kenntniss vom alten Finanzwesen, die noch sehr im Argen liegt.

Am wenigsten haben wir über die Wirksamkeit auf dem Gebiete der neueren Geschichte zu berichten. Die Fülle des Materials schreckt hier eher, als sie anzieht. Ueber die Verhältnisse 1825—1848 geben die Memoiren von FRANZ PULSZKY einerseits, welche die Gesinnungen der nationalen und liberalen Partei, und LUDWIG WIRKNER's andererseits, welche die der Hofpartei widerspiegeln, mancherlei Aufschlüsse. Doch gehören sie, trotz ihres grossen zeitgeschichtlichen Werthes, ihrem Wesen nach mehr zum Bereiche der schönen Literatur. Das erstere Werk findet übrigens an anderer Stelle eingehendere Besprechung.

Unsere Skizze macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Doch würde ihr ein höchwichtiges Element mangeln, wollten wir nicht die *ungarische historische Gesellschaft* in ihrer Bedeutung und Wirksamkeit kurz besprechen.

Die Gründung dieser Gesellschaft fällt mit dem Wiederaufleben der constitutionellen Aera 1867 zusammen. Der nationale Historiker MICHAEL

\* A magyar hadtörténelem tanulmánya Ipolyi Arnold elnöki megnyitó előadása. 1879. aug. 23. Budapest, 1879.

\*\* Einen, in Folge des beschränkten Raumes leider allzu gedrängten Auszug aus dieser bedeutenden Arbeit bringen wir an der Spitze dieses Heftes.

HORVÁTH war ihr erster Präsident. Sie steht jetzt unter dem Präsidium des Bischofs ARNOLD IPOLYI; das Secretariat und damit die Redaction des Organs der Gesellschaft lastet auf den Schultern ALEXANDER SZILÁGYI's. Ihr Zweck ist: Förderung der Geschichte Ungarns im Allgemeinen. Selbstverständlich ist noch bis jetzt die Auffindung und Veröffentlichung neuer Quellen die Hauptsache, doch beginnt auch schon die Ausarbeitung, besonders der culturhistorischen Daten. Die Gesellschaft hält monatliche Sitzungen, in denen Aufsätze, die vaterländische Geschichte betreffend, vorgelesen werden. Ausserdem dienen ihre jährlichen Wanderversammlungen dazu, ihr auch in der Provinz ein grösseres Publicum zu schaffen, und bieten Gelegenheit, die Archivs- und Bibliotheksschätze in allen Theilen des Landes fachgemäss auszubenten. Die Gesellschaft zählt jetzt an 1800 Mitglieder, darunter auch mehrere Damen.

Das Organ der Gesellschaft ist „*Századok*“ (Jahrhunderte), eine monatlich in fünf Bogen starken Heften erscheinende Zeitschrift. Sie liefert grössere und kleinere Aufsätze zur ungarischen Geschichte, ausserdem eine Uebersicht der Literatur und Berichte über die Vereinsthätigkeit. Unter den Aufsätzen des letzten (zwölften) Jahrganges verdienen Beachtung: der inhaltreiche Essay über Stefan den Heiligen und seine Verfassung, von JULIUS PAULER; die Fortsetzung und der Schluss der «Verschwörung des Martinovics und seiner Genossen», von WILHELM FRANKÓI; die Geschichte der Pragmatischen Sanction in Siebenbürgen, von ALEXIUS JAKAB; eine Besprechung der neueren diplomatischen Publicationen der Academie; ferner ein Artikelcyklus von COLOMAN THALY über den Feldzug jenseits der Donau 1707, der viel Neues über die Kriegführung der Rákóczi'schen Insurrection, besonders des tapfern und gewandten Bottyán bietet; endlich eine Studie über Martin Bolla, Karl Eder und das Incolat der Walachen, von PAUL HUNFALVY, die mit den nationalen, aber erst jetzt von sogenannten Historikern erfundenen Märchen der Walachen, besonders über das von ihrer alten Bedeutung in Siebenbürgen gründlich aufräumt.

Ausser dem «*Századok*» giebt die Gesellschaft seit dem Jahre 1878 auch das „*Történeti Tár*“ (Historisches Magazin) heraus, bestimmt, unverarbeiteten Stoff aufzunehmen. Jährlich erscheinen vier Hefte, etwa je 12—14 Bogen stark. Grössere Mittheilungen sind: Slavische Geschichtsdenkmalen und die ungarische Geschichte, von Dr. GUSTAV WENZEL; die türkische Correspondenz Stefan Illésházy's 1607—1609; zur Geschichte der Regierung Gabriel Bethlen's, von ALEXANDER SZILÁGYI; die Correspondenz des Georg Martinuzzi, von ÁRPÁD KÁROLYI; neuere Regesten aus ausländischen Archiven, von HEINRICH MARCZALI; endlich hebräische Quellen und Beiträge zur Geschichte Ungarns, von Dr. SAMUEL KOHN. Ausserdem zahlreiche kleinere Mittheilungen, besonders cultur- und literargeschichtlichen Inhalts.

Dr. H. MARCZALI.



**Rómer Flóris, Eszak-nyugati utam.** (FLORIAN RÓMER: Meine nordwestliche Reise. Budapest, 1879. Aus den Abhandlungen der ungarischen Academie der Wissenschaften. 23 Seiten.)

Unser verdienstvolle, auch im Auslande rühmlichst bekannte Archäologe hat im Sommer des vorigen Jahres eine wissenschaftliche Reise nach Wien, Paris, Brüssel und München unternommen, über deren sehr erspriessliche Resultate er in der am 11. November 1878 abgehaltenen Sitzung der historischen Classe der Academie Bericht erstattet hat. Da uns nun dieser Bericht gedruckt vorliegt, wollen wir versuchen, unseren Lesern eine kurze Uebersicht über die Resultate von Rómer's Forschungen zu verschaffen.

Sein besonderes Augenmerk hatte Rómer, wie schon so häufig früher, auf die ungarische Bibliographie, besonders aber auf die Handschriften ungarischer Provenienz gerichtet, und war es zu erwarten, dass seine Ausbeute die reichste sein würde. In Brüssel untersuchte er auf das genaueste das berühmte Breviar des Matthias Corvinus und verschaffte sich Aufklärung über angeblich in Besançon befindliche Corvina-Handschriften. In der Nationalbibliothek zu Paris fand er auf einem Sanctus Ambrosius ad exhortandum plebem (cod. lat. 6767) das Wappen der Anjou, und hier, wie auf einem Seneca derselben Bibliothek (cod. lat. 1390) eine von ein und derselben Hand herrührende Aufschrift: *Re de Ungaria*, welche zu der gegründeten Vermuthung Anlass gab, die beiden Handschriften hätten einstens der königlichen Bibliothek zu Ofen angehört. In einem Cassianus de institutis Coenobiorum fand Rómer das Wappen Königs Wladislaus des Zweiten über dasjenige des Königs Matthias gemalt, weshalb er die Handschrift mit Recht zu denjenigen zählt, die zur Zeit von Matthias' Tode noch nicht fertig waren und später von Wladislaus angekauft mit dessen Wappen versehen wurden. Dass in dem berühmten Graner Breviar zu Paris Beziehungen auf Ungarn nicht ganz fehlten, haben wir auch erst durch Rómer's Untersuchungen erfahren. — In München fand Rómer mit Hilfe des Bibliothek-Secretärs Herrn Dr. W. Meyer heraus, dass die prachtvollen Miniaturen des Raaber Breviars, der ersten von Rómer entdeckten Corvina-Handschrift, höchst wahrscheinlich ein Werk des Berchthold Fürtmeyer seien, dessen für den Erzbischof von Salzburg verfertigte, glänzende Illustrationen von Handschriften die Erzeugnisse der italienischen Miniaturmalerei tief in Schatten stellen.

Besonders interessant ist aber, nebst einem im Jahre 1576 von Erasmus Vendius verfassten Liber Taxarum omnium Ecclesiarum et Monasteriorum mit zahlreichen Angaben über ungarische Diöcesen, der cod. Monac. lat. 4704, in welchem ein theologisches Werk eines bisher unbekannten ungarischen Schriftstellers enthalten ist. Es ist dies ein *Compendium morale theologicum*, welches Nicolaus cognomine Venator, doctor sacrae paginae natione de ungaria, Bischof zu Cerete in der Walachei,

auf Ansuchen des Palatins von Ungarn, Nicolaus von Gara, verfasst hat. Den Grabstein dieses früher fast gänzlich unbekannten Bischofs (aus dem Jahre 1434) hatte Römer vor Jahren in Raab entdeckt, ohne freilich damals zu ahnen, dass dem ungarischen Kirchenfürsten, dessen Andenken er erneuerte, auch in der ungarischen Culturgeschichte ein Platz gebühre.

Schliesslich macht Römer auf eine im cod. lat. Monac. 9684 befindliche biographische Notiz aufmerksam, welche uns lehrt, dass Johann von Semlin, Waizner Canonicus, die betreffende Handschrift mit noch zwei anderen im Jahre 1372, während dem er in Fünfkirchen weilte, von einem gewissen Andreas alias Sasimko um 90 Denare gekauft habe.

Nicht weniger interessant sind Römer's auf die ungarische Geschichte und Geographie bezüglichen Funde. Im Wiener Reichskriegsarchiv und in der kaiserl. Hofbibliothek studirte Römer alte Pläne von Grosswardein und Ofen, durch die einige seiner früheren Hypothesen die gewünschte Bestätigung erhielten.

In der Nationalbibliothek zu Paris fand Römer fast vierhundert alte und mit erläuternden Beischriften versehene Landkarten der verschiedensten Theile Ungarns. Durch genaue Beschreibung dieser Pläne und der auf denselben abgebildeten ungarischen Militär- und Volkstrachten hofft Römer binnen Kurzem werthvolle Beiträge zur Geographie, Geschichte und Costümkunde Ungarns liefern zu können. Auch in München traf Römer auf manche Zeichnungen, die ein hohes geschichtliches Interesse beanspruchen. So z. B. einen alten, von dem bekannten Kaschauer Kupferstecher Johann Ruda verfertigten Plan von Gran und Párkány vom Ende des XVI. Jahrhunderts. — Wir hoffen, dass der verdienstvolle und glückliche Forscher das Fachpublicum bald mit einer Bearbeitung des von ihm gesammelten reichen Materials beschenken wird.

---

**A Székelyek. Felelet a Székelyek Scythia-hun eredetiségére.** Írta HUNFALVY PÁL (d. i. Die Székler. Eine Antwort auf die scytho-hunische Abkunft der Székler). Budapest, 1880.

Der Verfasser hatte in seiner Ethnographie von Ungarn (Magyarország Ethnographiája, Budapest, 1876, deutsch von J. H. SCHWICKER, Budapest, 1877) das Unhistorische der Hunnensage dargethan und dadurch manchen Widerspruch hervorgerufen. Die ungarischen Chroniken erzählen nämlich alle ohne Unterschied, dass die Magyaren von den Hunnen abstammen. Atilla war ein directer Abkömmling des grossen Jägers Nimrod und Árpád der Ur-Ur-Ur-Enkel Atilla's. Der Verfasser der Ethnographie von Ungarn hatte gesagt: nachdem die Avaren von den fränkisch-deutschen Schriftstellern der Karolingischen Zeit für Hunnen erklärt worden, so wäre es natürlich gewesen, dass die Schriftsteller des X. und XI. Jahrhunderts die Ungarn, welche ebenso wie die Avaren und vor diesen die Hunnen, nach der angenommenen Meinung, aus dem unbekannten «Scythien», gekommen waren, für Avaren und Hunnen hielten. Allein gerade den abendländischen Schrift-



stellern des X. und XI. Jahrhunderts ist diese Auffassung so zu sagen fremd; ein Regino, ein Luitprand, wissen nur, dass die Ungarn Scythen seien; von ihrer avarischen oder hunnischen Abkunft haben sie keine Ahnung. Auch Constantinus Porphyrogenitus, der unterrichtetste Schriftsteller des X. Jahrhunderts, weiss wohl Einiges aus der älteren Geschichte der Magyaren (die er durchwegs Turken nennt): aber dass sie Avaren oder gar Hunnen wären, davon weiss er nichts. Später, im XIII. Jahrhundert, verbreitet sich die Kunde, dass die Magyaren Nachkommen der Hunnen seien; die ungarischen Chroniken halten sie gerade für unmittelbare Nachkommen der Hunnen; *der Avaren wird gar nicht gedacht*. Das muss auffallen. Sieht man aber genauer zu, was die ungarischen Chroniken von Atilla und den Hunnen erzählen, so fällt es gleich in die Augen, dass sie nicht den historischen Atilla, sondern den sagenhaften Atilla kennen, wie wir ihn in den Nibelungen sehen. Der Atilla der ungarischen Chroniken mit seiner Krimhild und dem Dietrich von Bern ist den Nibelungen entnommen. Die Entstehung des Nibelungenliedes, oder vielmehr die Redaction desselben, verdanken wir Pilgrim, Bischof von Passau, dem österreichischen Kürnberg u. s. w. Der Atilla der Nibelungen ist Geisa, dem Grossfürsten der Magyaren und Vater Stefans des Heiligen nachgebildet. Die ersten Chronisten der Magyaren waren deutsche, bairische Priester, welche die Nibelungen kannten: so kamen die Gestalten des Gedichtes in die ungarischen Chroniken, die eben deshalb nichts von den Avaren wissen, welche kaum durch zwei Menschenalter von den Ungarn getrennt sind.

Die historischen Sagen, wie ungeschichtlich sie auch seien, schmeicheln der Einbildungskraft, und die Dichtung behandelt sie mit Vorliebe. Die Hunnensage ist auch ein erwünschter Gegenstand der Dichtung geworden. An die trojanische Abkunft der Römer haben viele gelehrte Jahrhunderte geglaubt: warum sollten denn die weniger gelehrten Jahrhunderte der ungarischen Geschichte nicht an die hunnische Abkunft glauben? Atilla, die Geissel Gottes, welch' erhebendes Bild für eine kindische Ansicht! Zumal die Székler, die im Osten Siebenbürgens in compacter Masse wohnen, sind stolz auf *ihren* berühmten Vorfahren. Die ungarische Chronik trägt nämlich die Schlacht der Burgunder und Hunnen, welche Kriemhild, nach dem Nibelungenlied, angezettelt hatte, so vor, als wäre von der deutschen Krimhild ein Sohn des Atilla, mit Namen *Aladarich*, und von der griechischen Honoria ein anderer Sohn des Atilla, mit Namen *Csaba*, geblieben. Diese kämpfen nun nach dem Tode ihres Vaters um die Herrschaft. Der Berner Dietrich schlägt sich auf die Seite der deutschen Prinzessin und Csaba mit seinen Hunnen wird besiegt. *«Dies ist die Schlacht, welche die Hunnen (d. i. die Ungarn) bis auf den heutigen Tag Krimhild-Schlacht nennen (istud enim est proelium, quod Hunni proelium Crumbelt usque adhuc nominantes vocaverunt)»*, ruft die ungarische Chronik aus. Die Catastrophe der Nibelungen wird also für die ungarische Geschichte in Anspruch genommen. — Aus dieser Krimhild-Schlacht retten sich 3000, die sich, um von den Feinden nicht erkannt zu werden, statt Hunnen, Székler nennen und sich in dem äussersten und gebirgigen Theil Siebenbürgens verbergen. Dort sitzen

sie denn still und ruhig, bis Árpád mit seinen Schaaren nach Ruthenien kommt. Die Kunde dieses grossen Ereignisses gelangt irgendwie zu den Székler (natürlich!); die benachbarten Völker, die doch bald besiegt werden müssen, wissen nichts davon. Die Székler setzen sich in den Sattel und reiten Árpád entgegen. Sie helfen diesem Pannonien erobern, und nachdem das grosse Werk vollbracht, ziehen sie wieder in ihre Berge zurück, verlangen und erhalten gar keine Belohnung von Árpád, der doch rechts und links Ländereien mit freigebiger Hand vertheilt. Der berühmte Anonymus erzählt die Geschichte übrigens anders. Die Székler waren einmal Atilla's Volk (*populi Atillae erant*); sie sitzen aber im Osten Siebenbürgens, ohne dass sie selbst oder der Anonymus es wussten, wie sie dahin gekommen. Nun erobert aber Tuhutum, ein Feldherr Árpád's und ein Lieblingsheros der rumänischen Geschichtschreiber, Siebenbürgen. Das merken die Székler, sie ziehen dem Tuhutum entgegen und helfen die Walachen besiegen. Die Székler und Walachen hatten nämlich bis dahin ganz ruhig nebeneinander gegessen, ohne sich auch nur zu kennen; um so weniger hatten sie mit einander gekriegt. Wir finden in ihnen wirklich die frommen Abier Homer's. Nun macht Tuhutum ein Bündniss mit den Walachen — deswegen ist er ein Lieblingsheros der rumänischen Geschichte — kümmert sich aber gar nicht mehr um die verwandten Székler, die wieder still in ihrem Winkel sitzen, bis . . . bis das historische Licht die Nachtgestalten der Sage verscheucht.

Wie und woher kam aber Árpád? Wir sahen, der Sohn Atilla's von der griechischen Prinzessin, mit Namen Csaba, wird in der «Krimhild-Schlacht» besiegt und rettet sich mit 15,000 zu seinem griechischen Grossvater, der ihn auch gerne behalten möchte. Doch Csaba zog es nach Scythien hin; er beschwört in seinem Testament die Nachkommen, dass sie ja nicht verabsäumen, das Erbe Atilla's, d. h. das heutige Ungarn, in Anspruch und Besitz zu nehmen. Dass dieses Testament von den Nachkommen fleissig studirt worden sei, ist ganz gewiss, denn Árpád machte sich ja wirklich auf den Weg, das Erbe aufzusuchen, und nach Anonymus' Zeugniss wussten ihm sowohl russische als auch galizische Fürsten genaue Auskunft über die Lage desselben zu geben. Ob die Székler dem Árpád bis nach Ruthenien entgegen geritten sind, oder das Erscheinen Tuhutum's abgewartet haben, ist dem historischen Gewissen der Sage ziemlich gleichgiltig. Worauf Alles ankommt ist dies: die Székler sind Hunnen, die Magyaren sind Hunnen, und wer daran zweifelt ist ein schlechter Patriot. Nun giebt es aber wirklich solche schlechte Patrioten, und einer von diesen ist der Verfasser der Ethnographie von Ungarn.

Man konnte aber dies doch nicht ohne alle Widerrede gelten lassen. Ein Doctor Johann Nagy liess deshalb in Klausenburg 1879 eine Broschüre erscheinen unter dem Titel: *Die scytho-hunnische Abkunft der Székler* (a Székelyek scythá-hun eredetüségé). Dr. Nagy versucht nicht nur zu beweisen, dass die Székler wirklich Hunnen sind, sondern er geht noch weiter, und beweist auch, dass sie die Nachkommen der herodotischen Scythen sind. Was die Scythen eigentlich waren, ob Arier oder nicht Arier, das wissen wir nicht, trotz aller gelehrten Bücher und trotz der Knochenkunde der Anthro-



pologen. Was die Hunnen eigentlich waren, ob Mongolen, ob Türken, ob Ugern, ob Finnen, das wissen wir auch nicht, trotz Dégnyes, Thierry und der magyarisch-hunnischen Geschichtschreibung, und trotz der Knochenkunde der Anthropologen. Aus zwei solchen *unbestimmten* Factoren lassen sich verschiedene Resultate combiniren, die aber alle *unbestimmt* bleiben müssen.

Die Sagen haben gewiss ihren Werth; wir müssen aber immer fragen: *ob die Sage aus der Erinnerung des Volkes in die Literatur, oder umgekehrt aus der Literatur zum Bewusstsein des Volkes gekommen ist.* Der Verfasser beweist, dass die hunnische Sage dem Volke aus der Chronikenliteratur übermittelt worden ist.

Man will der Sprache nicht allgemein die Berechtigung zugestehen, über den ethnischen Zusammenhang zu entscheiden. Dies ist noch zur Stunde eine europäische Controverse. Allein man darf bereits fragen: *kann die Knochenkunde wirklich Völkerkunde sein?* ist denn die Sprache dem Menschen angeboren? Die Fähigkeit des Sprechens ist gewiss ein anthropologisches Hauptmerkmal; aber dieses unterscheidet nicht einmal die Racen, geschweige denn die Völker. Die besondere Sprache allein ist die Genese jedes besonderen Volkes; und die besondere Sprache ist die Erzieherin und Erhalterin des besonderen Volkes. Nicht Dolikephalie oder Brachykephalie, nicht Blond- oder Braunhaarigkeit u. s. w. macht den Deutschen aus, sondern die Sprache, trotz aller anthropologischen Verschiedenheit der Deutschsprechenden. Doch hievon vielleicht ein anderes Mal.

Auf die Frage: Was sind denn eigentlich die Székler? lässt der Verfasser die Sprache der Székler und ihre bekannte Geschichte antworten. Wir bemerkten schon, dass die Székler im äussersten Osten Siebenbürgens wohnen; nur ein kleiner Theil von ihnen wohnt im Westen des Landes. Der Székler Boden umfasste nämlich, vor der neulichen Verschmelzung mit den Comitaten, 200 □ Meilen, und der kleine westliche Theil, der Aranyoser Stuhl, 6 □ Meilen. Die compacte Masse zählte 1870 an 407,962 Einwohner, der abgetrennte kleine Aranyoser Stuhl 19,680. Die grosse Zahl der Székler, welche so ziemlich abgesondert von der dünn zerstreuten magyarischen Bevölkerung Siebenbürgens lebt, musste durch ihre Sprache die besondere Abkunft irgendwie verrathen. Was zeigt aber in der That die Sprache der Székler? *Das reinste magyarische Idiom*, mit etlichen Eigenheiten, die alle nur den Hauptsatz stärker beweisen, dass das Széklerische echt ungarisch sei. Die bedeutendste Eigenheit ist der Gebrauch einiger Tempusformen des Verbums, die schon aus der gewöhnlichen magyarischen Sprache Ungarns verschwunden sind. Das Magyarische hatte nämlich, nach dem übereinstimmenden Zeugniß der alten Literatur, besonders der Bibel-Üebersetzungen von 1466 bis 1700, ein Imperfectum, ein Praeteritum historicum, ein Perfectum und ein sogenanntes Futurum exactum (*tud vala* = er wusste, Imperf. — *tuda* = er wusste, Praeterit. hist. — *tudott* = er hat gewusst, Perf. — *tudánd* = sciverit, Futur. exact.). Die Bibelübersetzungen sind zumeist aus dem Lateinischen ins Ungarische geschehen; nur Unkenntniß der Sprachen überhaupt könnte meinen, die magyarischen Uebersetzer

hätten diese Tempusformen dem Lateinischen nachgebildet. Niemand hat noch in irgend einer Sprache Wortformen «gemacht». Die erwähnten Tempusformen waren ursprüngliches Gut der Sprache, und zwar mit stark ausgeprägtem Bewusstsein. Bekanntlich kann die lateinische Sprache das Praeteritum historicum vom Perfectum nicht unterscheiden; «scivit» hat die eine und die andere Bedeutung. So oft aber die genannte Form im Sinne des Praeteritum historicum steht, wurde sie stets mit *tuda* wiedergegeben: andererseits, wenn sie das Perfectum ausdrückte, so wurde sie stets mit *tudott* übersetzt. Ein schlagender Beweis, dass dem magyarischen Uebersetzer die eigene Sprache Gesetz war.

Bekanntlich kann die deutsche Sprache das Imperfectum vom Praeteritum historicum nicht unterscheiden: «er wusste» hat ebenso die Bedeutung des Imperfectums wie die des Praeteritum historicum. So lange die ungarische Schriftsprache das Lateinische und darauf das Französische als Muster vor sich hatte, blieben die ursprünglichen Tempusformen im Ungarischen unangetastet: seit aber die deutsche Büchersprache die ungarische Literatursprache beeinflusst, ist das Bewusstsein des Imperfectums, des Praeteritum historicums und des Perfectums verwirrt worden. Denn die Mundsprache hatte schon längst das Perfectum statt aller anderen Zeitformen in Schwung gebracht. Nur *die Mundsprache der Székler bewahrt noch bis zur Stunde die erwähnten Tempusformen*. Unumstösslicher Beweis dessen, dass die Székler Sprache sich von dem vollständigen Magyarischen abgezweigt hat.

Die Székler Sprache hat auch andere Archaismen, und weil sie in derselben gleichsam dicht bei einander sind, so fallen sie mehr auf. Aber alle diese Archaismen kommen in den verschiedenen Provincialismen der magyarischen Sprache vor; sie sind also kein besonderes Eigenthum der Székler Sprache, sondern Gemeingut des gesammten Magyarischen. — Alle slavischen Fremdwörter, welche die gemeine ungarische Sprache hat, finden sich mit derselben Bedeutung auch in der széklerischen. Nur hat diese noch einige besondere Slavismen und walachische Ausdrücke, die wohl alle aus dem Walachischen in dieselbe gekommen sind.

Das Zeugniß der Sprache beweist unwiderruflich, dass das Széklerische von dem gemeinen Magyarischen abstammt. Nur vollständige Unkenntniß alles dessen, was zur Sprache und ihrer Geschichte gehört, kann meinen, die Székler hätten eine hunnische Sprache, oder die hunnische Sprache von 450 wäre mit der magyarischen Sprache von 1450 und 1700 in allen Einzelheiten identisch gewesen; oder endlich, die hunnische Sprache hätte genau bis auf alle Einzelheiten denselben Entwicklungs- oder Verwesungsprocess durchgemacht, wie die magyarische seit Árpád's Zeiten.

Was erzählt uns die Geschichte? oder wovon weiss sie nichts zu erzählen? Wir nehmen zuerst die letztere Frage auf. An den östlichen Grenzen Siebenbürgens und vielleicht zum Theil in Siebenbürgen selbst, hausten Bissenen oder Petschenegen seit der Niederlassung der Magyaren; bald nach Stefan des Heiligen Zeiten kommen die Kumanen hierher, besiegen die Bissenen und vereinigen sich mit ihnen. Die ersten ungarischen Könige



hatten demnach viele Kämpfe mit den Bissenen und darauf mit den Kumanen zu bestehen. Die Székler, seit der «Krimhild-Schlacht» im Osten Siebenbürgens gedacht, hätten alle Einfälle der Bissenen und Kumanen als nächste Nachbarn erdulden müssen, oder sie hätten sich mit ihnen vereinigt, ihre feindlichen Auftritte vergrössert. In beiden Fällen wären sie nothwendiger Weise gegen die ungarischen Könige gewesen und die Geschichte hätte etwas von ihnen erfahren müssen. Sie erfuhr aber wirklich nichts von ihnen, sowie sie nichts von ihnen erfahren hatte während der Herrschaft der Gepiden, der Avaren. Das vollkommene Schweigen der Geschichte kann doch *kaum als Beweis für die Existenz der Székler genommen werden*, während eben diese Geschichte von anderen Völkern handelt, die daselbst wohnten, wohin die Sage die Székler stellt. Nachdem wir gesehen, wovon die Geschichte nichts weiss, wollen wir die erste Frage aufnehmen: was weiss sie denn von den Székclern?

Um 1116 und 1146 werden Székler mit Bissenen im Westen Ungarns, um Pressburg und Oedenburg, erwähnt, als wären sie dort Grenzhüter gewesen. Dann verschwinden sie daselbst. 1213 geschieht die erste diplomatische Erwähnung der Székler im Osten, und seit der Zeit mehren sich die Zeugnisse. Das berühmte Andreanum der Sachsen von 1224 nennt schon die Székler von *Sepsi*; und nach ungefähr 30 Jahren werden die Székler von *Kézdi* erwähnt, von denen eine Colonie sich trennt und vom König am Aranyas-Fluss Sitze erhält. Nach und nach entstehen mehrere Széklerstühle, die sich auf königliche Privilegien berufen. Die Székler hatten den Kriegsdienst zur Pflicht, sie waren deswegen frei von Abgaben und galten für persönliche Edelleute auf ihrem Boden. Sie thaten den Kriegsdienst theils zu Fuss — das waren die *gemeinen Székler* — theils zu Ross — das waren die wenigen „*Rosshäupter*“, *ló-fök*, lateinisch *primipili*, welche «belli ductores» und «judices terrestres», also Hauptleute und Richter, waren. Ihre Besitzungen und Würde waren erblich und verkäuflich, so dass mehrere *Rosshauptschaften* (*ló-föségek*) in einer Hand vereinigt werden konnten. Dadurch erhob sich ein dritter Stand, der der *Vornehmen* = *primores*. Das war in grossen Zügen die Verfassung der Székler. Fügen wir noch hinzu, dass der Woiwode von Siebenbürgen ihr oberster Graf und dass ausserdem noch ein besonderer Székler Graf da war. 1437 und 1438 bildete sich die Union der magyarischen Edelleute, der Székler und der Sachsen, die seit der Zeit die «drei Nationen» Siebenbürgens genannt wurden.

Wann die Székler als Grenzwächter gegen die Kumanen hingestellt worden seien, ist unbekannt: es dürfte aber kaum vor Ladislaus dem Heiligen, vor 1090, geschehen sein. Von 1090 bis 1140 scheint ihre Uebersiedelung aus Ungarn vor sich gegangen zu sein, auf jeden Fall vor der Colonisirung der Deutschen. Das Wort *Szék-clyi* bedeutet «Markbewohner», und diese Bedeutung enthält auch die Aufgabe der Uebersiedelung. Aus dem ungarischen Székelyi wurde das *Siculus* der Chroniken.

## DIE GELEHRTE DONAUGESELLSCHAFT DES CONRAD CELTES IN UNGARN.\*

IN DEN letzten Decennien des fünfzehnten Jahrhunderts, als die begeisterten Anhänger des Humanismus den Geist des Scholasticismus von den bedeutenderen Universitäten Italiens schon längst siegreich vertrieben hatten, beschäftigte in den übrigen Ländern Europas das Wiedererwachen der Wissenschaften noch kaum die Geister, oder aber war noch immer Gegenstand des heftigsten Streites. Unter jenen Männern, die sich in diesen fortwährenden Kämpfen am meisten auszeichneten und durch energisches Auftreten und zähe Standhaftigkeit die Nachwelt zu grösstem Danke verpflichteten, nimmt Conrad Celtes unstreitig eine der ersten Stellen ein. Celtes (1459 bis 1508) war der erste deutsche Humanist, der ganz Deutschland zum Kampfe gegen die veraltete Gelehrsamkeit des Mittelalters zu entflammen versuchte. In seinen jüngeren Jahren durchzog er als Apostel des Humanismus fast alle Gegenden des deutschen Reiches und war mit Erfolg bemüht, theils durch geistvolle Vorträge, theils durch gewinnenden persönlichen Umgang die Geister für seine Ideen zu gewinnen. Später hinwieder, in den ruhigeren Jahren seines Lebens, als Professor an der Universität zu Ingolstadt, dann (seit 1497) zu Wien, versuchte er durch die Reform der Universitätsvorträge die

\* Auszug aus einer «Magyarországi humanisták és a dunai tudós társaság» betitelten academischen Abhandlung des Verfassers. (Budapest, 1880. 125 S.)



Macht des Scholasticismus in Deutschland zu brechen. Seine gewaltigste Waffe gegen diesen seinen mächtigen Gegner waren aber weder seine literarischen Arbeiten, noch seine Universitätsvorträge, sondern die durch ihn gegründeten gelehrten Gesellschaften, in denen sich unter dem Einflusse seiner bedeutenden Persönlichkeit tüchtige Gelehrte und Staatsmänner zu eifrigen Anhängern des Humanismus heranbildeten und verständige Förderer ihrer literarischen Bestrebungen fanden.

Wir irren kaum, wenn wir annehmen, dass jener Semester, den Celtes im Jahre 1486 in Italien, besonders zu Rom, zubrachte, bestimmend auf die Richtung seiner reformatorischen Bemühungen einwirkte; der stete Umgang mit dem berühmten Philologen Pomponius Laetus und mit den Mitgliedern der von diesem gegründeten Platon'schen Academie, mochte Celtes auf den Gedanken bringen, dass es angezeigt wäre, auch jenseits der Alpen ähnliche gelehrte Gesellschaften zu gründen. Kaum hatte er Italien verlassen, als er schon rüstig zur Arbeit sah, und binnen wenigen Jahren in den verschiedensten Theilen Deutschlands die dem Humanismus geneigten hervorragenderen Persönlichkeiten zu gelehrten Gesellschaften vereinigte.

Diese seine Wirksamkeit, die sich weit über die Grenzen Deutschlands hinaus erstreckte, brachte zuerst Celtes mit den humanistischen Kreisen Ungarns in Berührung. Es geschah dies zur Zeit, als Celtes das erste Mal Ungarn bereiste und längere Zeit in Ofen verweilte, wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1490. Die von Celtes' Freunden herausgegebene Biographie des Celtes gibt zwar an, er habe sich aus Italien direct über Ungarn nach Polen begeben, und wir könnten in Folge dessen auch unsererseits in Versuchung gerathen, den Ofner Aufenthalt des Celtes und somit auch die Gründung der Sodalitas Litteraria Danubiana in das Jahr 1486 zu setzen, doch würde diese Annahme Celtes' eigenen Aussagen nicht weniger widersprechen, als die Ehrhardische Hypothese, der zufolge Celtes während der Zeit seines Krakauer Aufenthaltes (von Ende 1487 oder Anfang 1488 bis Anfang 1490) jenen Ausflug nach Ofen unternahm, mit dem man gewöhnlich die

Gründung der schon öfter erwähnten gelehrten Gesellschaft in Verbindung zu bringen pflegt. Celtes giebt nämlich im vierzehnten Stück des ersten Buches seiner Oden selbst an, dass er sich von Venedig über Tirol und Schwaben nach Nürnberg begeben habe, wo wir ihn schon im Frühling 1487 antreffen, und dass er sich nach erfolgter Dichterkrönung behufs Fortsetzung seiner Studien von hier über die Elbe-, Oder- und Weichselgegenden nach Krakau verfügt habe, wo er wahrscheinlich schon gegen Ende 1487 eintraf. Wir können daher Celtes' Ofner Aufenthalt weder in das Jahr 1486, noch in das Jahr 1487 setzen. Erst am Anfange des Jahres 1490 verliess Celtes wieder Polen, um in seine Heimat zurückzukehren; über Schlesien, Polen und Mähren kam er nach Pressburg, von wo er eine Reise nach Ofen unternahm, wahrscheinlich in der Absicht, die reichen Kunst- und Bücherschätze der ungarischen Hauptstadt zu besichtigen und sich mit den am ungarischen Hofe versammelten Gelehrten in Verbindung zu setzen, wobei er auch hoffen konnte, dass es ihm gelingen dürfte, seine Ideen betreffs Gründung gelehrter Gesellschaften besser und dauernder zu verwirklichen, als es ihm bis zu jener Zeit in Deutschland und Polen gelungen war. Jedenfalls war Ofen besser als irgend eine andere Stadt im Norden Europa's geeignet, als Sitz einer literarischen Gesellschaft zu dienen. Am glänzenden, fast ganz nach italienischer Sitte eingerichteten Hofe des Königs Matthias hatte sich schon früher eine bedeutende Anzahl von italienischen Humanisten niedergelassen, und vor Kurzem hatte Matthias auch aus Wien und Deutschland gelehrte Professoren nach Ofen kommen lassen, um sie an der neu zu errichtenden und schon im Bau begriffenen Ofner Universität anzustellen, aus welcher — frei von den Banden einer beengenden Tradition, unter dem Einflusse des dem Humanismus geneigten Königs und seines italienischen Gelehrtenkreises — wohl leicht hätte eine feste Burg des Humanismus geschaffen werden können. Ferner waren ausser den Privatsammlungen einzelner Gelehrten auch die beiden königlichen Bibliotheken den Forschern zugänglich, und somit müssen wir gestehen, dass alle Momente vereinigt waren, ohne welche an die



Durchführung von Celtes' Plänen nicht einmal zu denken war, wenn wir auch aus Mangel an bestimmten Nachrichten der allgemeinen Annahme nicht beitreten können, der zufolge schon vor Celtes' Ankunft zu Ofen eine aus ungarischen Prälaten, italienischen Humanisten und Universitätsprofessoren zusammengesetzte literarische Gesellschaft bestanden habe, welche dann später zur Sodalitas Litteraria Danubiana umgeformt worden sei.

Der Empfang, welchen die zu Ofen versammelten Gelehrten, besonders ungarischer und italienischer Abstammung, Celtes angedeihen liessen, war, wie wir aus Celtes' eigener Darstellung entnehmen können, ein überaus herzlicher. Sie zeigten Celtes, dem ein schöner Ruf vorausgegangen sein mochte, alle Sehenswürdigkeiten der Stadt, in erster Reihe natürlich die unter Matthias' Regierung aufgeführten Paläste und Befestigungsarbeiten und die der schönen Literatur und den Wissenschaften bestimmten Bauten; ferner zogen sie ihn zu ihren Festgelagen heran, wo sie bis spät in die Nacht hinein bei gefülltem Pocale sich die Zeit vertrieben und sicherlich auch die tagsüber geführten Gespräche über philosophische und naturwissenschaftliche Probleme fortsetzten und wohl auch mit Celtes die Gründung einer gelehrten Gesellschaft besprachen. Doch lässt sich über diesen Punkt gar wenig Sicheres feststellen, und müssen wir uns mit dem Gedanken befriedigen, dass Celtes bei seinem ersten Ofner Aufenthalte seine Pläne betreffs Gründung einer gelehrten Gesellschaft für Ungarn und die Nachbarländer nicht durchführen konnte, vielleicht nur, weil der kurz nach Celtes' Abreise aus Ofen erfolgte Tod des Königs Matthias Corvinus und die dadurch bedingte zeitweilige Auflösung des Ofner Gelehrtenkreises der definitiven Constituirung der Gesellschaft hindernd in den Weg trat. Bestärkt wird diese unsere Auffassung ausser dem vollständigen Mangel an jedwelchen positiven Nachrichten noch durch den Umstand, dass die zweite Ode im zweiten Buche der Celtes'schen Odensammlung, durch welche man die Existenz einer «Sodalitas Litteraria Ungarorum» im Jahre 1490 erhärten wollte, in der ersten, von Celtes selbst im Jahre 1492 veranstalteten Ausgabe den Titel: «*Ad Coetum Ungarorum*

de monstis quae praecesserunt mortem Divi Mathiae Regis Hungarici» führt (ähnlich im Münchener Cod. lat. 412, saec. XV), welcher Titel erst in der lange nach Celtes' Tode erschienenen Strassburger Sammelausgabe der Celtes'schen Oden (aus dem Jahre 1513) durch den Herausgeber Velocianus wohl nur in Folge nicht zeitgemässer Reminiscenz an die «Sodalites Litteraria Danubiana» wie folgt verändert wurde: «Ad sodalitatem litterariam Ungarorum de situ Budae, et monstis quae praecesserunt mortem Divi Mathiae Pannoniae Regis.» Es lässt sich also auch aus dem Titel der erwähnten Ode nicht der Beweis führen, dass im Jahre 1490 am Hofe des Königs Matthias zu Ofen ein gelehrter Verein bestanden habe; höchstens kann man aus dem, auf Celtes' Empfang bezüglichen Theil der Ode schliessen, dass der gesellschaftliche Verkehr zwischen den am Hofe zu Ofen versammelten Gelehrten ein äusserst reger und angenehmer gewesen sei.

Nach König Matthias' Tode löste sich selbst dieser gelehrte Kreis auf, indem ein grosser Theil der durch Matthias' Liberalität an Ofen gefesselten italienischen Humanisten sich in seine Heimat zurückbegab und die in Ofen zurückgebliebenen Gelehrten theils in Folge der drückenden politischen Verhältnisse, theils in Folge ihrer persönlichen Neigung weder Gelegenheit noch Lust hatten sich aneinander enger anzuschliessen. Von den bedeutenderen italienischen Humanisten haben blos Bonfini, Cynthius Anconitanus und Milius den Aufenthalt am Hofe des neuen Königs Wladislaus II. von Böhmen dem in der Heimat vorgezogen und keiner von diesen scheint das Zeug gehabt zu haben, verwandte Geister um sich zu gruppiren. Bonfini, der nebst seinen historischen Forschungen sich doch auch mit der Poesie beschäftigte (er hatte bei seiner Ankunft in Ungarn ein Buch seiner Epigramme dem Herzog Johann Corvinus gewidmet), scheint sich so sehr in seine historischen Studien vertieft zu haben, dass er sogar später, als das literarische Leben am Hofe durch das Auftreten bedeutender böhmischer Gelehrten sich viel lebhafter gestaltete, der Sodalitas Litteraria Danubiana völlig fremd gegenüber stand und sich nicht einmal unter ihre Mitglieder aufnehmen liess. Cynthius Anconi-



tanus, ein geistreicher und eleganter lateinischer Dichter, der einige Zeit lang an der Universität in Wien über Poëtik Vorträge hielt und mit einem Empfehlungsschreiben der Wiener Universität versehen, erst Ende 1487 nach Ungarn kam, scheint sich am Hofe Wladislaus' mehr dem practischen Leben zugewendet zu haben, wenigstens finden wir ihn im Jahre 1494 als königlichen Schiffsbaumeister zu Belgrad. Von seinem Verkehr mit dem Ofner Gelehrtenkreise ist uns nicht das mindeste bekannt. Was schliesslich Milius betrifft, so scheint er zwar mehr Verständniss für die Freuden des gesellschaftlichen Lebens gehabt zu haben, oder mit den böhmischen Gelehrten sich besser vertragen zu haben als seine soeben erwähnten Landsleute, doch war er als Arzt und Dilettant in der Dichtkunst eine viel zu unbedeutende Persönlichkeit, als dass es ihm hätte gelingen können, in den ersten Jahren nach Matthias' Tode zu Ofen eine gelehrte Gesellschaft zu gründen oder auch nur am Leben zu erhalten. Es ist daher wahrlich kaum abzusehen, woher jene gelehrte Gesellschaft ihre Mitglieder genommen hätte, die nach der allgemeinen Annahme im Jahre 1490 durch Celtes gegründet, oder doch wieder zu kräftigerem Leben erweckt, sich später in die gelehrte Donaugesellschaft umgestaltet haben soll. Etwa aus den ungarischen Höflingen und Prälaten, die bei König Matthias' Lebzeiten nach Celtes' Aussage eine so hervorragende Rolle im gesellschaftlichen Leben der wissenschaftlichen Kreise Ofens spielten? Doch waren die Weltlichen trotz ihrer feinen Manieren mit wenigen rühmlichen Ausnahmen dem literarischen Treiben ganz und gar abhold, und die Geistlichen scheinen auch keinen Geschmack an den Celtes'schen Plänen gefunden zu haben. Nicht etwa als ob sie sich mit humanistischen Studien nicht befasst hätten; im Gegentheil, da ein grosser Theil von ihnen in Italien seine Studien gemacht hatte, waren sie ganz durchdrungen vom Geiste des Humanismus; erklärt doch der bekannte Humanist Bohuslaus Hassenstein von Lobkovitz in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1502, dass es ihm in Ungarn nur deshalb gefällt, weil er dort viele Gelehrte findet, an deren Umgange er sich ergötzt, und erwähnt derselbe mit einer Art von

Entsetzen, dass die Prälaten am ungarischen Hofe häufiger von der Nemesis und Lais als von Christus reden, und fleissiger mit Plautus, Virgil und Epikur als mit der heiligen Schrift und den Decreta Pontificum sich befassen. Dass es sich wirklich so verhalten haben mag, können wir z. B. aus einem Briefe des Siebenbürger Bischofs Ladislaus Geréb ersehen, in welchem er dem Papste Alexander dem Sechsten gegenüber seine Freude über dessen Thronbesteigung durch Anführung einer Lehre Plato's begründet. Trotzdem finden wir, dass sich die ungarischen Prälaten von der gelehrten Donaugesellschaft fern gehalten haben, zum Beweis dessen, dass des Celtes' Verein doch vorwiegend einen ausländischen, fremden Charakter hatte. Unter so vielen humanistisch gebildeten ungarischen Prälaten hat sich der einzige Johann Vitéz, Bischof von Veszprim und Wien, der Donaugesellschaft angeschlossen, doch ist diese Ausnahme leicht durch die Zwitterstellung Vitéz' als Bischof von Veszprim und Wien erklärlich; mit um so grösserer Consequenz hielten sich die übrigen ungarischen Prälaten von der Donaugesellschaft fern, sei es, dass sie deren Existenzberechtigung überhaupt bezweifelten, sei es, dass sie sich zurückgestossen fühlten durch den Umstand, dass dieselben böhmischen Elemente, die am Hofe vorherrschten, auch in der Donaugesellschaft den Ton angeben wollten und sich in den Vordergrund drängten.

Alle diese Umstände in Betracht gezogen, werden wir wohl berechtigt sein unserm Zweifel darüber Ausdruck zu geben, dass unter den eben angedeuteten Verhältnissen in den ersten Jahren von König Wladislaus' Regierung eine literarische Gesellschaft hätte gebildet werden, oder vor baldiger Auflösung bewahrt werden können.

Erst in der zweiten Hälfte des letzten Jahrzehnts des XV. Jahrhunderts gestalteten sich die Verhältnisse günstiger für die Ausführung von Celtes' Plänen. Die königliche Kanzlei, die schon zu Matthias' Zeiten hervorragende Männer zu ihren Beamten zählte, wurde in diesen Jahren der Leitung mehrerer tüchtigen Gelehrten anvertraut, die binnen Kurzem den literarischen Ruf



der ungarischen Königsstadt fast wieder auf die frühere Höhe brachten und speciell die königliche Kanzlei beinahe zum Range einer literarischen Anstalt erhoben. Augustinus von Olmütz, Johann Schlechta und Georg Neideck waren die Männer, die um diese Zeit als königliche Secretäre nach Ofen berufen, den erwähnten Umschwung im literarischen Leben Ofens inaugurirten.

Augustinus von Olmütz, dessen Familienname Käsenbrot gewesen sein soll, hatte, unterstützt durch seinen Oheim, den Olmützer Canonicus Andreas Stiborius, seine juridischen und philosophischen Studien in den Jahren 1492—1495 an der Universität Padua absolvirt. Nachdem er zum Doctor des canonischen Rechts und der schönen Wissenschaften promovirt worden war, kehrte er wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1497 in seine Heimat zurück, wo er bald die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise auf sich lenkte. Seine Jünglingsarbeiten, ein «Dialogus in Defensionem Poetices» (1493), seine Ausgabe von Blanchini's «Tabulae coelestium motuum» (1495) und ein von ihm verfasster Briefsteller (1495), hatten seinen Namen unter seinen Landsleuten und auch in Italien bekannt gemacht, durch einen 1493 an König Wladislaus gerichteten Brief, worin er Mittheilungen machte über des Bischofs Peter Barocius Methode, jede beliebige Zahl durch Gesten der Hand zu bezeichnen, hatte er sich dem Könige empfohlen, und so werden wir es eher begreiflich finden, dass er im Laufe von wenigen Jahren Canonicus zu Breslau und Prag, Propst von Olmütz und Brünn und Vicekanzler Böhmens wurde, und dass er schon als dreissigjähriger Jüngling königlicher Secretär wurde, in welcher Eigenschaft wir ihn um die Mitte des Jahres 1497 zu Prag und gegen Ende desselben Jahres zu Ofen finden.

Als Augustinus Olomucensis nach Ofen kam, waren Schlechta und Neideck schon seit längerer Zeit an der königlichen Kanzlei angestellt.

Johann Schlechta von Wisegrad und Kosteletz, ein Zögling der Prager Universität und vorzüglich geschulter Humanist und Philosoph, scheint um das Jahr 1494 in Wladislaus' Dienste getreten zu sein, während der Sprosse einer alten österreichi-

schen Adelsfamilie, Georg von Neideck, der seine juridischen Studien zu Padua unter Campegius und anderen hervorragenderen Fachmännern betrieben hatte und im Jahre 1491 zum Rector der «Oltramantani» an der Universität Padua gewählt worden war, ebenfalls schon 1495 unter den Höflingen des König Wladislaus erwähnt wird.

Der Zufall brachte es mit sich, dass im selben Jahre, als Augustinus Olomucensis seine Stelle an der königlichen Kanzlei zu Ofen einnahm, Conrad Celtes durch Kaiser Maximilian als Professor der Poetik an die Wiener Universität berufen wurde.

Natürlich war Celtes wiederum bemüht, seine Pläne, auf deren Verwirklichung er sieben Jahre vorher in Folge der ungünstigen Verhältnisse zeitweilig verzichten musste, endlich einmal zur Ausführung zu bringen. Auch waren ihm diesmal die Verhältnisse um vieles günstiger als ehemals. Zu Ofen hatten zwar die literarischen Zustände eher einen Schritt nach rückwärts gethan, insofern der grösste Theil der an Matthias' Hofe versammelt gewesenen Humanisten sich nach des grossen Corvinus Tode in seine Heimat zurückbegeben hatte und die zu Ofen zurückgebliebenen Italiener nur zum geringsten Theile Neigung besaßen, sich einer literarischen Gesellschaft anzuschliessen, auch konnte man von dem neuen Könige, trotz seiner Vorliebe für Kunst und Wissenschaft, doch nicht jene energische Unterstützung einer gelehrten Gesellschaft erhoffen, wie sie ihr König Matthias ohne Zweifel hätte angedeihen lassen.

Hingegen hatten sich in Wien die Verhältnisse um ein Bedeutendes zum Besseren gewendet. An Stelle des apathischen Friedrich III. hatte der den Künsten und Wissenschaften, und besonders den humanistischen Studien sehr geneigte Maximilian der Erste den Thron inne; an der Universität, die noch vor kurzer Zeit ganz in der Macht des Scholasticismus gestanden, war durch die Vorlesungen des Hieronymus Balbus über römisches Recht und lateinische Classiker der erste Schritt zum Humanismus gemacht worden, und waren die einflussreichsten Männer der Universität, der Superintendent Bernhard Perger und die kaiserlichen



Räthe und Regenten der Universität Fuchsmagen und Krachenberger eifrig bemüht, durch Heranziehung italienischer und deutscher Humanisten dem Geiste der Neuzeit Eingang in die Wiener Universität zu verschaffen. Unter solchen Verhältnissen wird es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir sehen, dass es Celtes wie im Fluge gelang, die gelehrte Gesellschaft zu Stande zu bringen, mit deren Hilfe er hoffen konnte, die zu Ofen und Wien lebenden Gelehrten zu gemeinsamem Schaffen im Interesse des Humanismus zu begeistern. Kaum hatte Celtes das vom 17. März 1497 datirte Berufungsschreiben König Maximilian's erhalten, als er sich schon auf den Weg machte, um der an ihn ergangenen ehrenden Aufforderung Folge zu leisten. Ob er sich bei dieser Gelegenheit längere Zeit in Wien aufgehalten habe, um dort die ersten Schritte zur Gründung des gelehrten Vereins zu machen, ist uns unbekannt, darf aber wohl für wahrscheinlich angenommen werden; sicher hingegen ist, dass er sich noch im Sommer 1497 in Begleitung des berühmten Mathematikers Andreas Stiborius und des Georg Neideck nach Ofen begab, um sich mit seinen alten Freunden wieder in Verbindung zu setzen und mit den erst unter Wladislaus' Regierung nach Ofen gekommenen Gelehrten Freundschaft zu schliessen. Diesmal waren seine Schritte von vollständigem Erfolge gekrönt: in einem am 20. Juni 1497 an Celtes gerichteten Briefe des königlichen Secretärs Franz Bonomus, eines der bedeutendsten Mitglieder der gelehrten Donaugesellschaft, wird Celtes schon als «Sodalitatis nostrae princeps» bezeichnet, damals war also die Sodalitas Litteraria Danubiana, wie ihr Name lautete, schon gegründet.

Ueber den Ofner Aufenthalt Celtes' finden wir manche interessante Aufschlüsse in den Episodien, mit welchen mehrere Mitglieder der Donaugesellschaft Celtes bei seiner Uebersiedelung von Ingolstadt nach Wien begrüßten, und in den an Celtes gerichteten Briefen des Johann Schlechta, aus welchen sich leicht der Beweis führen lässt, dass die von uns angenommene Reise des Celtes, von welcher Celtes' Biographen nichts wissen, wirklich stattgefunden habe. In den Episodien nämlich, mit welchen Schlechta und Neideck Celtes begrüßten, wird seines jüngsten Aufenthaltes zu Ofen wiederholt

Erwähnung gethan, und da die Vorrede der Apuleiusausgabe, auf deren Umschlag die erwähnten Epigramme abgedruckt sind, von Anfang November 1497 datirt ist, daher die Ausgabe selbst wahrscheinlich zur selben Zeit fertig wurde, und da auch ein polnisches Mitglied der Gesellschaft, Johannes Aesticampianus, in einem 31. December 1497 datirten Schreiben sich für die freundliche Zusendung dieser Episodia bei Celtes bedankt, werden wir wohl ohne Weiteres Klüpfel's Annahme zurückweisen, nach welcher Celtes die in den Episodien erwähnte Ofner Reise erst auf die am 8. December 1497 erfolgte briefliche Einladung seiner Ofner Freunde unternommen hätte. Die Zeit vom 8. bis zum 31. December dürfte denn doch kaum genügt haben, um den Brief der Ofner Humanisten nach Wien zu befördern, von Wien im strengen Winter nach Ofen und wieder zurück zu reisen, die Apuleiusausgabe mit den Episodien drucken und noch rechtzeitig in Krakau ankommen zu lassen, ganz abgesehen davon, dass es bei den damaligen Druckerverhältnissen nicht wahrscheinlich ist, dass die Ausgabe erst sechs Wochen nach Abfassung der vom 1. November 1497 datirten Praefatio gedruckt worden sei.

Sicherlich kostete es Celtes nicht viele Mühe, die zu Ofen versammelten Humanisten für seine Gesellschaft zu gewinnen. Schon die ungemeine Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit der Ofner Humanisten, welche sich z. B. später auch darin offenbarte, dass Augustinus dem Vadianus seine Handschrift des Paleottischen Amor zum Geschenke machte, und die Wiener Buchdrucker Viotor und Singrenius, sowie Ulrich Hutten eifrigst unterstützte, musste ihm den Weg ebnen. Auch schmeichelte der Eifer, mit welchem sich der berühmte Dichter um die Freundschaft selbst der unbedeutenderen Mitglieder des Ofner Gelehrtenkreises bewarb, deren Selbstgefühl, und bewog sie um so rascher sich einer Verbindung anzuschliessen, welche ja ohnehin versprach, der Sache, an der sie mit wahrer Begeisterung hingen, von grösstem Nutzen zu sein. Ferner durch kleine Gefälligkeiten, wie z. B. dass er dem königlichen Cosmographen Philipp eines seiner neuesten Werke, die Persia, lieh, und bei seiner Abreise Schlechta mit einem äusserst



seltenen astronomischen Instrumente (*instrumento solaris*) wunderbarer Construction beschenkte, brachte es Celtes binnen Kurzem dahin, dass die Ofner Gelehrten innige Zuneigung zu ihm fassten, und so werden wir es begreiflich finden, dass wir unter den Verfassern der zu Ehren Celtes' gedichteten Episodien, also auch unter den Mitgliedern der gelehrten Donaugesellschaft gegen Ende desselben Jahres 1497 mehrere der bedeutendsten Ofner Gelehrten: Augustinus Olomucensis, Johann Schlehta, Georg Neideck und Julius Milius finden. Andere, wie z. B. der bereits erwähnte *Cosmographus Philippus*, der vielleicht identisch ist mit dem *Philippus Doctor*, dem wir im Jahre 1494 am königlichen Hofe begegnen, mochten wohl auch zu den Mitgliedern des Vereins zählen, aber nicht den Muth in sich fühlen, mit dichterischen Productionen vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Nachdem nun auf diese Weise die bedeutendsten Gelehrten zu Ofen und Wien für die *Sodalitas Litteraria Danubiana* gewonnen waren, handelte es sich nur noch darum, einen geeigneten Präsidenten zu finden, der vermöge seiner hohen Stellung der Donaugesellschaft ein grösseres Ansehen auch in den Augen der Gegner derselben verleihen könnte, andererseits aber auch die oberste Leitung der Vereinsgeschäfte in den Händen haben sollte. Die Wahl war diesmal nicht schwer zu treffen; die Mitglieder der gelehrten Donaugesellschaft wählten einstimmig den Bischof von Veszprim und Wien, Johann Vitéz, zu ihrem Präsidenten auf Lebensdauer. Die ganze Vergangenheit Vitéz' bürgte dafür, dass ihre Wahl auf einen warmen Freund und Förderer humanistischer Bestrebungen gefallen war. Ein naher Verwandter, wahrscheinlich Neffe des durch seine um Einführung des Humanismus in Ungarn erworbenen Dienste bekannten Fürst-Primas Johann Vitéz, studirte er wahrscheinlich auf dessen Kosten in Italien canonisches Recht, aus dem er sich den Doctortitel erwarb, und betrieb er die Humaniora als Stubengenosse und Schüler Galeotto Marzio's wahrscheinlich unter Guarino in Ferrara gleichzeitig mit Janus Pannonius. Nachdem er in Folge der von Janus Pannonius und Johann Vitéz dem Aelteren gegen König Matthias im Jahre 1471

angezettelten Verschwörung als naher Verwandter der Verschworenen des Königs Ungnade auf sich gezogen hatte, lebte er mehrere Jahre hindurch in Rom, bis er endlich im Jahre 1477 auf Galeotto's Betreiben, dem er bei der Curie in Angelegenheit seines Inquisitionsprocesses wesentliche Dienste geleistet hatte, in seine Heimat zurückberufen wurde. Auch als Bischof von Syrmien (seit 1481) und später von Veszprim (1489) hatte er Gelegenheit in seiner Eigenschaft als ungarischer Gesandter bei der Curie (1486—1490) mit den italienischen Gelehrten zu verkehren. Andererseits hatte er als zeitweiliger Professor des canonischen Rechts an der Wiener Universität Gelegenheit, sich mit den bedeutenderen Gelehrten dieser Hochschule in Verbindung zu setzen. Vielleicht hatte er auch diesem Umstande seine einstimmige Wahl zum Präsidenten der Donaugesellschaft zu verdanken. Man kann nicht behaupten, dass die Wahl einen Unwürdigen getroffen habe.

Der Eifer, mit welchem sich Vitéz des in grosse Bedrängniss gerathenen Humanisten Hieronymus Balbus annahm, seine Vorliebe für die humanistischen Studien, denen er auch dadurch Ausdruck gab, dass er seinen Neffen, den späteren Rechtsgelehrten Michael Vitéz, in Rom durch den Humanisten Antonius Mancinellus erziehen liess, wofür dieser dem Bischof dankbarst sein «Carmen de Floribus» (1489) zueignete; seine bedeutenden Kenntnisse im canonischen Recht, seine elegante lateinische Beredsamkeit, sowie auch der Umstand, dass er sich nicht ohne Erfolg mit der Dichtkunst in lateinischer Sprache befasste, stellen uns seine Wahl als eine überaus glückliche dar, wenn wir auch zugeben müssen, dass er seinen amtlichen Pflichten, seiner angestregten diplomatischen Thätigkeit wegen nicht immer genügen konnte, wie z. B. im Jahre 1498, wo er sich als königlich ungarischer Gesandter nach Krakau begeben musste, um mit den Polen gegen die Türken und Tataren ein Schutz- und Trutzbündniss abzuschliessen.

Kaum hatte sich die Sodalitas Litteraria Danubiana auf die angegebene Weise constituirt, als sich auch schon die gute Wir-



kung zeigte, welche sie auf die Hebung des literarischen Lebens besonders zu Ofen ausübte.

Zuerst, gleichsam um sich dem gelehrten Publicum vorzustellen, veröffentlichte die Gesellschaft in der Celtes'schen Ausgabe von Apuleius' Werk «De mundo», die Sinngedichte, mit welchen einzelne der lateinischen Sprache und Verskunst in besonderem Grade mächtigen Mitglieder der Gesellschaft ihrer Freude über Celtes Uebersiedelung von Ingolstadt nach Wien Ausdruck gaben, Celtes in der überschwenglichsten Weise verherrlichten, den Anfang einer neuen literarischen Aera für die an der mittleren Donau gelegenen Länder ankündigten, und schliesslich die einstimmig erfolgte Wahl des Bischofs von Veszprim zum «Princeps» und «Patronus» der Gesellschaft bekannt gaben.

Ausserdem, dass diese Episodien ihren Zweck als Gelegenheitsgedichte vollständig erfüllten, haben sie für uns noch den Werth, dass sie uns als die einzigen übrig gebliebenen dichterischen Productionen mehrerer Vereinsmitglieder eine, wenn auch nur annähernd richtige Vorstellung von den Fähigkeiten ihrer respectiven Verfasser und von der Qualität der durch die Donaugesellschaft angeregten literarischen Thätigkeit geben können. — Am wenigsten huldvoll scheinen die Musen Neideck bei seiner Geburt angelächelt zu haben; die vier Zeilen, in welchen er seiner Besorgniss um Celtes' Gesundheit Ausdruck gibt, zeichnen sich in keiner Beziehung aus, und auch sonst scheint Neideck mehr ein Mann der Politik als der Dichtkunst gewesen zu sein, wenigstens ist uns von seinem schriftstellerischen Wirken nichts bekannt und haben sein Andenken nicht so sehr seine Verse und die Freundschaft Bohuslaus Hassenstein's und der Mitglieder der Donaugesellschaft der Nachwelt erhalten, als vielmehr die Verdienste, die er sich zu Anfang des XVI. Jahrhunderts als Secretär Maximilians I., Kanzler Oesterreichs, Bischof von Trient und später bis zu seinem Tod als Gouverneur des von Maximilian kürzlich eroberten Verona erworben. Auch der königliche Leibarzt, Julius Milius oder Aemilius, wie sein Humanistename lautete, ein Italiener von vornehmer Geburt, Freund Bonfini's und Lieblingsarzt Matthias' I.,

an dessen Hofe wir ihn schon 1486 finden, gesteht in seinem Episodium, dass ihm die Verse nicht mehr so leicht wie in seiner Jugend von der Feder fliessen, seitdem er sich dem ärztlichen Berufe zugewendet; und wenn wir die in seinem Gedichte nur allzu häufigen ungeschickten Constructionen und in Folge metrischer Noth verbrochenen schiefen Ausdrücke lesen, und bedenken, dass er alles, was er gegen Ende zu Celtes' Lobe vorbringt, Augustinus' Epigramm fast wörtlich entlehnt hat, so werden wir eher geneigt sein, die bescheidenen Entschuldigungen des guten Arztes aber mittelmässigen Verseschmiedes nicht für aus falscher Scham entsprungen anzusehen, als seinem Freunde Bonfini beizustimmen, der ihn in einem Augenblicke unüberlegter freundschaftlicher Zärtlichkeit «einen gewiss nicht zu verachtenden Dichter» nennt.

Hat die Gründung der Donaugesellschaft schon diese nichts weniger als productiven Freunde des Humanismus zu schriftstellerischer Thätigkeit, wenn auch ohne nachhaltigen Erfolg, angespornt, so war der Eindruck, den das neue Vereinsleben auf die begabteren Humanisten zu Ofen ausübte, um so bedeutender und dauerhafter.

In erster Reihe war Augustinus Olomucensis bemüht, seinen gelehrten Wiener Freunden nachzueifern. Er hatte sich zwar schon in Italien mit humanistischen Arbeiten befasst, und lässt sich sein Epistularium und sein Dialog zur Vertheidigung der Poesie schon der neuen Richtung zuweisen; doch fing Augustinus erst zu Ofen an, etwas Bedeutenderes als seinen Werken vorzudruckende «Gedichte an den Leser» zu schreiben. Aus der Zeit seines Ofner Aufenthaltes stammen jene in elegischem Versmaasse geschriebenen Erotica, welche er zuerst gegen Ende 1497 seinem Freunde Balbus mittheilte; ferner seine Epigramme und ein Heldengedicht, welche er gleichfalls um die angegebene Zeit an Balbus, Krachenberger und Celtes sandte. Leider aber sind Augustinus' Gedichte, mit Ausnahme des schon öfters erwähnten Episodiums und einiger unbedeutenden Epigramme sämmtlich in Verlust gerathen, zum nicht geringen Schaden der Literatur- und Zeitgeschichte. Es befanden sich darunter die erwähnten Elegien



erotischen Inhalts, beissende Epigramme, wie z. B. über den Papst und über die Titel der Cardinäle, und besonders ein grösseres Epos, in welchem er nach des Celtes Angabe «Pannonii regis bellica gesta canit», d. h. wahrscheinlich des Königs Matthias Kriegsthaten besang. Ferner scheinen diese Gedichte, von ihrem stofflichen Interesse abgesehen, auch in formeller Hinsicht eine strenge Kritik vertragen zu haben. Einer von Augustinus' Landsleuten, Taurinus Olomucensis, behauptet, Augustinus habe nicht nur aus dem Stegreif Reden gehalten, die eines Cicero würdig gewesen wären, sondern auch Gedichte geschrieben, die dem Virgil und dem Catull Ehre gemacht hätten. Auch Bohuslaus Hassenstein von Lobkovitz, der nicht gewohnt war seine Freunde auf Kosten der Wahrheit zu loben, spricht sich sehr anerkennend über die Elegien und epischen Gedichte seines Freundes aus: in denselben sei nichts plebeisches oder triviales zu finden, und es sei schwer zu entscheiden, in welcher Dichtungsart Augustinus grösser sei; bald nehme er tragischen Ernst an, bald, wenn nöthig, flossen seine Verse sanft dahin; wenn er krieglerische Töne anschlägt, glaube man sich in die Mitte eines Kriegslagers versetzt; wenn er von der Liebe singe, sei er von unwiderstehlicher Anmuth. So urtheilte Bohuslaus über Augustinus' Anfangsversuche und zweifelte nicht daran, dass man dessen spätere Gedichte den besten italienischen Werken dieser Art kühn an die Seite setzen können werde.

Auch sonst machte sich der wohlthätige Einfluss des neuen Freundschaftsbundes bei Augustinus geltend. Aehnlich seinem Freunde Schlechta, der die Gedichte eines bedeutenden Humanisten, wahrscheinlich des Janus Pannonius, vor dem Untergange rettete, beabsichtigte Augustinus ein hervorragendes Werk eines nicht minder gelehrten Humanisten, Galeotto Marzio's «De vulgo incognitis» betitelte Arbeit, deren einzige Handschrift aus der Corvina in seinen Besitz gelangte, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Auch seine Arbeiten mehr theologischen Inhalts tragen den Stempel des Humanismus an sich, so die gegen die Waldenser gerichteten Streitschriften (1500—1503), und besonders sein Verzeichniss

der Olmützer Bischöfe (1511), welches grösstentheils nur eine, im Geiste der humanistischen Historiographie unternommene Bearbeitung eines älteren, von einem unbekannten Verfasser herrührenden Catalogs ist. Schliesslich müssen wir noch seiner höchst werthvollen Münzensammlung und Bibliothek gedenken, welche nach Cuspinianus' Ausspruch seines gleichen nicht fand, und wahrscheinlich durch manchen der Corvina entnommenen wissenschaftlichen Schatz bereichert war.

Einem anderen Gebiete der Literatur wandte sich Johann Schlehta zu. Dem Zeitgeschmack folgend, befasste er sich zwar auch mit der Poesie — er selbst erwähnt seine Epigramme auf hervorragendere seiner verstorbenen Freunde — und Bohuslaus Hassenstein vergleicht seine Gedichte mit denen des Janus Pannonius; doch hat ein anderer seiner Freunde, Hieronymus Balbus, Schlehta's Prosa hoch über dessen Gedichte gestellt und haben wir keine Ursache an der Richtigkeit dieses Urtheils zu zweifeln. Der «Microcosmus» war das Werk, welchem Schlehta seine besten Kräfte widmete. Er handelte darin in Form eines Dialogs mit steter Berücksichtigung der einschlägigen lateinischen, griechischen und arabischen Literatur über Körper und Seele des Menschen, und seine Gelehrsamkeit und Eloquenz machten einen tiefen Eindruck auf die wenigen Freunde, denen er sein Werk mittheilte. Auf den Rath seiner Freunde, besonders Balbus', liess er die Arbeit längere Zeit nach ihrer Vollendung ruhen und flickte und besserte mehr als zwanzig Jahre lang an ihr, bis er sie endlich mit einer an Stanislaus Thurzó gerichteten Dedication der Oeffentlichkeit übergeben wollte: da scheint das einzige Manuscript der Arbeit, eines der interessantesten Werke, die aus dem Kreise der Donaugesellschaft hervorgegangen, in Verlust gerathen zu sein.

Nicht minder anregend wirkte das regere literarische Leben auf ein drittes Mitglied des Ofner Gelehrtenkreises. Jacob Piso, ein aus Medgyes gebürtiger Siebenbürger Sachse, später Erzieher König Ludwigs II. und bedeutender Diplomat, der, nachdem er frühzeitig seinen Vater durch den Tod verloren, auf Kosten seines Oheims in Gemeinschaft mit seinem Bruder seine, in erster Reihe



juridischen Studien in Italien absolvirt hatte, fing nun neuerdings an sich der Dichtkunst zuzuwenden und trotz seiner zahlreichen Agenden am königlichen Hofe als Schriftsteller wieder aufzutreten. Seine einzigen Werke, welche bei seinen Lebzeiten veröffentlicht wurden, Ausgaben einiger Gedichte religiösen Inhalts von Ausonius und Ph. Beroaldus, stammen aus der Zeit seines Ofner Aufenthaltes und wurden Anfangs 1502 im Hauptsitze des Donauvereins, zu Wien, gedruckt; um diese Zeit scheint er auch seine besten Gedichte verfertigt zu haben, wie aus der Thatsache hervorgeht, dass er den Dichterlorbeer aus Kaiser Maximilian's Hand empfing, und auch der Umstand, dass manche seiner Epigramme und Elegien an hervorragende Mitglieder der Donaugesellschaft, Johann Krachenberger und Johann Fuchsmagen, gerichtet sind, bezeugt, dass der regere literarische Verkehr auch bei Piso seine guten Früchte getragen hatte, und fürwahr nicht verächtliche, denn sie verschafften dem Dichter die damals noch nicht allzuhäufige Auszeichnung der Dichterkrönung und die Ehre, von einem italienischen Poeten, Franz Arsilli aus Sinigaglia, mit Janus Pannonius auf eine Stufe gestellt zu werden.

Wir wollen zwar nicht in Abrede stellen, dass die Ofner Gelehrten, besonders Augustinus Olomucensis, Johann Schlechta und Jacob Piso sich auch für den Fall mit der Literatur befasst hätten, wenn die gelehrte Donaugesellschaft niemals zu Stande gekommen wäre; doch will es uns dünken, dass die Errichtung dieses Vereins, das Bewusstsein, einem höheren Ziele zuzustreben, und besonders der lebhafte Verkehr mit den Wiener Humanisten einen grossen Antheil an dem Eifer hatten, womit sie sich auf die literarische Production warfen. Auch in dieser Beziehung scheint Celtes das Hauptverdienst für sich in Anspruch nehmen zu können. Wir wissen zwar, dass einige Ofner Gelehrten auch mit anderen Wiener Gelehrten des Donauvereins befreundet waren, wie z. B. Augustinus mit Krachenberger, Schlechta und Piso mit Fuchsmagen, und sowohl Augustinus als Schlechta mit Balbus, doch sind uns nur über den freundschaftlichen Verkehr Celtes' mit den Ofner Humanisten in den an Celtes gerichteten Briefen der letz-

teren ausführlichere Nachrichten hinterblieben. Aus allen diesen Briefen tritt uns lebhaft die Sehnsucht entgegen, mit welcher die Ofner Gelehrten den Briefen des im Correspondiren etwas saumseligen Celtes entgegensahen, und können wir aus denselben das Bewusstsein schöpfen, dass das freundschaftliche Verhältniss Celtes' zu den Ofner Humanisten nicht bloß für letztere von Vortheil war. Augustinus schickte dem Celtes seine Gedichte mit der Bitte, dieselben dem Drucke zu übergeben und die Correcturen, nicht gratis, zu besorgen, Celtes hingegen borgte sich einen Ausonius von Augustinus aus und übersandte ihm sein noch unedirtes Gedicht zum Lobe der Schutzheiligen Oesterreichs, in welchem Augustinus nur das eine auszusetzen fand, dass Celtes auch den Pfaffen vom Kahlenberg und Neythardt unter die Schutzheiligen gezählt hatte. Schlechta hatte dem Celtes das schon erwähnte astronomische Instrument und Celtes' ganz primitives Lehrbuch der griechischen Sprache zu verdanken, dafür aber liess Schlechta durch Celtes' Schreiber eine griechische Ptolomaeushandschrift der Corvina für Celtes copiren, der diese Copie als Grundlage für seine Ptolomaeus-Edition benützen wollte.

Noch lebhafter gestaltete sich dieses literarische Treiben, als zwei bedeutende Humanisten, Bohuslaus Hassenstein und Hieronymus Balbus, nach Ofen kamen, um die Schaar der am königlichen Hofe befindlichen Humanisten zu verstärken. Bohuslaus Hassenstein von Lobkovitz, ohne Zweifel der bedeutendste Humanist böhmischer Nationalität, hielt sich zu wiederholten Malen längere Zeit am ungarischen Hofe auf, zuerst in den Jahren 1498 und 1499, dann im Jahre 1502. Er war mit seinem Aufenthalte zu Ofen im höchsten Grade unzufrieden, da er sich mit den an Wladislaus' Hofe herrschenden verlotterten Zuständen nicht befreunden konnte und seine hochgespannten Erwartungen betreffs des ihm gebührenden Gehaltes nicht befriedigt wurden; um so höher müssen wir daher das Lob schätzen, das er seinen Ofner Freunden ertheilt, deren Umgang ihm manchen bitteren Augenblick verscheuchte und deren Vermittelung er grösstentheils die theilweise Erfüllung seiner Wünsche zu verdanken hatte. Er



glaubte sich zu Ofen in der Mitte von Athen zu befinden, verglich den Kreis seiner Freunde mit dem Kreise des Sokrates, nannte die königliche Kanzlei eine wahre Academie, und konnte sich, als er Anfang Mai 1499 auf dem Wege nach Hause in Wien eintraf, nur durch den Gedanken über die Trennung von den Ofner Freunden und über seinen Wiener Aufenthalt trösten, dass es auch zu Wien manche literarisch gebildete Männer gab.

Hieronymus Balbus, eigentlich Accellinus, ein Schüler des bekannten Humanisten Pomponius Laetus und Verfasser zahlreicher vielgelobter Gedichte und polemischer Dialoge, kam zu wiederholten Malen mit den Mitgliedern der gelehrten Donaugesellschaft in Berührung. Nachdem er sich im Jahre 1493 in Folge der zu Paris mit Wilhelm Tardif, Robert Gaguin und Faustus Andrelini geführten Streitigkeiten genöthigt sah, dem Rufe Maximilians I. Folge zu leisten und die Professur des römischen Rechts und der Humaniora an der Wiener Universität anzunehmen, kam er, ehe er noch seine Vorlesungen begonnen hatte, nach Ungarn, wo er die zweite Hälfte des Jahres 1493 und die erste Hälfte des Jahres 1494 am Hofe seines Gönners, des Bischofs Johann Vitéz, auf dessen in der Somogy und zu Veszprim gelegenen Besitzungen verbrachte und sich die Zeit mit Verseschreiben, Trinkgelagen, galanten Abenteuern und Scharmützeln mit den Türken vertrieb. Als er sich dann im Laufe des Jahres 1494 nach Wien begab, um seine juridischen und philologischen Vorlesungen anzufangen, waren seine zahlreichen Zwistigkeiten mit seinen dem Scholasticismus ergebenden Collegen Ursache, dass er in der Absicht, von seiner Professur abzutreten, Anfang Juli 1496 Celtes mit einem freundlichen Schreiben einlud, an seine Stelle zu treten, wahrscheinlich auch in den massgebenden Kreisen Wiens für die Ernennung des Celtes zu seinem Nachfolger Schritte that und somit auf indirectem Wege nicht wenig zur Entstehung des gelehrten Donauvereins beitrug. Kaum hatte sich Celtes in Wien eingefunden, als Balbus sich schon der neuen Gesellschaft anschloss und Celtes mit einem Episodium begrüßte. Doch war es ihm nicht lange vergönnt, im Kreise seiner Wiener Freunde zu bleiben. Seiner

Lehrkanzel für Humaniora hatte er schon Mitte 1497 entsagt, aus der juridischen Facultät war er auch schon ausgeschieden, und obwohl er sich, nachdem er im November oder December 1497 seinen Freunden in Ungarn einen kurzen Besuch abgestattet, im Jahre 1498 wieder in die juridische Facultät aufnehmen liess, sah er sich doch schon Anfang 1499 wieder genöthigt auch seine juridischen Vorlesungen aufzugeben und auf den in der Somogy gelegenen Besitzungen des Bischofs Vitéz Zuflucht zu nehmen. Von hier aus wollte er sich wieder in seine Heimat begeben, nachdem er erst seine humanistischen Freunde zu Wien und Ofen besucht hatte; doch wurde er im Vértés-Walde von Räubern überfallen, ausgeraubt und arg zugerichtet. Wieder waren es nun seine humanistischen Freunde, die ihm in der Noth beistanden. Sie verschafften ihm in Wien im Hause des böhmischen Kanzlers Johann Schellenberg eine Erzieherstelle und als er noch im Jahre 1499 an die Prager Universität als Professor des römischen Rechts und der Humaniora berufen wurde, hatte er auch dieses den vereinten Bemühungen Augustinus' von Olmütz, Bohuslaus Hassenstein's und in erster Reihe Johann Schlechta's zu verdanken. Auch in Prag blieb Balbus in fortwährender Berührung mit seinen Freunden, und als er sich schon in einigen Jahren genöthigt sah, theils in Folge misslicher Vermögensverhältnisse, theils um den durch seinen gottlosen und unmoralischen Lebenswandel gegen ihn aufs höchste erbitterten Böhmen aus dem Wege zu gehen, anderswo sein Glück zu versuchen, richtete er seine Augen nach Ungarn. Leider ist uns nichts näheres über die ersten Jahre seines Aufenthaltes in Ungarn (vom Jahre 1501 an) bekannt, doch können wir wohl soviel mit Sicherheit voraussetzen, dass er, so lange die Donaugesellschaft bestand, mit nicht geringerem Eifer an der Verbreitung des humanistischen Geistes bemüht war, als in den späteren Jahren seines Lebens, da er doch durch seine zahlreichen diplomatischen Reisen und anderweitige politische Thätigkeit und geistlichen Agenden viel mehr in Anspruch genommen war als in den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts, die er meist am Hofe des Fünfkirchner Bischofs und Kanzlers Georg



Szakmáry verbrachte. Es ist nicht unmöglich, dass seine Versuche, eine Geschichte Ungarns zu schreiben und seine dem ungarischen Recht gewidmeten Studien aus dieser Zeit stammen; dass er sich damals seinen gelehrten Beschäftigungen nicht entzog, wird wohl genügend durch die Thatsache beglaubigt, dass er bemüht war, seine Bibliothek auf Kosten der Corvina zu bereichern.

Selbstverständlich nahmen Bohuslaus Hassenstein und Balbus regen Antheil an den literarischen Arbeiten ihrer Freunde und hatten auch ihrerseits Nutzen davon. So z. B. hatte Schlechta seinen Microcosmus ihnen zur Beurtheilung anvertraut und war es besonders Balbus' Rathschlägen zuzuschreiben, dass er sein Werk längere Zeit hindurch unedirt bei sich zurückbehielt und sorgfältig erweiterte und verbesserte, wenn er auch nicht gewillt war Balbus' Rathschlägen so weit Gehör zu schenken, dass er sich ganz von den philosophischen Studien abwendete und sich mit Abfassung politischer Schriften beschäftigte. Andererseits wieder leisteten die am königlichen Hofe angestellten einflussreichen Humanisten ihren Freunden mehr als einen Dienst. Wir hatten schon gesehen, dass Balbus seine Berufung an die Prager Universität grösstentheils Schlechta's Bemühungen zu verdanken hatte, und Bohuslaus Hassenstein erhielt erst auf Augustinus' Betreiben die Erfüllung seiner gerechten Ansprüche von Seiten des Königs zugesagt. Auch die Handschriften der Corvina, mit welchen König Wladislaus Bohuslaus beschenkt hatte, konnte dieser sich ebenfalls nur nach langem Warten durch Augustinus' und Schlechta's Vermittelung verschaffen, und er ist auch sonst des Lobes voll über die Freigebigkeit, mit welcher diese seine Freunde ihm werthvolle Handschriften zum Geschenk machten.

Am Anfange des XVI. Jahrhunderts hatte die Donaugesellschaft den Höhepunkt ihrer Blüthe erreicht. Trotzdem ihr erster Präsident Bischof Johann Vitéz im Jahre 1499 mit Tode abgegangen war und dadurch die Gesellschaft ihren einflussreichsten Gönner verlor, vermehrten sich zusehends ihre Mitglieder, und die Bewegung, welche sie angeregt hatte, wurde so mächtig, dass

Celtes, dem nach wie vor neben dem officiellen Präsidenten (Krachenberger?) die geistige Leitung der Gesellschaft vorbehalten war, sich schon mit dem Gedanken tragen konnte, die Zahl der gelehrten Gesellschaften in Mitteleuropa fast um das Doppelte zu vermehren und die einzelnen Gesellschaften unter seiner Leitung enger aneinander zu schliessen. Die Donaugesellschaft in ihrer damaligen Organisation sollte aufgelöst werden und an ihrer Stelle die *Sodalitas Septemcastrensis Danubiana* treten, welche ihre Mitglieder aus Oesterreich und Ungarn nebst Siebenbürgen recrutiren sollte. Die Rheinische Gesellschaft, die Elbe- und die Weichsel-Gesellschaft sollten auch ihren Wirkungskreis auf fernere Gegenden ausdehnen und zur «*Sodalitas Rhenana Vangionia et Mosellana*», «*Albina Luneburgana*» und «*Dantiscana Vistulana*» umgeformt werden; und ausserdem sollten noch für Pommern und für die Drau- und Neckargegenden drei neue Gesellschaften: die «*Pomerana Codonea*», «*Alpina Dravana*» und «*Necarana Herciniana*», errichtet werden. So wenigstens kann man es einem im Jahre 1500 zu Wien gedruckten Werkchen des Celtes entnehmen, in welchem uns besonders jene sieben siebenzeiligen Epigramme interessiren, in welchen die oben erwähnten sieben Gesellschaften als redend eingeführt werden und irgend eine interessante Siebenzahl, die Hügel Roms, die sieben Weisen, Deutschlands sieben grösste Heerführer u. s. w., verherrlicht wird. Auf diese Epigramme gestützt nahmen die meisten Gelehrten die Existenz einer eigenen Siebenbürger gelehrten Gesellschaft an, doch mit Unrecht. Der Umstand, dass von den sieben Gesellschaften nur die Existenz vierer bezeugt ist, und dass alle sieben Epigramme, obwohl jede einzelne für das Werk einer andern gelehrten Gesellschaft ausgegeben wird, in Folge ihres übereinstimmenden Metrums und der sehr ähnlichen Ausdrücke nur aus der Feder eines Dichters, Celtes', entstammen können, beweist zur Genüge, dass Celtes' Plan, die schon bestehenden literarischen Gesellschaften zu reformiren und zu vermehren, nicht ausgeführt werden konnte. Wir wissen nicht, was Schuld an diesem Fiaseo trug, doch können wir so viel kühn behaupten, dass die literarischen



Verhältnisse in Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen nicht danach angethan waren, die Ausführung der Celtes'schen Pläne zu begünstigen. Das literarische Leben hatte sich nämlich in Wien und Ofen concentrirt, in der Provinz finden wir kaum hie und da einen vereinzelt kühnen Pionnier des Humanismus, und auch diese hatten bald entmuthigt den weiteren Kampf gegen die Beschränktheit der Provinzler aufgegeben.

In Ungarn finden wir nur zwei Männer, die vermöge ihrer Studien geeignet gewesen wären, an der Verbreitung der humanistischen Studien erfolgreich mitzuwirken, doch scheinen beide nicht mit besonderem Erfolge sich bemüht zu haben. Josef Wel aus Lorch hatte eine Zeit lang Celtes und Stabius wahrscheinlich zu Ingolstadt gehört und wurde später in Pressburg als Pfarrer oder Caplan angestellt, in welcher Eigenschaft er Celtes bei seiner Uebersiedelung von Ingolstadt nach Wien mit einem Briefe begrüßte und um freundliche Uebersendung einer Predigt *«de cena domini»* ersuchte. Etwas mehr wissen wir von dem Kronstädter Sachsen Valentin Krauss. Aus den Matrikeln der Wiener Universität ersehen wir, dass er im Jahre 1481 als Student sich an genannter Universität inscribiren liess, wo er 1487 Magister, 1491, 1493 und 1495 Examinator an der philosophischen Facultät und 1492 Procurator der ungarischen Nation wurde. Nach der Gewohnheit der damaligen Zeiten beschränkte er seine Studien nicht auf die Medicin, sondern liess sich durch Celtes in die Humaniora einführen, welchem Umstande er es wahrscheinlich zu verdanken hatte, dass er mit den literarischen Persönlichkeiten Wiens bekannt wurde, so z. B. ausser Celtes mit Hieronymus Balbus, der seinen Namen in einem Epigramme verewigte. Im Jahre 1499 wurde Krauss durch seine Landsleute nach Hause berufen, um dort als Professor oder als Stadtarzt zu wirken. Krauss folgte gerne dem durch viele schöne Versprechen unterstützten Rufe, noch im November 1499 verliess er Wien und kam nach langer beschwerlicher Fahrt in seiner Heimat an. Doch sollte es ihm nicht vergönnt sein, daselbst lange zu wirken. Schon nach kurzer Zeit bereute er es bitter, der Einladung seiner Landsleute

gefolgt zu sein; vom billigen Leben abgesehen, fand er in seiner Vaterstadt nichts, das ihn freuen konnte; sein Gehalt entsprach nicht im mindesten seinen gerechten Erwartungen, seine Landsleute, besonders diejenigen, die sich nicht kürzere oder längere Zeit im Auslande aufgehalten hatten, besaßen keinen Sinn für literarisches Streben und waren selbst den übrigen Sachsen Siebenbürgens an Rohheit überlegen, und so kam es, dass Krauss schon am Anfange des Jahres 1500 die Absicht hatte, mit seinen Büchern nach Wien zurückzukehren. Ob Krauss diesen Plan ausgeführt und, wie es ursprünglich in seiner Absicht lag, sich nach Italien begeben hat, ist uns nicht bekannt, doch gesetzt den Fall, dass er in Kronstadt geblieben ist, müssen wir doch gestehen, dass die Zeit der Gründung einer literarischen Gesellschaft für Kronstadt und Siebenbürgen überhaupt noch nicht gekommen war. Männer, wie jener Schüler des auch in humanistischen Kreisen wohlbekannten Meister Grünbeck, der in der Kronstädter Kirche um diese Zeit eine wunderbare Orgel errichtet hatte, wird es wohl wenige gegeben haben, und die Generation siebenbürgischer Dichter, die in den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts durch ihre lateinischen Gedichte sich ein ehrenvolles Andenken sicherten, war noch nicht herangewachsen, und dieser Umstand wird wohl am meisten zum Scheitern der hochfliegenden Celleschen Pläne beigetragen haben. Die Donaugesellschaft konnte in der Provinz nicht Terrain fassen und blieb nach wie vor besonders auf Wien und Ofen beschränkt.

Zu Ofen freilich konnte sie sich noch längere Zeit hindurch halten. Einige Mitglieder mussten zwar mit der Zeit Ofen verlassen, wie Jacob Piso, den wir schon im Jahre 1507 als ungarischen Gesandten zu Rom antreffen, und Georg Neideck, der noch vor dem Jahre 1504 in Kaiser Maximilians Dienste getreten war und schon 1505 als neu ernannter Bischof von Trient Wien verliess. Doch hinderte das die in Ofen zurückgebliebenen Mitglieder der Gesellschaft nicht, ihre Mussestunden auch fernerhin den gelehrten Studien, der Liebe und dem Weine zu widmen. Noch im Jahre 1508 scheint die Gesellschaft in vollster Blüthe gestanden



zu sein: die goldene Trinkschale, die Augustinus Olomucensis «sich selbst und der dankbaren Nachwelt» zu Ehren schon im Jahre 1505 verfertigen liess, damit aus derselben «die heilige Schaar und der mystische Orden der Phoebusdiener» den edlen Rebensaft schlürfe, trägt das Datum 1508 und ist ein neuer Beweis des lebensfrohen Geistes, der im Ofner Humanistenkreise herrschte. Doch nur zu bald sollte derselbe die ungarische Hauptstadt verlassen. In demselben Jahre 1508 starb Celtes zu Wien, und mit seinem Tode scheint sich die gelehrte Donaugesellschaft aufgelöst zu haben, wenn auch nur um nach kurzer Pause unter dem Namen «Sodalitas Collimitiana» zu neuem Leben zu erwachen. Um dieselbe Zeit verliess eines der bedeutendsten Mitglieder der Gesellschaft, Johann Schlehta, den ungarischen Hof und somit war die Ofner Abtheilung (Contubernium) der Gesellschaft auf kaum mehr als zwei bedeutendere Männer, Augustinus Olomucensis und Hieronymus Balbus, reducirt. Diese hörten zwar nicht auf, auch in ihren späteren Jahren sich mit der Literatur zu befassen und ihr Interesse an den Vertretern des Humanismus zu bethätigen — wir brauchen nur auf die von Augustinus zu Wien im Jahre 1512 besorgte Ausgabe vom «Antilogion Guarini et Poggii de praestantia Scipionis Africani et C. Julii Caesaris» hinzuweisen — doch dürfte es trotzdem keinem von beiden eingefallen sein, die schon zu Wien aufgelöste Gesellschaft zu Ofen in einem Scheinleben zu erhalten. Und zu Anfang des Jahres 1511, als auch Augustinus Olomucensis Ofen verliess, wäre auch dieses kaum mehr möglich gewesen. Um diese Zeit, wenn sie nicht schon früher sanft entschlummert war, hörte die Sodalitas Litteraria Danubiana auf zu existiren.

Die Historiographen der gelehrten Donaugesellschaft, vor Allen Schier, dessen diesbezügliche Ansichten immer unter Verschweigung der Quelle in die Arbeiten von Klüpfel, Kaltenbäck und Saliger übergingen, haben sehr viel von den grossartigen Resultaten des Wirkens der Donaugesellschaft geschrieben. Ihrer Ansicht nach waren ein besonderes Verdienst der Gesellschaft die emsigen Forschungen nach neuen Handschriften und die Be-

mühungen, die bisher bekannten Texte zu verbessern und mit kritischen Erläuterungen zu versehen, welche Bemühungen in den zu Wien erschienenen Editiones principes und auch in einigen der berühmten Ausgaben des Aldus einen Ausdruck fanden. . . . In enger Verbindung mit diesen Leistungen sollen das Studium der Poetik und Rhetorik gestanden haben, und die Vorträge, welche der Verein einführte, sollen zunächst die Tendenz gehabt haben, zur Nachahmung der Alten aufzumuntern. Nach Ansicht derselben Gelehrten äusserte sich der grosse Einfluss, welchen diese Bestrebungen auf die wissenschaftliche Fortbildung im Allgemeinen nehmen mussten, zunächst im Gebiete der Philosophie auf eine höchst fruchtbringende Weise, indem die Mitglieder der Gesellschaft durch die Erschliessung und Reinigung der Quellen auf die Bahn reiferer Prüfung und tieferer Begründung geleitet wurden. Ausserdem soll von nicht minder bedeutendem Einfluss die historische Richtung anderer Mitglieder gewesen sein. «Ihre Aufgabe bestand zunächst in der Auffindung alter guter Quellen, wobei die vaterländische Geschichte mit Vorliebe bedacht wurde. Sie durchforschten Archive und Bibliotheken, sammelten Urkunden und Handschriften in den fernsten Gegenden und übergaben sie entweder dem Drucke oder benützten sie zu selbständigen Arbeiten; viele wichtige Denkmäler wurden auf diese Weise entdeckt und erhalten.» Schliesslich soll sich die Gesellschaft um die Ausbildung des historischen Stils, um die Ethnographie und Geographie und um die mathematischen Wissenschaften grosse Verdienste erworben haben.

So weit Schier und seine Anhänger. Man wird zugeben müssen, dass diese Charakteristik der gelehrten Arbeiten der einzelnen Mitglieder im Ganzen nicht unrichtig ist, richtiger jedenfalls als die Aschbach'sche, derzufolge Celtes seine gelehrten Gesellschaften nur behufs Ausarbeitung seiner Geschichte Deutschlands, der «*Germania Illustrata*», gegründet habe; doch leiden Schier's Angaben an dem Uebelstande, dass in ihnen die Verdienste der einzelnen Vereinsmitglieder schlechthin zu Gunsten des Vereins gestellt werden. Die Sodalitas Litteraria Danubiana beschränkte sich



darauf, dass sie sich auf Lebensdauer einen Präsidenten wählte, der mit Hilfe eines Sodalis die laufenden Geschäfte besorgte und jeden in ihren Kreis aufnahm, der Empfänglichkeit für den Humanismus und den angenehmen gesellschaftlichen Verkehr an den Tag legte. Ausserdem legte der Verein besonderes Gewicht auf seine gesellschaftlichen Zusammenkünfte, bei welchen man nach dem Muster der griechischen und römischen Symposien das Trinkgelage mit Gesprächen über wissenschaftliche Gegenstände würzte, und liess ferner auf Grund der Empfehlung seines ständigen Beurtheilungs-Comités einige kleinere Arbeiten des Celtes drucken. Wenn wir noch hinzusetzen, dass einige Mitglieder der Gesellschaft im Jahre 1501 öffentlich in dem Schauspiele auftraten, welches Celtes zu Ehren der Dichterkrönung seines Freundes Longinus Eleutherius verfasst hatte, und dass das Mitglied Peter Tritonius im Vereine mit anderen gelehrten Musikern der Gesellschaft im Jahre 1507 ein musikalisches Werk herausgab, so haben wir die Liste derjenigen Werke erschöpft, an welchen sich die Donaugesellschaft als Gesellschaft betheiligte.

Und noch müssen wir überdies bedenken, dass all' dies zu Wien geschah und die Ofner Humanisten kaum Antheil daran gehabt haben dürfen. Von dem Ofner Contubernium der Gesellschaft, das sich ebenfalls Sodalitas Litteraria Danubiana nannte, ist uns kein Andenken geblieben als jener schon erwähnte Becher des Augustinus Olomucensis und ein vom 8. December 1497 datirter scherzhafter Brief, in welchem es Celtes zum Besuche nach Ofen einladet — mit nachdrücklichstem Hinweis auf den guten Ausfall der Weinlese. Das ist Alles, was wir von der officiellen Wirksamkeit des Ofner Humanistenvereins wissen, und es wäre wahrlich nicht der Mühe werth, sich mit demselben zu befassen, wenn seine ganze Thätigkeit hiemit erschöpft wäre. Doch liegt die Bedeutung des Vereins nicht in jenem eben erwähnten Briefe, sondern vielmehr in dem Umstande, dass durch die Gründung der Sodalitas Litteraria Danubiana jener freundschaftliche Verkehr zwischen den Humanisten der verschiedensten Länder angebahnt wurde, welcher die Vereinsmitglieder zu erspriesslicher

literarischer Thätigkeit und zu thatkräftiger Unterstützung gelehrter Forschungen befreundeter Humanisten anregte. Auch müssen wir dankbar anerkennen, dass der vortheilhafte Ruf, den der Hof Wladislaus II. wegen des daselbst herrschenden regen literarischen Treibens vor dem Auslande genoss, zum nicht geringen Theile der ansehnlichen literarischen Thätigkeit und den persönlichen Verbindungen der Mitglieder der Sodalitas Litteraria Danubiana seinen Ursprung zu verdanken hatte.

Dr. EUGEN ABEL.



## DIE HEILIGE UNGARISCHE KRONE.

**D**IE ungarische Academie der Wissenschaften hat einem seit langer Zeit gefühlten Bedürfnisse entsprechen wollen, als sie in ihrer am 26. Februar l. J. abgehaltenen Plenarsitzung (auf Antrag des Vorsitzenden der archäologischen Commission) den Beschluss fasste, das kostbare Kleinod der Nation, die Krone der ungarischen Könige, einer wissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen.

Denn wiewohl von PETRUS DE REWA\* und SAMUEL DECSY\*\* angefangen eine ganze Reihe ungarländischer Schriftsteller namhaft gemacht werden kann, welche die an Widerwärtigkeiten reiche Geschichte unseres nationalen Kleinods mit grösserer oder geringerer Ausführlichkeit und Genauigkeit beschrieben haben: so haben diese Werke dasselbe doch mehr aus historischem Gesichtspunkte untersucht und keines derselben hat eine den heutigen Anforderungen der Kunstgeschichte entsprechende genaue und getreue Beschreibung der Krone geliefert. — Dieser Mangel wurde dadurch nur noch auffälliger gemacht, dass selbst diese Beschreibungen nicht in allen Stücken übereinstimmten, die bildlichen Darstellungen der Krone aber beträchtliche Abweichungen von einander aufweisen.

\* PETRUS DE REWA: *De Sacrae Coronae regni Hungariae Ortu Virtute, Victoria, Fortuna, annos ultra 300 clarissimos brevis Commentarius.* Viennae. 1654. 4<sup>o</sup>.

\*\* DECSY SAMUEL: *«A magyar szent koronának és ahoz tartozó tárgyak nak históriája sat.»* Bécs 1792. 8<sup>o</sup>.

Hievon bildet auch das grosse Werk des Dr. FRIEDRICH BOCK\* keine Ausnahme, in welchem mit den Kleinodien des deutsch-römischen Kaiserthums zugleich auch die ungarischen königlichen Insignien beschrieben sind. Die Krone ist auch in diesem Werke nicht getreu abgebildet; es finden sich sowohl in den Einzelheiten wie in der Aufnahme des Ganzen Unrichtigkeiten und überdies entbehrt auch die Beschreibung der Krone, ungeachtet aller Gründlichkeit und Fachkenntniss Bock's, die jeden Zweifel ausschliessende Präcision.

Bei dieser Mangelhaftigkeit der Darstellungen war Niemand im Stande, sich ganz richtige Vorstellungen von unserer nationalen Reliquie zu verschaffen, und es darf nicht im Geringsten Wunder nehmen, dass die Unsicherheit des massgebenden Wortes der Kunstgeschichte auch noch in jüngster Zeit Anlass zu einem heftigen Angriff auf die Glaubhaftigkeit jener Tradition gegeben hat, welche den oberen Theil der Krone in die Zeit des heiligen Stefan setzt.

Diese Umstände machten die Untersuchung der Krone immer nothwendiger und wenn von Jemandem, so konnte ebensowohl die ungarische Nation wie die Gelehrtenwelt es von dem höchsten Forum der ungarischen Gelehrsamkeit erwarten, dass es dieser allgemeinen Unsicherheit und allen jenen Zweifeln und irrigen Ansichten ein Ende machen werde, welche über die Krone im Schwange waren, und dass dieser unvergleichliche Schatz des ungarischen Reiches endlich einer seiner Vergangenheit und seines Kunstwerthes würdigen Beleuchtung theilhaftig werden wird.

Behufs Vornahme der Untersuchung entsandte die Academie eine Commission von drei Fachmännern: ARNOLD IPOLYI, den gelehrten Bischof von Neusohl, ordentliches Mitglied der Academie und zugleich der archäologischen Commission derselben, ferner Dr. EMERICH HENSZLMANN, Academiemitglied und Referent der archäologischen Commission, und endlich Dr. KARL PULSZKY,

\* Dr. FRIEDRICH BOCK: «Die Kleinodien des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, nebst den Kroninsignien Böhmens, Ungarns und der Lombardei. Wien 1864. Fol.



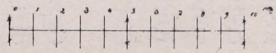
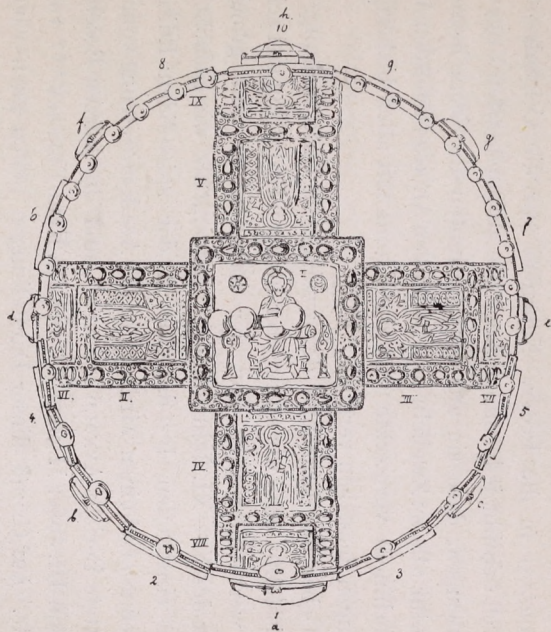
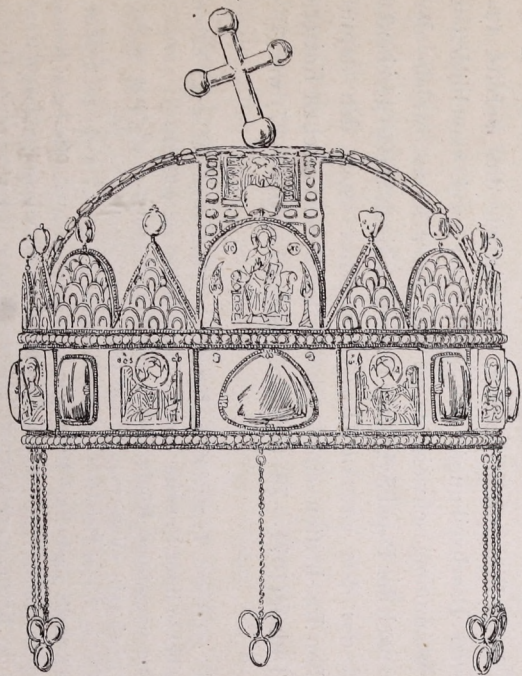
Redacteur des «Archäologischen Anzeigers» (Archaeologiai Értesítő), des Organs der archäologischen Commission und des «Vereins für Archäologie und Anthropologie», und Custos des Landes-Kunstindustrie-Museums.

Diese Commission untersuchte unter dem Vorsitze IPOLYI am 9. und 10. Mai l. J. die ungarischen Reichsinsignien, nachdem Se. Majestät der König die Untersuchung auf das auch seitens der Regierung unterstützte Ansuchen der Academie bewilligt hatte und diese Bewilligung durch das Ministerium auch dem Reichstage verkündet worden war.

Die königlichen Insignien werden in einer einfachen, aussen schwarz, innen ziegelroth angestrichenen, durch Eisenbänder mit den Wappen Ungarns und des König Matthias' II. befestigten und durch die höchsten Würdenträger mit acht Siegeln versiegelten eisernen Kiste in einem Saale des königlichen Schlosses zu Ofen aufbewahrt.

Die Kiste, welche seit der Krönung geschlossen gewesen, wurde am 9. Mai unter feierlichen Ceremonien, in Gegenwart der die Person des Königs repräsentirenden Minister, der reichstädtlichen Deputation und der Würdenträger, welche die Kiste versiegelt hatten: des Graner Erzbischofs, der beiden Kronhüter und des den Judex Curiae vertretenden Tavernicus, geöffnet.

Die Untersuchung nahm die anberaumten zwei Tage vollständig in Anspruch, während welcher Zeit die Commission alle Mittel und Errungenschaften der darstellenden Kunst ausnützte, um ein möglichst genaues, jede Form und jedes Detail treu darstellendes Bild der heiligen Krone zu gewinnen. Sie liess durch den Photographen KARL DIVALD die Krone von vorn und von rückwärts, und ausserdem einzeln jede emailirte Fläche derselben, Alles in natürlicher Grösse, abphotographiren, ausserdem diese emailirten Flächen durch LUDWIG RAUSCHER, Professor an der Landes-Musterzeichenschule, mit genauer Festhaltung der Maasse und Farbennuancen abzeichnen. Ausserdem dictirte, damit die Commission die kurz bemessene Zeit bestmöglichst ausnützte, KARL PULSZKY eine bis in die kleinsten Details gehende Beschreibung





der ganzen Construction, der einzelnen Gebilde, Gestalten und Zierraten der Krone dem reichstägliehen Stenographen JOHANN PEREGRÉNYI in die Feder. Nebenbei war die Commission auch dadurch bemüht jeder möglicherweise auftauchenden Ungewissheit vorzubeugen, dass sie aus der gesammten die Krone betreffenden Literatur alle zu Zweifeln und Bedenken Anlass bietenden Angaben im vorhinein vermerkte und die Krone mit allen bisherigen Abbildungen derselben verglich.

Ueber das Ergebniss der zweitägigen Untersuchung, welche herausstellte, dass wir an unserer heiligen Krone ein viel schöneres und werthvolleres Product der italienischen und griechischen Kunst des X.—XI. Jahrhunderts besitzen, als wir gedacht hatten, gaben einstweilen, bis dasselbe in der splendiden Edition der Academie erscheinen wird, der in der Academiesitzung vom 31. Mai erstattete Bericht ARNOLD IPOLYI's \* und die kurzen Beschreibungen von Dr. JOSEF HAMPEL \*\* und Dr. KARL PULSZKY \*\*\* vorläufige Kunde. Auf Grund dieser Darstellungen geben auch wir unsere gegenwärtige Skizze.

Die Krone, deren Durchmesser 0.203—0.216 Meter, deren Gewicht 2.056 Kilogramm beträgt, ist, wie wir dies bereits aus den älteren Beschreibungen wussten, aus zwei verschiedenen Theilen zusammengeschweisst: *aus der oberen Krone*, welche der Tradition nach der Papst Sylvester II. dem heiligen Stefan geschenkt hat, und *aus dem unteren Diadem*, welches nach den darauf befindlichen Inschriften ein Geschenk des byzantinischen Kaisers Michael Dukas (1071—78) für König Gejza I. (1074—77) war.

\* Die grösseren Tagesblätter (Egyetértés, Pesti Napló u. s. w.) haben diesen Bericht in ihrer Nummer vom 1. Juni wörtlich mitgetheilt.

\*\* «Die ungarische Königskrone und ihre Insignien.» (A magyar kir. korona és jelvényei.) «Vasárnapi Ujság» (Sonntags-Zeitung) Nr. 20.

\*\*\* «Archaeologiai Értesítő» (Archäologischer Anzeiger), 1880 4—5. Heft, S. 189—192, theilt nach Karl Pulszky's Zeichnung auch das Bild der Krone von vorn und von oben gesehen mit. Dies ist bisher die einzige publicirte treue Abbildung der Krone, an welcher die genauen Maasse jedes einzelnen Theiles der Krone bestimmt werden können. Diese Zeichnung theilen wir mit gefälliger Bewilligung der Redaction des «Arch. Ért.» auf S. 353 dieses Heftes mit.

Die gegenwärtige Untersuchung rechtfertigte diese Ansicht bezüglich der Zusammensetzung der Krone, sowie auch bezüglich des Alters und Ursprunges ihrer einzelnen Theile.

Es ist gewiss, dass die obere Krone, welche sich von der unteren, nicht nur was die Art und Weise der Anfertigung, den Charakter der einzelnen Gebilde, die lateinischen Buchstaben-Inschriften u. s. w. betrifft, sondern auch in Betreff des Goldmaterials unterscheidet (an jener ist es feiner, an dieser massiver und lichter), eine italienische Arbeit und keinesfalls jünger sei als aus den letzten Jahren des X. Jahrhunderts. Den italienischen Ursprung derselben bezeugen die lateinischen Inschriften und die mit schönem durchsichtigen Zellen-Email (*émail cloisonné*) überzogenen Flächen, mit ihren kurzen gedrängten Gestalten, übereinstimmend mit ähnlichen im IX. und X. Jahrhundert in Italien verfertigten Kunstdenkmälern.

Diese *obere* oder — indem wir nach Obigem ohne Bedenken die Tradition acceptiren — *von Stefan dem Heiligen stammende Krone*, besteht aus einer viereckigen Platte, welche die Mitte der Krone einnimmt, und aus vier an dieselbe befestigten Bändern.

Auf der viereckigen Platte ist auf glattem goldenen Felde, in glänzendem durchsichtigen Zellschmelz (*émail cloisonné*) der auf dem Throne sitzende Christus abgebildet. Sein Haupt ist von einem kreuzförmigen Glorienschein umgeben; seine Rechte erhebt er nach der in der lateinischen Kirche herkömmlichen Sitte zum Segen, was — wiewohl der untere Theil der Hand vollständig fehlt und auch vom Daumen nur Spuren vorhanden sind — aus der Stellung des Zeige- und Mittelfingers leicht erkannt werden kann; in seiner Linken aber hält er ein Buch. Neben seinem Haupt ist rechter Hand die Sonne, linker Hand der Mond und zu beiden Seiten je eine Cypresse zu sehen. Das Feld ist von einem alternirend mit Perlen und Granaten verzierten Filigran-Rahmen eingefasst; — die Kante desselben bildet eine Goldperlenreihe.

Das aus der Krone emporragende, an seinen Enden mit Kugeln versehene lateinische Kreuz ist an diese viereckige Platte befestigt und zwar in der Weise, dass der Körper des Heilands in



der Mitte durchgebohrt und das Kreuz durch eine sich von unten in die am unteren Ende desselben befindliche Kugel hineinbohrrende Schraube in dieselbe hineingefügt ist. Die Schraube bohrt sich von der Seite in das Kreuz und dies ist der Grund seiner schiefen Stellung.

Von den vier Bändern ist ein jedes mit seinem oberen Ende ziemlich einfach an die mittlere viereckige Platte angelöthet, mit seinem unteren Ende aber mittels kleiner Goldstifte an die Krone des Dukas befestigt. Die Bandränder sind, mit Ausnahme des durch die untere Krone verdeckten Theiles, mit dicht aneinander gereihten Goldkörnern verziert.



Auf jedem der Bänder befinden sich je zwei emailirte Felder. Diese Felder sind apart gearbeitet und an die Bänder in der Weise befestigt worden, dass sie in ziemlich erhabene Plattenzellen eingelegt wurden. Längs der Plattenzellen zieht sich eine Reihe Goldkörner hin.

Jedes der Emailfelder stellt je einen reichcolorirten und kurz, stämmig gestalteten Apostel dar. Diese Apostel sind: der heilige Petrus, der heilige Andreas, der heilige Paulus, der heilige Philippus, der heilige Johannes, der heilige Bartholomäus, der heilige Jakobus und der heilige Thomas.

Der *heilige Petrus* befindet sich in dem von Jesus heraldisch rechts liegenden Felde, von einem schmalen Goldrand umgeben. Er hält in seiner Rechten einen Schlüssel, in seiner Linken eine Papierrolle; von seinem linken Gelenk hängt ein Schlüssel herab. Ueber seinem Haupt befindet sich in Schmelzfarben diese Inschrift:

SCS PETRVS.

Das unter ihm befindliche Feld stellt den seine linke Hohlhand emporhebenden, in der rechten ein Buch haltenden *heiligen Andreas* dar, mit der Ueberschrift: SCS ANDREAS. — Links von Jesus ist der *heilige Paulus* zu sehen. Er macht mit seiner Rechten eine erklärende Bewegung und hält in seiner Linken eine Schreibtafel. Ueber ihm steht: SCS PAVLVS. Unter ihm befindet sich der *heilige Philippus*; seine Rechte weist auf das in seiner Linken offen gehaltene Diphtychon hin; über seinem Haupt

steht: SC̄S PHILIPPVS. Zu Jesus Füßen ist der *heilige Johannes* abgebildet, wie er mit seiner Rechten auf das in seiner Linken gehaltene Buch zeigt. Ueber ihm steht die Ueberschrift:  SC̄S IOhS . — Unter Johannes sollte sich der *heilige Bartholomäus* befinden. Diesen verdeckt indessen die auf der Krone des Dukas befindliche, Christus darstellende bogenförmige, emailirte Fläche dermassen, dass bloß die über seinem Haupt befindliche Inschrift so weit sichtbar ist: — ARTHOLOME. — Hinter Jesus ist der Apostel *St. Jakobus* zu sehen, einen in einer Lilie endigenden Stab in seiner Rechten, eine Papierrolle in der Linken haltend. Ueber ihm steht: SC̄S IACOBVS. — Den unter ihm befindlichen *heiligen Thomas* verdeckt die auf der griechischen Krone befindliche und den *Michael Dukas* darstellende Emailfläche, ähnlich wie den Bartholomäus, aber doch nicht ganz in demselben Maasse. Sein Kopf und die darüber befindliche Inschrift SC̄S THOMAS bleiben sichtbar.

Die Emailbilder sind genug unversehrt geblieben; nur der heil. Petrus und der heil. Paulus sind geborsten.

Viel bedeutendere Beschädigungen haben die Bänder erlitten, welche ursprünglich eine gerade Platte gebildet und zuerst — wahrscheinlich — eine rein kirchliche Bestimmung gehabt haben. Sie sind vielleicht an irgend einem Reliquien-Behälter und an das Antipedium eines Altars befestigt gewesen. Von hier mögen sie herabgenommen worden sein, als die Abgesandten des heil. Stefan vom Papst Sylvester eine Krone erbaten (denn — wie ein geistreicher Schriftsteller bemerkt hat — Sylvester hatte keine Kronen-Niederlage, um daraus sogleich eine Krone hergeben zu können), und als sie nun zu einer Krone umgestaltet wurden, mögen sie in Folge der gewaltsamen Umbiegung Verletzungen erlitten haben. An der Stelle, wo die Bänder mit der viereckigen Mittelplatte zusammenstossen, ist jedes derselben geborsten; — ebenso auch in dem zwischen den Emailfeldern befindlichen Mitteltheile. Die geborstenen Theile sind wieder zusammengelöthet, auch von untenher mit kleinen Goldspangen zusammengefasst und hernach, damit die Zusammenlöthung nicht sichtbar sein möge, übergoldet worden.

Alles dies konnte gelegentlich der Herausnahme des Futters



der Krone festgestellt werden. Bei derselben Gelegenheit zeigte sich auch, dass von jedem Bande je ein Apostel abgeschnitten sei, ganz gewiss damals, als die Bänder an den unteren Reif befestigt wurden.

Den unteren Theil der Krone bildet die *griechische* oder *Dukas'sche Krone*, an welche die vier emailirten Goldbänder der St. Stefans-Krone mittels goldener Stifte befestigt sind.

Es leidet keinen Zweifel, dass die Krone des heiligen Stefan auch früher schon, bevor sie noch mit der Krone des Dukas vereinigt worden ist, einen unteren Reif besessen habe; dieser mag aber ein einfacher Goldring gewesen sein, welchen man gern beseitigte, als König Gejza I. die prächtige griechische Krone zum Geschenk erhielt.

Unsere Geschichtschreiber haben die Zeit dieser mit unvergleichlich schönen Emails verzierten Krone, nach den auf derselben befindlichen Inschriften, welche sich (ausser einigen griechischen Heiligen) auf den byzantinischen Kaiser Michael Dukas und dessen Sohn Konstantinos Porphyrogenetos und auf den ungarischen König Gejza I. beziehen, bereits längst festgestellt; ja sie sind sogar im Stande mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auch das Factum anzugeben, welches dem Kaiser Dukas Anlass geboten, den König Gejza mit einem so kostbaren Geschenk auszuzeichnen. Das Factum ist hinreichend bekannt: es ist die Einnahme Belgrads durch die Ungarn im Jahre 1070, bei welcher Gelegenheit der ritterliche Gejza und Ladislaus den griechischen Gefangenen die Freiheit schenkten.

Wie die Krone des heiligen Stefan ist auch diese mit Gestalten in Zellen-Email, mit den Bildern der Kaiser Michael Dukas und seines Sohnes Konstantinos Porphyrogenetos, des Königs Gejza, der Erzengel Gabriel und Michael, und der vier griechischen Heiligen, des heil. Georgios, des heil. Kosmos, des heil. Damianos und des heil. Demetrios, und mit emailirten Schuppen verziert. Diese unvergleichlich schönen Denkmäler byzantinischer Kunst sind in wunderbarer Unversehrtheit erhalten worden. Die Zeichnung, der Farbenton und die Technik der Emails stimmen vollständig mit

jenen emailirten Flächen überein, welche aus der Krone des Kaisers Konstantinos Monomachos (1042—54) stammen und, infolge unbekannter Umstände nach Ungarn gelangt, in den fünfziger Jahren zu Neutra-Ivánka in der Erde gefunden worden sind und gegenwärtig einen der schönsten Kunstschatze unseres National-Museums bilden. Aber die Emails der Dukas-Krone sind viel vollkommener, viel schöner, viel feiner und viel unversehrter erhalten, als sowohl die auf den Flächen der Krone des Konstantinos Monomachos, wie auch die auf der Krone des heil. Stefan befindlichen.

Die Krone des Dukas besteht aus zwei Theilen: aus dem Stirntheil oder dem eigentlichen Diadem und aus den aus demselben emporragenden Platten.

Von den das Diadem krönenden Platten, deren Rand mit Goldkornreihen eingefasst ist, sind nur die beiden grössten mit emailirten Gestalten geschmückt: die vorderste und die hinterste; die übrigen Platten sind einfach mit emailirten Schuppen verziert. Die vorn stehende halbkreisförmige Platte stellt *Christus* dar, welcher, die Art des Segens und die bei seinem Haupt befindlichen Inschriften ausgenommen, im Allgemeinen dem auf der St. Stefanskronen befindlichen Christusbild entspricht. Er sitzt auch hier, wie dort, auf einem Throne, das Haupt von einem kreuzförmigen Glorienschein umgeben, erhebt seine Rechte, jedoch auf griechische Weise, zum Segen, und hält in seiner Linken ein Buch. Rechts befindet sich in glattem goldenen Felde in einem emailirten Kreis die Inschrift IC = *Ihêsos*, links die Inschrift XC = *Christos* und auf beiden Seiten je eine Cypresse.

Die hintere, ebenfalls halbkreisförmige emailirte Fläche zeigt das Brustbild des Kaisers *Michael Dukas* im Herrscherkostüm seiner Zeit. Er hat auf dem Haupt eine geschlossene Krone und eine Gloriole, in der Rechten ein Labarum, an der Seite die Inschrift:  $MI|X(a\gamma\lambda)|EN|X(\rho:\sigma\tau)|\omega|HHC|TO|C|BACI|AEY'(\varsigma)|Po-|MAI|\omega|N|\Delta SK(a\varsigma) = \text{Michael Dukas an Christum glaubender Kaiser der Römer.}$

Ausser diesen beiden Platten ragen an jeder Seite des Christusbildes noch je vier dreieckige und halbkreisförmige, dunkelblau



und dunkelgrün colorirte, mit emallirten Schuppen bedeckte Flächen aus dem Diadem empor, in der Weise, dass an jeder Seite je zwei dreieckige und ebensoviele halbkreisförmige in alternirender Reihenfolge stehen. Die Reihenfolge beginnen an beiden Seiten des Christus die dreieckigen Flächen.

Erst als im Laufe der Untersuchung das Futter der Krone entfernt wurde, erkannte man, mit welcher unvergleichlichen Emailgattung diese Flächen geschmückt sind. Es ist dies das *durchsichtige, vom Licht vollständig durchdrungene Email* (émail à jour appliqué), welches ohne jede Metallunterlage einfach in die Goldrahmen eingefasst ist. Das Geheimniss der Bereitung dieser bewunderungswerthen Emailgattung ist später gänzlich verloren gegangen und wir haben blos aus einer Angabe der Kunstgeschichte so viel gewusst, dass ein berühmter Künstler des XVI. Jahrhunderts das Geheimniss seiner Technik noch besessen habe. Aber die Kunstgeschichte hat bisher kein einziges derartiges Kunstdenkmal aufzuweisen vermocht. Erst seit den letzten Weltausstellungen wissen wir, dass die Chinesen und Japanesen diese Technik noch immer kennen und mit ausserordentlicher Geschicklichkeit handhaben.

An jeder der emallirten Platten ist je ein Edelstein befestigt.

Diese hat — ebenso wie die am unteren Reife befindlichen Edelsteine — Dr. J. A. KRENNER untersucht. Die an den Platten befestigten Steine sind durchbohrt, auf je einen aus der betreffenden Platte hervorstehenden goldenen Dorn aufgezogen und sodann mit je einer kleinen goldenen Schraube daran befestigt. Die Schrauben sind einfach, ohne allen Zierrat, nur eine einzige, welche im XVII. Jahrhundert verfertigt wurde, bildet eine kleine Blume aus durchsichtigem Email, mit rother Narbe und grünen, blauen und rothen Blumenblättern. Die Reihenfolge der Edelsteine ist die nachstehende: über dem Christus ein *Amethyst*, über der rechts daneben befindlichen Platte ein *Saphir*, mit der eben beschriebenen Schraube befestigt, darauf folgt ein lichter *Rubin*, auf diesen ein lichter *Saphir* und schliesslich eine *Perle*. Links vom Christus folgen die Edelsteine in derselben Reihenfolge aufeinander. Die

den Kaiser Dukas darstellende emailirte Platte ist mit einer *Perle* geschmückt.

Der das Diadem bildende Goldreif, dessen unterer wie oberer Rand mit einer zwischen Goldkörnern dahinlaufenden Perlenreihe geschmückt ist, wird durch Goldkörnerreihen in 16 Felder getheilt. Jedes der Felder wird abwechselnd durch einen Edelstein und eine emailirte Figur (die Erzengel Michael und Gabriel, vier griechische Heilige, König Gejza I. und Konstantinos Porphyrogenetos) eingenommen. Der zwischen den Edelsteinen und Emailfeldern befindliche Raum ist leer, stellenweise mit starken Kratzungen, welche wahrscheinlich von Unachtsamkeit bei Gelegenheit der Reinigung der Krone herrühren.

Im vordersten Feld gleich unterhalb des Christus, sowie im hintersten unterhalb des Dukas ist je ein grosser *Saphir* zu sehen. Der hintere Saphir ist von riesiger Grösse, spitz zugeschliffen, und schöner als alle übrigen. Er stammt aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts; damals wurde derselbe in die Krone befestigt.

Vom vordersten Feld rechts folgt das Emailbild des Erzengels Michael mit dieser Inschrift zur Seite:  $ΘΑΡΧ(αρχελοσ) ΜΙΧ(αηλ)$ .

Neben diesen ist im dritten Feld ein dunkler *Granat*, im vierten Feld der *heilige Georg* mit der Inschrift  $ΘΓΕΘΡΓΓΙΘΣ$ , im fünften Feld ein *Saphir*, im sechsten der *heilige Kosmas* mit der Inschrift  $ΘΚΘCMAC$ , im siebenten ein dunkler, durchsichtiger, edler *Ophit* zu sehen. Das achte Feld nimmt ein bärtiger gekrönter Mann ein, in der Rechten einen vierzinkigen Zepter, in der Linken ein Schwert haltend. Die neben ihm befindliche Inschrift:  $ΓΕωΒΙΤΖ Δ' (= Γεσπογης) ΜΗCTOC KPAHC TOYPKAC =$  Gyövícs, rechtläubiger Herrscher, König Turkias, — zeigt, dass diese Figur den ungarischen König Gejza I. (1074 bis 1077) vorstellt. \*

\* Einige von den älteren Beschreibern der Krone (so z. B. Josef Török) haben den Namen ΓΕωΒΙΤΖ «Ge(z)ovics» gelesen und als «Geza's Sohn» erklärt. Nach ihrer Meinung hätte nicht Gejza I., sondern ein Sohn desselben (Koloman oder Almos) von Dukas die Krone erhalten. Dieser gezwungenen Hypothese gegenüber genügt es zu bemerken, dass bei einem mit so ausser-



Vom ersten Feld links ist der Erzengel *Gabriel* dargestellt mit der Inschrift: *OAP|X(αγγελος) I'ABPI|HA* zur Seite. In den folgenden Feldern wechseln, ebenso wie wir oben gesehen haben, Edelsteine, welche mit den auf den rechtseitigen Feldern befindlichen correspondiren, und Heiligenbilder mit einander ab, und zwar sieht man neben dem Erzengel *Gabriel* im dritten Feld einen dunkeln *Granat*, im vierten den *heiligen Demetrius* mit der Inschrift *O|J|M|H T|P|I O|C*, im fünften einen *Saphir*, im sechsten den *heiligen Damianus* mit der Inschrift *O|J|A|M|I|A|N|O|C*, im siebenten einen durchsichtigen dunklen edlen *Ophit*, und endlich im achten Feld, correspondirend mit dem Brustbild des Königs *Gejza I.*, einen gekrönten jungen Mann, *Dukas' Sohn, Konstantinos Porphyrogenetos*, mit einem Labarum in der Rechten, einer Papierrolle in der Linken. Daneben die Inschrift: *KON(σταντινος) BA|CI|AE|YC|Pω|MAI|ωN|O|HOP|ΦYPO|I|H N H|TOC|*.

Von der unteren Krone hängen zu beiden Seiten und hinten, an ihren Enden mit je 3 Edelsteinen (im Ganzen 18 Almadinen, 4 Saphiren, 2 Granaten, 1 Korund und 1 Türkis = 26 Edelsteinen, einer fehlt) geschmückte 10—13  $\frac{c}{m}$  lange goldene Ketten herab. Die hinterste, welche unter dem unterhalb des Bildes des *Dukas* befindlichen *Saphir* herabhängt, ist 10  $\frac{c}{m}$  lang und hat an ihrem

ordentlicher *Sorgfalt* gearbeiteten Geschenk, wie es die Krone des *Dukas* ist, die Weglassung eines oder gar zweier Buchstaben (z und j) aus dem Namen des Beschenkten ein wenig auffallend wäre. Und was hätte ferner die slavische Form (*Gezovics* — *Gezowitsch*) hier zu suchen? *FEWBITZ* ist «*Gyeovics*» (*Djeowitsch*) oder vielleicht «*Gyövics*» (*Djoewitsch*) zu lesen. Und dies ist nichts anderes als die vollere Form des Namens «*Géza*» oder «*Gejza*» (*Gyeovicsa* — *Djewitscha* und *Gyeviza* — *Djewisa*), welcher im Laufe des XII. Jahrhunderts schon ausnahmslos in der abgeschliffeneren Form «*Geyesa*» «*Geisa*» und «*Geyza*» vorkommt. Dass die vollere Form dieses Namens wirklich «*Gyeovicsa*» und «*Gyevisa*» gewesen, geht schon daraus hervor, dass die deutschen Chronikenschreiber den Namen des Herzogs *Gejza* (972—997) «*Dewiz*» (*Gyeovics* — *Djewitsch*) schreiben und ferner auch der Name des Königs *Gejza I.* auf einigen Münzen in der Form «*Geuca*» (*Gyeovicsa* — *Djeutscha* oder *Gyeovicsa* — *Djeütscha*) vorkommt, was nach dem Zeugniß der Sprachgesetze ebenfalls auf «*Gyeovicsa*» (*Djewitscha*) als voraufgehende Form hindeutet.

Ende zwei geborstene Granaten und einen lichtfarbenen durchbohrten Korund. Zu beiden Seiten hängen je vier Ketten unter dem im rechts- und linksseitigen fünften Feld befindlichen Saphir herab. Von den rechtsseitigen Ketten hat die erste 11  $\frac{c}{m}$  Länge und 3 Almadine am Ende; die zweite 13  $\frac{c}{m}$  Länge, 1 Almadin und 2 Saphire am Ende; die dritte 12·5  $\frac{c}{m}$  Länge und 2 Almadine am Ende (der dritte Edelstein fehlt); die vierte 10  $\frac{c}{m}$  Länge, 2 Almadine und 1 grünen Türkis am Ende. In der linksseitigen Kettengruppe hat die erste 12  $\frac{c}{m}$  Länge und 3 geborstene Almadine am Ende; die zweite 12·3  $\frac{c}{m}$  Länge, mit 1 Almadin und 2 Saphiren am Ende; die dritte 11·2  $\frac{c}{m}$  und die vierte mit 11·5  $\frac{c}{m}$  Länge, jede mit 3 Almadinen am Ende.

Die übrigen königlichen Insignien, welche die Commission ebenfalls untersucht hat, nämlich: der mit einem Krystallknopf versehene Zepter, der mit dem Wappen der Anjou geschmückte goldene Reichsapfel, der Krönungsmantel und das nicht über das XVI. Jahrhundert zurückreichende Schwert, sind in Bock's Werk, wie auch in anderen bekannten Abbildungen genug treu wiedergegeben.

---



## DIE MITTELALTERLICHEN KUNSTDENKMALE BARTFELDS.

Bartfeld, heute ein ziemlich unbedeutendes Städtchen in Oberungarn, war eine der ersten königlichen Freistädte Ungarns und spielte, vermöge seiner topographischen Lage, eine bedeutende Rolle in der Geschichte unseres Vaterlandes.

Professor VICTOR MYSKOVSKY machte sich an die gewiss nicht undankbare Arbeit, die Kunstdenkmale seines Geburtsortes der Vergessenheit zu entreissen und die Geschichte derselben der Nachwelt zu übergeben. Der erste Band der diesbezüglichen Arbeit — ein stattlicher Quartband von 146 Seiten — ist erschienen; \* derselbe enthält die archäologische Beschreibung der Pfarrkirche zu St. Egidius.

Bartfeld verdankt seine Entstehung dem Cisterciaten-Orden; jedoch, wann und durch wen die Bartfelder Cisterciaten-Abtei gegründet wurde, ist bis jetzt noch nicht ermittelt worden. Soviel aber steht fest, dass die Abtei schon zu Anfang des XIII. Jahrhunderts existirte, denn die älteste hierauf bezügliche Urkunde stammt aus dem Jahre 1247. Auch das unterliegt kaum einem Zweifel, dass die in diesem Documente angegebene Kirche *nicht* die gegenwärtige Pfarrkirche sein kann; denn in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts wurde in Ungarn durchgehend der rundbogige romanische Stil angewendet, während die jetzige Pfarrkirche den Stempel des ausgebildeten, ja sogar hie und da schon entarteten spät-gothischen Stils an sich trägt.

Die Abteikirche scheint also, nachdem die Cisterciaten dieselbe verlassen hatten, wenn auch nicht zu Grunde gegangen, so doch wenigstens in der jetzigen Kirche aufgegangen zu sein. Und zwar

\* Monumenta Hungariae Archaeologica. Vol. IV. Pars I. Bártfa közép kori műemlékai. (Die mittelalterlichen Kunstdenkmale Bartfelds von Victor Myskovsky.) Mit neun photographischen Tafeln und zahlreichen Holzschnitten. Budapest 1879. Verlag der ungarischen Academie.

scheinen die Cisterceiten im Jahre 1300 nicht mehr die Abtei besessen zu haben, denn gleich zu Anfang des XIV. Jahrhunderts gehört Kaproncza, das früher ein Besitzthum der Cisterceiten war, schon der Familie Izbugyay; ferner spricht König Karl Robert im Jahre 1320 in seiner, auf die Gründung der Stadt selbst bezüglichen Urkunde nicht mehr von Cisterceiten, sondern von weltlichen Geistlichen, von den «plebani» der Kirche.

Der älteste Bestandtheil der gegenwärtigen Pfarrkirche ist das gegen Ende des XIII. Jahrhunderts erbaute Hauptschiff mit seinen Seitenschiffen und der untere Theil des Thurmes. In der Mitte des XV. Jahrhunderts wurden an der Kirche grosse Veränderungen vorgenommen, denn die sich mehrende Bevölkerung der Stadt bedurfte einer grösseren Kirche. Im Jahre 1448 ward das Sanctuarium verlängert und um dieselbe Zeit wurden die drei Seitencapellen und der südliche Zubau ausgeführt.

Im Jahre 1486 wurde die Vergrösserung und Renovirung der Kirche fortgesetzt und im Jahre 1496 mit der vollständigen Auf- führung des Thurmes beendet.

Nun können wir unter Führung unseres Verfassers an die Aufzählung und kurze Charakterisirung der einzelnen Bestandtheile der Kirche gehen.

Das Sanctuarium wird durch drei Seiten eines regelmässigen Octogons geschlossen, wie dies im XV. Jahrhundert bei allen ungarischen Kirchen üblich war; das Spitzbogengewölbe ruht auf Wandpilastern, die in den Ecken des Sanctuariums stehen und mit fünf Seiten ihres Octogons aus der Wand hervorragen. Das Sanctuarium wird durch Spitzbogenfenster von bedeutender Dimension hell erleuchtet.

Das Sanctuarium liegt um eine Stufe höher als das Presbyterium und dieses wieder um eine höher als das Hauptschiff. Das Sanctuarium wird vom Presbyterium durch ein zierliches Steingeländer getrennt, das bei Ertheilung des heiligen Abendmahles als Schranken benutzt wird, wobei dann die beiden Thüren desselben abgesperrt werden.

In die Sacristei, die mit dem Sanctuarium zu gleicher Zeit (1448) erbaut wurde, gelangt man aus diesem durch die an dessen Nordseite gelegene Thüre. Die ursprüngliche Sacristei ist jetzt in zwei Räume getheilt, deren einer im Winter geheizt werden kann.

Das Mittelschiff wird durch zwei Pfeilerreihen von den Seitenschiffen getrennt, und zwar enthält die nördliche Reihe drei, die südliche — wegen des Thurmes — nur zwei Pfeiler, die aus Quadersteinen gebaut sind. Bemerkenswerth ist hieran, dass die Profile der einen Meter hohen Sockel von einander verschieden sind. Charakteristisch ist die Unregelmässigkeit im Bau des Hauptschiffes und Sanctuariums. Da nämlich die südlichen Pfeiler um



einen Meter näher zum Triumphbogen stehen, und da ferner das erste Intercolumnium der Pfeiler 4, das zweite schon 6·5 Meter beträgt, so können auch die Travées des Gewölbes nicht gleich und die Richtung der Transversalrippen, welche die einander gegenüberstehenden Pfeiler verbinden, nicht senkrecht auf die Achse des Schiffes sein. Eine ähnliche Unregelmässigkeit kommt beim Sanctuarium vor. Die Achse desselben fällt nicht in eine gerade Linie mit der Achse des Hauptschiffes, ferner bildet die südliche Wand desselben nicht die Verlängerung der südlichen Pfeilerreihe des Hauptschiffes, sondern sie bildet einen stumpfen Winkel mit derselben, so dass das Sanctuarium beim Altar schmaler ist als am Hauptschiffe. Solche Unregelmässigkeiten kommen übrigens auch bei grösseren mittelalterlichen Kunstdenkmalen vor.

Die Capitale der Wandpilaster sind meistens mit Wappenschildern geziert. Der erste Pilaster der nördlichen Reihe, vom Sanctuarium an gerechnet, ist mit dem gespaltenen Wappen Ungarns, der zweite mit dem Böhmens, der dritte wieder mit dem ungetheilten Wappen Ungarns geschmückt; am Capitale des ersten Pilasters der südlichen Reihe finden wir wieder das doppelte Kreuz aus Ungarns Wappen, der zweite trägt das Wappen der Stadt Bartfeld; zwei schwebende Engel halten den Wappenschild, in dessen oberem blauen Felde die gekreuzten Beile, eine Krone und Lilie, im unteren rothen Felde aber die vier Silberstreifen aus Ungarns Wappen enthalten sind. Das dritte Pilastercapital wird durch eine Console ersetzt, die die Gestalt eines Mannes darstellt, wahrscheinlich die eines Baumeisters; darauf deutet nicht nur das Symbol des Meisters, sondern auch seine Kleidung, welche die Mode der Baumeister aus dem Ende des XV. und Anfang des XVI. Jahrhunderts darstellt. Vielleicht steht hier das Brustbild des Magister Nicolaus lapicida vor uns, von dem wir mit Sicherheit wissen, dass er im Jahre 1494 an der Renovirung der Kirche theil nahm.

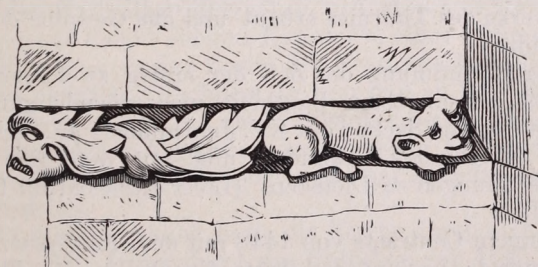
Das ursprüngliche Spitzbogengewölbe des Hauptschiffes war höher als das jetzige, das wahrscheinlich aus dem Ende des XV. oder Anfang des XVI. Jahrhunderts stammt. Hingegen besitzen die Seitenschiffe noch ihre ursprünglichen Spitzbogengewölbe aus dem XIV. Jahrhundert.

Da die Wände der Kirche aus gewöhnlichem Bruchstein bestehen und die Dicke derselben dem Seitendrucke des Spitzbogengewölbes durchaus nicht entspricht, so wurden schon zu Anfang des XVI. Jahrhunderts an die nördliche Seite der Kirche mächtige Stützpfeiler angebracht und die Längenzwischenwände des Schiffes mittels Eisenbändern aneinander befestigt. Uebrigens ist es wahrscheinlich, dass diese Stützpfeiler schon im XV. Jahrhundert angebracht und 1519 nur renovirt und vergrössert wurden. Zur Befestigung

der südlichen Seite wurden 1482 Seiten-Capellen erbaut, die eine nach St. Andreas, die andere nach St. Maria und die mittlere, über dem Haupteingang, nach St. Elisabeth benannt.

In der Verlängerung des nördlichen Seitenschiffes im Westen befindet sich der Orgelchor, der auf zwei Wand- und drei freien Pfeilern ruht.

In der südwestlichen Ecke der Kirche steht der Thurm, dessen Grundriss ein Quadrat bildet; die Dicke seiner Mauern beträgt 3·4 Meter. Der Thurm wurde jedoch durch das Erdbeben vom 29. Januar 1725 so sehr mitgenommen, dass er abgetragen werden musste, so dass nicht mehr als anderthalb Stockwerke erhalten werden konnten. Dass der Thurm kunstvoll und hoch gebaut war, beweisen die erhaltenen Kunsttheile desselben und die Dicke der Mauern, und ist es höchst wahrscheinlich, dass wenigstens einige Stockwerke des Thurmes mit dem Hauptschiffe zugleich gebaut wurden. Erwähnenswerth ist das Frescogemälde am ersten Stockwerke des Thurmes, das aus dem Jahre 1521 stammt, und die Console an der nordöstlichen Ecke des Thurmes, die in der nachstehenden Zeichnung dargestellt ist.



Die Erbauungsgeschichte der Kirche geben wir nach dem Verfasser in Folgendem, jedoch sehr kurz gefasst, wieder.

Die geschichtlichen Daten über die Cistercioten-Abtei verlieren sich zu Ende des XIII. Jahrhunderts gänzlich, und von nun an wird derselben gar keine Erwähnung mehr gethan. Wohl finden sich Nachrichten von einer kleinen Colonie neben der Abtei, die durch die Ausrodung der Wälder sich immer mehr ausdehnte. Diese neue Colonie schenkte Karl Robert 1312 einem seiner Getreuen, die ihn aus Italien nach Ungarn begleiteten, dem Edlen Laurenz, der durch Aufnahme eines jeden Fremdlings die Colonie stark vermehrte.

In der Urkunde von 1320 nennt Karl Robert die Colonie schon «civitas regia nostra Bardpha» und erlässt er allen Jenen, die sich in Bartfeld niederlassen, auf zehn Jahre die Steuern; nach Ablauf



dieser Frist sind jedoch nach jedem Hausgrund anderthalb ungarische Gulden (fortan  $\frac{1}{4}$  Mark) und die Hälfte des Zehnten dem König, die andere Hälfte dem Stadtpfarrer zu entrichten.

Wenn also im Jahre 1320 ein Stadtpfarrer existirte, so musste Bartfeld auch eine Kirche besitzen und aller Wahrscheinlichkeit nach ist aus der Abteikirche die Pfarrkirche hervorgegangen; darauf deuten auch die grossen Unregelmässigkeiten im Bau derselben. Die Abteikirche mochte — im Verhältniss zur geringen Anzahl der Mönche — eine kleine Kirche in romanischem Stil — wie alle Klosterkirchen im XII. Jahrhundert — mit einem Träger-Plafond gewesen sein; dann — wahrscheinlich nach dem Tatarenzuge — wurde das Hauptschiff mit den Nebenschiffen eingewölbt; die Spuren dieser alten Wölbung sind noch jetzt erkenntlich. Im Anfang des XIV. Jahrhunderts bestand also die Pfarrkirche aus einer Basilika mit drei Schiffen, deren Gewölbe ziemlich niedrig waren, und diese Zeit kann als die erste Epoche in der Erbauungsgeschichte der Kirche betrachtet werden.

Die zweite Epoche beginnt 1352, um welche Zeit Ludwig der Grosse die Stadt mit Mauern zu umgeben und den Thurm der Kirche aufzubauen befahl. Um diese Zeit wurden also zwei bis drei Stockwerke des Thurmes erbaut und das Gewölbe des Hauptschiffes erhöht.

Bei der Bestimmung der Zeit der ersten zwei Epochen war nur der Stil der einzelnen Bautheile massgebend; ganz anders aber verhält sich die Sache vom XV. Jahrhundert an. Hier stehen uns schon zuverlässige Urkunden und auf den Bau sich beziehende Rechnungen zu Diensten. (*Liber Ecclesiarum Hospitalis Sancti Egidii.*)

Nach einem Contracte von 1448 mit dem Kaschauer Magister Nicolaus lapicida beginnt die dritte Epoche in der Erbauungsgeschichte der Kirche. Benannter Baumeister wurde mit der Erbauung des Sanctuariums betraut. In Folge der verfehlten Construction des Sanctuariums aber musste das Gewölbe wahrscheinlich abgetragen werden, was aus einem Briefe des Steinmetzmeisters Jörge an «den vorsichtigen und weysen herrin Richter und Burgern des Stadt Barthpha» hervorgeht. Wie nun dem sei, soviel steht aus den Rechnungen fest, dass das Gewölbe durch den Kaschauer Baumeister Stefan erst 1468 beendet wurde.

Die vierte Epoche, von 1482—1486, fasst in sich die Erbauung der südlich gelegenen und schon benannten drei Capellen, und wird als Baumeister der städtische Baumeister Magister Urbanus genannt. Die hiezu erforderlichen Geldmittel wurden von der Witwe des Stadtrichters Peter Mayer, der Stadtgemeinde und von Einzelnen gespendet.

Laut Urkunden von 1486 und 1487 wurde «Meister Frankin

Stemasek von Anspach» betraut, «am Kirchthurm den übersten Boden zu mauern, die vier Ecke und dy Dachgesims mit gehawen Werkstücken aufführen und machen etc.» «Item (1487) ein Snecker anzuführen auf dem alten Snecken an dem Kirchthurm unserer Pfarrkirche St. Egidii etc.» Da in den Rechnungen der Ausdruck «pro quadratis lapidibus» häufig vorkommt, so ist daraus zu schliessen, dass der Thurm wenigstens zum Theil aus gemeisselten Steinen gebaut war. Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Thurm zu Ende des XV. Jahrhunderts vollkommen ausgebaut. Aus einem Protocolle von 1640 geht wieder hervor, dass das Dach zum Theil mit Blech, zum Theil aber mit Kupfer gedeckt war, und zwar in Folge einer wahrscheinlichen Feuersbrunst neu gedeckt.

Erwähnenswerth ist, dass schon 1520 ein geborner Bartfelder, der in einer Urkunde Ludwigs II. von 1525 Magister Crakoviensis genannt wird, die neue Lehre Luther's in Bartfeld verkündete. Ihm folgte 1530—1535 Esaias Lang und diesem Leonhard Stöckel, ein Schüler Melanchthon's. Um diese Zeit ging die Kirche in den Besitz der Evangelischen A. B. über und verblieb denselben bis 22. Mai 1672. Aus dieser Zeit stammen die Betstühle und Epitaphien im Renaissance-Stil. Im Jahre 1672 wurde die Kirche wieder den Katholiken übergeben, jedoch schon 1682 übergab sie wieder — auf Befehl Johann Kapossy's, eines Führers des Tökölyschen Heeres — in den Besitz der Evangelischen, die sie bis 1686 ihr eigen nannten. Nachdem sie von nun an bis 1705 den Katholiken gehörte, wurde sie am 27. October benannten Jahres wieder den Evangelischen übergeben, jedoch schon 1710 durch den kaiserlichen General Virmond wieder und zwar endgiltig den Katholiken zurückgegeben.

Wie schon erwähnt, hatte die Kirche durch eine Feuersbrunst im Jahre 1640, ferner durch das Erdbeben von 1725, wieder durch eine Feuersbrunst von 1774, am meisten aber durch die jüngste Feuersbrunst von 1878 gelitten. Es ist jedoch ein Glück zu nennen, dass das Gewölbe nicht eingestürzt ist und die in der Kirche sich befindlichen Kunstdenkmale nicht zu Grunde gingen.

Um die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts, nach Beendigung der einzelnen Bautheile der Kirche, machte man sich an die innere Ausschmückung derselben. Gerade aber im XV. und XVI. Jahrhundert gelangte die Stadt zur höchsten Blüte ihres geistigen und materiellen Lebens; kein Wunder daher, dass die Kirche so reich ist an Kunstdenkmälern, wie keine andere unseres Vaterlandes aus dem Mittelalter.

Wir beginnen mit der Beschreibung des Tabernakels, das sich durch seine constructive Einfachheit und die ästhetische Proportionalität seiner Dimensionen auszeichnet. Denn während andere Tabernakel durch ihre Unverhältnissmässigkeit der Länge zum



Querschnitte ihrer Theile ein gewisses Schwächigkeitsgefühl in uns erwecken, so finden wir hier alle Theile proportionirt und zwar nach dem goldenen Schnitt, so dass dieses Kunstwerk auch im Auslande würdige Anerkennung fand. Schade, dass es uns der Raum nicht gestattet, die prächtige Photographie aus dem Divaldischen Atelier in Budapest wiederzugeben. Die Aehnlichkeit dieses Meisterwerkes mit dem Kaschauer Tabernakel und der Umstand, dass der Erbauer des letzteren Stefan Krom heisst, lassen darauf schliessen, dass der obenannte Stephanus Lapidida mit Stefan Krom identisch ist.

Dass die Kirche ursprünglich gemalt war, beweisen die unter der Kalkschichte zum Vorschein kommenden Theile von Gemälden; ferner ist deutlich ausnehmbar, dass die inneren Wände steingrau, die Sockel der Pfeiler und die Säulen bläulichgrau gestrichen und die Capitäle blau und roth bemalt waren. Das älteste Frescogemälde, nur zum Theil enthüllt, ist 4 Meter lang, 2.5 Meter hoch und von einem rothen Streifen eingerahmt; es stellt das letzte Gebet des Herrn im Gethsemane-Garten dar; die Gestalten der schlafenden Apostel Petrus und Johannes, sowie die des betenden Erlösers und schwebenden Engels mit dem Kelche sind in Albrecht Dürer'scher Manier streng correct gezeichnet und die Färbung der Gewänder und der Gesichtstheile noch gut erhalten.

Aber nicht nur im Innern, sondern auch im Aeussern der Kirche findet man Spuren alter Frescogemälde; so sind z. B. am ersten Stockwerke des demolirten Thurmes die Gestalten des heil. Ladislaus, des heil. Stefan und des heil. Emerich, ferner rechts von diesem Gemälde die des grossen Christoph mit dem Jesuskind auf den Schultern noch gut erhalten, auch am äusseren Chorschluss bemerkt man die Geisselung und Kreuzigung des Heilandes in besonders schönen Contouren, jedoch durch die climatischen Einwirkungen sehr verwischt. Alle diese Gemälde wurden wahrscheinlich, der heil. Christoph aber sicher 1521, und zwar letzterer durch Johann Emerici und Johann Krauss ausgeführt.

Die innere Einrichtung der Kirche ist in kunstgeschichtlicher und kunstharchäologischer Hinsicht höchst interessant; so sehr ist hier jede Kunstepoche vertreten, dass man die Entwicklung des Stiles der Kircheneinrichtung in unserem Vaterlande nirgend so gründlich studiren kann als hier. In dieser Beziehung steht die Kirche nicht nur in Ungarn, sondern auch im Auslande einzig da. Sie ist ein wahrhaftiges Museum, und wirklich studirten hier ausgezeichnete Künstler, wie Matejko, Benczur, Gryllevszky u. a. den Charakter der mittelalterlichen und Renaissance-Ornamentik.

Auch in Bezug auf die zwölf gothischen Seitenaltäre steht unsere Kirche in unserem Vaterlande da; höchstens die Leutschauer Kirche kommt ihr gleich, aber auch hier übersteigt

die Zahl der Seitenaltäre nicht zwölf. Die Altäre haben im Allgemeinen die Einrichtung der Flügelaltäre, mit Mittelschrank, Flügel, Predella und durchgehend reichhaltigem architektonischen Aufsatz. Der ursprüngliche Hauptaltar ist zu Grunde gegangen, nur einzelne Theile desselben wurden an den Seitenaltären verwendet; der gegenwärtige Hauptaltar wurde 1651, also zur Zeit, da die Kirche den Protestanten gehörte, verfertigt; er nimmt die ganze Breite des Sanctuariums ein und ist mit der oberen Ornamentation im Renaissance-Stil über 16 Meter hoch. Das grosse Altarbild stellt die Kreuzigung Christi dar und ist 1655 nach einem Kupferstich von Peter Stöckel gemalt; das Original von Rubens befindet sich im Antwerpener Dom. Unter diesem Bild befindet sich ein kleineres, gleichfalls von Stöckel gemalt, es stellt das heilige Abendmal dar. Rechts und links stehen in Halbkreisnischen die kolossalen Statuen der H. Petrus und Paulus.

Erwähnenswerth ist hier auch, dass nach einem Document von 1466 das Hauptbild des ursprünglichen Altars den heil. Egidius darstellte. Die Seitenaltäre sind:

a) *Der Geburt-Christi-Altar*, der grösste und schönste unter allen, steht am Pfeilervorsprung der nördlichen Pfeilerreihe des Langhauses. Die natürliche und lebhaft Composition der Bildergruppen dieses Altars ist bewundernswerth; sowohl die Malerei als auch die Sculptur desselben erinnert an den italienischen Einfluss und aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser Altar ein eigenhändiges Werk eines solchen Meisters, der zwar aus einer deutschen Schule hervorgegangen ist, aber — wie Dürer — auch die italienische Kunst studirte.

b) *Der heil. Kreuz-Altar* steht an dem ersten freistehenden Pfeiler der nördlichen Reihe, hat viel Aehnlichkeit mit dem ersten Altar, ist durch herrliche Schnitzwerke und Tempera-Gemälde auf Goldgrund charakterisirt; wurde wahrscheinlich von ein und demselben Meister wie der erste ausgeführt.

c) *Der Marien-Altar* an der Nordwand des nördlichen Seitenschiffes; durch drei schön geschnitzte Statuen bemerkenswerth, in der Mitte die heil. Maria mit dem Jesuskinde, rechts der Bischof St. Nicolaus de Bari mit schwarzem Barthaar, links der Bischof St. Erasmus mit schon hohem Bischofshut. Auf diesem Altar finden wir dreimal die Jahreszahl 1505: in das Piedestal der Marien-Statue eingeschnitten, hinter dieser mit schwarzer Farbe geschrieben und auf einer Schleife über dem Wappenschild der Stadt, der sich auch auf diesem Altar als Ornamentation befindet.

d) *Der heil. Abendmal-Altar* neben dem Sacramentshäuschen, mit einem künstlich gearbeiteten Eisengitter umgeben, hervorragend durch die grossen Dimensionen seiner Gemälde.

e) *Der heil. Andreas-Altar* in der Andreas-Capelle, einer der



ältesten Altäre, dessen Meister der altdeutschen Schule angehört; da aber die Andreas-Capelle erst 1486 vollendet wurde, so ist es höchst wahrscheinlich, dass dieser Altar sich in der Kirche selbst befinden haben mag. In den fünfziger Jahren wurde in der Andreas-Capelle das heil. Grab untergebracht, in Folge dessen man zu dem Altar nicht mehr gelangen kann und er wohl auch nicht mehr gebraucht wird.

f) *Der heil. Marien-Altar* in der Marien-Capelle; besonders zu erwähnen die schön ausgeführte Statue der heil. Maria mit dem Jesuskind, ferner die meisterhaft geschnitzten Basreliefs auf den Altarflügeln, wodurch er eine Aehnlichkeit mit dem Leutschauer Hauptaltar und den St. Barbara-Altar in Neusohl hat. Auch ist zu erwähnen, dass die Erbauungszeit dieses Altars durch ein in Rom 1463 ausgestelltes Indulgenzschreiben festgestellt ist.

g) *Der Ecce-Homo-Altar* an der östlichen Schlusswand des nördlichen Seitenschiffes; berühmt wegen der meisterhaft geschnitzten Ecce-Homo-Statue des Heilandes in natürlicher Grösse, deren Ausführung ausgezeichnete anatomische Kenntnisse des Meisters bekundet.

h) *Der Mater-Dolorosa-Altar* an der Nordwand des nördlichen Seitenschiffes, tüchtige Gesellenarbeit; leider wurden die Gemälde in den fünfziger Jahren schauderhaft renovirt, so dass dieselben jetzt nicht den mindesten Werth besitzen.

i) *Der heil. Apollonia-Altar* lehnt sich an den zweiten Pfeiler des Nordschiffes mit schönen Tempera-Gemälden.

k) *Der heil. Marien- oder Mutter-Gottes-Altar* am zweiten Pfeiler des Südschiffes, tüchtige Gesellenarbeit.

l) *Der heil. Elisabeth-Altar* in der Elisabeth-Capelle oberhalb des Haupteinganges; die Sculpturarbeiten nett, aber die Malerei nicht besonders.

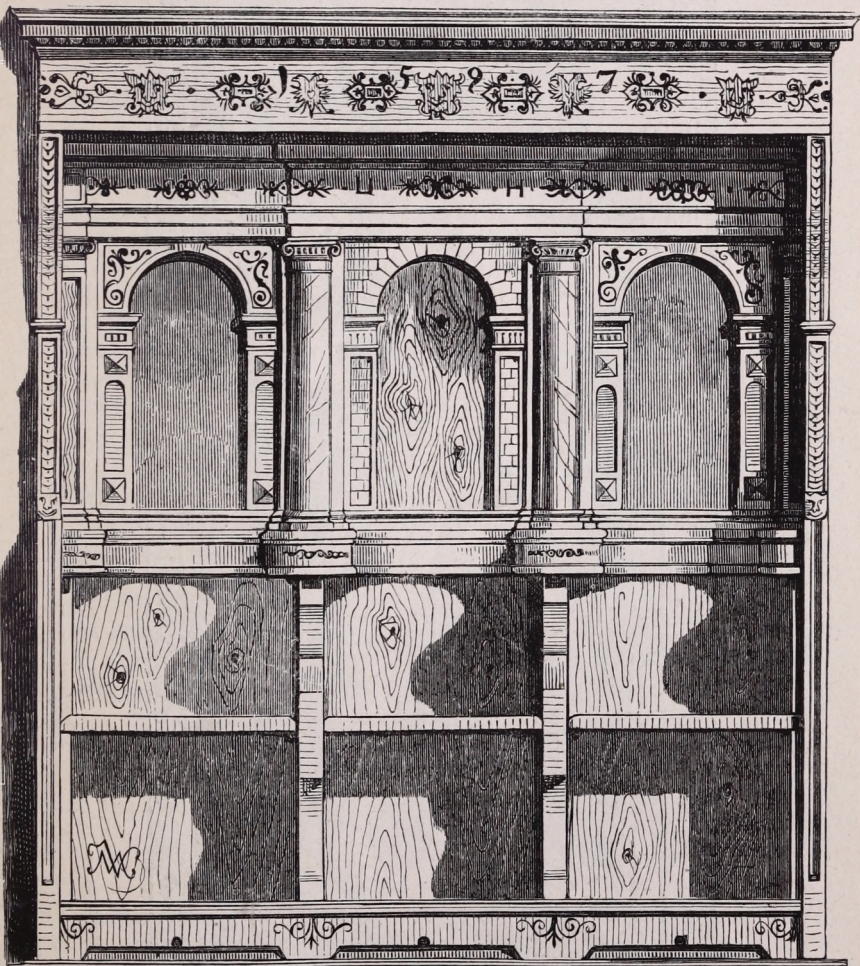
m) *Der St. Barbara-Altar* in der Capelle oberhalb der Sacristei ist so wie der Elisabeth-Altar nicht mehr im Gebrauch, aber besser conservirt als jener.

Nach Beschreibung der Altäre macht Verfasser einen kurzen Vergleich zwischen diesen und den Altären der Leutschauer und Neusohler Kirchen.

*Das Tempelkreuz* ist ein wirkliches Meisterwerk und nicht nur wegen seiner Grösse, sondern auch wegen der kunstvollen Ausführung ein seltenes Stück mittelalterlicher Sculptur. Es ist 8 Meter hoch, der obere Kreuzbalken 5 Meter lang, die Grösse des am Kreuze hängenden Erlösers beträgt 3·5 Meter. Die Proportionalität der einzelnen Körpertheile, sowie die Musculatur ist naturgetreu ausgeführt und frei von dem Fehler übertriebener Markirtheit, wodurch der Körper eine gewisse Ausgedorrtheit zeigt, ein Fehler der alten deutschen Schule. Rechts und links vom Kreuz



stehen die Statuen der heil. Maria und des Johannes und die zwei Missethäter auf T-förmigen Kreuzen, die ausgereckten Hände nach rückwärts gebogen, die Füße gebrochen und auf ihren Gesichtern der Ausdruck des schrecklichen Todeskampfes; trotz dieser Verunstaltung der Körper ist jedoch die Musculatur meisterhaft ausgeführt.



Die grosse Aehnlichkeit der Gestalten auf dem Triumphbalken mit dem Geburt-Christi-Altar und dem heil. Kreuz-Altar, ferner die Aehnlichkeit der Statue des heil. Johannes mit dem vom



Hauptaltar erhaltenen Johannes lassen darauf schliessen, dass alle diese Arbeiten Werke eines Meisters und zwar aus dem Jahre



1466 sind. Auch unterliegt es keinem Zweifel, dass, wenn wir auch nicht annehmen dürfen, dass dies Werke des Krakauer Meisters

Vid Stoss sind, unser Meister den berühmten Krakauer Meister tüchtig studirt und nachgeahmt hat.

Eines der ältesten Kunstdenkmale ist der aus Bronze gegossene Taufstein in der Form eines Kelches. Die äussere Fläche ist in Zonen getheilt: auf der obersten schmalen steht in Minuskelschrift folgende Inschrift: Johannes batizavit in aqua nos autem baptizemus in nomine domini amen † hilf got Maria † herof amen. Auf der mittleren Zone befinden sich Basreliefs.

Kunstreich gearbeitet sind auch die Chorstühle im gothischen, Uebergangs- und Renaissance-Stil; aus vorstehendem Bilde können wir uns eine Vorstellung machen von dem Fleiss, mit welchem diese Stühle verfertigt wurden.

In der St. Katharinen-Capelle oberhalb der Sacristei befindet sich ein meisterhaft ausgeführter Bücherschrank, dessen wir auch nicht vergessen dürfen.

Aus vorstehender Zeichnung (das Grabmal Georg Serédy's von 1557, eines Getreuen Ferdinands I.) können wir uns wieder eine Vorstellung von den Grabmälern und Gedenktafeln machen, die in der Kirche untergebracht sind; alle können Kunstwerke genannt werden. Nicht minder kunstvoll gearbeitet sind die kirchlichen Gefässe, Leuchter und Messgewänder, woran die Kirche sehr reich ist.

Zuletzt — auch als zur Kirche gehörend — beschreibt Verfasser die Glocken, die in einer Campanille untergebracht sind.

Zwar kann dieses Werk den Henszlmann'schen kunsthistorischen Werken nicht zur Seite gestellt werden, da wir hier historische Resultate nur äusserst spärlich finden und der Verfasser sich im Grunde nur auf die Beschreibung der Kunstwerke beschränkt. Trotzdem und trotz mancher Mängel im Einzelnen ist die Arbeit nicht zu unterschätzen, da sie jedenfalls ein werthvoller Beitrag zur Kunstgeschichte unseres Vaterlandes ist.

---



## FRANZ PULSZKY'S MEMOIREN. \*

Die Regierung Franz I. bedeutete einen Wendepunkt in dem Leben der ungarischen Nation; vor ihm hatte dieselbe Schritt gehalten mit der europäischen Civilisation, unter Maria Theresia war der Bauer durch Einführung des Urbariums viel besser daran, als der grösste Theil französischer und deutscher Landleute, die Bildung der Mittelclassen war im Zunehmen begriffen, die Aristokratie las und lernte die Lehren der Encyklopädisten, der Geist der Neuzeit drang herüber und erstarkte unter der Regierung Josef's und Leopold's und das geistige Leben der Nation blieb im Zusammenhang mit der Entwicklung der Nationen des Westens. In den Reden des 1790er Landtags erkennen wir die Wirkung, die von den Ideen der französischen Revolution ausgegangen war, das fieberhafte Pulsiren des neueren Lebens lässt uns voraus ahnen, dass die alte Feudalherrschaft des ungarischen Adels dem Sturze nahe sei, der Landtag wird fast zum Convent, die Comitate machen es den Marseillern nach und senden Bänderien nach Ofen, angeblich zur Bewachung der h. Krone, in der That aber zur Verfügung des Landtages. Man sollte glauben, das Land stehe an der Schwelle einer grossartigen Umgestaltung und siehe, zehn Jahre später ist alles stumm, ein tiefer Schlaf hat die fieberhafte Bewegung abgelöst, die Macht der Reaction greift immer mehr um sich, das intellectuelle Leben ist unterdrückt, die Literatur feiert und diese Apathie währt volle fünf und zwanzig Jahre lang. Erst die Ereignisse des Jahres 1823 sind im Stande, die Nation aus diesem dumpfen Schlaf zu erwecken, doch haben zu dieser Frist Aristokratie, Prälaten und Beamtenthum ihren nationalen Charakter bereits verloren, sie verstehen kaum mehr ungarisch und mit ihrer ehemaligen Führerrolle ist es aus und vorbei. Ein Theil der gesunderen Mittelclassen greift wohl die liberalen Ideen der Neuzeit auf, doch ohne alle Hoffnung auf Erfolg. Und während ganz Europa mit Riesenschritten vorwärts eilt, bleibt Ungarn zu dieser Frist allein zurück, Dank der Regierung Franz I., unter dem der nationale Charakter verkümmerte und der jede hochstrebende Hoffnung zu ertödteten verstand. Franz begnügte sich nicht mit der Bekämpfung der französischen Republik, er erklärte auch den Ideen und selbst der Wissenschaft, die diese Ideen verbreitete, den Krieg. Seine Unterthanen sollten gute Bürger und keine Gelehrten sein. Der Krämer bleibe bei seiner Elle, der Schuster bei seinem Leisten, der Bauer beim Pflug. Die Lehren, die wir in den Werken De Maistre's, Bonald's, Haller's und Adam Müller's entwickelt finden, sie waren schon in den ersten Regierungsjahren Franz'

\* *Életem és korom* (Mein Leben und meine Zeit) von Franz Pulszky. Budapest, Moritz Rath, 1880. Erster Band.

zu leitenden Ideen erhoben worden, nur dass Franz nicht, gleich diesen Schriftstellern, die reactionäre Richtung mit der ultramontanen Doctrin identificirte und die Hoheitsrechte der Krone der Unabhängigkeit der Kirche nicht unterordnen liess.

Denn gleich dem französischen Convent erschien auch ihm die Schreckensherrschaft nothwendig. Deshalb unterdrückte er auch consequent und gewaltsam den Liberalismus, liess in Wien HEBENSTREIT und alle Jene, die die revolutionären Ideen von den Menschenrechten verbreiteten, enthaupten und wüthete in nicht geringerem Maasse in Ungarn gegen MARTINOVICS und Genossen, unter denen sich die Hauptfactoren der ungarischen Literatur befanden. Die Hinrichtung von sieben und die Einkerkierung von dreissig Patrioten übte eine niederschmetternde Wirkung auf die Action aus, das geistige Leben stockte für lange Zeit, politische Discussionen verstummten sogar in Privatzirkeln, jede ernstere Richtung erweckte Verdacht, der nur durch Leichtsinn und Genusssucht eingeschläfert werden konnte. In consequenter Durchführung seiner Regierungsprincipien beseitigte Franz allerorten die hervorragenden Männer, nur die Mittelmässigkeit konnte unter ihm auf Aemter und Bisthümer Anspruch erheben, jeder Mann der Wissenschaft und in Oesterreich sogar jedermann, der nicht den trivialen Wiener Dialect sprach, wurde für gefährlich gehalten; kein Officier konnte auf Avancement rechnen, in dessen Conduiteliste es verzeichnet stand, dass er gern lese und das ganze Land war von einem Netz geheimer Angeber umstellt. Selbst die Brüder des Herrschers waren diesem Spionagesystem unterworfen, da sich die Eifersucht des Monarchen gegen jede hervorragendere Persönlichkeit kehrte und nur bei Erzherzog Ludwig eine Ausnahme machte.

Ein halbes Jahrhundert lang und darüber währte die Herrschaft dieser culturfeindlichen Principien, denn nach Franz' Tode behielt Erzherzog Ludwig diese Regierungstraditionen bei, bis endlich im Jahr 1848 die unterdrückten Ideen unverhofft zum Ausbruch und zum Siege kamen und sich trotz späterer Unterdrückungen immer wieder und in geläuterter Gestalt zur Geltung emporrangen. «Das ist die Epoche, in der ich gelebt und gewirkt, in der ich in Berührung gestanden mit den Besten der Nation auf dem Felde der Wissenschaft, der Literatur und der Politik, selbst theilnehmend an den Bewegungen, die sich bald unter meinen Augen entwickeln sollten,» ruft FRANZ PULSZKY am Schlusse der Einleitung aus, die er dem ersten Bande seiner soeben erschienenen Memoiren voranschickt.

## I.

Einen besseren Schilderer hätte diese nicht nur für Ungarn und dessen Schwesterstaat hochwichtige Epoche kaum finden können, als eben Franz Pulszky, den gegenwärtigen Director des Nationalmuseums zu Budapest und Generalinspector der ungarländischen Denkmäler und Alterthümer. Franz Pulszky wurde am 17. September 1814 in Eperies geboren, wo seine Familie seit einem Jahrhundert ansässig war. Einer Familientradition



## FRANZ PULSZKY'S MEMOIREN. \*

Die Regierung Franz I. bedeutete einen Wendepunkt in dem Leben der ungarischen Nation; vor ihm hatte dieselbe Schritt gehalten mit der europäischen Civilisation, unter Maria Theresia war der Bauer durch Einführung des Urbariums viel besser daran, als der grösste Theil französischer und deutscher Landleute, die Bildung der Mittelclassen war im Zunehmen begriffen, die Aristokratie las und lernte die Lehren der Encyklopädisten, der Geist der Neuzeit drang herüber und erstarkte unter der Regierung Josef's und Leopold's und das geistige Leben der Nation blieb im Zusammenhang mit der Entwicklung der Nationen des Westens. In den Reden des 1790er Landtags erkennen wir die Wirkung, die von den Ideen der französischen Revolution ausgegangen war, das fieberhafte Pulsiren des neueren Lebens lässt uns voraus ahnen, dass die alte Feudalherrschaft des ungarischen Adels dem Sturze nahe sei, der Landtag wird fast zum Convent, die Comitate machen es den Marseillern nach und senden Bänderien nach Ofen, angeblich zur Bewachung der h. Krone, in der That aber zur Verfügung des Landtages. Man sollte glauben, das Land stehe an der Schwelle einer grossartigen Umgestaltung und siehe, zehn Jahre später ist alles stumm, ein tiefer Schlaf hat die fieberhafte Bewegung abgelöst, die Macht der Reaction greift immer mehr um sich, das intellectuelle Leben ist unterdrückt, die Literatur feiert und diese Apathie währt volle fünfundzwanzig Jahre lang. Erst die Ereignisse des Jahres 1823 sind im Stande, die Nation aus diesem dumpfen Schlaf zu erwecken, doch haben zu dieser Frist Aristokratie, Prälaten und Beamtenthum ihren nationalen Charakter bereits verloren, sie verstehen kaum mehr ungarisch und mit ihrer ehemaligen Führerrolle ist es aus und vorbei. Ein Theil der gesunderen Mittelclassen greift wohl die liberalen Ideen der Neuzeit auf, doch ohne alle Hoffnung auf Erfolg. Und während ganz Europa mit Riesenschritten vorwärts eilt, bleibt Ungarn zu dieser Frist allein zurück, Dank der Regierung Franz I., unter dem der nationale Charakter verkümmerte und der jede hochstrebende Hoffnung zu ertöden verstand. Franz begnügte sich nicht mit der Bekämpfung der französischen Republik, er erklärte auch den Ideen und selbst der Wissenschaft, die diese Ideen verbreitete, den Krieg. Seine Unterthanen sollten gute Bürger und keine Gelehrten sein. Der Krämer bleibe bei seiner Elle, der Schuster bei seinem Leisten, der Bauer beim Pflug. Die Lehren, die wir in den Werken De Maistre's, Bonald's, Haller's und Adam Müller's entwickelt finden, sie waren schon in den ersten Regierungsjahren Franz'

\* *Életem és korom* (Mein Leben und meine Zeit) von Franz Pulszky. Budapest, Moritz Rath, 1880. Erster Band.

und die naturalistische französische. Die Deutschen mit langem Haar, blassem Angesicht, viereckig zugeschnittenem Ziegenbart, ahmten die vor-rafael'sche Schule mit ernstem Ausdruck und sogar in ihren technischen Mängeln nach; viele traten sogar zum Katholicismus in dem Glauben über, dass der heilige Geist ihren Pinsel führen werde, und alle waren in dem Urtheil einig, dass Rafael und Michel Angelo die Kunst verdorben hätten. — — Die andere Gruppe war leichtlebig, beobachtete und malte getreulich das Volk, aber auch aus diesen ging kein ausgezeichneter Maler hervor, überall zeigte sich Unruhe und Gährung und Unfruchtbarkeit, die Kunst hielt da Schritt mit der Politik, Unzufriedenheit und Unsicherheit kennzeichneten beide. Im allgemeinen beherrschte Byron'scher Weltekel und Menschenhass die damalige Generation, von der Macaulay scherzhaft bemerkte, ihre Parole sei: «Hasse deinen Nächsten und liebe sein Weib». — — —

Auf der Heimfahrt wurde Pulszky von Steinbüchel auf den Hofgraveur DANIEL BÖHM, einen gebornen Kirchdraufer, aufmerksam gemacht, der als Handelslehrling in Miskolcz seine Kunst an Kirschkernen versucht hatte, bis er endlich nach Wien gelangte, von wo er durch Unterstützung des Grafen Lamberg nach Rom gehen konnte. «Ich habe in meinem ganzen Leben keinen Kunstkenner von feinerem Kunstsinn gekannt. Er lehrte mich, die Kunstdenkmäler stets in Verbindung mit der Zeit beurtheilen, in der sie entstanden, und die Kunst als den Ausfluss der Culturstellung einer Nation zu betrachten, kurz er gab mir die Anleitung, wie von der Geschichte auf die Denkmäler und von den Denkmälern auf die Geschichte zu schliessen sei. Böhm und Steinbüchel begegneten sich selten, doch ergänzten ihre Lehren einander, der theoretische Gelehrte und der practische Künstler wirkten in gleicher Weise auf mich ein.»

Nach dieser Reise begab sich Pulszky als «Jurat» nach Pressburg, wo er als Ablegatus absentium des Grafen Franz Haller Mitglied der sogenannten Reichstagsjugend wurde. «Meine erste Berührung mit derselben», erzählt Pulszky, «war nicht eben ermunternd. Ein ernstes Gespräch wurde nur von Jenen geführt, die sich eben zur Advocatenprüfung vorbereiteten; von Politik war kaum die Rede, nur in vertrauteren Freundeskreisen hörte die Zurückhaltung auf. KOSSUTH stand nicht in der Gunst der Jugend; er gab damals die «Reichstagsberichte» heraus (die als wirkliche Manuscripte an die Abonnenten verschickt wurden) und hatte sich zu diesem Behufe eine Steindruckerei angeschafft. Doch das missfiel in den hohen Regionen und man gab ihm von Wien aus zu verstehen, dass er seine Lithographie der Regierung verkaufen solle, sonst werde man sie ihm confisciren. Kossuth wich nun der Macht unb gab die Lithographie auf, was ihm die Jugend, die lieber einen Scandal erlebt hätte, übel nahm.»

In Pressburg wurde Pulszky auch bei STIERLE-HOLZMEISTER, einem pensionirten Hauptmann, eingeführt, der für Wiener Almanache Novellen schrieb und unter den österreichischen Humoristen seiner Zeit einen hervorragenden Platz einnahm. Sein Haus war der Mittelpunkt der deutschen Schriftsteller. Hier liess sich auch Erzbischof PYRKER den Hof machen,



hier war der Geschichtschreiber Graf JOHANN MAJLÁTH zu finden und hier versammelten sich alle Freunde der deutschen Literatur. Einst las man zu Ehren Pyrker's dessen *Tunisia* an sechs aufeinander folgenden Samstagen vor und aus Rücksicht für den Dichter musste, wer den ersten Gesang gehört, auch zu den übrigen erscheinen. Die Geduldigen erhielten aber auch ihren Lohn, da ihnen der Erzbischof dann ein Exemplar seiner Werke zum Geschenke machte.

## II.

Im Jahre 1834 kam der Gebrauch auf, politische Wünsche in Schlagworte zusammenzufassen, die man «Punkte» nannte. Auch der zwanzigjährige Pulszky stellte sich solche zwölf Punkte auf, die wir hier folgen lassen:

### *Wünsche eines ungarischen Reformers:*

1. Verbreitung der ungarischen Sprache.
2. Abschaffung der Aviticität.
3. Allgemeine Capacität
  - a) für Besitz,
  - b) für Aemter.
4. Abschaffung von Zehent, Neuntel, Zünften und Privilegien.
5. Kirchenreform.
6. Erziehungsreform.
7. Volksvertretung.
8. Ministerverantwortlichkeit.
9. Budget und Civilliste.
10. Municipalreform.
11. Sistirung der Unregelmässigkeiten bei den Wahlen.
12. Unabhängigkeit der Obergerichte.

«Wenn ich nun (1875) in meinem 61. Lebensjahre auf die politischen Träume des Jünglings zurückblicke, sehe ich, dass das, was mir damals in ferner Zukunft als nebelhaftes Bild vorschwebte, fast ganz und gar in Erfüllung gegangen ist, natürlich unter Bedingungen, von denen wir damals nicht geträumt; aber das Ideal hat dennoch seine Verkörperung gefunden und ich selbst habe zu dessen Verwirklichung beigetragen. Am Ende meiner politischen Laufbahn stehe ich auf derselben Basis, die ich beim Beginn derselben eingenommen habe.»

In Angelegenheit eines zu gründenden Jugendvereins kam Pulszky damals mit Hofrath WIRKNER zusammen, dessen Memoiren — ein merkwürdiges Zusammentreffen — dieser Tage gleichzeitig mit denen Pulszky's erschienen sind. Wirkner stand bei Kaiser Franz in grosser Gunst und war vom Kanzler REVICZKY nach Pressburg geschickt worden, um dem wissbegierigen Monarchen über alle intimen Vorgänge des Reichstages zu berichten. Wirkner erfuhr von seinen beiden Freunden JOSEF

ANDRÁSSY und EDUARD PFANNSCHMIDT (später Zsedényi) die geheimen Details aller Geschehnisse und die Dinge, die in Vorbereitung waren. Der Polizeiminister SEDLNICZKY hatte zu demselben Behufe den Hofrath Ferstl nach Pressburg geschickt, der sich auf der Post einquartirte, um die verdächtigen Briefe zu untersuchen. Doch erfuhr derselbe auf diesem Wege nur wenig, weil die Adegaten lässige Briefschreiber waren. Ausserdem bezahlte Sedlniczky einen städtischen Abgeordneten, der sich aber von Wirkner informiren liess und demselben seine Berichte vorlas. Wirkner schickte dann in der Regel einen Auszug aus diesen Berichten per Estafette an Reviczky nach Wien, der sofort zum Kaiser ging, um demselben die Pressburger Neuigkeiten mitzutheilen. Sedlniczky, der seine Berichte per Post erhielt, konnte erst später seine Meldung erstatten und ärgerte sich nicht wenig darüber, dass der Monarch schon von Allem unterrichtet war. Auf Befragen des Kaisers nannte Reviczky Wirkner als den Mann, von dem er so gut bedient sei, worauf der Kaiser Wirkner nach Wien kommen liess, um sich denselben vorstellen zu lassen. Franz I. bot ihm eine Secretärstelle in seinem geheimen Cabinet an, doch erklärte Wirkner nach vierundzwanzigstündiger Bedenkzeit, dass er seinen Wohlthäter, den Grafen Reviczky, nicht verlassen könne, worauf der Kaiser sagte, dass er den Kanzler um den jungen Mann beneide. — — —

Am 2. März starb Franz I. im 42. Jahre seiner Regierung. In Ungarn beweinte ihn Niemand. Pulszky legte bald die Advocatenprüfung ab, wurde zum Vizenotär des Sároser Comitates ernannt, wo er sich mit seiner besseren Bildung ziemlich isolirt fühlte; er war daher gern bereit, mit seinem Onkel Fejérváry eine zweite Reise ins Ausland anzutreten. Dieselbe ging diesmal über Prag, Dresden und Berlin nach England. In Berlin suchte Pulszky die bedeutendsten Archäologen und Künstler auf, in Hamburg schifften sie sich ein und suchten in London den berühmten Buchhändler MURRAY auf, an den sie empfohlen waren. Nachdem sie England bereist, gingen sie nach Holland. Die Rückreise ging über den Rhein nach Paris, wo Fejérváry viele kunstliebende Bekannte hatte. «Von meinen Pariser Bekanntschaften waren die interessantesten der ausserordentlich zerstreute JULES JANIN, an den ich ein Empfehlungsschreiben von Fürst Fritz Schwarzenberg hatte, und der alte gemüthliche NODIER, dessen hübsche Romane damals noch nicht vergessen waren; bei ihm begegnete ich auch ALEXANDER DUMAS, mit dem mich das Schicksal auch später oft zusammenbrachte.»

«In Stuttgart suchten wir MENZEL auf, den Redacteur des Literaturblattes, dessen Feder im Stande war den Ruf eines Schriftstellers zu begründen; in Augsburg statteten wir der Redaction der «Allgemeinen» einen Besuch ab, die damals eine veritable Macht war. KOLB, der damalige Mitredacteur der «Allgemeinen», freute sich meiner Bekanntschaft, da er von mir ungarisch gehaltene Artikel für sein Blatt erwartete und ich ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit, in die ungeheuer verbreitete und in Ungarn sehr gelesene Zeitung zu gelangen. In Pest liess ich dann bei



Heckenast meine englische Reise in deutscher Sprache anonym erscheinen und wurde das Buch in Menzel's Literaturblatt auch günstig besprochen.»

### III.

Nach dem Tode Franz I. trat die Reaction unter der Aegide Metternich's in womöglich noch gehässigerer Weise auf; doch schreckte der Terrorismus nicht mehr. Nach Schluss des Reichstages gab Kossuth seine «Municipalberichte» heraus, in welchen er Berichte über Comitatsversammlungen veröffentlichte, was die Bewegung immer mehr anfachte, bis die Regierung Kossuth die Beförderung dieser Berichte per Post verweigerte. Kossuth strengte hierauf einen Process gegen die Post an, seine Berichte aber wurden durch die Comitats selbst verbreitet, welche hiezu ihre berittenen Panduren verwendeten. Endlich wurde Kossuth sogar verhaftet, viele Redner, die sich an Comitatsversammlungen hervorgethan, wurden mit diffamirenden Strafen belegt, die Stimmung im Lande wurde immer ernster und selbst in Wien wurde diese Schreckensherrschaft für verfehlt gehalten.

Franz Pulszky lebte damals im Sároser Comitats, wo es bei den Vierteljahrsversammlungen nicht minder lebhaft zuzug. Bald kam auch Baron JOSEF EÖTVÖS dahin, der von seinem Vater zum Honorar-Assessor an der Districtualtafel ernannt worden war. In diese Zeit fällt die erste Wahl Pulszky's zum Reichstagsabgeordneten, die er in folgender Weise beschreibt: «Eines Tages fragte mich mein Onkel, was ich dazu sagen würde, wenn man mich zum Abgeordneten wählte? Ich erröthete und konnte nicht begreifen, wie ich dazu käme, als Protestant und oppositioneller junger Mann in einem katholischen Comitats gewählt zu werden. «Ueberlasse das nur mir,» — sagte Fejérváry. — Einige Tage später brüstete sich Podhorányi, der Stadthauptmann von Eperies, ein sehr energischer Mann, der bei den letzten Wahlen eine grosse Rolle gespielt hatte, im Casino öffentlich damit, dass er im Comitats Alles durchsetzen könne. Und als Jemand dies bezweifelte, rief er: «Ich wette einen Tausender, dass ich Alles durchsetzen kann.» «Die Wette gilt,» sagte mein Onkel und deponirte das Geld. Podhorányi that desgleichen und beide Tausender wurden für den präsumtiven Sieger versiegelt. «Und was wäre es, was ich nicht durchsetzen könnte!» — «Dass mein Neffe Pulszky Feri zum Abligaten gewählt wird.»

«Alles nur das nicht, ich kann mich ja als Regierungsmann nicht so compromittiren.» Aber mein Onkel bestand auf der Wette und dabei blieb es auch. Einige Tage später bekam der Vicegespan vom Kanzler die Verständigung, dass Graf Aurel Dessewffy in Sáros auftreten werde und dass die Regierung diese Candidatur wünsche.

Allein Podhorányi hatte bereits sein Wort gegeben und so wurde denn Pulszky 1839 in den Reichstag gewählt. In Pressburg angelangt fand Pulszky den Kastengeist allerorten vorherrschend. Die Magnaten sonderten

sich von den Ablegaten, die Comitatsvertreter von den Vertretern der Stälte ab und mit der Pressburger Bevölkerung verkehrten die Abgeordneten am allerwenigsten. Im Juli kamen der König (Ferdinand) und die Königin nach Pressburg, um den Reichstag zu eröffnen. Die Majestäten wurden kalt, mehr officiell empfangen, es fehlte zwar nicht an Eljens und Illuminationen, wohl aber an Begeisterung, was den König, der sich den Ungarn so geneigt gezeigt hatte, sehr schmerzte. Er gestattete es auch, dass er durch den Reichstag in ungarischer Sprache begrüsst werde und als ihm im Primatialpalast nach der feierlichen Eröffnung die Ablegaten einzeln vorgestellt wurden, hatte er für jelen einige gemüthliche Worte. Die Gutherzigkeit spiegelte sich in seinen geistlosen Zügen ab, man sah es ihm an, dass er gern Jedermann verbinden möchte. Als man ihm den Baron Ladislaus Bánffy vorstellte, sagte er: «Sie sind ein Siebenbürger, ich weiss, dass Sie viele Klagen haben. Auch in Italien war es so, doch als ich nach Mailand kam, ging Alles gleich gut; ich wäre auch gern nach Siebenbürgen gegangen, doch liess man es nicht zu.» Bald wurde er des vielen Sprechens müde und wusste nichts mehr zu sagen und doch hätte er Jedermann gern etwas Verbindliches gesagt. Einen Abgeordneten von jenseits der Theiss fragte er, ob ihm Vater und Mutter noch lebten. Und als Jener bejahte, sagte er: «Schreiben Sie ihnen, dass ich sie grüssen lasse.»

Unter den Abgeordneten wurde die Führerrolle FRANZ DEÁK's von Jedermann anerkannt. Deák stand damals im schönsten Mannesalter; trotz seiner Beleibtheit, die seinen 35 Jahren kaum entsprach, war er doch sehr beweglich und unternahm täglich grosse Spaziergänge, besonders nach der Donauinsel, wohin ihn stets seine Mitablegaten begleiteten, die er bald mit muthwilligen Anekdoten, bald mit politischen Raisonnements unterhielt. Man hatte ihn gern, weil er nicht nur ein liebenswürdiger Erzähler, sondern auch ein aufmerksamer Zuhörer war, der Niemanden ins Wort fiel, Gegenansichten ertrug und in jovialer Weise Ungereimtheiten nachwies, wenn Jemand solche verbrach, so dass man sich nie verletzt fühlen konnte und gern die geistige Suprematie duldete, die einem Anderen Feinde und Neider bereitet hätte. Pfeife und Cigarre kamen selten aus seinem Munde, in seinem Zimmer befand sich eine auserlesene Meerschampfeifen-Sammlung und nur Eines konnte er nicht ablehnen, wenn ihm nämlich seine Freunde eine schön ausgerauchte Pfeife schenkten. Auch auf sein Aeusseres verwendete er viel Sorgfalt, immer ging er schwarz gekleidet, mit einer schneeweissen Weste und einer schwarzen Atlasbinde, die seine Brust bedeckte. Seine imposante Erscheinung und sein geistvolles Auge, das unter den charakteristischen buschigen Brauen sein breites unregelmässiges Gesicht beschien, zog die Aufmerksamkeit der Frauen auf sich, doch mied er ihre Gesellschaft, indem er in dieser Beziehung dem orientalischen Charakter seiner Nation treu blieb, denn es gibt kein Land in Europa, in dem die Frauen so wenig Einfluss auf das politische, ja auf das geistige Leben hätten als bei uns.»



Im Winter ging es in der Landtagsstadt recht lustig zu. ZSEDÉNYI als Cotillonarrangeur und Vortänzer war eine sehr beliebte Persönlichkeit trotz seines schlechten Ungarisch. Erzherzog STEFAN nahm an den Bällen der Adegaten Theil, und da ich wusste, schreibt Pulszky, dass man in Wien dem jungen liebenswürdigen Erzherzog Abfallsgelüste imputirte, folgte ich seinem Gehaben mit Aufmerksamkeit. Als ich jedoch bemerkte, dass er bei einer Wahlfigur im Cotillon so lange zauderte, bis man ihm alle schönen Damen vor der Nase weg entführt hatte und ihm die am wenigsten begehrenswerthe blieb, da hatte ich die Beruhigung, dass man den Prinzen grundlos verdächtigte.

Nach dem Fasching schmachteten die Damen der Magnatentafel nach geistigem Genuss und sie ersuchten Pyrker, derselbe möge den Franciscanermönch ALBACH nach Pressburg als Fastenprediger kommen lassen. Albach's Predigten waren im ganzen Land berühmt, doch hatte in den letzten Jahren die Politik so sehr die Gemüther beeinflusst, dass Spuren hievon auch in den Kirchenreden des Mönchs zu erkennen waren. Gelegentlich der Verhaftung Kossuth's wurde Albach von Pest in das Eisenstädter Kloster versetzt, wo er ausschliesslich der Botanik lebte. Von dort liess ihn nun der Erzbischof nach Pressburg kommen. An seinen Donnerstag-Nachmittag-Predigten füllte sich die Kirche so sehr, dass sogar die Altarstufen von Zuhörern besetzt waren. Und der Franciscaner verdiente dieses ausserordentliche Interesse. Er war ein schöner Mann, von tiefem Wissen, ein geborener Redner, der so geschickt den Ton und die Idee, die in jeder Brust einen Widerhall finden, zu treffen wusste wie Kossuth selbst. Seine letzte Predigt handelte von der Liebe gegen unsere Nebenmenschen, besonders aber von der *Judenemancipation*. Und das war nicht wenig gewagt in Pressburg, wo die Bürgerschaft eine besondere Antipathie gegen die Juden bekundete, vor einem Publicum, dessen grösster Theil auf dieses Volk mit Verachtung herabblickte und nur dann mit ihm verkehrte, wenn es in Geldverlegenheit war. Das war die letzte Predigt Albach's in der alten Krönungsstadt.

#### IV.

Höchst interessant ist die Begegnung zwischen METTERNICH und Kossuth in dem Palais auf dem Wiener Ballplatz geschildert. Metternich war auch als Greis noch ein schöner Mann, die still leuchtenden blauen Augen und die hohe Stirne liessen den Deutschen, jeder Zug seines Gesichtes, jede Bewegung seiner ungebrochenen hohen Gestalt die vornehme Geburt, den Grand Seigneur erkennen; die entflozene Epoche konnte keinen würdigeren Vertreter als diesen Staatsmann haben, der ein Menschenleben lang der europäischen Politik die Richtung angebeben hatte. Vor ihm stand Kossuth, der ebenfalls und auch in seinem Aeussern ein hervorragender Vertreter seiner Zeit war, schön wie der schlanke Hermes

des Praxiteles, kein grosser Herr, aber ein grosser Mann, in dem sich der edle Zorn seiner Generation concentrirte, die bereits dem Gängelbände des Absolutismus entwachsen, mit eigenem Verstande denken, nach eigener Art vorwärts gehen, auf dem selbst gewählten Wege ihr Glück suchen wollte, einer Generation, die muthig den Mächtigen den Handschuh mit den Worten hinwarf: «Mit Euch und durch Euch, wenn Ihr wollt, ohne Euch und gegen Euch, wenn es sein muss.»

Ohne Zweifel wirkten auf Kossuth die hohe Stellung des berühmten Staatsmannes und dessen gewinnende Art ein und auch Metternich fühlte es, dass ein ausgezeichnete Mann vor ihm stehe, ein gefährlicher Feind, den zu entwaffnen oder gar zu gewinnen, der vollsten Aufmerksamkeit werth sei. Kossuth trug seine Bitte bezüglich der Concessionirung einer politischen Zeitschrift vor. Der Fürst bemerkte, dass dem politischen Schriftsteller bei den bevorstehenden Umgestaltungen ein ausserordentlicher Wirkungskreis beschieden sei und forderte Kossuth in einer äusserst zarten Weise auf, anstatt sich an den geistlosen Zeitungsschlehdrian zu binden, lieber als unabhängiger Schriftsteller zu wirken und in jenen Fällen, in denen seine Ansichten mit denen der Regierung übereinstimmen würden, letztere nach bester Ueberzeugung zu unterstützen. Hierauf machte Kossuth den Fürsten darauf aufmerksam, dass die Opposition in Ungarn einen anderen Charakter wie die im Westen Europas besitze, wo sie einzig und allein zur Regierung gelangen wolle; die ungarische Opposition wünsche nichts, als dass das Gute zu Stande komme. Wenn die Regierung daher etwas plant, was dem Lande zu Gute käme, so müsse er schon als Patriot dieselbe unterstützen, in einem anderen Falle dies zu thun, wäre eine moralische Unmöglichkeit für ihn.

Bekanntlich erhielt Kossuth die Concession nicht; der Gegensatz der Principien war zu gross, als dass er durch diese persönliche Berührung der beiden Männer hätte überbrückt werden können.

Nach dem 1844er Landtage fühlte Jedermann, dass die Zustände unhaltbar und dass die Gegensätze zwischen Wien und Pest nicht auszuglichen seien. Die Nation, die da sah, dass die Regierung den Fortschritt überall hindere, hatte alles Vertrauen zu derselben verloren und sah in Allem, was von ihr kam, ein auf die Untergrabung von Freiheit und Nationalität gerichtetes Streben, in Allem einen Versuch, das Land dem absolutistischen Gesamtstaat einzuverleiben. SZÉCHENYI allein war es, der diese Befürchtungen nicht theilte und dieselben sogar verspottete. Als ihm Baron WESSELÉNYI, diese Verkörperung der Opposition, einst sagte: «Wie kannst du dich mit dieser Wiener Regierung nur abgeben, vergebens capacitirst du sie, siehst du denn nicht ihre Hörner — sie ist ja ein Teufel!» da antwortete der Graf:

«Ich sehe wohl die Hörner, doch ist mein Auge schärfer als das deinige, ich sehe die ganze Gestalt und finde, dass ich keinen Teufel, dass ich einen Ochsen vor mir habe, und der lässt sich lenken.»

Ein Jahr später gelangte Pulszky wieder nach Wien, wo er die Be-



kanntschaft seiner nachmaligen Gattin, THERESE WALTER, machte. In Wien betrübe ihn sehr die Antipathie, die dort allgemein gegen Ungarn gehegt wurde. Die Ursache hievon lag nicht nur darin, dass man in Wien die ungarischen Verhältnisse und die liberalen Tendenzen der ungarischen Opposition kaum kannte, sondern vielmehr in dem Umstande, dass in Wien selbst die Aristokraten, die sich der liberalen Bewegung angeschlossen hatten, sich für Bürger des XIX. Jahrhunderts hielten, während es in Ungarn statt eines Mittelstandes nur Spiessbürger gab und sämtliche Factoren der liberalen Bewegung nicht nur zum Adel gehörten, sondern mit ihren ritterlichen Tugenden und Fehlern sogar prunkten. Darum stand auch, wenn die Principien dies- und jenseits der Leitha auch identisch waren, die ehrsame, ordnungsliebende und vorsichtige deutsche Mittelklasse dem gastfreien, oberflächlichen, kühnen, zu Verschwendung und Ordnungsstörung stets geneigten ungarischen Edelmann fremd gegenüber. Bürger und Cavalier passen eben nicht zueinander. Der Wiener Deutsche war stolz auf das wissenschaftliche und intellectuelle Gewicht seines Standes, während sich bei dem Ungar mehr die Individualität entwickelte. Und daher stammt auch die Antipathie der Deutschen gegen den Polen und dessen ritterliche Nation, deren Unordnung zu dem pedantischen Wesen des Deutschen nun einmal nicht passt. — «Am wenigsten Antipathie gegen die Ungarn fand ich bei den grossen Geldfürsten. Das viele Geld macht seinen Besitzer zum Kosmopoliten und letzterer versteht es sowohl die Sparsamkeit und Pünktlichkeit des Deutschen, wie die ritterliche Verschwendungssucht des Ungarn sich zu Nutzen zu machen.»

Interessant ist eine Kritik, die Pulszky im Jahre 1846 über die Gedichte des damals 23jährigen PETÖFI veröffentlichte:

«Die Muse Petöfi's ist nicht Anakreon's und Sappho's regelmässige schöne Erato, nicht die grossartige Polyhymnia Pindar's, nicht jenes lebhaftes, hübsche und muthwillige Wesen, das in Beranger's Liedern bald als Grisette, bald als Göttin zu uns spricht, nicht das blauäugige, bleichwangige deutsche Herzensmädchen mit dem tiefen Gemüth, das mit Goethe's und Uhland's Gedichten einen so zaubervollen Wiederhall in unserem Herzen erweckt — Petöfi's Muse ist im Gegentheil das Königstöchterlein, das in den Märchen des ungarischen Volkes lebt und das, trotzdem sein Haar Gold, seine Thränen Perlen und sein Lächeln Rosenknospen sind, dennoch barfuss zum Bach hinabläuft, um des Liebsten Hemde zu waschen; des Sonntags, so es zur Kirche geht, rothe Stiefelein anzieht und Wochen lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend singt. Und es singt in guter und übler Laune, es singt bei der Arbeit und beim Gelage, es singt wenn es liebt und es singt wenn es zürnt; denn Petöfi's Muse ist ein trotziges und zorniges Mägdelein, welches weiss, dass es schön ist und dass sich die ganze Gegend seines Sanges freut. Wie soll es sich aber nicht ärgern, wenn es Jemand darauf aufmerksam macht, dass manches seiner Lieder schwächer, dass in manchem ein falscher oder rauher Ton zu hören sei. Und doch ist der gute Mann, der es auf solche Gebrechen aufmerksam

macht, nicht sein Feind, sondern im Gegentheil sein Freund, und als freundschaftliche Erinnerung soll auch diese Kritik gelten, die bei seiner Muse nicht mehr unnütz ist, denn das reizende Königskind hat seines Vaters Königreich verlassen, hat ganz Ungarn durchwandert, hat sich schliesslich in Pest niedergelassen und hat sogar die moderne Krankheit des Weltschmerzes bekommen. Wohl ist es diese, Dank seiner gesunden Natur, bereits losgeworden, aber nun will es nach deutscher Art sogar philosophiren. . . . . In seinen letzten Liedern hat es wieder eine andere deutsche Phantasie, die Weltfreiheit, überkommen, für welche nur Jene zu kämpfen pflegen, die von Vaterland und Nationalität keine rechte Vorstellung haben; für die gesammte Menschheit konnte nur ein Gott verbluten, während das ruhmvollste Menschenlos nicht weiter reichen kann, als die Interessen seines Vaterlandes und die Interessen der Menschheit, die an sein Vaterland gebunden ist.»

## V.

Kossuth, dem die journalistische Carriere verschlossen war, bewegte sich nun unermüdlich auf dem socialen Gebiete und wandte seine Thätigkeit hauptsächlich der Hebung der Industrie zu; er brachte den Comitatherrn und den Kaufmann zusammen; jener lernte den industriellen Interessen Gewicht beilegen, dieser lernte die volkswirthschaftliche Tragweite seiner Interessen kennen und den ihm gebührenden politischen Einfluss für wünschenswerth halten. Die Industrie-Ausstellung, welche Kossuth in der Vorhalle des National-Museums veranstaltete, zog die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf sich, wurde auch vom greisen Palatin besucht und Pulszky schrieb die Vorrede zu dem deutschen Bericht, der über die Ausstellung und über die derselben vorangegangene Industrieschutz-Bewegung in Leipzig erschien. Auch die Regierung sah endlich ein, dass man die Förderung der materiellen Interessen in Ungarn nicht länger hinausschieben dürfe, doch war hiezu einerseits nöthig, dass sie im Landtage die Majorität habe, andererseits aber über genügende Fonds verfüge, da die Reformen stets viel Geld in Anspruch nehmen. Der Landtag war für November einberufen und im September wurden die Vorbereitungen zur Abligatenwahl getroffen. Das «Korteskediren» nahm seinen Anfang, die Zigeuner spielten, der Wein floss in Strömen, die Ernte der Schankwirths war da und das Geld wurde von allen Seiten in die Massen geworfen. Zu dieser Zeit bereiste Erzherzog STEFAN das ganze Land, um mit den verschiedenen Gegenden und Notabilitäten bekannt zu werden. Baron NICOLAUS VAY war der Begleiter des Prinzen. Die Comitete empfingen allerwärts den erlauchten Gast mit Pöllerschüssen, unter Triumphbogen, mit Begrüßungsreden, Banketten und bunten Toasten. Diese hohlen Schmeicheleien waren um so anwidernder, je schärfer sich von Tag zu Tag der Gegensatz zwischen der Regierung und der Majorität der Nation zuspitzte.

In Pest war die Bewegung am grössten und tiefgreifendsten. Die



Regierung wollte um jeden Preis die Wahl Kossuth's daselbst verhindern und gedachte den volksthümlichen Patay als Candidaten aufzustellen, doch dieser erklärte, das Mandat in keinem Falle anzunehmen und lieber das Comitat verlassen zu wollen. Dann wurde ein anderer Candidat aufgestellt, aber die Opposition wusste mit bewunderungswerther Energie alle Intriguen zu vereiteln und Kossuth wurde gewählt. Als nun Graf SZÉCHENYI erfuhr, dass Kossuth Mitglied des Landtages sein werde, wollte er ebenfalls gewählt werden, um seinem alten Gegner auch da begegnen zu können; in Oedenburg fiel er wohl durch, aber in Wieselburg wurde er gewählt. Nun war es klar, dass der Landtag sich in zwei feindliche Lager spalten würde, deren jedes einen würdigen Führer haben werde. Allenthalben sah man mit Bangen dem unvermeidlichen Kampfe entgegen, wusste man doch dass dies der Kampf der Riesen sein werde.

---

Bis zu diesem Zeitpunkt, bis zur Eröffnung des 1848er Landtages reicht dieser erste Band von Memoiren, wie sie in Ungarn kaum je noch so interessant und dabei so instructiv geschrieben worden sind. Franz Pulszky hatte vollauf Recht, denselben den Titel; „*Mein Leben und meine Zeit*“ zu geben, denn indem er sein Leben schildert, muss er auch die Zeit, die mit demselben innig verwachsen ist, zum Gegenstand seiner Schilderungen machen, und indem er uns ein Wandelbild von der nationalen Geschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts entrollt, muss er sein eigenes Leben, das in diese Geschichte stets hinüberspielt, in seinen einzelnen Episoden mittheilen. Von einer seltenen Fröhreife, von einer verblüffenden Vielseitigkeit und von einer eminent raschen Auffassung, hatte Franz Pulszky überdies noch die günstigen Chancen, an der Seite eines kunstliebenden Mentors die Welt und die berühmten Zeitgenossen in allen Ländern Europas kennen zu lernen und als Freund seiner in Kunst, Literatur, Politik und Gesellschaft hervorragenden Landsleute mitschaffen zu können an dem Webstuhle der Zeit. Es ist daher nichts natürlicher als das lebhafte Interesse, mit dem der Fortsetzung dieses Memoirenwerkes entgegen gesehen werden muss, dessen nächster Band uns nun mitten hinein in die epochemachenden Ereignisse des grossen Revolutionsjahres führen muss.

---

## LITERATUR.

**Száz év Dél-Magyarország újabb történetéből (1779-től napjainkig).** Irta Dr. SZENTKLÁRAY JENŐ (d. i. «Hundert Jahre aus der neueren Geschichte Südungarns, von 1779 bis auf unsere Tage». Von Dr. Eugen Szentkláray). Erster Band, erstes Heft. Temesvár 1879. Gr. 8. XVI. und 280 S. (Mit einem Bildnisse und drei Kartenbeilagen.)

Am 12. Juni 1878 hielten die Vertreter der südungarischen Comitats und Freistädte in Temesvár eine Conferenz ab, in welcher sie darüber Berathungen pflogen, auf welche Weise die hundertste Jahreswende der Wiedervereinigung des früheren «Districtus Temesiensis», des späteren «Temeser Banats» mit dem ungarischen Mutterlande gefeiert werden sollte. Unter den Beschlüssen wurde auch jener gefasst, dass man ein historisches Werk herausgeben wolle, worin «die Geschichte dieser südungarischen Landestheile von dieser Wiedervereinigung bis auf unsere Tage dargestellt sein solle». Das Werk hatte vor Allem die Frage zu lösen, inwiefern Südungarn in diesem letzten Säculum der zeitgemässen Entfaltung der Ideen, durch seine Arbeitsamkeit und durch die Lebensfähigkeit seiner Leistungen zur Cultur des gemeinsamen Vaterlandes das Seinige beigetragen habe.

Mit der Ausarbeitung dieses Werkes wurde Herr Dr. Eugen Szentkláray betraut. Derselbe hatte bereits durch zahlreiche Abhandlungen und kleinere Arbeiten über die Specialgeschichte Südungarns den Beweis geliefert, dass es ihm weder an der nöthigen Kenntniss der einschlägigen Quellen und der betreffenden Fachliteratur noch an dem erforderlichen Fleisse und der Gewissenhaftigkeit mangle; nicht minder zeichnen sich seine Arbeiten in formeller Beziehung durch eine gewandte, anziehende Sprache aus. Vorliegendes Werk, von dem allerdings bisher nur die erste Hälfte des ersten Bandes erschienen ist (das Ganze soll drei Bände umfassen), bildet nun den ersten Versuch des Autors, sich mit einem historischen Gegenstande von grösserem Umfange zu beschäftigen. Insoweit das Gebotene einen Schluss gestattet, darf man diesen Versuch als gelungen bezeichnen, wie wir solches im Nachfolgenden des Näheren erörtern werden.

Der Verfasser giebt vor Allem ausführlich Rechenschaft über das gedruckte und ungedruckte Materiale, das ihm bei seiner Arbeit zur Verfügung gestanden. An historischen Schriften und Abhandlungen über



die Geschichte Südungarns, einzelner Theile, Orte oder Volksstämme dieses Landstriches ist gerade kein Mangel; nur genügt das vorhandene Material den wissenschaftlichen Ansprüchen nur selten. Diesen literarischen Apparat konnte der Verfasser theils gar nicht, theils nur mit Einschränkung und Vorsicht benützen. Um so erfreulicher und dankenswerther ist aber die Thatsache, dass Dr. Szentkláray die Mühe und Kosten nicht gescheut hat, um aus den unerschöpflich reichen Quellen unserer Landesgeschichte, aus den Archiven, das Materiale für sein Werk zu gewinnen. Und die Anstrengung würde auch gebührend belohnt. Der Verfasser durchforschte für sein Werk das Wiener k. und k. Haus-, Hof- und Staats-Archiv, das dortige Kriegsarchiv und das Archiv des gemeinsamen Finanzministeriums; ferner das königl. ungarische Landesarchiv in Budapest, die südungarischen Comitats-, Stadt-, Consistorial-, Capitel-, Pfarramts-, Schul- etc. Archive, und wurde so in die angenehme Lage versetzt, in manchen Punkten ganz neue Daten und Aufklärungen bieten zu können.

Dass die Aufarbeitung des so massenhaft gewonnenen Stoffes mehr Zeit bedurfte als die kurze Dauer eines Jahres, begreift sich leicht, und deshalb entschloss sich der Herr Verfasser, sein Werk heftweise zu veröffentlichen. Ob durch diesen, von äusserlichen Umständen geforderten Vorgang die Arbeit selbst nicht Schaden leidet, wird sich erst nach erfolgtem Abschlusse des Ganzen deutlich erkennen und beurtheilen lassen.

Die vorliegende erste Hälfte des ersten Bandes bringt vor Allem eine «Geschichte der politischen Eintheilung der südungarischen Landestheile zwischen Donau, Theiss, Marosch und Siebenbürgen.» Das Gebiet umfasst heute die Comitate Temes, Torontál, Krassó und Severin mit einem Gesamt-Flächeninhalte von 26,032 □ Kilometer. In den altungarischen Gesetzen und geographischen Werken kommt dasselbe unter verschiedenen Benennungen vor; es wird «Temesköz» («Temeskuz»), «Comitat oder District von Temesköz», «Temeser Gebiet», «Districtus Temesiensis», «Temesvárer Capitanat» genannt; seit dem Karlowitzer Frieden (1669) kommt es unter der Benennung «Temesváreische Länder», «Temesvárer Region», «Temesvárer Provinz», «Temeser Bezirk» vor. Der Gelehrte Marsigli nennt es «Banatus Temesvariensis» und dieser Name wurde bald der officielle, der indessen im Laufe der Zeit gewöhnlich die Form «Temeser Banat» angenommen und, obzwar im Gesetze unbegründet, dennoch im öffentlichen Leben sich forterhalten hat. In den Jahren von 1849 bis 1860 empfing der Name abermals officielle Bedeutung, die jedoch heute wieder erloschen ist. Die darauf in Cours gesetzte Bezeichnung «Südungarn» deckt indessen den früheren Begriff nicht vollständig; denn «Südungarn» ist ja auch die «Bácska» (das Bácseser Comitat), die zu keiner Zeit als Theil des «Banates» betrachtet wurde und selbst in den Tagen von 1849 bis 1860 nur als «Serbische Wojwodschaft» dem «Temeser Banate» amtlich zugetheilt ward.

Nach einer übersichtlichen Darstellung der hydro- und orographischen Verhältnisse (wir hätten die Reihenfolge umgekehrt gewünscht) be-

spricht der Verfasser *a)* die alten südungarischen Comitate, welcher Abschnitt allerdings eigentlich nicht zum Gegenstande des Buches gehört, immerhin aber von der reichen Belesenheit des Autors Zeugniß giebt, ohne dass wir jedoch die hier gebotenen Ansichten so alleweg acceptiren können. Sehr dankenswerth sind indessen auch hier die kartographischen Mittheilungen, welche zum Theil ganz neue Daten liefern. Es folgt sodann *b)* die Periode des «Temeser Banats», dessen geographisch-administrative Eintheilung das Buch gleichfalls sehr eingehend bespricht. Eine sehr werthvolle Beigabe zu diesem Capitel sind die drei Kartenbeilagen, von denen die erste eine getreue Wiedergabe der in den Jahren von 1723 bis 1725 aufgenommenen Karte des «Temesvárer Banats» ist; die zweite giebt die Karte der Provinz vom Jahre 1761 und die dritte vom Jahre 1783 wieder. Die Copirung und Publicirung dieser drei Karten verdankt man der Munificenz des Grafen Alexander Csekonicz, der sich dadurch um die Geschichte seines engeren Heimatsgebietes sowie um die historische Geographie Ungarns überhaupt ein wesentliches Verdienst erworben hat.

Im dritten Capitel untersucht dann der Verfasser *c)* die Eintheilung und Abgrenzung der Comitate nach der Wiedereinverleibung (1779), womit zugleich die strenge Ausscheidung des militärischen Grenzgebietes verbunden war. Die Darstellung reicht hier bis in die Gegenwart, führt also auch die Auflösung dieser Militärgrenze an und schildert nebst der Entstehung eines neuen Comitates (Severin, Szörény) zugleich die Zu- und Eintheilung der übrigen Districte der aufgelösten Grenzregimenter. Des Verfassers Standpunkt ist bei Beurtheilung dieser wechselnden politischen und administrativen Gestaltungen zuweilen weniger der streng objective des Historikers, als viel eher der subjective des Politikers, dem auch die *gesetzlich* anerkannte Existenz des «Grosskikindaer Krondistricts» als eine «verletzende Anomalie» erscheint. In diesem Falle müsste man auch die anderen, im Lande bestandenen ähnlichen Municipal-Districte als solche «verletzende Anomalien» bezeichnen, was sicherlich nicht des Verfassers Absicht sein kann.

Sehr brav sind auch hier wieder die beigebrachten kartographischen Daten; doch können wir die Bemerkung nicht verschweigen, dass ein grosser Theil des ganzen Abschnittes, der achtzig Seiten umfasst, in den Rahmen des vorliegenden Werkes kaum passend ist; ebenso erscheint uns die buchstäblich getreue Wiedergabe aller Ortsnamen der Landkarte als wenig lohnende Mühe, wenn den oft wunderlichen Wortungeheuern nicht auch die orientirende Auflösung beigegeben ist. Wem soll mit solchem Ballast gedient sein? Der gewöhnliche Leser geht darüber ärgerlich hinweg und dem Fachmanne wird die Arbeit der Wortenträthselung, der Sichtung und Vergleichung dieser topographischen Gestaltungen durch gar nichts erleichtert.

Der zweite umfangreichere Abschnitt des Buches bespricht die Verhältnisse Südungarns von der Beseitigung der Türkenherrschaft daselbst bis zum Jahre 1779; es ist das die Geschichte des eigentlichen «Temeser



Banats», und zwar behandelt dieselbe a) die Zurückerobering, Regelung und Verwaltung; b) die Colonisirung und c) die Verbesserung der natürlichen Verhältnisse dieser südungarischen Landestheile. Der Arbeit liegt hier das schon oben angedeutete, überaus ergiebige Urkundenmaterial zu Grunde, von dem nur bedauert werden muss, dass der Verfasser die nöthige Zeit und Musse zur Durch- und Aufarbeitung des Stoffes nicht zur Verfügung hatte. Man erhält in Folge dessen auch im fortlaufend erzählenden Texte mehr die blossen Quellenexcerpte in ihrer Originalsprache als die abgeklärte, zusammengefasste und wohlgegliederte Darstellung des historisch-werthvollen Inhaltes desselben. Den gewöhnlichen Leser, für den das Buch doch seiner Bestimmung nach auch berechnet sein soll, muss diese Mischung von drei Sprachen (ungarisch, deutsch und lateinisch) im erzählenden Texte noch ganz besonders stören.

Die Zurückerobering des Banats durch den heldenmüthigen Prinzen Eugen von Savoyen ist zumeist nach Arneth's epochalem Werke, sowie nach den Publicationen des k. und k. Generalstabes über die «Feldzüge des Prinzen von Savoyen» gut erzählt, stellenweise stören die etwas gesuchten Ausdrücke; so S. 82: «Das nach der Schlacht bei Zenta durch entsetzliche Flucht entwischte Türkenheer betrauerte fernerhin nur mehr eingeschlossen innerhalb der Mauern Temesvárs den Verfall seiner hundertjährigen Herrschaft auf ungarischem Boden»; oder S. 85: «Peter Mocskási liess sich mit ganzer Feierlichkeit in die glänzende Würde seines Obergespan-Amtes (von Severin) einführen.» Oder der «Lebensstern des Comitats Keve erlosch für immer, als der Halbmond mit immer steigendem Glanze ihn vollständig verdunkelte» u. dgl. Das ist zu viel Blume für eine wissenschaftliche Arbeit. Das Bestreben nach allgemeiner Verständlichkeit leitete den Autor zu diesen Redefiguren, gleichwie seine politische Parteistellung das unbefangene Urtheil hie und da störend beeinflusst.

Dies tritt insbesondere in jenen Partien des Buches hervor, welche die Geschichte des serbischen Volksstammes in Südungarn behandeln. Der Verfasser erklärt sich da in bestimmter Weise als Gegner derjenigen Auffassung und Darstellung, die Schreiber dieser Zeilen in seinen Artikeln: «Die Serben in Ungarn» (vgl. «Literarische Berichte» 1879, Heft 1 und 2) und in seinem Buche: «Politische Geschichte der Serben in Ungarn» (Budapest, 1880) auf Grund urkundlicher Thatfachen und nach den jedesmaligen Zeitverhältnissen geltend gemacht hat. Wir müssten der von Seite 98 ff. an beginnenden Schilderung der serbischen Einwanderung, der Ertheilung jener vielbesprochenen Leopoldinischen Privilegien u. s. w. eine mindestens ebenso umfangreiche Widerlegung entgegenstellen, wollten wir die subjectivistische Darstellung unserer Vorlage eingehend besprechen. Darum heben wir nur einzelne Punkte hervor.

Die Behauptung S. 100, dass die Serben vor ihrer Einwanderung dem «kaiserlichen Heere keine Hilfe» geleistet, dass sie «wegen ihrer Untreue gegen die Türken» und wegen ihrer «türkenfeindlichen Intriguen mit dem Wiener Hofe und den österreichischen Generalen» das siegreiche

Heer Köprili Mustafa's nicht abwarteten, sondern «ihr Heil in der Flucht suchten» — diese Behauptung steht einerseits mit den urkundlich bewiesenen Thatsachen, namentlich auch mit den gleichzeitigen kaiserlichen Patenten im Widerspruche, andererseits ist darin verschwiegen, dass die serbischen Flüchtlinge nicht mit den zurückweichenden kaiserlichen Truppen Haus und Hof verliessen und im Gefolge dieses Heeres Schutz suchten. Das war auch nicht gleich zu Beginn des Krieges; denn erst am 18. Juni 1690 treffen wir die «Communität der griechischen Raizen» mit ihrem Patriarchen in Belgrad, welch' Letzterer überdies seinen erzbischöflichen Stuhl zu Ipek keineswegs dem «türkenfreundlichen Jowan Karadscha» überlassen hat.

Nicht minder unrichtig ist die S. 102 ausgesprochene Ansicht, dass der «Wiener Hofkriegsrath sofort zur Regelung der Ansiedlung dieser serbischen Ankömmlinge geschritten sei». Schreiber dieser Zeilen hat an andern Orten ausführlich dargelegt, dass im Grunde bis zum Abschlusse des Karlowitzer Friedens, also durch zehn Jahre (1690—1699) von einer dauernden Ansiedlung der serbischen Emigranten keine Rede war; die Serben selbst wollten davon nichts wissen und die kaiserlichen Privilegien verhiessen wiederholt die Zurückführung in ihre frühere Heimat. Für diese letztere erhielten sie auch ihre Privilegien, deren richtiges Verständniss nur unter diesem Gesichtspunkte gewonnen werden kann. Was S. 122 darüber gesagt ist, bewegt sich in der herkömmlichen, einseitigen Anschauung und entbehrt des stichhaltigen Grundes.

Bezüglich der militärischen Verdienste des serbischen Volkes am Ende des XVII. und am Anfange des XVIII. Jahrhunderts ist Herr Dr. Szentkláray der Ansicht, dass Schreiber dieser Zeilen dieselben überschätze, was die «objective historische Gerechtigkeit» niemals rechtfertigen könne. Der Verfasser weiss indessen kein Moment anzuführen, worin ich diese militärischen Verdienste über Gebühr gelobt hätte. Dass jedoch die Serben eine erhebliche kriegerische Kraft gebildet, beweisen ja die Thatsachen unwiderlegbar. Der Verfasser selbst muss zugestehen, dass an der Schlacht bei Slankamen 10,000 Serben erfolgreichen Antheil nahmen. Er meint zwar, diese Zahl wäre unbedeutend, was jedoch keineswegs der Fall ist; denn 10,000 Streiter waren für ein Volk von höchstens 40,000 Familien eine überaus grosse Leistung. Ebenso ist es aber weitere Thatsache, dass die Vertheidigung der Grenze gegen die Türken damals und später hauptsächlich den Serben übertragen war; dass ferner diese Grenzmiliz im Jahre 1740 nicht weniger als 45,615 Mann ins Feld stellte und dabei noch 20,000 Mann im Lande zurückblieben u. s. w.

Der Verfasser begeht sowohl in diesem Punkte wie auch hinsichtlich der Ansiedlung des serbischen Volkes den Fehler, dass er die Geschichte jener Tage im Lichte der Rákóczi'schen Politik auffasst und übersieht, wie wenig dieser Standpunkt sich rechtfertigen lässt. Die «Befangenheit des Historikers» ist darum nicht dort zu suchen, wo sie dem Verfasser erscheint. Die nationale Antipathie, der sich noch die confessionelle Aversion zu-



gesellt, trübt leicht den Blick, und so müssen wir auch die Darstellung unserer Vorlage über die Errichtung des «Kikindaer Districtes» (so viel Neues und Interessantes dieselbe auch bietet) als eine wenig objective erklären. Was die einzelnen Personen verschuldet, darf vom Historiker nicht dem ganzen Volke oder den Institutionen zur Last gelegt werden. Rigoristische Principienreiterei kann dem Gange der historischen Entwicklung niemals gerecht werden. Und so wird auch des Verfassers Erzählung über die Colonisirung des Banats, trotz der dankenswerthen Aufklärungen im Einzelnen, dennoch im Ganzen nur wenig befriedigen. Im Lichte unparteiischer Geschichtschreibung erscheint die Herbeiziehung von Colonisten für Südungarn als ein segensreicher Act, dem ganz Ungarn grosse Wohlthaten verdankt. Daran darf nichts gemäkelt und geschmälert werden, um so weniger als diese Colonisten sich zugleich stets als die getreuesten Bürger ihres neuen Vaterlandes bewiesen haben und als ohne eine solche Ansiedlung im grossen Stile das Banat auch in der Zukunft eine Beute von Sumpf, Wald und Wiese, die es bei der Zurückeroberung gewesen, verblieben wäre, denn im Lande selbst mangelte die Volkskraft zur Ausfüllung der Lücken in der Bevölkerung, welche die Türkenherrschaft verursacht hatte.

Die auf S. 107 ff. folgende Schilderung der Errichtung des «Marosch-Theisser Grenzgebietes» gehört unserer Ansicht nach gleichfalls nicht in die Geschichte des hier in Frage kommenden Landstriches, desgleichen auch nicht die auf S. 112 ff. vorfindliche Erzählung über die Beziehungen Franz Rákóczy's zu den Serben, welche zudem der strengen historischen Wahrheit nicht durchwegs entspricht.

Erst von S. 127 ff. an befasst sich unsere Vorlage wieder mit der Darstellung der innern Verwaltungszustände des Banats und in diesen Theilen des Buches bringt der Verfasser eine so reiche Menge neuen Stoffes, dass wir seinen Mittheilungen mit gespanntem Interesse und williger Anerkennung folgen. Das Banat wurde nach dem Rathe des Prinzen Eugen von Savoyen als eine besondere Provinz organisirt und zum Oberhaupte dieses militärisch eingerichteten Landes, das directe dem Wiener Hofkriegsrathe unterstellt ward, der General der Cavallerie, Graf Florimond Mercy, ernannt. Wenn aber der Verfasser S. 139 vom Prinzen Eugen sagt, dass die ungarische Geschichte denselben «wegen seiner starr despotischen Neigungen und wegen seiner feindseligen Gesinnungen gegen die Magyaren» mit Recht tadeln müsse: so fehlt doch diesem Tadel der triftige Beweis, die haltbare Unterlage. Des Prinzen Rathschlag darf nicht mit heutigem Massstabe gemessen werden; man versetze sich in die Situation von 1716 und darnach beurtheile man den Mann und seine Anträge.

Dass übrigens die Wirksamkeit Mercy's im Banate von dem segensreichsten Erfolge begleitet war, giebt Dr. Szentkláray ebenfalls zu. Es wurde nach Mercy's Vorschlag im Banate eine militärisch-kameralistische Verwaltung eingeführt, das Land in 13 Districte, in einen Bergwerks-district, in sechs Militär-Compagnien eingetheilt und in denselben die

erforderlichen administrativen Organe bestellt. Der Zustand des Landes war ein überaus trauriger, die spärliche Bevölkerung in einem verwahrlosten, halbwilden Zustande, die Soldateska keineswegs für Civilisationszwecke besonders geeignet, auch unter den Beamten gab es viele unwürdige Charaktere. All' das schildert unsere Vorlage auf Grund urkundlicher Beweise; nur hätte unseres Erachtens das Buch in seinen Urtheilen auch hier «Wind und Sonne» gleich vertheilen sollen. Es geht doch nicht gut an, so im Allgemeinen von «deutscher Tyrannei», wie «entsetzlicher Soldatenwirthschaft», von «österreichischer Leidenschaftlichkeit» u. s. w. zu sprechen.

Im Jahre 1751 wurde dann im Banate anstatt des vorwiegend militärischen Verwaltungssystems eine rein civile Regierung eingerichtet, an deren Spitze die Landesadministration stand und die der «illyrischen» Hofdeputation in Wien untergeordnet war. Werthvoll sind die Daten unseres Buches über die finanziellen Leistungen des Banats in dieser Zeit, wonach dasselbe dem Aerar im Jahre 1758 immerhin bereits die Summe von mehr als 800,000 fl. Reinerträgniss abwarf.

Ein ganz besonderes Interesse beanspruchen sodann des Verfassers Mittheilungen S. 194 ff. über die bisher wenig bekannte Verpfändung des Banats an die Wiener Stadtbank im Jahre 1759, wonach gegen einen Vorschuss von 10 Millionen Gulden diese Provinz vom 1. August d. J. auf zehn Jahre verpfändet ward. Die Wiener Staatsmänner beschafften auf diese Weise das fehlende Geld zur Fortsetzung des siebenjährigen Krieges. Während dieser Zeit stand das Land unter der obersten Leitung der «Ministerial-Banco-Deputation» und bildete das Object fiscalischer Ausbeute; erst mit dem 1. Januar 1769 wurde es aus den Händen dieser Finanzmänner und ihrer habstüchtigen Organe befreit. Was der Verfasser hier über die Habsucht, Nachlässigkeit und Misswirthschaft der Beamten mittheilt, ist zum Theil haarsträubend. Das hierdurch erzeugte Elend war mitbestimmend, dass Kaiser Josef II. im Jahre 1768 zum ersten Male das Banat besuchte. Am 20. April 1768 traf derselbe daselbst ein; sein Erscheinen verursachte allgemeinen Schrecken. Und nicht mit Unrecht; denn seinem Scharfblicke entgingen weder die Misszustände im Lande noch die Sünden der Beamten. Herr Dr. Szentkláray giebt S. 203 überaus interessante Auszüge aus Kaiser Josefs Reisetagebuch und aus seinen eigenhändigen Aufzeichnungen. Dieser Abschnitt gehört zu den werthvollsten Partien des Buches. Nach den umfassenden Vorschlägen Josefs wurden dann im Banate allerlei administrative Reformen und culturelle Massregeln in Angriff genommen.

Im Jahre 1770 erschien Josef zum zweiten Male im Banate, um sich von den Erfolgen dieser neuen Verfügungen zu überzeugen; er war davon wenig befriedigt; dasselbe war auch bei der dritten Anwesenheit des Kaisers im Jahre 1773 der Fall. Ein Jahr später, 1774, wurde unter dem Freiherrn Josef Brigide ein neues Verwaltungssystem im Banate eingeführt. Die Veränderung bezog sich hauptsächlich auf eine genauere Organisirung der Kreis- und Bezirksverwaltung. Im Jahre 1775 hatte die



Kaiserin Maria Theresia die Absicht, das Banat in ein österreichisches Herzogthum umzuwandeln; allein diese gesetzlich unstatthafte Massregel unterblieb über das energische Einschreiten des ungarischen Hofkanzlers, des Grafen Franz Eszterházy. Die grosse Kaiserin-Königin gab den Rathschlägen von ungarischer Seite, die zudem auch durch ihren Schwiegersohn, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, wärmstens unterstützt wurden, Gehör und erfüllte endlich im Jahre 1778 das Versprechen, welches sie im Jahre 1741 dem ungarischen Landtage gesetzlich gegeben hatte. Das Banat wurde mit dem Mutterlande wieder vereinigt und dieser Act sodann im Jahre 1779 durch die Neuerrichtung der südungarischen Comitatie in befriedigenden Vollzug gesetzt.

Die zweite Abtheilung des ersten Bandes unserer Vorlage, deren Erscheinen binnen kurzer Zeit bevorsteht, wird hauptsächlich die eingehende Schilderung der Vorbereitung und Durchführung des Einverleibungsactes zum Gegenstande haben. Wir sehen der Arbeit mit Vergnügen entgegen und können nur wiederholt hervorheben, dass wir diese Arbeit des Herrn Dr. Szentkláray trotz unserer in einzelnen Punkten abweichenden Ansicht und trotz einzelner Lücken (z. B. hinsichtlich der kirchenhistorischen Verhältnisse) und Mängel in der Bearbeitung des Stoffes dennoch als ein verdienstliches Werk und als eine schätzenswerthe Bereicherung der einheimischen historischen Literatur betrachten. Dabei sprechen wir auch die Hoffnung aus, es werde der Herr Verfasser am Schlusse seines Werkes durch ein ausführliches Personen- und Sachregister dasselbe leicht benutzbar machen. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, diese umfassend angelegte Arbeit zu einem glücklichen Ende zu führen und möge er uns noch recht oft mit den Früchten seiner geschichtlichen Studien erfreuen!

Prof. Dr. J. H. SCHWICKER.

### Ein Beitrag zur Erklärung von Gaii Institutiones Lib. IV § 13.

Die Klausenburger Universität hat die Erklärung des § 13 des IV. Buches der Institutiones des Gaius, dieser unter die wahrhaftigen *crucis jurisconsultorum* zählenden Stelle, als Preisfrage ausgeschrieben und die Concurrnzarbeit des viertjährigen Juristen JULIUS JÁMBOR mit dem doppelten Preis gekrönt.

Die Concurrnzarbeit ist mit vollständiger Herbeischaffung und kritischer Würdigung des gesammten literarischen Materials verfasst. Auf dem besten Facsimile ist sogar ausgemessen worden, wieviel Buchstaben an der lückenhaften Stelle Platz haben konnten. Das Resultat ist, dass Jámbor die Theodor Mommsen'sche Ergänzung des *«falsi convictis»* acceptirt, wie sie auf pag. XXII der Studemund'schen Ausgabe der Institutiones des Gaius zu lesen ist.

Nachdem der Klausenburger Universitäts-Professor Heinrich Finaly die Mühe gesehen, welche ein vorwärts strebender Jüngling der Sanirung

dieser für unheilbar gehaltenen Stelle gewidmet hatte, machte er selbst die fragliche Stelle zum Gegenstand eines erneuten Studiums und gelangte dabei, mittels eines aus technischen, linguistischen und exegetischen Gesichtspunkten unanfechtbaren Verfahrens zu dem Ergebnisse, dass das Wort *falsi*, nebst den hineingezwängten irrthümlichen Ergänzungen (nämlich *falsi convictus*, oder *falsiloquo propter iusjurandum* etc.) aus der dritten Zeile \* wegzulassen und das Wort *falsi* an seine ursprüngliche Stelle, in die siebente Zeile, aus welcher es einst durch den Fehler eines Abschreibers in die dritte Zeile gerathen war, zwischen die Worte *erat* und *summam* zurückzusetzen sei. Die in Folge dieses Verfahrens in der dritten Zeile zurückbleibende und auch in die vierte Zeile hinuntergreifende Lücke sei durch die Worte: „*olim ex lege XII tabularum*“ auszufüllen. In Folge dieser Emendation wäre die berichtigte Stelle Lib. IV § 13 so zu lesen: *Sacramenti actio generalis erat: de quibus enim rebus ut aliter ageretur, lege cautum non erat, de his sacramento agebatur eaque actio perinde periculosa erat olim ex lege XII. tabularum atque hoc tempore periculosa est actio certae creditae pecuniae propter sponsonem, qua periclitatur actor si non debitum petat: nam qui victus erat falsi summam sacramenti praestabat poenae nomine* etc. Diese restitutio in integrum kann vom Gesichtspunkte des Juristen aus nicht angefochten werden, denn der ursprüngliche Gaius kann an dieser Stelle nichts anderes gesagt haben, als was Finaly sagt.

Diese interessante Interpretation theilt Heinrich Finaly in der vierten Nummer des *Erdélyi Muzcum* (Siebenbürgisches Museum) Jahrgang 1879 mit. Wir machen hiemit die Fachmänner des Auslandes auf dieselbe aufmerksam.

Prof. Dr. THOMAS VECSEY.

\* In dem mir vorliegenden Text: *Jurisprudentiae Antijustianae quae supersunt*. E. Huschke. 1879, p. 344 und 345.



## SITZUNGSBERICHTE.

### I. GESCHICHTE, GEOGRAPHIE UND SOCIALWISSENSCHAFTEN.

April 1879 bis Mai 1880. \*

In der am 3. April 1879 gehaltenen Monatsitzung der *ungarischen historischen Gesellschaft* las PAUL HUNFALVY eine historisch-ethnographische Abhandlung über die Anstellung der Rumänen in Siebenbürgen, resp. Ungarn, in welcher er durch Heranziehung interessanter Daten neuerdings den Beweis führt, dass die Rumänen in diesen Ländern viel später aufgetaucht seien, als ihre Historiker auf Grund haltloser Voraussetzungen behaupten. In derselben Sitzung las COLOMAN THALY einen Theil einer Studie über die Ereignisse des Rákóczy'schen Insurrectionskrieges im Jahre 1707 jenseits der Donau. Der vorgelesene Theil behandelt insbesondere ein grösseres Gefecht bei Deutsch-Kreuz im Oedenburger Comitate, welches er in einer detaillirten kriegsgeschichtlichen Darstellung schildert. Die Insurgenten oder Kurutzen erfochten bei dieser Gelegenheit unter der Führung ihres Generals, des blinden Bottyán, in Folge einer wohlangelegten Kriegslist einen glänzenden Sieg. Am Tage darauf fand im Lager der Kurutzen die Versteigerung der erbeuteten Pferde, kostbaren Waffen und der den Gefallenen abgenommenen Schmucksachen statt, ein Detail, durch dessen Heranziehung die kriegsgeschichtliche Studie auch culturhistorischen Werth erhält.

In der am 7. April gehaltenen Sitzung der *philosophisch-historisch-socialwissenschaftlichen Classe der Academie* las Professor GUSUAV WENZEL eine historische Abhandlung über die Glanzzeit der Stadt Totis (Tata), die unter König Sigmund 1412 beginnt und bis zum Tode des Königs Mathias 1490 dauert. Die Abhandlung beginnt mit einem Rückblick auf die Gründung der Totiser Abtei. Zu geschichtlicher Bedeutung gelangt Totis erst im Jahre 1412, wo König Sigmund und der polnische König Uladislaus auf ihrer Rundreise dort einsprachen. Besonders wichtig sind die Jahre 1419, 1423 und noch mehr 1424—1426. Ausländische Quellen

\* Fortsetzung unseres Berichtes in Band III, Heft II der «Literarischen Berichte aus Ungarn».

bieten sehr viel schätzbare Daten über die europäischen Angelegenheiten, die in Totis verhandelt und erledigt wurden. Nach dem Tode Sigmund's kam Totis in den Besitz der Familie Rozgonyi und die dortige Burg fiel in Trümmer. Doch König Mathias stellte dieselbe in grösserem Umfang und Glanz wieder her, umgab sie mit ausgedehnten Gartenanlagen, Wildgärten und Wasserwerken, so dass die dortigen hängenden Gärten ebenso bedeutend waren wie die Verbindung des Ortes mit der Donau.

In derselben Sitzung legte Alexander Szilágyi eine von ÁRPÁD KÁROLYI eingesandte Abhandlung über die Verschwörung Stefan Dobó's, Melchior Balassa's und ihrer Genossen gegen Maximilian II. vor, bezüglich welcher die Berichte der zeitgenössischen Historiker einander widersprechen, indem die Einen die Verschwörung als Thatsache darstellen, während nach Anderen die angeblichen Verschworenen auf Grund einer falschen Anklage verhaftet wurden. Károlyi weist nun auf Grund gleichzeitiger Dispacci, polnischer Acten und anderer Quellen, nach, dass Dobó und Genossen zwar keine Verschwörung angezettelt, wohl aber im Interesse der ungarischen Verfassung Berathungen gepflogen haben. Sie wurden auf Grund einer Anzeige 1569 verhaftet, doch 1572 freigelassen, nachdem sich herausgestellt hatte, dass die Anzeige eine gefälschte gewesen sei. Maximilian hatte dieselbe für authentisch gehalten und daher die Beschuldigten bona fide verhaften lassen.

In der am 1. Mai 1879 gehaltenen Sitzung der *historischen Gesellschaft* las Dr. SAMUEL KOHN unter dem Titel: „*Die Ofner Juden während der Türkenzeit*“ einen interessanten Beitrag zur vaterländischen Geschichte des XV. und XVI. Jahrhunderts, welchen wir nachstehend wörtlich folgen lassen.

Bis zu dem Jahre 16.6, in welchem Jahre Ofen den Türken wieder entrissen wurde, war die dortige jüdische Gemeinde die angesehenste im ganzen Ungarlande. Ihre, an interessanten Episoden reiche Geschichte ist mit der Geschichte der ungarischen Hauptstadt aufs innigste verwachsen und fordert unsere Aufmerksamkeit geradezu heraus. Den Ofner Juden war nämlich innerhalb der ungarischen Judenheit lange Jahrhunderte hindurch die Führerrolle zugefallen; mitunter haben sie sogar den Gang der grossen politischen Ereignisse zu beeinflussen vermocht.

Eine besonders hervorragende Stellung, und zwar eine solche, welche nicht selten die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich zog, haben sie während der Türkenzeit eingenommen, welche in ihrer Geschichte gerade nicht die ruhigste und nicht die glücklichste, jedenfalls aber die interessanteste Periode bildet, die hier auf Grund ungarischer, ausländischer und jüdischer Quellen in allgemeinen Umrissen dargestellt werden soll.

Unter der Regierung Ludwig's II. war die Lage der Ofner Juden beinahe unerträglich geworden. Die Macht und das Ansehen des unglücklichen jungen Königs waren so tief gesunken, dass er nicht einmal in der Hauptstadt die Ruhe aufrechtzuerhalten, ja nicht einmal sein eigenes Eigenthum zu schützen vermochte: „*seine Juden*“, oder wie er einmal



an den Magistrat von Pressburg schrieb, «die zu unserer Schatzkammer gehörigen Juden». Vergebens zahlten sie dem Palatin Stefan Báthory alljährlich 400 Gulden, damit er sie, wie es in der betreffenden Urkunde heisst, «durch seine Autorität gegen die Gewaltthaten widergesetzlicher Angreifer schütze». Sie wurden zu wiederholtenmalen von zügellosen Pöbelhaufen angefallen und geplündert, so dass sie, um ihre Habe und ihr Leben einigermassen zu sichern, genöthigt waren, eine eigene Schutzwache zu organisiren und zu unterhalten, welche den räuberischen Angreifern in den Strassen Ofens förmliche Schlachten lieferte.

Unter solchen Verhältnissen langte die Schreckensnachricht von Mohács in Ofen an. Die entsetzten Bürger folgten dem Beispiel der Königin und suchten mitsammt ihrer Habe ihr Heil in der Flucht. Nur die Juden blieben in der verödeten Stadt; nicht, wie Cuspinian berichtet, um sich gegen die siegreichen Türken tapfer zu vertheidigen — *der* Ruhm gebührt ihnen nicht —, sondern deshalb, weil sie von den Türken nichts zu befürchten hatten. «Die Vorsteher der Ofner Juden-Gemeinde», schreibt eine im Jahre 1554 erschienene, also beinahe zeitgenössische Chronik, «gingen Soliman entgegen, warfen sich zu seinen Füssen nieder und übergaben ihm die Stadt, in welche er darauf seinen Einzug hielt. Gegen die Kinder Israels hat Keiner auch nur ein Wort gesprochen, und von ihrer Habe ward ihnen nicht einmal ein Schuhriemen genommen; denn Soliman war voll Gnade gegen sie.»

Die Türkei war nämlich um diese Zeit das neue Kanaan geworden, wo die aus mehreren christlichen Staaten vertriebenen Juden kurz vorher ein freundliches Heim gefunden hatten, in welchem sie so sicher und glücklich lebten, wie sonst nirgends in Europa. Schon um 1485 hatte ein dorthin eingewanderter französischer Rabbiner, Isaak Zarfathi, ein Rundschreiben erlassen, in welchem er die glücklichen Tage der türkischen Juden voll Begeisterung schildert, und seine Glaubensgenossen in Deutschland, Oesterreich und Ungarn, deren jämmerliche Verhältnisse er mit den schwärzesten Farben malt, einladet, nach der Türkei auszuwandern. Die Ofner Juden glaubten jetzt die Zeit gekommen, dieser Aufforderung zu entsprechen. Hatten sie doch nach dem Abzug der Türken Zeiten wilder Anarchie, und somit von der Zügellosigkeit der zurückkehrenden Einwohner noch ungleich Schlimmeres zu befürchten, als sie bis dahin erfahren hatten. Sie erbaten und erhielten vom Sultan die Erlaubniss, sich in der Türkei niederzulassen. Die Juden mancher anderen Städte, namentlich ein grosser Theil der vielgeplagten Juden Pressburgs, schlossen sich ihnen an; sogar die Juden von Oedenburg machten Miene, mitzuziehen. Türkische Schiffe, welche Soliman den Auswanderern zur Verfügung stellte, trugen diese donauabwärts nach Bulgarien und der Türkei. Wo sie da in grösserer Anzahl erschienen, wie z. B. in Widdin, Plevna, Sophia und dem Geburtsorte Osman Paschas, Kavala, dort bildeten sie unter dem Namen »Ungarische Gemeinde« gesonderte Gemeinden, welche sich durch religiöse Strenge auszeichneten und, trotz mannigfacher Anfechtungen von Seiten

der türkischen Schwestergemeinden, lange blühten, zeitweilig geradezu einen dominirenden Einfluss übten. Mit ihnen war ein grosser Theil der alten, im Laufe der Jahrhunderte stark magyarisirten ungarischen Judenheit aus dem Lande gezogen, um erst allmählig durch eine neue Einwanderung, zumeist aus den österreichischen Erbländern und aus der Türkei, ersetzt zu werden.

Nach dem Abzuge Soliman's wurde Johann Szapolyai in Stuhlweissenburg gekrönt. Der bei dieser Gelegenheit daselbst abgehaltene Landtag fasste unter Anderem auch den Beschluss, «dass die Juden von dem ganzen Territorium, allen Städten und Festungen Ungarns sofort zu vertreiben seien.» Und in diesem einen Punkte herrschte die vollständige Uebereinstimmung zwischen den beiden feindlichen Parteien, welche das unglückliche Land zerfleischten. Um dieselbe Zeit erliess nämlich die Königin-Witwe Marie einen ähnlichen Erlass bezüglich der Juden in Pressburg, weil ein grosser Theil derselben, wie bereits erwähnt, die Stadt verlassen hatte. Bald darauf genehmigte sie auch die Vertreibung der Juden aus Oedenburg.

Bis zum Jahre 1541 ist von Juden in Ofen keine Spur zu entdecken. Erst in diesem Jahre, und zwar gelegentlich der Besitzergreifung der Stadt durch die Türken, begegnen wir ihnen neuerdings. Um diese Zeit scheinen einige Juden bereits wieder dort gewohnt zu haben; andere, unter ihnen vielleicht auch Manche, die früher ausgewandert waren, dürften erst mit den Türken gekommen sein. Genug, die bei den Türken in Gunst stehenden Juden, so schreibt Michael Muthnoky aus Gran an Franz Révay, verursachten bei dieser Gelegenheit den Christen schwere Unannehmlichkeiten. Bei ihrer genauen Localkenntniss sollen sie nämlich die reicheren Bürger, wenn sie es auf andere Art nicht vermochten, dadurch ins Verderben gestürzt haben, dass sie die Türken anstifteten, gegen Jene allerlei Anschuldigungen vorzubringen und als falsche Zeugen zu bekräftigen. Muthnoky meldet das natürlich nicht als Augenzeuge, sondern dass «es ihm so hinterbracht worden ist». Unsere anderweitigen Quellen, welche gerade in Betreff der Ereignisse dieses verhängnissvollen Jahres sonst so reichlich fliessen, wissen nichts davon zu berichten. Da aber Druck Gegenruck, und die eine Ungerechtigkeit die andere zu erzeugen pflegt, ist es immerhin nicht unmöglich, dass Einzelne unter den lang und viel gequälten, schliesslich gar aus Stadt und Land gejagten Juden, als sie unter dem Schutze der türkischen Waffen zurückkehren konnten, die erfahrenen Unbilden in dieser unwürdigen Weise heimzuzahlen suchten. Aber dass die Juden bei dieser Gelegenheit, um die Christen zu verhöhnen, einen gekreuzigten Kater in Procession durch die Stadt Ofen getragen haben, ist ersichtlich eine auf Entflammung des Judenhasses berechnete, böswillige Erfindung, deren Vaterland nachweisbar Deutschland ist, wo selbst Luther sie wiederholte. In Ungarn selber wusste Niemand Etwas von der Sache. Unsere zahlreichen vaterländischen Berichte, welche von Zeitgenossen, zum Theil sogar von Ofner Bürgern und von anderen Augen-



zeugen über die Besitzergreifung Ofens durch die Türken abgefasst wurden, wissen von dieser Katergeschichte kein Sterbenswörtlein zu erzählen. Wäre sie passirt, gewiss, sie wäre nicht todtgeschwiegen worden, aus Delicatesse und Schonung für die Juden sicherlich nicht.

Kaum war Ofen unter türkische Herrschaft gekommen, als die dortige, viele hundert Jahre alte Judengemeinde, welche seit ungefähr vierzehn Jahren zu existiren aufgehört hatte, zu neuem Leben erwachte. Bereits im Jahre 1569 begegnen wir daselbst wieder einer geordneten Gemeinde, welche einen Secretär und mehrere Rabbinen hatte, unter diesen einen gewissen «Chajim, Sohn Isaak's, den man sonst auch *Hazmán* nannte», welcher aus Mähren, wohin er während der Judenvertreibung ausgewandert und wo er als Oberrabbiner angestellt war, wieder nach Ofen zurückkehrte. Zwölf Jahre später, im Jahre 1581, bestanden in Ofen bereits zwei jüdische Gemeinden: die «aschkenasische», welche den deutschen Ritus, und die «sefardische», welche den spanischen Ritus befolgte. Die letztere, ungleich kleinere, wurde von türkischen Einwanderern gebildet, welche den Ritus der aus Spanien vertriebenen und in der Türkei gastfreundlich aufgenommenen Juden angenommen hatten, zum Theil sogar deren directe Nachkommen waren. So hatte ein Bruchtheil der aus der pyrenäischen Halbinsel exilirten Juden in der Hauptstadt Ungarns eine neue Heimat gesucht und gefunden. Diese beiden Gemeinden erfreuten sich um diese Zeit bei ihren Glaubensgenossen bereits eines solchen Ansehens, dass man sich in religiösen Angelegenheiten aus weiter Ferne an ihre Rabbinen zu wenden pflegte.

In Pest wohnten ebenfalls Juden; doch haben diese keine besondere Gemeinde gebildet, sondern gehörten zur Ofner. In *Alt-Ofen*, wo eine jüdische Gemeinde lange Zeit neben der Ofner geblüht hatte, aber nach der Katastrophe von Mohács mit dieser zugleich zugrunde gegangen war, lebten auch während der Türkenherrschaft keine Juden. Diese pflegten nämlich in diesen stürmischen Zeiten ihrer Sicherheit wegen nur die befestigten Orte zum Wohnsitz zu wählen, so z. B. ausser Ofen und Pest noch Stuhlweissenburg, Gran, Grosswardein, Totis und Temesvár.

Bevor wir die Geschichte der neuentstandenen Ofner Gemeinde weiter verfolgen, wollen wir ihre inneren und äusseren Verhältnisse, ihre Organisation und ihre gesellschaftliche Stellung kurz zu skizziren versuchen.

Die Juden, obwohl sie in allen Stadttheilen Häuser und Geschäftslocale haben durften, wohnten zumeist in der Wasserstadt, welche von ihnen auch den Namen «Judenstadt» erhielt. Diese zog sich, innerhalb der Wälle, vom Fusse des Festungsberges am Donauufer entlang in der Richtung nach dem Kaiserbade. Bei ihrer niedrigen, leicht zugänglichen Lage war sie bei den häufigen Belagerungen der Stadt den Angriffen der Stürmenden zumeist ausgesetzt und jedesmal mehr oder minder stark beschädigt worden. Dort war auch, wenigstens im Jahre 1684, die Schiffbrücke, welche Pest mit Ofen verband. Neben dem früheren «Sabbath-Thor» (Szombati kapu) genannten Stadtthore, das Altöfen zugewendet lag,

stand die alte, sogenannte «kleine Synagoge». Die «grosse Synagoge», ein stattlicher, mit hohen Thürmen versehener Bau, welche der Rabbiner zu besuchen pflegte, war nicht unten in der Wasserstadt, sondern etwas höher auf dem Abhange des Berges. Die sefardische Gemeinde besass selbstverständlich ihr eigenes Betlocal.

Der Judenfriedhof, in welchem bekanntlich auch der berühmte Begründer der ungarischen Rechtswissenschaft und einstmalige Palatin Verböczy seine letzte Ruhestätte gefunden hat, lag in der heutigen Christinenstadt vor dem sogenannten «Judenthor». Ludwig II. hatte daselbst im Jahre 1526, eigenthümlich genug, seine Zelte aufschlagen lassen; Roggendorf, als er im Jahre 1541 Ofen belagerte, seine Batterien dort aufgestellt.

Die Ofner Gemeinde war durch mehrere, nur ihr eigenthümliche religiöse Bräuche und Einrichtungen, auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann, ausgezeichnet und wegen ihrer Wohlthätigkeit berühmt. Besonders anerkennend wird hervorgehoben, dass sie die Talmudschulen zu Jerusalem und Salonichi, das die damaligen Juden «Klein-Jerusalem» nannten, alljährlich mit bedeutenden Summen zu unterstützen und ihre Glaubensbrüder, welche die Türken von ihren Raubzügen mitschleppten, mit grossen Opfern loszukaufen pflegte. An ihrer Spitze standen mit weitgehenden Befugnissen ausgerüstete Vorsteher. Diese hatten unter Anderem die Staatssteuer, für welche die Gesamtgemeinde verantwortlich war, auf die einzelnen Mitglieder zu repartiren, die unter diesen entstandenen Processe und Streitfälle, gewöhnlich mit Hinzuziehung der Rabbinen zu entscheiden und zu schlichten, wobei ihnen das Recht zustand, Verbrecher oder solche, die sich widerspänstig zeigten, zu mehrmonatlicher Haft zu verurtheilen. Die Gemeinde besass nämlich auch ihr eigenes Gefängniss. In wichtigeren Fällen pflegten sie, in Uebereinstimmung mit dem Rabinats-Collegium und den Vertrauensmännern der Gemeinde, zu ausserordentlichen Massregeln zu greifen. So liessen sie einst einen jungen Mann vorladen, der einem Mädchen, nach damaliger Sitte, ein schriftliches Eheversprechen gegeben hatte, welches einzulösen er sich weigerte. Als er hartnäckig bei seiner Weigerung verblieb und sich dabei noch herausfordernd und unanständig benahm, beschlossen sie, dass kein Ofner Jude seine Tochter dem Wortbrüchigen zum Weibe geben dürfe. Wer dies Verbot übertritt, sollte als Strafe 400 Gulden an die Gemeinde und 100 Thaler an zwei Wohlthätigkeits-Vereine bezahlen. Sollte der junge Mann aber von auswärts heiraten, sei er von der Gemeinde und von der Synagoge auszuschliessen. Solche Bestimmungen wurden in das Gemeinde-Protocoll aufgenommen und in der Synagoge öffentlich verlesen. Wenn die Vorsteher ihren Wirkungskreis überschritten und sich Willkürlichkeiten und Ungerechtigkeiten erlaubten, pflegten sämmtliche Mitglieder der Gemeinde zusammenzutreten und die Befugnisse des Vorstandes, wie es z. B. in einer im Jahre 1652 abgehaltenen Generalversammlung geschah, bedeutend einzuschränken.

Im Schosse der Gemeinde bestanden mehrere Vereine, welche ver-



schiedene Zwecke verfolgten. Der anschulichste war die «Chewra-Kadisha», welcher einen eigenen Rabbiner angestellt hatte, und neben der Bestattung der Leichen noch für die Pflege der Kranken und für die Bekleidung der Armen sorgte. Sie veranstalteten alljährlich zweimal eine Feierlichkeit in der Synagoge, bei welcher Gelegenheit zur Wohlthätigkeit aneifernde Reden gehalten wurden und für die Zwecke des Vereins reichliche Spenden einflossen. Die Vorsteher der «Chewra» führten den türkischen Titel «Kabar-Baschi» (Beerdigungs-Vorsteher). Ausserdem bestanden mehrere jüdisch-wissenschaftliche Vereine, deren es im Jahre 1686, zur Zeit der Wiedereroberung Ofens, drei gab. Jeder derselben besass sein eigenes Betlocal und hatte einen Gelehrten angestellt, der zu bestimmten Zeiten Vorträge hielt. Nachdem, wie bereits bemerkt, neben der Hauptgemeinde auch eine sefardische bestand, pflegten zwischen diesen Gemeinden und Vereinen, respective zwischen deren Rabbinen und Gelehrten nur zu häufig Reibungen und Streitigkeiten auszubrechen, deren Ausgleichung fremden, in erster Linie türkischen Rabbinen, nicht selten auch durchreisenden jüdischen Gelehrten und Autoritäten übertragen wurde, welche ihren Entscheidungen in der Regel dadurch Nachdruck verliehen, dass sie über Renitente den Bann verhängten. Die nach Jerusalem pilgernden und auswandernden deutschen, österreichischen und polnischen Juden, sowie die wegen Sammlung milder Gaben aus Jerusalem abgeschickten Sendboten pflegten nämlich ihren Weg über Ofen zu nehmen, von wo sie ihre Reise zu Schiff fortsetzten, oder wohin sie auf der Donau gelangten, weshalb auch Ofen in hebräischen Quellen geradezu als «Hafenstadt» bezeichnet wird. Ein solcher Sendbote aus Jerusalem, Namens Uri-Schragga, der sich im Jahre 1655 in Ofen aufhielt und dem die Beilegung der gerade damals heftig ausgebrochenen Parteistreitigkeiten übertragen ward, hat unter Anderem auch die Verfügung getroffen, dass die Gemeinde in Zukunft nie einen Rabbiner anstellen dürfe, der in Ofen Verwandte hat. Diese Bestimmung, zu deren Durchführung sich die Gemeinde eidlich verpflichtet hatte, gab in der Folge häufigen Anlass zu neuen Streitigkeiten, blieb aber nichtsdestoweniger bis zur Auflösung der Gemeinde in voller Kraft.

Die Ofner Juden haben während der Dauer der Türkenherrschaft verhältnissmässig glückliche Zeiten gehabt. Ihre Gemeinde erfreute sich der vollsten Autonomie. In Ausübung ihrer Religion waren sie frei und ungestört, in ihrem Erwerbe durch keinerlei Ausnahmegesetze, beschränkt, durch Plackereien oder gar Verfolgungen in keiner Weise belästigt und bedroht. Nur über die schlechte türkische Rechtspflege hatten sie oft bitter zu klagen. Sie wagten es daher auch nur selten, den Türken Waaren oder Geld zu leihen, denn, so berichtet ein Ofner Rabbiner, «es ist eine gefährliche, vielen Gewaltthätigkeiten ausgesetzte Sache, einem Türken Geld zu leihen. Die Schuldner zur Bezahlung zu verhalten, ist beinahe ein Ding der Unmöglichkeit; versucht man es, so treten sie mit so bösen Verleumdungen auf, dass das Capital mitsammt den Zinsen verloren zu gehen

pfllegt.» Aber der christlichen Provinzbevölkerung, Einzelnen wie Städten, pfliegten sie gern auch grössere Summen zu leihen.

Der Handel war fast ausschliesslich in ihren Händen. Viele verkauften Specereien, Andere Holz, Tabak, Leder. Aber auch alle anderen Handelsartikel waren entweder nur bei ihnen, oder bei ihnen am preiswürdigsten zu kaufen. Aus den Protocollen der Stadt Körös vom Jahre 1650—1679 ergibt sich, dass die Stadt, so oft sie in Ofen grössere Einkäufe besorgen liess, sich jedesmal an jüdische Geschäftsleute wandte, deren Kaufläden die buntesten Waarenlager füllten. So enthält z. B. das 1661er Protocoll unter der Aufschrift «Unsere auf Credit gemachten Einkäufe bei dem Juden Jakob aus Ofen» unter Anderem auch folgende Post: «Carmoisinlederne Stiefel, Saffianleder, Socken, Messer mit Perlmuttergriff, Doppelmesser, Neograder Teppiche, Pfeffer u. s. w.» Der Weinhandel war ganz in ihrer Hand, aber nicht selten durch Regierungserlässe empfindlich gestört, welche den Verkauf dieses durch den Koran verbotenen Getränkes, hie und da sogar des Branntweins, aufs strengste, mitunter bei Todesstrafe untersagten. Ausserdem pfliegten sie dem türkischen Heere Fleisch, den Türken zu Gran Salz zu liefern und die Erträgnisse ganzer Dörfer und Besitzungen in Pacht zu nehmen. Die Essegger Märkte besuchten sie regelmässig zu Schiffe; einen besonders lebhaften Handelsverkehr unterhielten sie mit Belgrad und Salonichi. Dass unter ihnen auch Handwerker waren, unterliegt wohl keinem Zweifel; sichere Nachricht haben wir jedoch nur von Ofner jüdischen Posamentirern. Aerzte gab es nur wenige unter ihnen, und auch diese erfreuten sich eben nicht des glänzendsten Rufes; dafür aber wurden durchreisende fremde Aerzte begierig von ihnen aufgesucht.

Ihre sociale Stellung war die zu den damaligen Zeiten denkbar günstigste. Sie verkehrten mit den Türken auf freundschaftlichem Fusse; in ihren Häusern waren selbst höhere Staatsbeamte häufige und gern gesehene Gäste. Von Militär-Einquartierungen waren sie befreit; an Sabbath- und Festtagen brauchten sie keinerlei öffentliche Arbeit zu verrichten. Ihre christlichen Slaven, zumeist Kriegsgefangene, die sie den Türken abkauften, pfliegten sie nicht selten zum Judenthum zu bekehren, dann aber als zur Familie gehörig zu betrachten und häufig mit Juden zu verheiraten. Es gab Fälle, wo solche bekehrte Slaven nach dem Tode ihres Herrn freiwillig die sieben Trauertage zu halten wünschten, welche die Juden nach der Beerdigung ihrer Eltern oder Geschwister beobachten. Ihre Umgangssprache war vorwiegend die deutsche, mitunter auch die türkische, bei den aus der Türkei Eingewanderten auch der sogenannte «spaniolische» Dialect. Doch pfliegten selbst die deutschredenden Juden türkische Beinamen zu führen. Wie sich aus ihrem, nicht selten auch schriftlich unterhaltenen Verkehr mit der ungarischen Bevölkerung ergibt, waren Manche auch des Ungarischen mächtig. Es waren nämlich noch Ueberreste der alten jüdisch-ungarischen Bevölkerung unter ihnen, was die von den damaligen Ofner Juden geführten Namen: *Házmán*, *Kis*, *Fekete* und *Oroszlán* beweisen.



Die gesicherte und verhältnissmässig glückliche Lage der Juden in Ofen bildete einen grellen Gegensatz zu den drückenden Verhältnissen, in welchen ihre Glaubensgenossen in den der österreichischen Herrschaft unterworfenen ungarischen Landestheilen, sowie in Oesterreich selber lebten. Während man hier ihre Steuer immer höher schraubte, unter den verschiedensten Vorwänden Geld von ihnen erpresste, sie unaufhörlich quälte und verfolgte, mit Schmach und mit den schmutzigsten Anklagen überhäufte, jeden Augenblick mit Verjagung bedrohte und, wie z. B. aus Pressburg, Oedenburg, Wien und Prag, auch wirklich verjagte: hatten sie während der 145jährigen Dauer der Türkenherrschaft in Ofen keinerlei Bedrückung oder Verfolgung zu erdulden, und war ihre gesellschaftliche Stellung daselbst eine so angeschene, dass die ungarischen Provinzbewohner, wie z. B. der Bürgermeister der Stadt Körös, sie «Ew. Gnaden» und «Unser wohlgeneigter Herr» zu tituliren pflegten. Wenn wir noch hinzufügen, dass um diese Zeit mehrere Juden in Konstantinopel hohe Staatsämter und Würden bekleideten, wie denn um 1550 auch in Ofen ein Jude lebte, der den Titel «Fürst» führte und seinen Namen «Akiba», nach Art vornehmer Türken, mit goldenen Buchstaben zu unterschreiben pflegte: so werden wir es erklärlich, ja natürlich finden, dass die Ofner Juden, welche dazu noch zum Theil aus der Türkei eingewandert waren, in den damaligen fast ununterbrochenen Kriegen zwischen dem Halbmond und dem Kreuze entschieden auf Seiten der Türken standen und ihre Stadt, so oft sie von christlichen Heeren belagert wurde, muthig vertheidigen halfen.

«Die Heeresmacht des Kaisers», so berichtet eine hebräische Chronik über die erfolglose Belagerung Ofens im Jahre 1598, «hatte die Vorstädte bereits erstürmt und die Türken waren in die eigentliche Festung geflüchtet. Als die dortigen Juden das sahen, standen sie für ihr Leben ein und sprachen: Lasset uns für unsere Kinder und Frauen und für unsere Habe muthig kämpfen, und Gott möge thun, wie es Recht in seinen Augen ist. Hierauf kämpften sie wider die kaiserlichen Truppen mit Macht und Tapferkeit und schlugen sie bis zur Vernichtung, so dass sie mit Schande sich zurückziehen mussten.» Die Wiener, welche die Vertreibung der dortigen Juden anstrebten, unterliessen es auch nicht, diese Thatsache als neues Argument für ihren längst gehegten Wunsch geltend zu machen; doch erzielten sie diesmal noch nicht den gewünschten Erfolg.

Im Jahre 1601 wurde, um die Türken irrezuführen, das Gerücht verbreitet, dass die Kaiserlichen Ofen abermals belagern wollen. Darauf hin flüchteten mehrere Juden von dort nach Stuhlweissenburg, aber nur, um da ihren Untergang zu finden. Gelegentlich der Einnahme dieser Stadt, welcher der Angriff diesmal eigentlich gegolten hatte, wurden Mehrere von ihnen von den Kaiserlichen erschlagen, zweiundzwanzig gefangen genommen und nur nach Erlegung eines bedeutenden Lösegeldes wieder in Freiheit gesetzt.

Im darauffolgenden Jahre, im Jahre 1602, hatte Ofen die Schrecken einer neuen Belagerung zu erdulden, und diese, sowie die vorhergehende

brachte unsäglichen Jammer über die dortigen Juden, da die in der Nähe der äussersten Wälle gelegene Judenstadt den feindlichen Geschossen zu meist ausgesetzt war. «Ausserhalb der Stadt», so berichtet ein Ofner Jude als Augenzeuge, «wüthete ein harter Kampf, in ihr die Hungersnoth. Viele flüchteten, ja die Gemeinde war gezwungen, die Armen, welche sich nicht mit Lebensmitteln versehen konnten, unbarmherzig aus der Stadt zu jagen.» Ein zweiter jüdischer Berichterstatter aus dieser Zeit erwähnt neben der Kriegs- und Hungersnoth noch der Pest, welche die meisten Juden aus Ofen vertrieb, wo nur die Wenigen zurückblieben, welche sich nicht zu flüchten vermochten. Die Flüchtlinge kehrten erst im Jahre 1607, nach dem Friedensschlusse von Zsitvatorok, nach Ofen zurück, wo ihre Synagogen-Betsitze und sonstigen Liegenschaften, sowie ihre in der Gemeinde innegehabten Ehrenämter mittlerweile in andere Hände gerathen waren, was zu viel Zwist und Hader Anlass gab.

Nach dem Friedensschlusse im Jahre 1607 nahm die Zahl der Juden in Ofen stetig zu, und ihre Gemeinde gelangte, trotz der öfteren schrecklichen Feuersbrünste, welche auch die Judenstadt nicht verschonten, allmählig zur herrlichsten Blüthe. Einer ihrer späteren Rabbinen nennt sie «eine heilige Gemeinde, deren ruhmvoller Name in alle Länder gedrunken, die eine der angesehensten unter den Gemeinden Israels ist.» Im Jahre 1665 erhielt sie den berühmtesten ihrer Rabbinen in der Person Efrajim ha-Kohen's aus Wilna, zu welchem sie eine Deputation nach Wien sandte, die ihm sein Ernennungsdiplom daselbst überreichte. Der in der damaligen jüdischen Welt ehrenvoll bekannte, hochgeschätzte Mann bekleidete zwölf Jahre hindurch das Amt eines Rabbiners von Ofen. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und rigorosen Frömmigkeit — er soll, nach dem Zeugnisse seines ebenfalls gelehrten Sohnes, regelmässig von dem einen Sabbath bis zum andern gefastet haben — drang bis nach Jerusalem, und die deutsche Gemeinde der heiligen Stadt erwählte ihn zu ihrem Rabbiner. Doch war es ihm nicht gegönnt, diesem ehrenvollen Rufe Folge leisten zu können. Er zögerte mit der Abreise, um vorher noch zwei jüdisch-theologische Werke druckfertig zu machen, die noch in Europa erscheinen sollten, und mittlerweile ereilte ihn der Tod. Er fiel der Pest zum Opfer, die mit kleineren und grösseren Unterbrechungen 23 Jahre hindurch, von 1666 bis 1689 in Ofen wüthete und ihm auch einen Sohn und die Gattin entrissen hatte. Seine Responsen, welche für die Localgeschichte Ofens zahlreiche werthvolle Notizen enthalten, hat nach seinem Tode sein Sohn Jehuda-Löb herausgegeben. Sein später nicht minder berühmt gewordener Enkel Zewi Aschkenasi, den er erzogen hatte, blieb bis zum Jahre 1686 in Ofen; doch gelang es ihm noch vor Eroberung der Stadt glücklich zu entkommen. Er lebte kurze Zeit als Rabbiner zu Serajevo, später in Hamburg, Lemberg und Amsterdam und pflegte sich gewöhnlich «Zewi Aschkenasi aus Ofen» zu unterschreiben.

Die Belagerung Ofens im Jahre 1684 fand die Juden abermals auf den Wällen der Stadt, wo sie an der Seite der Türken so tapfer kämpften,



dass das Misslingen der Belagerung zum Theil ihnen zugeschrieben wurde, was ihre Glaubensbrüder in Padua um ein Haar mit dem Leben bezahlt hätten. Dort herrschte eben damals ein durch Brodneid genährter, giftiger Judenhass, der die Berichte von dem bewaffneten Widerstand der Ofner Juden und von den Grausamkeiten, welche sich diese gegen christliche Kriegsgefangene angeblich zu Schulden kommen liessen, geschickt zu benützen wusste, um den heissblütigen italienischen Pöbel auf das Ghetto zu hetzen. Jede vom Ofner Kriegsschauplatz anlangende Nachricht gab zu einer Judenhetze Anlass. Denn lautete sie günstig für die Türken, so überfiel und plünderte man die Juden aus Wuth und Grimm; lautete sie für das Belagerungsheer günstig, so geschah dasselbe vor Freude und vor Jubel. So schwebte die Paduaer Gemeinde bange Wochen in steter Gefahr, die am 20. August den Gipfelpunkt erreichte. Eine zügellose, mord- und plünderungssüchtige Menge stürmte das Ghetto, suchte dessen Thore mit Aexten zu erbrechen und schleuderte Feuerbrände und Geschosse in dasselbe. Die Gefahr war bereits aufs höchste gestiegen, als es den Behörden endlich gelang, die Angreifer zu Paaren zu treiben. Zum Andenken an ihre glückliche Errettung haben die Paduaer Juden diesen Tag als Freudentag eingesetzt, der unter Absingung eigens für diese Gelegenheit verfasster Psalmen alljährlich festlich begangen wurde und unter den italienischen Juden als «Purim von Ofen» (Purim di Buda) noch heute bekannt ist. Andererseits erkannte wieder Mohamed IV. die Verdienste, welche die Juden von Ofen sich um die Errettung der Stadt erworben hatten, durch besondere Privilegien an, die er ihnen ertheilte. Sie wurden von allen Abgaben befreit. Jeder Einzelne von ihnen erhielt ein Document, welches bezeugte, dass er diese Belagerung von Ofen mitgemacht hatte, und dazu noch als äusseres Kennzeichen einen Halbmond, der auf der Brust getragen wurde. Ein Jude, der ein solches Document vorzeigte und mit diesem Ehrenzeichen geschmückt war, durfte im ganzen türkischen Reiche unbehelligt reisen und seine Waaren überallhin zollfrei mit sich führen.

Doch sollten sie sich dieser Privilegien nicht lange zu erfreuen haben. Es nahte das für die Türken verhängnissvolle 1686er Jahr. Abermals belagerten die christlichen Heere Ofen und zogen ihre ehernen Ringe immer enger um die Stadt, welche die Türken mit verzweifelter Tapferkeit vertheidigten. Und wieder erschienen die Juden auf dem Kampfplatze. Der Engländer Jacob Richards hebt in seinem über die Belagerung Ofens geführten Tagebuche wiederholt hervor, dass in den Reihen der Türken, neben Janitscharen, Spahis und 3000 türkischen Einwohnern *tausend Juden* kämpften. Die Uebrigen arbeiteten Tag und Nacht, halfen die Breschen ausfüllen und Tranchéen und Minen graben. Ganz besonders wird ein jüdischer Artillerist hervorgehoben, der auf den Thurm der St.-Johanniskirche eine Kanone hinaufwinden liess, deren wohlgezieltes Feuer den Belagerern bedeutenden Schaden zufügte.

Der Ruf dieses, wie ein zeitgenössischer deutscher Schriftsteller sich ausdrückt, «ganz teuflischen Widerstandes» der Ofner Juden verbreitete sich

rasch durch ganz Europa, das in fieberhafter Erregung den Fortschritten der Belagerung folgte, welche, wie man meinte, schon längst zum Ziele geführt hätte, «wenn die Juden nicht wären, welche so viel gethan, dass die Eroberung die Christen um etliche Tausend höher angekommen.» Solche, offenbar stark aufgetragene, wahrscheinlich absichtlich übertriebene Nachrichten waren von so weitgehender, aufregender Wirkung, dass die Juden am Tiberstrande für den verzweifeltsten Muth ihrer Glaubensgenossen an der Donau bitter büssen mussten.

Die selbst vom Feinde anerkannte Tapferkeit der Besatzung war vergebens. Ofen wurde am 2. September erstürmt und «den Herren Hebräern hat man für ihren sonderbaren Fleiss und Eifer in der Vertheidigung der Stadt ein schlechtes Trinkgeld gereicht». Dieser höhnische Ausruf des schon mehrfach erwähnten deutschen Chronisten erhält durch die übereinstimmenden Angaben sämmtlicher zeitgenössischen Berichte eine traurige Illustration. Die Sieger kannten in ihrer ersten Wuth keine Regung des Erbarmens. Greise, Weiber und Kinder wurden niedergemetzelt, die Flüchtlinge schonungslos erschlagen. Mehrere Juden fanden in der Donau den gesuchten Wellentod, viele Andere waren schon vorher mit den Waffen in der Hand gefallen. Ungefähr Hundert, welche in die grosse Synagoge geflüchtet waren, und vierhundert Andere, welche in der Festung den Baiern in die Hände fielen, und mehrere Einzelne, die man später in den verschiedensten Verstecken vorfand, wurden begnadigt, weil sie ein bedeutendes Lösegeld und die Auslieferung verborgener Schätze versprochen. Einen solchen Schatz haben sie dem brandenburgischen General Schöning auch wirklich gezeigt, der über die Auffindung desselben sofort nach Wien rapportirte. Die gefangenen Juden wurden vorläufig in Keller und unterirdische Gewölbe gesperrt; vierhundert — wie es scheint, jene, welche in baierische Gefangenschaft gerathen waren — in ein Schiff zusammengepfercht. Diese wurden von Huszaren, welche die wachhabenden Soldaten überrumpelten und entwaffneten, theils niedergemetzelt, theils in die Donau gesprengt. Letzteres berichtet als Augenzeuge Isaak Schulhof, ein Schwiegersohn des schon oben erwähnten Ofner Rabbiners Efrajim Ha-Kohen. Er war, nachdem sein Weib erschlagen wurde, mitsammt seinem Sohne in Gefangenschaft gerathen. Dieser starb als Gefangener in Raab, er selber wurde in Nikolsburg von mildthätigen Glaubensgenossen losgekauft. Nach seiner Befreiung schrieb er zwei hebräische Elegien: die eine auf die Vernichtung seines Familienglücks, die andere auf die Zerstörung seiner Gemeinde, welche Elegien er, wie er berichtet, alljährlich am Jahrestage der Eroberung von Ofen, von schmerzlichen Erinnerungen bewegt, unter Thränen zu lesen pflegte. Einen schreienden Gegensatz zu diesen Klageliedern bilden die um diese Zeit selbst in lateinischer und italienischer Sprache erschienenen Spottgedichte, welche sich in plumper Weise über die Juden lustig machen, die für die hartnäckige Vertheidigung der ihnen theuer gewordenen Stadt so hart zu büssen hatten.

Nachdem die Ordnung in der geplünderten Stadt einigermaßen wieder hergestellt war, liess man durch die gefangenen Juden die Leichen in die



Donau werfen, den Schutt und die Trümmer entfernen und die Pallisaden beseitigen. Darauf wurden sie in die Gefangenschaft geschleppt, in welcher sie so lange gehalten wurden, bis durch Sammlungen, welche die Judenheit von ganz Europa zu diesem Zwecke veranstaltete, das geforderte hohe Lösegeld herbeigeschafft war. Nach ihrer Befreiung haben die gelehrteren unter ihnen, und deren Zahl scheint nicht gering gewesen zu sein, sich dadurch zu erhalten gesucht, dass sie theils ältere, selten gewordene hebräische Werke neuerdings herausgaben, theils aber selbständige, zumeist kleinere hebräische Schriften drucken liessen. Aus diesen ergibt sich, dass die Opfer Juden auf der Höhe der damaligen jüdischen Wissenschaft standen und der damals sorgfältig gepflegten jüdischen Geheimlehre, der sogenannten «Kabbalah», einen nicht geringen Einfluss auf ihre religiöse Praxis gestatteten.

Bemerkenswerth ist der Umstand, dass unter den hebräischen Büchern, welche die Cataloge der verschiedenen Bibliotheken als «Beutestücke aus Ofen» bezeichnen, wie z. B. in Leipzig und Halle, auch einige solche sind, welche, nach den über sie bekannt gewordenen Notizen zu schliessen, noch aus der berühmten Bibliothek des Königs Mathias Corvinus stammen, die bekanntlich auch hebräische und chaldäische Werke enthielt, was wohl eine genauere Untersuchung verdiente.

So war also die jüdische Gemeinde von Ofen, über welche wir bereits ungefähr aus dem Jahre 1220 sichere Berichte haben, der Vernichtung anheimgefallen. Der Wiener Hof glaubte nämlich das Wiederaufblühen der vom Türkenjoch befreiten Stadt unter Anderem auch dadurch zu fördern, dass er den Juden untersagte, daselbst Handel zu treiben, später aber sowohl Ofen als auch Pest das Privilegium verlieh, «Juden und Zigeuner nach eigenem Gutdünken aufnehmen oder ausweisen zu können». Welcher Gebrauch von diesen Privilegien gemacht wurde, ist bekannt. Nach der Wiedereroberung Ofens durften auf dem Gebiete des heutigen Budapest die Juden lange Jahre hindurch nur in Altoven wohnen, wo ihre ebenfalls alte, aber seit der Catastrophe von Mohács aufgelöste Gemeinde, allmählig an die Stelle der vernichteten Opfer trat. Noch am 3. Juni des Jahres 1800 langte auf das Majestäts-gesuch «des Juden Koppl Mandel und Anderer, welche zwar zur Zeit der Pester Jahrmärkte einen Rabbiner von Altoven, und für andere Zeiten des Jahres einen geprüften Juristen (Rabbinatsverweser) . . . nach Pest zu verordnen verlangten», an die Statthalterei von Ofen die «huldreichste Resolution» herab, «dass Supplicanten Von ihrem Gesuche Abgewissen seynd.»

In der am 12. Mai 1879 gehaltenen Sitzung der zweiten Classe der ungarischen Academie hielt MICHAEL ZSILINSZKY seinen Antrittsvortrag als correspondirendes Mitglied mit einer Abhandlung über *die Rolle der grossen Männer in der Geschichte*, in welcher er sich für eine zwischen den beiden entgegengesetzten Ansichten — dass die Wirksamkeit der sogenannten grossen Männer die Geschichte ausmache, wie Cousin und Carlyle meinen, oder dass allgemeine Ursachen die individuelle Wirksamkeit der grossen Geister leiten und bestimmen — vermittelnde Auffassung entscheidet. Hierauf erzählte ALEXANDER

SZILÁGYI auf Grund gleichzeitiger Aufzeichnungen des siebenbürgischen Historiographen und Archivars Szamosközy die Geschichte der *Ermordung des walachischen Woiwoden Michael im Jahre 1601*. Michael hatte nach der auf seine Veranlassung geschehenen Ermordung des Fürsten Andreas Báthory Siebenbürgen mittelst ungarischen Truppen besetzt und wollte dieses Land für sich behalten. In Folge dessen gab der General Basta Auftrag, den Woiwoden zu tödten. Drei Männer überfielen denselben in seinem Zelte und erschlugen ihn sozusagen angesichts seines ganzen Lagers. Schliesslich hielt in dieser Sitzung Professor ALEXANDER KONEK einen Vortrag über die *Criminalstatistik Ungarns in dem Quinquennium 1873—1877*, welcher die Statistik der Verbrechen und Vergehen nach Strafverhandlung und Strafmass, Geschlecht, Alter, Erwerb, Bildungsgrad, Religion und Vermögensstand, ferner die Statistik der Rückfälle und Uebertretungen in den erwähnten fünf Jahren übersichtlich zusammenstellt.

In der am 5. Juni 1879 gehaltenen Sitzung der *historischen Gesellschaft* las LUDWIG THALLÓCZY eine interessante Abhandlung unter dem Titel: „*Graf Moriz Benyovszky und der erste Beginn des Handels des ungarischen Küstenlandes*.“ Der Verfasser weist einleitend auf den primitiven Zustand hin, in welchem sich der Hafen von Fiume bis zum Regierungsantritt Maria Theresia's befand. Doch 1776 fühlte sich die Königin, um für Ungarn einen Exportweg zum Meere zu schaffen, bewogen, Fiume zu regeln, und ernannte den Grafen Josef Mailáth zum Gouverneur dieser Küstenstadt. Dieser machte die grössten Anstrengungen zur Abstellung der Unordnung, welche dort bis dahin geherrscht hatte; er liess die Wege herstellen, beseitigte die Vexationen bei der Einhebung der Zölle und brachte es dahin, dass bald darauf italienische, englische und französische Schiffe den Hafen von Fiume berührten. Um jene Zeit kam der gewesene König von Madagascar, Graf Moriz Benyovszky, in die Heimat zurück und trat mit grossartigen Plänen zur Hebung des Handels unseres Litorales auf, welche die Aufmerksamkeit der Regierung in dem Maasse erregten, dass Fürst Kaunitz ihn 1773 aufforderte, ein Memorandum über seine Pläne einzureichen. Diese würden in der Geschichte unseres Handels die grösste Bedeutung erlangt haben, wenn das zur Verwirklichung derselben nothwendige Geld vorhanden gewesen wäre. Graf Benyovszky reichte das Memorandum ein und bat zugleich um die Concession zur Eröffnung eines Transportgeschäftes in Buccari, die er auch erhielt. Doch da ihm die zu dem grossartigen Unternehmen erforderlichen Mittel abgingen, musste er Anlehen aufnehmen und sah sich genöthigt, als ihn die Gläubiger überließen, nach Amerika zu entfliehen. Die Fiumaner Episode, deren Quellen der Verfasser im Gubernial- und im Landesarchiv fand, bildet einen interessanten neuen Beitrag zur Biographie des berühmten Abenteurers, dessen Selbstbiographie dem ungarischen Epiker Gvadányi den Stoff zu seinem «Rontó Pál» und dem deutschen Lustspieldichter Kotzebue den Stoff für seine «Verschwörung in Kamtschatka» geliefert hat.

In derselben Sitzung las VINCENZ BUNYITAY eine Abhandlung über die *Oligarchen des Biharar Comitatus im XIII. und XIV. Jahrhundert*.



Dieselbe beschäftigt sich hauptsächlich mit den Söhnen des aus dem Geschlechte Borsa stammenden Thomas, deren Besitzungen im Biharar Comitatus lagen, wo sie ihren Hauptsitz in dem nicht mehr existirenden Dorfe Adorján nebst dem befestigten Schlosse Adorjánvár hatten. Die Söhne des Thomas standen zur Zeit des Königs Ladislaus IV. dem Hofe nahe, erhoben sich jedoch schon gegen Andreas III. und schlugen sich auf die Seite Karl Martell's. Der älteste Sohn des Thomas, der Woiwode Roland, pflanzte die Fahne der Empörung gegen den letzten König aus dem Hause Árpád in Adorján auf. Dass er ein mächtiger Oligarch gewesen sein müsse, beweist der Umstand, dass Andreas III. im Jahre 1294 die Truppen persönlich gegen ihn anführte. In dem hierauf entstandenen Kampfe wurde Roland verwundet und fiel in die Gefangenschaft des Königs. Doch dieser scheint ihn begnadigt zu haben, denn auf einem späteren Landtag kommt Roland wieder vor, welcher bald darauf starb, nachdem er sich noch einmal gegen den König empört hatte. König Karl liess den übrigen Söhnen des Thomas grosse Begünstigungen zu Theil werden; aber trotzdem empörte sich einer derselben, der Palatin Jacob, gegen den König, der ihn jedoch bei Debreczin schlug.

In der am 16. Juni gehaltenen Sitzung der zweiten Classe der Academie hielt ANTON PÓR einen Vortrag über *das Verhältniss des Papstes Pius II. zu König Mathias Corvinus*. Die Einleitung beleuchtet die Sympathien, welche zwischen dem Ofner Hofe und anderen Höfen, insbesondere dem Heiligen Stuhle bestanden und darauf beruhten, dass Ungarn als Schutzwall der Christenheit gegen die Türken betrachtet wurde. Ueberschwänglich war daher die Freude des greisen Papstes Kalixtus, als Mathias, der Sohn Johannes Hunyady's, des grossen Helden im Kampfe gegen die Türken, zum König von Ungarn gewählt wurde. Der Brief, in welchem er den jungen König begrüsst, ist eine wahre Freudenhymne. Mächtige Stützen des innigen Verhältnisses zwischen dem Papst und dem König von Ungarn waren Enea Silvio in Rom und Johannes Carvajal, der päpstliche Nuntius in Ungarn. Ueber den Letzteren sind keine Quellen vorhanden; um so dankenswerther ist es, dass der Verfasser aus spärlichen, zerstreuten Daten ein Lebensbild Carvajal's construirt, worin besonders dessen ungarfreundliche, eifrige, diplomatische Wirksamkeit hervorgehoben wird. Den Hauptgegenstand der Abhandlung bildet übrigens Enea Silvio, der nach dem Tode des Papstes Kalixtus, noch in demselben Jahre, da Mathias Hunyady zum König von Ungarn, zum Papst gewählt wurde und als solcher den Namen Pius II. annahm. Mit grosser Ausführlichkeit behandelt der Verfasser den Congress, den Papst Pius II. nach Mantua einberief und in welchem derselbe in dreistündiger Rede die Vertreter der Mächte zu einem Kreuzzuge gegen die Türken aufrief, die Intriguen des Kaisers Friedrich III. gegen diese Unternehmung und gegen den König Mathias; die Unterhandlungen mit der Republik Venedig zum Zwecke der Theilnahme an diesem Kreuzzuge; die finanzielle Bedrängniss des Königs Mathias und die Hilfe, die ihm Pius II. in dieser Bedrängniss nach seinen geringen Kräften leistete; schliesslich die kriegesischen Vorbereitungen, welche der Papst selbst zu diesem Kreuzzuge

traf, nach deren Beendigung er jedoch bald (am 14. August 1464) starb, nachdem er noch im Sterben seinen Cardinälen den Kreuzzug gegen die Türken ans Herz gelegt hatte. Die auf Quellenforschung beruhende Arbeit stellt den darin behandelten Theil der vaterländischen Geschichte in ein neues, helleres Licht.

In derselben Sitzung las STEFAN GYÁRFÁS eine Abhandlung über *das innere Leben der Jazygier und Kumanier im XIII. und XIV. Jahrhundert*. Diese Völker führten auch nach ihrer Einwanderung in Ungarn ein Nomadenleben wie in Asien. Erst von 1311 angefangen begegnet man Spuren, dass sie sich in Dörfern niederliessen, Kirchen bauten, durch Donation und Kauf Güter erwarben. Die Ansiedelungsplätze erhielten sie mit Adelsprivilegien und unter der Pflicht, persönlich Kriegsdienste zu leisten. Zu ihrem obersten Richter bestellte schon Béla IV. den Palatin, doch ihre Kriegerschaaren wurden unter ihren eigenen Führern belassen. Ihre Angriffsweise traf mit jener der Magyaren überein. Sie waren als Pfeilschützen gefürchtet, gebrauchten aber auch krumme Säbel, Beile, Lanzen, Keulen und Fangstricke. In der Mitte des XIV. Jahrhunderts gab es keine unter Zelten wohnende Jazygen und Kumanen mehr. In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts wurde ein Theil derselben, gegen gewisse dem Aerar zu leistende Contributionen der Militärpflicht enthoben. Der Viehhandel wurde bei ihnen im Grossen betrieben; von Industriezweigen blühte bei ihnen die Waffen-, insbesondere die Pfeil- und Bogenfabrication, sowie die Erzeugung von Filz und Pferdegeschirr.

Die *ungarische historische Gesellschaft*, welche zum Ziele ihres diesommerlichen Studienausfluges den südlichen Theil Siebenbürgens ausersehen hatte, hielt am 23. August in Maros-Vásárhely, der Hauptstadt des Széklerlandes, ihre Eröffnungssitzung, theilte sich in Commissionen, welche die Aufgabe hatten, die Archive, Bibliotheken und sonstigen historischen Denkwürdigkeiten in den Orten Maros-Vásárhely, Kronstadt, Hermannstadt, Karlsburg und ihrer Umgebung zu studiren, und vereinigte sich am 29. August wieder in Schässburg, wo am folgenden Tage die Schlussitzung der Wanderversammlung stattfand.

In der Eröffnungssitzung zu Maros-Vásárhely las der erste Präsident der Gesellschaft, Bischof ARNOLD IPOLYI, als Eröffnungsvortrag seine bedeutende „*Studie über die ungarische Kriegsgeschichte*“, welche wir im zweiten Heft dieser „*Berichte*“ in ausführlichem Auszuge mittheilten. Hierauf legte KARL SZABÓ mehrere bisher unbekannt gewesene schöne Gedichte VALENTIN BALASSA's vor und charakterisirte diesen von den protestantischen und katholischen Theologen seiner Zeit gleichmässig verkettzten Dichter der schönen verliebten Blumenlieder als den Arany und Petöfi des XVI. Jahrhunderts. Die von Karl Szabó entdeckten Gedichte befinden sich in einer im Háromszék aufgefundenen Liedersammlung aus dem XVII. Jahrhundert. Den Schluss dieser Sitzung bildete der Bericht ALEXANDER SZILÁGYI's über das von einer vorbereitenden Commission besichtigte überaus reichhaltige *Archiv der gräflichen Familie Teleki* zu Maros-Vásárhely. In der Schlussitzung zu



Schässburg charakterisirte der zweite Präsident FRANZ PULSZKY in seiner Präsidentenrede die Bedeutsamkeit der Studienausflüge der historischen Gesellschaft. Hierauf folgten drei Vorträge: von KARL BEDEUS über die *Standbilder vor der Pfarrkirche zu Grosswardein*; von WILHELM WENRICH über zwei ältere ungarische Bildhauer, GEORG und MARTIN KOLOZSVÁRI, und von KARL VESZELY über den *Szt. Imreer Sieg Johannes Hunyadi's*. Den Schluss bildete das Referat der Commissions-Referenten über die Ergebnisse der von den Commissionen ausgeführten Archivforschungen. Vor und nach der Schlussitzung wurden die historischen Sehenswürdigkeiten Schässburgs und der Umgegend besichtigt.

In der am 2. October 1879 gehaltenen Sitzung der *historischen Gesellschaft* las ALEXIUS JAKAB den abschliessenden Theil seiner auf eingehenden archäologischen Forschungen beruhenden Studie über *die Geschichte der pragmatischen Sanction in Siebenbürgen*. Diese Studie enthält viele, erst durch den Verfasser ans Licht gebrachte Daten über die betreffenden Verhandlungen und die dabei thätigen Persönlichkeiten.

In derselben Sitzung las Baron BÉLA RADVÁNSZKY ein Capitel aus seinem grossen Werk über *die culturgeschichtlichen Verhältnisse Ungarns im XVI. und XVII. Jahrhundert*. Die vorgelesene Partie behandelt die *Leibwäsche* der Männer und Frauen und enthält unter Anderem die eingehendsten Details über die Trousseaux einer grossen Anzahl der vornehmsten Töchter des Landes aus jener Zeit. Der Verfasser geht systematisch vor und behandelt alle Bestandtheile der Leibwäsche nach Stoff, Form und decorativer Ausstattung, Tag- und Nachtwäsche, Hemden, Mieder, Beinkleider, Krausen Spitzen u. s. w. Die Strümpfe, mitunter kostbare, in die auch Goldfäden eingestrickt waren, kommen frühzeitig vor; manche Damen trugen aber unter den Strümpfen auch Fusslappen und zwar aus Seide. Wie schon die bereits veröffentlichte Partie des Werkes über das Wohnhaus und die Möbel des XVI. und XVII. Jahrhunderts, so behandelt auch die heute vorgelesene ihren Gegenstand aufs erschöpfendste und gewährt nebenbei Einblick in die Industrieverhältnisse und Handelsverbindungen Ungarns in jener Zeit.

In der am 13. October gehaltenen Sitzung der philosophisch-historisch-socialwissenschaftlichen Classe der Academie las PROFESSOR ALEXANDER KONEK eine Studie über die *Bevölkerungsbewegung Ungarns und einzelner ungarischer Municipien im Decennium 1867—1876* und wies darin ungünstige Verhältnisse nach, mit Ausnahme Szegedins, das in dem düsteren Bilde einen tröstlichen lichten Punkt bildet. In den ungünstigen Jahren 1870—1876 ist, die Bevölkerung Szegedins von 70,179 auf 73,612 gestiegen und hat somit um 4.9 %, also per Jahr um 0.7 % zugenommen.

In derselben Sitzung disserirte WILHELM FRANKÓI über die *ältesten ungarischen Druckwerke*. Als ältestes war bisher die ungarische Uebersetzung der Briefe Pauli von Komjáthi (1533) bekannt. In der Vorrede hiezu ist jedoch von einem älteren ungarischen Exemplar dieser Briefe die Rede, welches bisher noch nirgends entdeckt werden konnte. Nun aber hat Frankói in Krakau auf einem Buchdeckel ein mit gothischen Lettern gedrucktes

Fragment einer ungarischen Uebersetzung der Briefe Pauli gefunden, das vielleicht aus jener älteren Uebersetzung herrühren mag. Der Vortragende legte das Original und photographirte Facsimile des interessanten Fundes vor, welches vervielfältigt und an die Vorstände mehrerer Bibliotheken gesendet werden soll. Ein noch älteres ungarisches Druckwerk ist die aus dem Jahre 1527 stammende zweite Auflage eines unter dem Titel *Puerilia colloquia*, Gespräche in ungarischer, lateinischer und deutscher Sprache enthaltenden Schulbuches, von welchem die Hofbibliothek zu St. Petersburg ein Exemplar besitzt. Daraus ist also zu schliessen, dass es schon vor der Mohácseser Schlacht (1526) gedruckte ungarische Schulbücher gegeben habe.

In der am 6. November gehaltenen Sitzung der ungarischen historischen Gesellschaft hielt KARL PULSZKY einen Vortrag über *die Geschichte der Keramik in Ungarn*, nicht die einer speciell ungarischen Keramik, die es nicht giebt. Er führte das Thema, von den ältesten Zeiten beginnend, bis zum XVIII. Jahrhundert durch und illustrierte den Vortrag mit interessanten Proben der vaterländischen keramischen Kunst aus verschiedenen Museen Ungarns. Endlich wies er auf einen Aufsatz Béla Mailáth's in den «Archäol. Közlemények» (Archäol. Mittheilungen), welcher die Fabrikszeichen aller im XVII. und XVIII. Jahrhundert in Ungarn fabrizirten Producte der keramischen Industrie zusammenstellt, als nützlichen Leitfaden für Sammler hin.

In derselben Sitzung legte KOLOMAN THALY, der die *Geschichte der Familie Beresényi* zu schreiben beabsichtigt, die Ergebnisse seiner zu diesem Zweck gemachten Studienreise in der Waaggegend dar. Er hat daselbst einerseits die Schlösser besichtigt, welche Eigenthum der genannten Familie gewesen, andererseits den Schauplatz der Schlacht bei Trencsin topographisch aufgenommen, durch welche das Kriegsglück Rákóczy's gebrochen und der Endcatastrophe zugeführt wurde.

In der am 10. November gehaltenen Sitzung der ungarischen Academie legte Alexander Szilágyi eine vom Krenmitzer Archivar PAUL KRICKSKO eingesandte historische Arbeit über *die Schemnitzer Burggrafen und die Schemnitzer Kammer* vor, welche auf Grund vieler bisher unbenützter Urkunden den Gegenstand in ein helleres Licht stellt. Hierauf referirte WOLFGANG DEÁK über die von der historischen Commission der Academie herausgegebenen *Briefe ungarischer Frauen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert*. Diese Briefe sind vor Allem in sprachgeschichtlicher Beziehung interessant, indem sie über den damaligen Stand der ungarischen Sprache Auskunft geben, ausserdem enthalten sie viele kleine Daten zur Sittengeschichte jener Zeit und zur Charakteristik der Briefschreiberinnen selbst, welche sämmtlich von vornehmer Geburt und Stellung waren, und zwar: *Anna Paksi*, Gemahlin des Palatin-Stellvertreters Franz Révai, eine der gebildetsten Frauen ihrer Zeit; *Anna Bakics*, Tochter des aus Bosnien eingewanderten Peter Bakics, die trotz ihres erst kurzen Aufenthaltes in Ungarn, wie ihre gut ungarisch geschriebenen Briefe beweisen, sich rasch magyarisirte; die fromme gottergebene *Anna Siger*; die Aebtissin der Klarissinnen in Pressburg *Anna Francisca Csáky* u. A. Interessant ist die Wahrnehmung,



dass die Schreiberinnen der Briefe aus dem XVI. Jahrhundert sich nur mit Privatangelegenheiten befassen, während die Briefschreiberinnen aus dem XVII. Jahrhundert oft schon politische Angelegenheiten berühren.

In der am 4. December gehaltenen Sitzung der historischen Gesellschaft machte JOHANN MÁRKI auf Grund archivarischer Aufzeichnungen Mittheilungen über *die Geschichte der Familie des ungarischen Dichters Johann Arany*. Diesen zufolge sind zwei Arany's, *Johann und Franz Arany de Nagyfalva*, 1634 von Georg Rákóczy geadelt worden. Unser Dichter stammt von Franz Arany, dessen Nachkommen aber im vorigen Jahrhundert des Adels verlustig wurden. Maria Theresia hatte nämlich dem Fürsten Anton Paul Eszterházy die Derecskeer Herrschaft sammt dem dazu gehörigen Szalonta als Donation verliehen. Der Besitzergreifung widersetzten sich die adeligen Grundbesitzer von Szalonta, darunter ein Arany; ihr Adel und ihre Ansprüche wurden jedoch nicht anerkannt. Die Vorfahren des Dichters gaben sich viele, aber vergebliche Mühe, ihrem Adelsbrief Anerkennung zu verschaffen. Nun hat sich *Johann Arany* mit seiner poetischen Feder selbst eine Adelsurkunde geschaffen, welcher der schönste alte pergamentene Wappenbrief nicht gleichkommt.

In der am 8. December gehaltenen Sitzung der Academie legte ANTON ZICHY unter dem Titel *Széchenyi als Menschenfreund und Patriot* eine neuere Studie über die Tagebücher des Grafen Stefan Széchenyi vor. Zwei Capitel, die er daraus vorlas, betreffen die Zeit des nationalen Erwachens, die mit dem 1825er Reichstage begann. Das erste schildert den passiven Widerstand des Comitatsadels gegen die verfassungswidrigen Massnahmen der Wiener Regierung, das andere bezieht sich auf die Gründung der ungarischen Academie. Sehr charakteristisch ist, dass Széchenyi seinen grossen Antheil an dieser Thatsache in seinem Tagebuch kaum mit einigen Worten erwähnt. Széchenyi bekannte sich als «Templer der Philosophie» und wollte dem Vaterland und der Menschheit ohne Lohn, ohne Anerkennung dienen. — In derselben Sitzung machte ALEXANDER SZILÁGYI, als Herausgeber der lateinischen Memoiren Szamosközy's, des Historiographen des Fürsten Boeskey, die interessante Mittheilung, dass er von dem bisher unbekannt gewesenen ungarischen Texte eben dieser Memoiren in mehreren hiesigen Bibliotheken Fragmente entdeckt habe, welche zusammen ein Ganzes bilden.

In der am 8. Januar 1880 gehaltenen Sitzung der historischen Gesellschaft las HEINRICH MARCZALI eine Abhandlung über die *Eroberungspläne Josef's II.* Dieser Sitzung ging die jährliche Generalversammlung der Gesellschaft voran, in welcher der Secretär ALEXANDER SZILÁGYI den üblichen Bericht über das Wirken der Gesellschaft im abgeflossenen Jahre abstattete und die Neuwahl der Functionäre sowie des Centralausschusses der Gesellschaft vorgenommen wurde.

In der am 12. Januar l. J. gehaltenen Sitzung der Academie nahm JOSEF KÖRÖSI seinen Sitz als correspondirendes Mitglied mit einem Antrittsvortrag ein, der *die Aufgabe der statistischen Congresses und der internationalen Statistik* zum Gegenstande hat. Er weist zunächst auf die

unfreundliche Strömung hin, die in Folge der Initiative eines tonangebenden grossen Culturstaates sich gegen die statistischen Congresse geltend macht, und wegen deren auch das Werk der internationalen Statistik leidet. Er erachtet es aus diesem Grunde für zeitgemäss zu untersuchen, welche Rolle die Vergleichung auf dem Gebiete der Statistik spielt, welche Bedeutung ihr innewohnt und wohin es schliesslich führen müsste, wenn man die vergleichenden internationalen statistischen Congresse fallen lassen, oder auch nur in ihrer Entwicklung behindern wollte. Die Methode der Statistik — führt der Vortragende aus — ist dieselbe, wie jene der Naturforschung. Beide suchen Kräfte zu entdecken und die Grösse derselben zu messen, beide müssen also nothwendigerweise zu ziffermässigen Resultaten führen. Nun vermag aber die Ziffer an und für sich unser Wissen nicht zu bereichern; die Ziffer ist der Ausdruck für irgend eine Grösse; die Grösse aber ist ein relativer Begriff, der gar nicht existiren würde, wenn alle Körper gleich gross wären, und der erst dadurch klar wird, wenn die in Rede stehende Grösse mit anderen Grössen verglichen wird. Zu jeder Schlussfolgerung sind zwei Prämissen erforderlich: eine allgemeine und eine besondere; auf dem Gebiete der demographischen Statistik liefert die erste, die allgemeine Prämisse die internationale Statistik, die zweite, die besondere aber die nationale (Staats)-Statistik. Wer also behaupten wollte, die internationale Statistik sei überflüssig und man solle sich blos auf die nationale beschränken, der würde eigentlich erklären, dass er nur eine Prämisse brauche, das heisst, dass er überhaupt keine Schlüsse ziehen, seine Erkenntniss nicht erweitern wolle; das heisst aber so viel, als die ewigen Gesetze der Logik leugnen und die Basis und Möglichkeit jedes intellectuellen Fortschrittes angreifen.

Der Redner geht sodann auf die bisherige Wirksamkeit der statistischen Congresse über und hebt unter Anderem hervor, dass ihnen das grossartige Werk der Welt-Volkszählung zu danken ist, welches in den Jahren 1880/81 bei fast allen civilisirten Nationen der Welt zu gleicher Zeit und nach denselben Principien durchgeführt werden soll. Es wäre, gelegentlich bemerkt, tief zu bedauern, wenn unser Vaterland diesem Werke fernbleiben sollte. Gleichwohl constatirt Redner, dass die internationale Statistik bisher nur sehr langsame Fortschritte gemacht hat. Die Ursache dessen liegt hauptsächlich darin, dass die ohnehin mit Arbeiten überhäuften nationalen statistischen Bureaux das internationale Material nur als Nebenarbeit behandeln. Nun darf aber die Pflege der internationalen Statistik nicht mehr von dem guten Willen einzelner Aemter abhängig bleiben, sondern es müsste für die Errichtung von internationalen statistischen Aemtern gesorgt werden, welchen die Aufarbeitung dieses Materials obligatorisch obläge. Aus dem analogen Bedürfnisse sind ja auch die Welt-Postämter, die Welt-Telegraphenämter und die meteorologischen Weltanstalten hervorgegangen; diesen würde sich ein statistisches Welt-Bureau harmonisch anschliessen. Eine solche Anstalt würde auch eminent practischen Zwecken dienen; so z. B. würde sie den Arbeitsbedarf des einen Landes mit dem Arbeitsangebot des anderen in Relation bringen können; ebenso würde sie dem Welthandel wichtige Dienste



leisten können. Redner erachtet eine solche auf die gesammte Menschheit ausgedehnte Beobachtung für eine der erhabensten Aufgaben der Statistik, der gegenüber jede National-Statistik nur von untergeordneter Bedeutung erscheint.

Hierauf las ALEXIUS JAKAB eine Studie über *die literarische Wirksamkeit Gabriel Kazinczy's*. Er theilt dieselbe in drei Perioden: von 1835 bis 1843, von 1843 bis 1849 und von 1850 bis 1864. Gabriel Kazinczy schrieb keine Originalwerke und verwendete seine Kraft auf die Herausgabe der Schätze des Franz Kazinczy'schen Nachlasses und ungarischer historischer Quellen-Schriftsteller und auf die Uebersetzung der Classiker. Von den Schriften seines berühmten Oheims hat er im Verein mit Franz Toldy viele Bände und von historischen Quellen-Schriftstellern die Werke von fünf Scriptoren herausgegeben. Ausserdem hat er die Werke mehrerer römischer und französischer Classiker musterhaft übersetzt. Als besonders verdienstvoll hebt Jakab G. Kazinczy's Uebersetzung des Werkes von Markus Galeotti über den König Mathias Corvinus hervor, nicht allein wegen der schönen Sprache, sondern auch wegen der bedeutenden Vorrede, die jederzeit eine Zierde der ungarischen Literatur bleiben wird. Der Verfasser plaidirt nachdrücklich dafür, dass die Academie, die Petöfi- und Kisfaludy-Gesellschaft im Geiste Gabriel Kazinczy's die Uebersetzung der Classiker aller Culturvölker fördern mögen und dass der literarische Nachlass Franz Kazinczy's und Franz Toldy's herausgegeben werde.

In der am 5. Februar gehaltenen Sitzung der *historischen Gesellschaft* hielt KOLOMAN THALY unser dem Titel: *Ladislau Ocskay im Beginn seiner Laufbahn* einen Vortrag über einen Theil der Thätigkeit dieses ebenso tapferen und gewandten, wie lasterhaften und charakterlosen Schaarenführers Rákóczy's II. Ocskay verliess schon als Student die Schule, um unter die Kurutzen zu gehen. Hier wurde ihm wegen eines Streiches durch den Henker das eine Ohr abgehauen, wofür er sich bald darauf damit rächte, dass er zu den Kaiserlichen überging, von denen er wieder zu den Franzosen überlief. In französischem Dienst wurde er von den Oesterreichern gefangen genommen. Nach vielen Fährlichkeiten schloss er sich dem aus Siebenbürgen aufbrechenden Rákóczy an. Der Fürst liebte ihn, doch that ihm seine Trunksucht viel Schaden. Im December 1703 umstreifte er die Reichshauptstadt. Dies war der erste der Einfälle in die Erbländer, welche fortan bis 1710, also volle sieben Jahre lang fort dauerten. In Mähren äscherte er über 100 Ortschaften ein, als Revanche für das Wüthen Heister's in Oberungarn. In dieser Thatsache liegt das Hauptgewicht der militärischen Thätigkeit Ladislau Ocskay's, und diese Einfälle brachten seinen Namen seinerzeit zu europäischem Ruf, erwarben ihm aber zugleich, seiner grausamen Verheerungen wegen, ein fluchbeladenes Andenken in den Annalen Mährens und Oesterreichs. (S. Seite 424.) — In derselben Sitzung las MICHAEL ZSILINSZKY anlässlich der fünfzigjährigen Todesfeier des ungarischen Dichters BENEDICT VIRÁG eine Charakteristik desselben als *Geschichtschreiber*. Er gehörte als solcher zu denjenigen, welche das Selbstgefühl der Nation weckten. Er war kein hervorragendes Genie, aber ein guter Patriot

und unermüdlich thätiger Mensch. Von ihm lernten, an ihm begeisterten sich Franz Toldy und Ladislaus Szalay, und er verdient schon deswegen das dankbare Andenken der Nation.

Am 9. Februar hielt die zweite Classe der Academie ihre Monatsitzung mit folgendem Programm: 1. KARL TORMA, Mittheilungen über den *limes dacicus*, römische Inschriften und Alterthümer. 2. BÉLA WEISS, Die National-Oeconomie und ihre Methode, nebst Bemerkungen über die Schwierigkeiten der Forschung in den Socialwissenschaften. 3. EDUARD WERTHEIMER, Die Quadrupelallianz zwischen Oesterreich, Spanien, Frankreich und Russland in den Jahren 1780—1790. Ein Beitrag zur orientalischen Politik Oesterreichs im vorigen Jahrhundert.

Professor KARL TORMA hat auf Grund einer früher von ihm entdeckten alten römischen Inschrift den alten *limes dacicus* entdeckt, denselben im Laufe des vorigen Sommers begangen und über den Verlauf und die Ergebnisse dieser Begehung eine eingehende Monographie verfasst, deren wesentlichen Inhalt wir im Nachstehenden resumiren.

Professor Torma hat die von Klein-Sebes bis Tihó sich ausdehnende, etwa 60 Kilometer lange und auf dem Grate des Messesgebirges fortwährend durch grosse Waldungen führende Linie des *limes* in einer Länge von 19,662 Schritten oder etwa 15 Kilometer untersucht und gemessen. Hiebei entdeckte er unmittelbar auf dem vallum die Ruinen von 25 Propugnacula und liess in mehreren derselben Grabungen vornehmen. Er bestimmte die Richtung der dem vallum entlang laufenden Heerstrassen. Er untersuchte die riesigen Befestigungen Porolissums an der nordöstlichen Krümmung des *limes*. Er glaubt in den tumuli von Szilágy-Nagyfalu die Spuren der Jazyges *metanastae* entdeckt zu haben. Er constatirte in der Umgegend des *limes* mehrere der Barbarenzeit angehörige Wohnsitze. Er untersuchte ferner den *ager* von Napoea und Potaissa und machte an mehreren interessanteren Punkten *Dacians* epigraphische und archäologische Forschungen.

Verfasser beschreibt in seiner Monographie den *limes dacicus*, dessen Richtung und Construction von Schritt zu Schritt und weist die Abweichungen nach, welche das *dacische* vallum von dem *caledonischen*, *britannischen* und *germanischen* *limes* unterscheiden; er weist den wahrscheinlichen Zusammenhang des *dacischen* Vallums mit den sogenannten römischen Schanzen der Theiss-Donaugengen nach und bezeichnet in dieser Linie den westlichen *limes Daciens*, welcher sich demgemäss von der Donau zum Szamos zog, und entwickelt die strategische Bedeutung dieser, sowie anderer Grenzbefestigungen des römischen Besitzes in dieser Gegend.

Die an zweiter Stelle erwähnte Abhandlung von BÉLA WEISS behandelt das von demselben Verfasser bereits bei anderen Gelegenheiten erörterte Thema: *welche Methode in den socialen Wissenschaften, insbesondere in der Nationalöconomie die zweckentsprechendste sei*: die deductive oder die inductive. Verfasser kritisirt die für die deductive Methode eintretende Ansicht Stuart Mill's, ferner die Ansichten von Carey und August Comte, und begründet sodann seine Ansicht, welche die inductive Methode in diesen



Wissenschaften als die allein berechnigte hinstellt. Professor Julius Kautz, welcher in Abwesenheit des Verfassers die Abhandlung desselben vorlegt, sieht sich durch die Kürze der Zeit genöthigt, sich auf die Vorlesung einer kurzen Probe aus der umfangreichen Abhandlung zu beschränken. In seinen einleitenden Worten macht Professor Kautz die Bemerkung, dass die vorgelegte Abhandlung leider sowohl die älteren Werke über dieses Thema, als auch die in allerjüngster Zeit in England aufgetauchte Bewegung für die mathematische Methode in den national-öconomischen, überhaupt socialen Wissenschaften, unberücksichtigt gelassen habe.

Hierauf hielt Professor EDUARD WERTHEIMER seinen Vortrag über das *Project der Quadrupel-Allianz zwischen Oesterreich, Russland, Frankreich und Spanien 1787 bis 1790*, — ein Beitrag zur orientalischen Politik Oesterreichs.

Es war einer der hervorragenden Momente in der neuern Geschichte, als Kaiser Josef II. im Jahre 1787 zum zweiten Male mit der russischen Czarin in Cherson zusammentraf. Die Nachricht von dem definitiven Zusammengehen Oesterreichs und Russlands gegen die Türkei knüpft die Bande zwischen England und Preussen enger, welche dann Holland, die Pforte und Schweden in den Kreis ihrer Allianzen zu ziehen suchen. Auch Wien und Petersburg werben ihrerseits um Bundesgenossen und wie im Jahre 1756 plaidirt der österreichische Staatskanzler Fürst Kaunitz auch jetzt für eine Verbindung der beiden Kaiserhöfe mit Frankreich, woran sich als letztes Glied der zu schliessenden Quadrupel-Allianz der spanische Hof reihen solle.

Der Verfasser versucht es nun auf Grundlage bisher ungedruckter Quellen des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Wien das Wort über diese geplante Quadrupel-Allianz zu ergreifen.

Zu dieser Zeit herrschte in Russland Katharina II. Während ihre Stirne, ihre tiefliegenden, von schwarzen Brauen beschatteten blauen Augen, ihre Adlernase Grösse und Majestät verkündeten, deutete der untere Theil des Gesichtes auf eine mehr den niederen Lüstern ergebene Natur. Auch in ihrem Geiste zeigte sich jene bizarre Mischung von edler Hoheit und grober Sinnlichkeit. Russlands Grösse war die belebende Idee ihres Ehrgeizes. Mit beinahe diabolischer Unruhe arbeitete sie an der Vernichtung ihres grössten Feindes, an der Zertrümmerung des Osmanenreiches.

In Wien leitete noch immer die Staatsangelegenheiten Fürst Kaunitz. Unstreitig war Fürst Kaunitz einer der hervorragenden Staatsmänner seiner Zeit. Es scheint fast, als wäre die Natur bei Erschaffung dieses Menschen einer Caprice gefolgt, als wollte sie in einer und derselben Person den tiefsten Geist und den wunderlichsten Modelhelden hervorbringen.

Wie William Pitt, so wollte auch Kaunitz durch gezieltes, gespreiztes Wesen glänzen, entfaltete er, vielleicht aus gewohnter Leidenschaft für die Frauen, noch mit 80 Jahren eine Toilette, die einen jungen Mann lächerlich gemacht hätte. An ihm war Alles sonderbar. Die frische Luft floh er; nur in geschlossenen Wagen machte er Spazierfahrten.

Bizarrie wird widerlich und langweilig, wenn sie nicht von einem

grossen Geiste ausgeht, von einem Geiste, der durch Kraft und Energie imponirt. Ein solcher war Kaunitz. Seine vielseitigen Talente: ein durchdringender Verstand, eine tiefe Einsicht, völlige Hingebung für den Staat, Enthusiasmus für die Machterweiterung Oesterreichs, waren Eigenschaften, welche ihn trotz seiner Modenarrheiten und Excentricitäten in einem Glanze strahlen liessen, vor dem sich willig nach einander beugten: Maria Theresia, Josef II. und Leopold II.

Kaunitz war es, der zum ersten Male die Jahrhunderte alte Feindschaft Oesterreichs mit Frankreich in ein Freundschaftsbündniss zwischen diesen beiden Staaten umwandelte; Kaunitz war es, der, im Gegensatze zu Preussen, die russische Macht an die Ziele österreichischer Politik zu fesseln suchte. Der Hass gegen Preussen, die Angst vor der Vergrösserung dieser Macht, welche den Ausgangspunkt seiner Politik bildeten, liessen ihm an Russland eine starke Stütze erhoffen und deshalb stimmte er ein in den Kampf gegen die Türkei. Bedenkt man, dass schon damals die Furcht vor Russland kein ganz unbekanntes Gefühl in Europa war, dann dürfte es vielleicht politisch kurzsichtig gewesen sein, über der Angst vor Preussen dem russischen Staate noch einmal die Mittel zu seiner Machterweiterung zu bieten. Wie einen Schatz hütete Kaunitz die russische Allianz.

Weder in Wien noch in Petersburg zweifelte man einen Augenblick an der Auflösung der Türkei. Der Vortragende hebt Kaunitz' hierauf bezügliche Ansichten hervor und theilt die Verhandlungen mit, um die Quadrupel-Allianz zu Stande zu bringen. Die schlechte Kriegführung durchkreuzt die Pläne Kaunitz' und macht die anderen Staaten immer kühler in ihren Bemühungen gegen die beiden Kaiserhöfe. Der Conflict im Orient droht allmählig mehr und mehr ein europäischer zu werden, darin liegt zugleich der fesselnde Charakter der europäischen Verwicklungen.

Mitten in dieser für Oesterreich äusserst gefährlichen Lage, da nach aussen hin Niederlagen und im Innern die Revolution drohen, treten zwei Ereignisse ein, welche eine ganz neue Situation schaffen: der Tod Josef's II. und die französische Revolution von 1789.

Schwerlich würde sich Josef II. zu der Schmiegsamkeit seines Nachfolgers Leopold II. verstanden haben, der auf dem Congresse zu Reichenbach Oesterreich fast vor dem Untergang rettete und ein besseres Einvernehmen mit Preussen anbahnte.

Niemals hätten jedoch Preussen und mit ihm England jene kühne Haltung wagen dürfen, wenn Frankreich noch ungebrochen sich den beiden Kaiserhöfen angeschlossen hätte. Vor den immer drohenden Ereignissen der französischen Revolution tritt die orientalische Frage in den Hintergrund. Frankreich selbst tritt in Feindschaft mit Oesterreich, seinem bisherigen Alliirten, während gerade hierdurch der seit Friedrich II. bestehende tiefe Groll zwischen Preussen und Oesterreich in ein inniges Freundschaftsbündniss dieser Staaten gegen Frankreich umgewandelt wird.

Noch lebt Kaunitz, der Schöpfer jenes politischen Systems, das jetzt seinem Untergange entgegen geht. Wider seinen Willen zwangen ihn die



Verhältnisse noch in den letzten Jahren seiner Thätigkeit mitzuwirken an der Schaffung der neuen politischen Ordnung, welche von nun an das staatliche Leben Oesterreichs beherrschte.

In der am 4. März gehaltenen Monatsitzung der *historischen Gesellschaft* hielt MICHAEL BOGISICH einen durch Musik- und Gesangsproben illustrierten musikgeschichtlichen Vortrag über *die altungarische Nationalmusik*, den wir im Nachstehenden resumiren:

Die ungarische Musik ist unter den orientalischen Musikgattungen die reichste, was Melodiebildung, rhythmische Eintheilung, gleichförmige Tactmessung und brillante Harmonie-Begleitung betrifft. Sie führt uns die mannigfaltigsten Manifestationsweisen des Gemüthslebens bis in ihre feinsten Nuancen vor, es stehen ihr die verschiedenartigsten Elemente zur Abspiegelung der Freude und Begeisterung, der Trauer und Melancholie, der ausbrechenden Lebenslust und der ernstwürdigen Entsagung zu Gebote. Dieser Charakter des gegenwärtigen ungarischen Gesanges und der gegenwärtigen ungarischen Instrumentalmusik erstreckt seine Wurzeln weit rückwärts in die Geschichte der Nation. Die Existenz alten ungarischen Nationalgesanges bezeugen die alten nationalen Heldengesänge, welche nach dem Zeugnisse der ältesten ungarischen Geschichtsquellen durch nationale Sänger und Saitenspieler an den Höfen der ungarischen Könige und Grossen vorgetragen worden sind, aber bis zum XVI. Jahrhundert fehlt uns jegliches schriftliche Denkmal ungarisch-nationaler Musik- und Gesangsübung. Ein ungarischer Sänger des XVI. Jahrhunderts, Sebastian Tinódi, hat uns seine von ihm selbst höchst wirkungsvoll vorgetragenen melancholischen Melodien in höchst primitiver Notenschrift überliefert. Auch die ungarische Kirchenmusik des XVI. Jahrhunderts zeigt uns wegen der Mangelhaftigkeit der Notenschrift nur ein blosses Bild des uralten Nationalgesanges. Dagegen eröffnet uns die vollkommene Tonbezeichnung der katholischen Gesangbücher des XVII. Jahrhunderts eine neue Welt, indem sie uns zeigt, wie die altungarische Nationalmusik aus dem Jahrhunderte langen Kampfe mit der römischen oder gregorianischen Kirchenmusik ungebrochen hervorgeht und in den heiligen Hallen neben den römischen Weisen die schönsten alten ungarischen Volkslieder-Melodien, natürlich mit kirchlichen Texten, erklingen, und indem sie uns aus ihren orientalischarbenreichen, echt ungarischen Melodien die richtigen Melodien der alten ungarischen Helden- und Ritterlieder und des alten ungarischen Kirchen-sanges erschliessen lässt. Unter den Notendruck des XVII. Jahrhunderts stehen an erster Stelle die 1651 auf Kosten des Erlauer Bischofs Benedict Kisdi erschienenen «*Cantus catholici*», welche 1674 in erweiterter Gestalt als «*Cantus catholici latino-hungarici*» in Kaschau auf Kosten des Erlauer Bischofs Franz Leonhard Szegedi erschienen. Ein neueres Gesangbuch erschien 1672 in Tyrnau auf Veranlassung des Graner Erzbischofs Georg Szelepcsényi. In diesen Büchern sind neben neueren lateinischen und ungarischen Kirchenliedern auch noch mehrere alte Lieder in der mangelhaften Notenschrift des XVI. Jahrhunderts mit aufgenommen.

Von diesen alten Liedern trägt der Vortragende mehrere mit Clavier-

begleitung vor. So das S. 199 des Szelepcsényi'schen Gesangbuches vorfindliche alte Lied von der «Heiligen Jungfrau» (Boldog asszony), welches ein entschieden ungarisches Motiv aufweist und in seiner rhythmischen Einteilung und Melodienverschlingung an unsere langsamen ungarischen Weisen erinnert. Ferner das ebendasselbs S. 203 befindliche, ebenfalls durch ein original-ungarisches Motiv ausgezeichnete Lied auf das Namensfest der heil. Jungfrau (kisasszony napjára) und das S. 188 desselben Gesangbuches befindliche Lied «Von den Qualen des reichen Prassers in der Hölle» (A dúsgazdag kínjairól a pokolban), welches die Eigenthümlichkeit unserer gegenwärtigen ungarischen Lieder, ihr melancholisches Colorit in überraschender Weise zur Schau trägt. Diese alten Lieder sind auch in die späteren Ausgaben des Szelepcsényi'schen Gesangbuches (von 1703, 1738 und 1792) übergegangen.

Bei der Erforschung der alten ungarischen Lieder müssen noch zwei Verfasser ungarischer Gesangbücher aus dem XVII. Jahrhundert erwähnt werden, die Graner Canonici Stefan Illés und Georg Náray. In den 1693 in Tyrnau in drei Theilen erschienenen «Psalmenliedern» (Soltári énekek) des Erlauer Domherrn und Sz.-Tamásér Propstes Stefan Illés ertönen vielfach uralte ungarische Nationalweisen, so z. B. im 22. Psalm, so in dem auf S. 37 der Ausgabe von 1721 stehenden Liede, welches Vortragender ebenfalls vorträgt. Unter den katholischen Gesangbüchern dieses Jahrhunderts ragt hoch empor die «Lyra coelestis» des Graner Domherrn Georg Náray (erschienen Tyrnau 1695), von deren vielen schönen ungarischen Liedern besondere Erwähnung das «Lied vom heil. Könige Ladislaus» (Cantio de Sancto Ladislao Rege) verdient, das in nationalem Rhythmus und Melodie mit dem national begeisterten Texte vollständig übereinstimmt, wie auch der Gesangvortrag des Vortragenden bewies.

Aus den vorgeführten ungarischen Kirchenliedern, welche wie ersterbende Widerhalle des vorzeitlichen Heldengesanges ertönen, können wir uns nunmehr von der Eigenart des ungarischen Gesanges und der ungarischen Musik bestimmtere Vorstellungen bilden. Wir gewahren in diesen Liedern charakteristische Eigenthümlichkeiten, welche wir in der gesammten westeuropäischen Musik vergebens suchen.

Eine der eigenthümlichen und charakteristischen Eigenschaften der ungarischen Musik besteht darin, dass sie ihre Melodien nicht blos aus den Tönen der alten kirchlichen Tonarten, nicht blos aus den Tönen der im XVII. Jahrhundert in bestimmterer Gestalt erscheinenden Dur- und Moll-Tonarten bilden kann, sondern ausserdem noch eine eigenartige Tonleiter besitzt, welche sich aus den beiden Tonleitern der westeuropäischen Musik in eigenthümlicher Weise bildet und deren charakteristische Töne dem ungarischen Liede jenes orientalische Colorit, jenen melancholischen, elegischen Ton verleihen, wodurch sich dasselbe von den Weisen aller anderen Nationen unterscheidet:

Eine fernere charakteristische Eigenschaft der ungarischen Musik ist die paarige oder gerade Tactart mit vollständigem Ausschluss der ungeraden



Tactrat, des Auftactes und der auf ungleicher Tacttheilung beruhenden Triolen, Quintolen, Sextolen u. s. w.

Bei genauerer Betrachtung der alten ungarischen Weisen begegnen wir ferner der auffallenden Erscheinung, dass die Melodiebildung in den ungarischen Liedern nicht innerhalb der Grenzen einzelner Tonarten und der ihnen verwandten Tonarten stehen bleibt, sondern sich — wie z. B. in dem Liede «von dem reichen Prasser» — Tonabschweifungen erlaubt, deren Harmonisirung nur durch Zuhilfenahme der ferner stehenden Harmonie möglich wird. Dies ist ebenfalls eine jener Haupteigenthümlichkeiten unserer orientalisches colorirten Musik, ohne welche sie ihres ursprünglichen nationalen Schmelzes beraubt, alsbald im Meere des musikalischen Cosmopolitismus untergehen würde.

Nachdem der Vortragende diese und andere (den musikalischen und Sprachaccent, die innere Gliederung der Tacte u. a. m. betreffende) Eigenthümlichkeiten der alten ungarischen Lieder kurz angeführt hatte, ging er auf den ersten Vertreter des ungarischen Gesanges und der ungarischen Musik, Tinódi Lantos Sebestyén, den letzten ungarischen Troubadour über, dessen wenn auch sehr mangelhafte Notenschrift uns das weltliche ungarische Lied in seiner vollen Ursprünglichkeit vorführt. Tinódi's historische Lieder tragen am meisten den Stempel der altungarischen Nationalmusik an sich. Einige der schönsten und effectreichsten finden wir in seiner «Cronica» unter den Titeln: «Erdélyi históriának első része. János király testamentoma», «Szulimán császár viadaláról Kaszul basával», «Várkocs Tamás idejében volt csatáról», welche der Vortragende sowohl nach der Mátray'schen, als auch nach seiner eigenen, von jener etwas abweichenden Entzifferung mit Clavierbegleitung vortrug. Diese Lieder entfalten vor uns die ganze orientalische Farbenpracht der ungarischen Nationalmusik. Sie sind, nebst den in einigen Musterstücken vorgeführten alten nationalen Kirchengesängen, unschätzbare Denkmäler der altungarischen Nationalmusik, deren genauere wissenschaftliche Erforschung der Vortragende als eine der hervorragendsten Aufgaben der nationalen Wissenschaft betrachtet.

In der am 8. März gehaltenen Sitzung der Academie hielt vor Allem KOLOMAN THALY einen Vortrag über den *Uebertritt des Kurutzen-Generals Ladislaus Ocskay zu den Kaiserlichen*. Der Vortrag bildet den Theil einer größeren, die Geschichte Franz Rákóczy's behandelnden Monographie. Ladislaus Ocskay hat sich nach einer abenteuerlichen und nicht makellosen Vergangenheit, durch staunenerregende persönliche Tapferkeit, seltenes Kriegsglück und Feldherrntalent zu einem der berühmtesten Generale Rákóczy's II. emporgeschwungen und besonders als Verwüster Oesterreichs und Mährens in den nordwestlichen Landestheilen von 1703 bis 1708 eine bedeutende Rolle gespielt. Er leistete durch viele glänzende Waffenthaten der ungarischen Sache gute Dienste; doch dies machte ihn übermüthig, und da es ihm an Beständigkeit und Charakter fehlte, gewann ihn Bischof Ladislaus Pyber, im Auftrage des kaiserlichen Generals Grafen Johann Pálffy, des ehemaligen Obersten Ocskay's, heimlich für die Sache des Kaisers,

unter Zusicherung des kaiserlichen Generalsranges und anderer lockender Versprechungen, wenn Ocskay sein Regiment und je mehr Kurutzentruppen herüberführen würde. Demzufolge verleitete Ocskay im Sommer 1708 Rákóczy zur Belagerung Trencsins, verrieth die Pläne, Truppenzahl u. s. w. desselben durch Pyber an Pálffy und wurde Haupturheber des Verlustes der Trencsiner Schlacht. Da er seinen Plan, sogleich nach der Schlacht zu den Kaiserlichen überzugehen, militärischer Hindernisse wegen nicht ausführen konnte, zog er sich nach Trencsin zurück, in der Absicht, eine grössere Anzahl Truppen nebst fünf oder sechs Festungen und dem ganzen Comitате in die Gewalt der Kaiserlichen zu bringen. Da begann der Hofmeister des Fürsten, Georg Ottlyk, aus aufgefangenen Briefen und dem zweideutigen Benehmen Ocskay's gegen diesen Verdacht zu schöpfen, denuncirte ihm und erklärte sich erbötig, ihn zu fangen. Doch Rákóczy und Beresényi fanden die Gründe zur Gefangennehmung des berühmten Generals nicht genügend, indessen liessen sie ihn heimlich beobachten und commandirten ihn vor Neutra. Ocskay aber, den Verdacht Ottlyk's ahnend, bemühte sich nun, im Einverständniss mit Pyber, durch Versendung patriotischer Briefe u. s. w. den Verdacht Rákóczy's und Beresényi's zu zerstreuen, was ihm auch ziemlich gelang. Doch Ottlyk, welcher sich nicht täuschen liess, erwirkte wenigstens, dass unter Ocskay's Commando keine andere Truppen, als dessen eigenes Huszaren-Regiment, belassen werden mögen. Mittlerweile nahm Pálffy 1708 am 25. August nach mehrtägiger Belagerung Neutra ein. Ocskay schreibt noch am 26. und 27. schmeichelhafte Briefe an Beresényi, verständigt aber heimlich Pálffy, dass er am 28. August Morgens mit seinem nichts ahnenden Regiment aufbrechen, sich mit Pyber und den durch diesen gewonnenen Neutraer Adeligen vereinigen und um Mittag desselben Tages sich bei Perczelény mit dem ihm mit 3000 Mann entgegenkommenden Pálffy treffen werde. Der kaiserliche General empfing Ocskay mit Auszeichnung und zwang dessen umringtes Regiment zum Treueide für den Kaiser. Doch hieben sich 300 Huszaren durch und flohen zurück. Jetzt führte Ocskay noch als vermeintlicher Kuruczen-Führer die Besatzung der Nagy-Tapolczányer Festung hinweg und spielte so diese Festung in die Hände der Kaiserlichen. Dasselbe versuchte er, jedoch erfolglos, auch mit Zay-Ugrócz, Bajmócz und Érsek-Ujvár. Der Verrath Ocskay's, anstatt zu entmuthigen, erhöhte sowohl in den Festungen, als auch in Beresényi's Lager den Heldenmuth. Beleznay nimmt Ocskay viele erbeutete Schätze und tüchtige berittene Labanczen ab. Der von der eigenen Nation verfluchte Verräther wird auch im Lager der Kaiserlichen verächtlich behandelt. Der berühmte Held sinkt zum charakterlosen Abenteurer herab und büsst zuletzt seine Verbrechen mit einem grauenhaften Tode. (S. oben S. 418.)

Nach Koloman Thaly hielt ANDREAS GYÖRGY seinen Antrittsvortrag als neugewähltes correspondirendes Mitglied unter dem Titel: *Das Cash-Credit-System bei den schottischen Banken.*

Nachdem der Verfasser die mannigfaltigen Original-Quellen seiner



Arbeit namhaft gemacht, skizzirt er die Entwicklungsgeschichte und die Organisation der schottischen Banken überhaupt, worauf er zur Besprechung des Cash-Credit-Systems übergeht. Er beschreibt das bei der Gewinnung des Credits befolgte Verfahren und theilt die Obligations-Formulare beim Cash-Creditgeschäft mit. Sodann zählt er die Punkte auf, welche bei der Beurtheilung der angebotenen Sicherheit massgebend sind, und legt die bei der Verrechnung und Manipulation üblichen Formen dar. Hierauf führt er die anerkennenden Gutachten der Fachmänner auf. Die Fachmänner empfehlen den Cash-Credit hauptsächlich vom landwirthschaftlichen Gesichtspunkte aus. Der Cash-Credit wäre auch für unser Vaterland eine grosse Wohlthat. Eine Schwierigkeit ist der Mangel der Notenemission. Dieser Mangel wäre auch bei den schottischen Banken fühlbar, wenn sie nicht Noten ohne Deckung emittiren dürften. Doch das Beispiel der schwedischen sogenannten Enskilda-Banken beweist, dass die Praxis des Cash-Creditgeschäfts auch beim Fehlen der deckungslosen Noten-Emission möglich sei. In unserem Grndbuch besitzen wir auch ein besseres Mittel der Sicherheitsleistung, als bei den schottischen Banken. Die Einführung des Cash-Credit-Systems wäre von wohlthätiger Wirkung für unsere Geldinstitute in der Provinz.

In der Aprilsitzung der *historischen Gesellschaft* hielt BÉLA MAILÁTH einen interessanten Vortrag unter dem Titel: *Eine ungarische Gesandtschaft in Schweden im Jahre 1705*.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat Emerich Pongrácz, Vicegespan des Liptauer Comitats, später königlicher Rath, als eifriger Evangelischer alle auf die Geschichte der ungarischen evangelischen Kirche bezüglichen Daten, angefangen vom Jahre 1537, von den Briefen Philipp Melanchthon's an Thomas Nádasdy, Peter Perényi, an die Eperieser Senatoren, und Martin Luther's an Franz Révay, bis zum Jahre 1792, in drei grossen Foliobänden zusammengetragen. Ein interessantes Moment dieser Codices bildet das darin abschriftlich enthaltene, bisher unbekannte «Diarium Nicolaus Szirmay's über seine Gesandtschaftsreise zum Schwedenkönig Karl XII. im Jahre 1705». Nicolaus Szirmay, Oberpräfekt der sämtlichen Besitzungen des Grafen Nicolaus Beresényi und weltlicher Oberpräsident des evangelischen Consistoriums, wurde von den ungarländischen evangelischen Ständen mit der Mission betraut, vom Schwedenkönig Karl XII. Protection der Religionsangelegenheit der ungarländischen evangelischen Stände, bezügliche Einflussnahme auf die Punkte des abzuschliessenden Friedens und subsidielle Unterstützung des Unterrichtswesens der Evangelischen Ungarns zu erbitten, und er wurde zu diesem Zwecke seitens der ungarischen evangelischen Stände mit Creditiven an Karl XII., an dessen Kanzler Grafen Karl Piper und dessen Staatssecretär Hermelin Olai, ferner mit doppeltem Majestätsgesuch an den König, und seitens Franz Rákóczy's mit Reisepass für ihn und seinen Mitgesandten Michael Melczel ausgerüstet. Der gegenwärtige Besitzer der obenerwähnten Folianten, Béla Mailáth, Bibliotheksdirector des Nationalmuseums, legte in der April-

Sitzung der ungarischen historischen Gesellschaft eine Abschrift dieser Documente und des lateinisch abgefassten Szirmay'schen Reise-Diariums vor und gab ein Resumé der interessanteren Details des letzteren, welchem wir Folgendes entnehmen:

Nicolaus Szirmay machte sich mit Michael Melczel und seiner Begleitung am 22. Juni 1705 von Bartfeld aus auf den Weg und langte nach vierzelntägigen Reisemühseligkeiten am 5. Juli in Ravics, dem Ziel-punkte seiner Gesandtschaftsmission an. Noch an demselben Abend empfing er den unvermutheten Besuch des Oberstlieutenants Stolzenberg. Dieser machte ihn am folgenden Tage mit dem einflussreichen königlichen Hofprediger und Generalsuperintendenten Peter Helmberg bekannt, welcher ihm die Erwirkung der Audienz beim Grafen Piper schon für den nächsten Morgen zusagte. Doch konnte die Audienz am andern Morgen weder beim Grafen Piper, noch beim Staatssecretär Hermelin Olai erwirkt werden. Szirmay hatte indessen als prudens et circumspectus Lutheranus sehr wohl im voraus erwogen, dass bei dem von den Kriegsvorbereitungen vollauf in Anspruch genommenen König und seinen nächsten Räthen die baldige Erlangung einer Audienz mit Schwierigkeiten verbunden sein dürfte und sich beim Antritt seiner Reise mit Argumenten versehen, welchen keiner von den Klinkenhaltern der königlichen Thüren zu widerstehen vormochte, und zu welchen er die Zuflucht nahm, so oft die Diplomatie sich als unzureichend erwies, ihm den Weg zur Erreichung seiner Missionszwecke zu ebnen. Er hatte nämlich neun Fass Tokajer Wein mitgenommen, und der berühmte ungarische Nektar verfehlte seine Wirkung auch in der kalten Atmosphäre des schwedischen Hofes nicht; das viermal wiederholte Experiment bewies jedesmal seine magnetische Kraft, welche die Interessirten für die Förderung der ungarischen Missionszwecke gewann.

Szirmay ging also noch an demselben Vormittag in Begleitung eines Fässchens Tokajer zu Helmberg, welcher nach dreiviertelstündiger Capacitation die eindringlichste Unterstützung der Sache der evangelischen Stände Ungarns an höchster Stelle zusagte.

Demzufolge gelangten die Gesandten auch wirklich noch an demselben Tage Nachmittags um 3 Uhr zum Staatssecretär und Präfecten der auswärtigen Angelegenheiten Hermelin Olai, den sie nach Vorweisung ihrer Creditive, unter Ueberreichung eines Fasses Tokajer, um Erwirkung einer Audienz beim Grafen Piper baten. In Folge der so eindringlichen Motivirung der Bitte versprach der Staatssecretär die Erwirkung der Audienz für den 8. Juli. Aber die so bald versprochene Audienz wurde durch den von unseren Gesandten wiederholt überlaufenen und in Vertröstungen unerschöpflichen Staatssecretär bis zum Morgen des 14. Juli nicht erwirkt, wo Szirmay und Melczel von demselben nicht einmal empfangen wurden, während der gleichzeitig anwesende Ráday Zutritt zu ihm erhielt. Diese verstimmenden Wahrnehmungen brachten Szirmay endlich zu der Ueberzeugung, dass er wieder zu seinen Tokajer Weinfässern die Zuflucht nehmen müsse und so begab er sich noch am Mittag desselben Tages zum Staats-



Secretär, um dessen Rath zu erbitten, ob er die für den Grafen Piper bestimmten *drei Fass Tokajer vor oder nach* der Audienz übersenden solle? Der Staatssecretär erklärte sich für die Uebersendung *nach* der Audienz und stellte die letztere wieder in nächste Aussicht. Auch vom General-Superintendenten Helmberg, den unsere Gesandten hierauf besuchten, erhielten sie den Trost, dass der König von dem Zwecke ihrer Mission bereits unterrichtet sei, und dass seitens des schwedischen Hofes demnächst in Angelegenheit der ungarischen Protestanten an den Kaiser Josef ein Schreiben gesandt werden solle. Doch auch am 15. Juli spazierten unsere Gesandten von Früh bis Abends vor den Wohnungen des Grafen Piper und des Staatssecretärs auf und ab, ohne mit dem Einen oder mit dem Andern sprechen zu können, und die sehnstüchtig erwartete Audienz beim Grafen Piper fand erst am Nachmittage des folgenden Tages statt. Graf Piper versprach, den ersten Theil des Gesuches der evangelischen Stände Ungarns betreffend, die möglichste Unterstützung ihrer Religions-Angelegenheit bei den Friedensverhandlungen, die baldige Absendung eines die Sache der Protestanten Ungarns nachdrücklich empfehlenden Briefes an den Kaiser Josef, ferner die Erwirkung der Audienz bei dem zeitweilig abwesenden König sofort nach dessen Rückkehr nach Ravics; den zweiten, subsidiellen Theil des Gesuches aber liess Graf Piper bei dieser Gelegenheit unbeantwortet. Nach Schluss der Audienz bot Szirmay dem Grafen Piper im Namen seiner Sender die erwähnten drei Fass Tokajer Nectar an und hatte sich der freundlichsten Annahme des Anerbietens zu erfreuen.

Als unsere Gesandtschaft am 23. Juli von einem mehrtägigen Erholungsausfluge nach Bajanor, Lissa und Hrudzsin, wo sie auch den Polenkönig Stanislaus I. sahen, zurückkehrte, erhielt Szirmay von dem wiederholt aufgesuchten Staatssecretär das bestimmteste Versprechen, dass der Gesandtschaft am folgenden Tage die angesuchte königliche Audienz endlich zutheil werden würde. Das Versprechen sollte diesmal auch wirklich kein leeres sein. Der 24. Juli fiel auf einen Freitag, wo bei Hofe Gottesdienst mit Predigt gehalten zu werden pflegte und unsere seit dem frühesten Morgen vor der Wohnung des Staatssecretärs auf und ab spazierenden Gesandten sahen um 10 Uhr, nach Schluss des Hofgottesdienstes, den Grafen Piper mit dem General Vehling und bald nach ihnen auch den König in die Wohnung des Grafen gehen, um 12 Uhr Mittags aber kam zu ihnen der sie zur Audienz berufende Bote, dem sie mit solcher Eile in die Wohnung des Grafen Piper folgten, dass ihnen die wenigen im Vorzimmer des Audienzsaales zur Ruhe vergönnnten Augenblicke nicht einmal zum Verschnaufen genügten. Als sie von hier durch den Staatssecretär in den Audienzsaal geführt wurden, wäre die ungarische Gesandtschaft durch einen unvorhergesehenen Vorfall beinahe verhindert worden, nach einer Reise von mehreren hundert Meilen und nach neunzehntägigem vergeblichen Warten endlich vor den König gelangt, demselben ihr wichtiges Anliegen in der gehörigen Weise vorzutragen. Als nämlich der mit dem Grafen Piper in einer Fensternische stehende König beim Erblicken

der Eingetretenen denselben entgegenschritt und demzufolge auch die Letzteren ihre Schritte beschleunigten, stürzte sich der anwesende mittelgrosse Haushund des Grafen Piper auf Szirmay und fing dessen Galakleid zu zerfetzen an. Der König, der die Gefahr Szirmay's sah, sprang augenblicklich hinzu und riss den Hund von ihm los. Das peinliche Intermezzo war glücklicherweise nicht im Stande, die Geistesgegenwart Szirmay's zu erschüttern, derselbe überreichte in aller Form dem Grafen Piper die beiden Gesandten-Creditive und das Memorandum der evangelischen Stände, trug dem König mit eindringlicher Beredsamkeit den Inhalt des Memorandums vor und entledigte sich solcherweise glücklich seiner Aufgabe. Der Staatssecretär Hermelin Olai gab der Gesandtschaft bei der Audienz im Namen des Königs die Versicherung, dass Se. Majestät die Bitte der evangelischen Stände Ungarns huldvoll entgegennehme und die dauerhaftere Sicherung ihrer Religionsangelegenheit bewerkstelligen, den anderen Theil des Gesuches aber noch eingehender prüfen und seine allergnädigste Entschliessung der Gesandtschaft zu wissen thun werde. Mit dieser Verkündigung der königlichen Antwort durch den Staatssecretär hatte die Audienz ihr Ende erreicht; die Gesandten sanken hierauf vor dem König auf das Knie, küssten den Saum seines Kleides und verliessen unter der Führung des Staatssecretärs den Audienzsaal. Nun verflossen ihnen drei Tage unter Hoffnung und Besorgniss, während welcher sie täglich zwei-, dreimal zum Grafen Piper, zum Staatssecretär, zum General-Superintendenten liefen, um die Einhändigung der königlichen Resolution zu urgiren. Es blieb jedoch bezüglich derselben bei reichlich fliessenden Versprechungen, und unsere Gesandten sahen der Erledigung ihrer Angelegenheit mit wachsender Muthlosigkeit entgegen, bis sie endlich ihre letzte Hoffnung auf die in Reserve gehaltenen Fässer Tokajer setzten. Als sie am 28. Juli dem Staatssecretär wieder zwei Fässchen Tokajer präsentirten, thaten sich den ungarischen Gesandten die Saalthüren des Grafen Piper auf, der ihnen persönlich die Mittheilung machte, dass ihnen laut königlicher Resolution beide Theile ihres Gesuches, sowohl die Protection, als auch das Subsidium allergnädigst bewilligt werden. Der König wolle ihren Glaubensgenossen seinen Beistand gewähren und habe seinen Residenten in Wien beauftragt, die Religionsangelegenheit der evangelischen Stände Ungarns dem Kaiser nachdrücklich zu empfehlen; was jedoch die Unterstützung ihres Unterrechtswesens anbelangt, habe der König für jetzt, da die Kosten des Krieges ihm eine Geldunterstützung unmöglich machten, die Verfügung getroffen dass an der Universität zu Greifswalde vier evangelische ungarische Studierende mit Stipendien versehen werden.

Die dem Sinne dieser Mittheilung entsprechend abgefasste königliche Resolution wurde der Gesandtschaft endlich am 31. Juli eingehändigt und Szirmay trat mit seinen Mitgesandten nach Beendigung der Abschiedsbesuche am 1. August die Heimreise an. Am 16. August erreichte die Gesandtschaft nach mancherlei Fährlichkeiten wieder Bartfeld und damit



schliesst das vorstehend in seinen wichtigsten Punkten reproducirte Reise-Diarium Nicolaus Szirmay's.

Am 12. April hielt die zweite Classe der Academie ihre Monatssitzung mit folgender Tagesordnung: 1. ÁRPÁD KÁROLYI, Das grosse kriegerische Unternehmen des Deutschen Reiches in Ungarn im Jahre 1542, vorgelesen von Alexander Szilágyi; 2. GABRIEL BAKOS, über die ungarische rechtswissenschaftliche Terminologie, vorgelesen von Stefan Gyárfás.

Die auf fleissigem Studium theilweise noch unbenützter Quellen ruhende Abhandlung Árpád Károlyi's, welche bereits in der Monatschrift der ungarischen historischen Gesellschaft, den «Századok», vollinhaltlich erschienen ist und von welcher Alexander Szilágyi in der heutigen Classensitzung der Academie ein ausführliches Resumé vorlas, bereichert die bisher bekannt gewesene Geschichte des von Karl V. geplanten, aber in Folge der Einwirkungen Granvella's im Stich gelassenen grossen Kriegsunternehmens der deutschen Reichsmacht gegen die Türken durch mehrere bisher unbekannt gewesene Details, und hebt insbesondere die Concessionen hervor, welche den Protestanten des Deutschen Reiches seitens der kirchlichen Gegenpartei gemacht werden mussten, weil das im Osten immer bedrohlicher aufsteigende türkische Ungewitter die Deutschen mahnte, ihres Zwistes auf dem kirchlichen Gebiete zu vergessen und sich mit vereinten Kräften dem Erbfeinde der Christenheit entgegenzuwerfen.

Die von Stefan Gyárfás vorgelesene Abhandlung von GABRIEL BAKOS bespricht, nach einer Einleitung über unsere rechtswissenschaftliche Literatur überhaupt, die *Entwicklung der ungarischen rechtswissenschaftlichen Terminologie* von der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts angefangen, bis auf die neueste Zeit und gelangt schliesslich zu dem Ergebniss, dass die Schaffung eines den veränderten Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden neuen rechtswissenschaftlichen Fachwörterbuches ein dringendes Bedürfniss sei, dass die Vorbereitung des Materials für ein solches die Aufgabe unserer Rechtsgelehrten, die ergänzende Ausarbeitung desselben aber die Aufgabe unserer Sprachgelehrten wäre.

Die in dieser Abhandlung angeregte Idee fand bei den anwesenden Fachmitgliedern warmen Anklang und es wurde beschlossen, dass die Classenconferenz auf Grund dieser Abhandlung einen Vorschlag zur Verwirklichung dieser Idee ausarbeiten und der Classe je eher vorlegen möge.

In der am 7. Mai gehaltenen Sitzung der historischen Gesellschaft las Dr. LADISLAUS TOLDY über die *Zrinyi-Bibliothek und zur Erinnerung an Ladislaus Szluha*. Der am 14. April 1845 als Kind armer Bürgersleute zu Szegedin geborene Szluha machte seine Elementar- und Mittelschulstudien in Szegedin, die letzteren zum Theil in Tyrnau, seine theologischen Studien aber an der Budapester Universität. 1868 zum Priester geweiht, wirkte er als Erzieher zwei Jahre lang beim Grafen Moriz Eszterházy; sodann beim Grafen Alphons Pallavicini. In letzterer Stellung wurde er mit dem Grafen Heinrich Daun bekannt und entdeckte in dessen Bibliothek im Schlosse zu Völtau die Ueberreste der Bibliothek des ungarischen

Dichters Nicolaus Zrinyi. Vom Vortragenden, dem er diesen Fund meldete, an dessen Vater, den ungarischen Literaturhistoriker Franz Toldy, avisirt, sandte Szluha an letzteren eine genaue Inhaltsanzeige der erwähnten Zrinyi-Bibliothek auf Grund eines in der Bibliothek vorfindlichen, aus dem Jahre 1662 datirten, 409 ungarische, deutsche, italienische, französische und croatische Werke enthaltenden Cataloges. Franz Toldy nahm sich vor, die Bibliothek genau zu untersuchen, wurde jedoch an der Ausführung dieses Vorhabens durch den Tod verhindert. Später begann Szluha selbst, auf Anregung des Vortragenden, die Ueberreste der Zrinyi-Bibliothek zu beschreiben, aber sein am 30. Mai 1870 erfolgter Tod hinderte auch ihn an der Vollendung seines Werkes. Vortragender stellt den Antrag, die Gesellschaft möge Jemanden aus ihrer Mitte mit der Untersuchung der erwähnten Reste der Zrinyi-Bibliothek betrauen. Der Antrag wurde von der Gesellschaft zum Beschluss erhoben und mit der Mission der Antragsteller selbst betraut.

Am 10. Mai hielt die zweite Classe der Academie eine Sitzung mit folgender Tagesordnung: 1. ALEXANDER SZILÁGYI: «Die Gesandtschaft Daróczy's und Lassota's bei Gabriel Bethlen im Jahre 1614»; 2. Dr. BERNHARD ALEXANDER, als Gast: «Ueber die geistigen Bewegungen des XVIII. Jahrhunderts»; 3. EMERICH HENSZLMANN legt die «Archäologieischen Mittheilungen», «Monumenta» und den «Archäologischen Anzeiger» vor.

Der Inhalt des Vortrages ALEXANDER SZILÁGYI's lässt sich kurz in Folgendem zusammenfassen. Gabriel Bethlen schickte sofort nach seiner Erwählung Gesandte an Mathias mit dem Ersuchen, er möge ihn als Fürsten anerkennen. Mathias wollte dies nicht thun, weil er Bethlen als türkisch gesinnt fürchtete. Er hielt einen seiner Gesandten bei sich und sandte Daróczy und Lassota nach Siebenbürgen, welche mit dem Fürsten und den Ständen langwierig unterhandelten. Unter anderen überspannten Forderungen, die sie an ihn stellten, verlangten sie auch, er möge die von Gabriel Báthory unterschriebenen geheimen Huldigungspunkte ebenfalls unterschreiben. Gabriel Bethlen erklärte, dies nicht thun zu können, weil die Rätthe des Kaisers das Geheimniß nicht bewahren: die von Gabriel Báthory unterschriebenen Punkte habe er bald nach erfolgter Unterschrift beim Pascha von Ofen gesehen. Schliesslich schlossen sie einen dreimonatlichen Waffenstillstand, um während desselben die Unterhandlungen fortsetzen zu können.

Die Vorlesung BERNHARD ALEXANDER's über *die geistigen Bewegungen des XVIII. Jahrhunderts* bildet das erste Capitel aus einem grösseren Werke über Kant, an welchem der Verfasser für die Serie der populären Editionen der Academie arbeitet. Er bespricht im Eingang die Schwierigkeiten der Arbeit, wie die Gedanken dieses Philosophen zu den Grundlagen der modernen Bildung gehören und doch so schwer zugänglich sind in der historisch gewordenen Form, in welcher sie vorliegen. Es thut hier noth, um zu einem grösseren Leserkreise zu sprechen, die Form von dem lebendigen Gedanken abzutrennen, um für diese das Interesse des



ungarischen Leserkreises zu gewinnen. Eine solche Abtrennung muss auf Grund behutsamer historischer Analyse vorgenommen werden, und hier gilt es besonders ein klares Bild von der geistigen Strömung zu gewinnen, welcher sich die Geister im vorigen Jahrhundert nicht erwehren konnten. Diesem Zwecke sucht dieses erste Capitel zu dienen, das so ein skizzenhaftes, aber in den Umrissen vollendetes Bild der geistigen Strömung des XVIII. Jahrhunderts geben will.

Die Hauptzüge dieser Strömung will der Verfasser auf Grund eines rapiden Ueberblickes über die ganze moderne Cultur erlangen. Er bestimmt zuerst die Rolle, welche den einzelnen Jahrhunderten zufällt. Er nennt das XVI. Jahrhundert ein schöpferisches Zeitalter, das darauf folgende eine Epoche der Reaction, während dem XVIII. Jahrhundert die Aufgabe zufällt, die Arbeiten des XVI. und XVII. Jahrhunderts fortzusetzen, die Gedankenkeime zu entfalten, die gestellten Aufgaben zu lösen.

Näher betrachtet, findet er in der grossen Rolle, welche der oppositionelle Geist, der Geist der Verneinung spielt, eine der charakteristischen Wendungen des modernen Geistes. Diese Wendung war ihm durch seine Stellung aufgezwungen. Das Mittelalter hatte bedeutende historische Arbeiten geleistet, aber zugleich den Geist geknechtet. Die Neuzeit musste die verloren gegangene Freiheit zurückgewinnen. Hier ist die Quelle des oppositionellen Geistes, der sich von Epoche zu Epoche steigert und in Descartes' Buch «über die Methode», eigentlich einer Bekenntnisschrift des Philosophen, einen so ergreifenden Ausdruck findet. Das XVIII. Jahrhundert aber ist das letzte Stadium dieses Kampfes und von hier aus fällt ein scharfes Licht auf die welthistorische Bedeutung Kant's, in welchem der oppositionelle Geist seinen hervorragendsten, gründlichsten Vertreter und zugleich seinen Richter findet.

Das zweite Charakteristikon der modernen Entwicklung ist ihr anfänglich theoretischer Charakter, und die Richtung aufs Practische, die in ihr immer mehr überhand nimmt, bis sie im XVIII. Jahrhundert einen dominirenden Zug der Zeit bildet. Diese Auseinandersetzung bildet eigentlich den Kern der ganzen Arbeit. Der Verfasser untersucht zu diesem Zwecke die Entwicklung des französischen, deutschen und englischen Geistes und kommt zu dem Resultate, dass die europäische Entwicklung diesen ihren practischen Zug der Arbeit des englischen Geistes verdankt. Eingehend bespricht er, wie Newton und Locke die Lehrer Europas im XVIII. Jahrhundert waren, wie alle Bestrebungen von diesen ausgehen, wie zuerst der französische und dann mittelbar der deutsche Geist an den englischen Ideen und dem practischen Beispiel dieser Nation lernen, das Bewusstsein der bürgerlichen und geistigen Freiheit zu verbreiten und zu befestigen. Zum Schlusse bespricht er die eigenthümliche Entwicklung Deutschlands, wie es spät in die Reihe der Culturnationen tritt und erst im XIX. Jahrhundert auf einigen Gebieten des geistigen Lebens die Führerrolle erlangt.

Der letzte Theil der Abhandlung bespricht das dritte charakteri-

stische Merkmal des Jahrhunderts der Aufklärung, seinen Rationalismus und den Mangel an historischem Geiste, was mit der geschilderten Entwicklung in ursächlichem Zusammenhang steht.

An unseren vorstehenden, die Sitzungen der *ungarischen historischen Gesellschaft* und der *philosophisch-historisch-socialwissenschaftlichen Classe der ungarischen Academie der Wissenschaften* vom April 1879 bis Mai 1880 umfassenden Bericht reihen wir noch einen ausführlichen Bericht über das *letzte*, durch interessante Vorträge besonders ausgezeichnete Quartal der *ungarischen geographischen Gesellschaft*, deren bisheriges fünfjähriges Wirken wir im nächsten Hefte unserer «Literarischen Berichte» in einem besonderen Artikel resumiren wollen.

Wir beginnen mit dem Berichte über die am 19. Februar l. J. gehaltene Sitzung der *ungarischen geographischen Gesellschaft*.

Unter den verschiedenen interessanten Mittheilungen, welche Dr. Graf AUGUST ZICHY aus den reichen Aufzeichnungen über seine, in Gesellschaft seines Bruders, des gewesenen Handelsministers Grafen Josef Zichy, in beiden Hemisphären gemachten Reisen in den Sitzungen der ungarischen Academie der Wissenschaften, der ungarischen geographischen Gesellschaft und anderwärts bereits gemacht hat, nehmen seine in der erwähnten Sitzung der ungarischen geographischen Gesellschaft gelesenen *Reise-Erinnerungen aus China aus den Jahren 1876—1877* einen hervorragenden Platz ein. Sie zerfallen in zwei Theile, von denen der erste die Fahrt von Hongkong bis Shangai, der zweite die während des Aufenthalts in Shangai gemachten Wahrnehmungen umfasst. Wir resumiren den Hauptinhalt der interessanten Vorlesung in folgenden gedrängten Notizen.

Am Tage der Abfahrt, Ostermontag 1876, ist das keinen Augenblick ruhende Leben im Hafen von Hongkong durch eine internationale Feiertags-Regatte, veranstaltet durch die Mannschaften der von Amerika und den europäischen Grossmächten in die chinesischen Meere gesendeten Kriegsschiffe, nur noch bunter und regsamer geworden. Vom Bord ihres Dampfers, des Zweimasters «Amoy», Eigenthum der deutschen Firma Simson & Comp. in Hongkong, Capitän Drewes, werfen die Reisenden noch einen Blick auf die zu verlassende Stadt. Es scheint jetzt kaum glaublich, dass die Insel Hongkong im Jahre 1841 nur einigen chinesischen Fischern und Seeräubern als Aufenthalt gedient hat. Hier haben die Engländer ihren kühnen Plan ausgeführt, in diesen Gegenden einen Freihafen zu schaffen, bestimmt, den Handelsverkehr zwischen Europa und dem südlichen China zu vermitteln. Sie schrakten vor keinem Opfer zurück, diese kahlen und schroffen Felseninsel-Ufer wohnlich zu machen; Tausende fielen den dem Boden entströmenden Miasmen zur Beute; aber ihr Genie und ihre Aus-



dauer triumphirten; sie vernichteten die benachbarte Portugiesen-Ansiedlung Macao, rissen den Handel ausschliesslich an sich, und heute sehen wir hier eine civilisirte europäische Stadt mit mehr als 130,000 Einwohnern, in deren Hafen jährlich mehr als 26,000 Schiffe verkehren.

Die Schifffahrt ist in diesen Gewässern im Frühling und im Herbst am gefährlichsten, wo sehr häufig dichte Nebel herrschen und die vielen kleinen Inseln und Felsen verdecken, an welchen die Schiffe scheitern, und im Sommer, wo die berüchtigten Typhons oder Wirbelwinde wüthen. Auch in der auf die Abfahrt folgenden Nacht hatte der dichte Nebel das Auflaufen eines ebenfalls nach Shanghai fahrenden Dampfers «Kwangtung» bei der Insel Oxen zur Folge, dessen Passagiere und werthvolle Opiumladung zu retten unserem Dampfer zufiel. Das chinesische Meer ist ferner durch seine gefährlichen Seeräuber berüchtigt, welche trotz der hier häufig kreuzenden europäischen Kriegsschiffe nicht aufgehört haben zu existiren, und jedes hier verkehrende Schiff nöthigen, sich mit Waffen zu versehen. Im Frühling und Herbst, bevor der vom Herbst bis zum Frühling wehende nordöstliche, respective der vom Frühling bis zum Herbst (nur durch die Typhons des Hochsommers unterbrochen) wehende südwestliche Musson miteinander abwechseln, tritt auf kurze Zeit eine gewisse unordentliche Witterung ein, welche häufig sehr gefährlichen regelwidrigen Stürmen Raum giebt. Einem solchen Sturme wäre bei einem Haare das Schiff und Leben unserer Reisenden am dritten Tage ihrer Fahrt zum Opfer gefallen. Durch solche Hindernisse aufgehalten, legten sie die 829 Seemeilen von Hongkong nach Shanghai, welche sonst  $3\frac{1}{2}$  Tage beanspruchen, erst in mehr als 5 Tagen zurück.

Dieser erste Theil ist reich an schönen Schilderungen. Das Leben im Hafen von Hongkong, die Stadt Hongkong, die verschiedenen Gefahren der Schifffahrt im chinesischen Meere, das Scheitern des Dampfers «Kwangtung», die Bergung der Passagiere und der Ladung desselben, der Sturm, die Fahrt durch die Mündung des Yang-tse-kiang und des Wampoo, die Landung vor Shanghai werden sämmtlich in höchst anziehender und anschaulicher Weise vor Augen geführt. Wir sind durch die Beschränktheit des unseres Berichte zugemessenen Raumes genöthigt, uns mit flüchtigen Andeutungen des Hauptinhaltes zu begnügen, um so mehr als wir bei einem besonders interessanten Gegenstande des zweiten Theiles etwas länger verweilen zu sollen glauben.

Der zweite Theil schildert Shanghai, jene Stadt des Erdballes, in welcher der geistige Kampf zwischen zwei Racen der Menschheit, der weissen und gelben, am lebendigsten und augenfälligsten zu Tage tritt. Shanghai liegt am linken Ufer des Wampoo und zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Städte: die alte chinesische Stadt und die Settlements der Fremden, welchen sich noch eine dritte oder schwimmende Stadt anreihet, gebildet von jenen vielen tausend Djunken und Sampangen, welche tausenden von Familien als beständiger Wohnsitz dienen. Die chinesische Stadt, eine Stadt dritten Ranges in China mit 200,000 Einwohnern, trägt

vollständig den uralten Typus der chinesischen Städte an sich, mit dem Wirrsal winziger Häuser und krummer, enger, schmutziger Gassen und der hohen umschliessenden Mauer. Unmittelbar daran schliesst sich die europäische Stadt oder die Ansiedlungen der Franzosen, Engländer und Amerikaner, von denen die mittlere die blühendste ist. Den belebten Strom längs der Settlements säumt ein schöner steinerner Quai mit Baum- und Blumenanlagen, dahinter die prächtigen Reihen der europäischen Häuser und Paläste. Eine riesige Menschenmasse drängt sich den Quai entlang, zu Fuss und zu Wagen. Vom Quai führen gerade parallele Gassen, steingepflastert, mit europäischen Kaufläden zu beiden Seiten, ins Innere der Stadt, welche alsbald wieder in eine Chinesenstadt, jedoch mit breiten geraden Gassen und gemischter Jurisdiction mündet. Der europäische Kaufmann in Shangai lebt gut und luxuriös. Das Dienstpersonal ist chinesisch, zahlreich, zumeist männlich. Die Lebensmittel sind, mit Ausnahme des Rindfleisches, sehr billig; das fehlende wird durch Conserven ersetzt. Pferde werden nur zu Luxuszwecken gehalten. An Unterhaltungen ist kein Mangel: Musik, Theater, Clubs, gesellige Unterhaltungen, im Fasching Bälle, im Frühling und Herbst Wettrudern und Wettrennen. Der ankommende Reisende wird von dem in solchen Settlements herrschenden lustigen Leben angenehm überrascht. Doch ein tieferer Blick zeigt ihm, dass die grosse Geschäftskrisis, welche alle Staaten Europas in den letzten Jahren so schwer getroffen hat, auf dem ganzen Erdball fühlbar gewesen sei. Andere Ursachen, andere Ereignisse haben dort ihren Einfluss geübt, aber Thatsache ist, dass selbst in dem entlegensten Theile Asiens eine ähnliche Geld- und Handelsgeschäftsstockung, wie in Europa, in die Augen fällt. Auch Shangai hat viel von seinem ehemaligen Glanze eingebüsst, in Folge Ueberhandnahme der Concurrenz, Verringerung der Gewinne, Einschränkung des einst masslosen Luxus, verschiedene Fallimente, Verödung mancher eleganten Kaufherrn-Villa etc.

Die gefährlichsten Concurrenten, die rührigsten Gegner haben die ausländischen Handlungshäuser in den Chinesen selbst gefunden. Diese waren anfangs genöthigt zu dulden und stumm zuzusehen, wie sich die Fremden auf ihre Unkosten bereichern, aber durch ihre Findigkeit, Emsigkeit und Ausdauer rafften sie sich alsbald aus ihrer Unthätigkeit empor, lauschten den Europäern Alles ab, kämpften gegen diese mit deren eigenen Waffen und umgarnen sie so, dass ihre Situation von Tag zu Tag schwieriger wird, da gegen die Chinesen kein Angehöriger einer anderen Nation aufzukommen vermag.

Jedes Handlungshaus, wenn es Geschäfte machen will, ist vor Allem gezwungen, einen chinesischen Geschäftsführer aufzunehmen, einen sogenannten Compradore, ohne welchen an ein Geschäft gar nicht zu denken ist. Diese Compradore sind Mitglieder einer aus Eingeborenen bestehenden Association und eine originale chinesische Institution. Ueberall, wo Chinesen Handel treiben, finden wir auch diese Gesellschaft, welche für jedes einzelne ihrer Mitglieder und dessen Handlungen haftet. Sobald sich also



ein ausländischer Handelsmann etablirt, verlangt er sofort von einer solchen Gesellschaft einen Compradore, engagirt denselben und fühlt sich nun vollständig gesichert, denn wenn er irgendwo einen Abgang entdeckt, zieht er den Compradore zur Verantwortung, defraudirt ihn aber der Compradore selbst, so leistet ihm die Gesellschaft sofort Ersatz und verfolgt ihr flüchtiges, untreues Mitglied mit grösster Strenge.

Diese Compradore lauern dem Fremden Alles ab, welcher genöthigt ist, in seinem eigenen Hause, an seiner Seite, seinen künftigen Concurrenten gleichsam grosszuziehen und ihn zu lehren, wie er ihm am meisten schaden könne. Sie etabliren neue Handelshäuser, handeln mit denselben ausländischen Artikeln wie die Fremden, begnügen sich mit geringerem Nutzen, locken so die Käufer an sich und gehen siegreich aus der Concurrenz hervor. Ebenso wenig vermag der Europäer mit dem Chinesen als Gewerbsmann zu concurriren. Man braucht dem Chinesen nur ein Modell zu geben und er copirt dasselbe mit erstaunlicher Treue so oft man will und für den bescheidensten Arbeitslohn, weil er an Nahrung und Kleidung die geringsten Ansprüche macht und von Natur unsäglich fleissig ist. Er verdrängt demnach in den Ansiedlungen den fremden Handwerker, weil die Fremden Alles beim Eingebornen machen lassen, der es billiger und mindestens ebenso gut liefert.

Europa und Amerika sind mit vereinten Kräften bestrebt, die grossen Erfindungen des XIX. Jahrhunderts dem chinesischen Reiche bekannt zu machen, die Errungenschaften der neuzeitlichen Civilisation daselbst einzubürgern, aber ihre Bemühungen begegnen jedesmal grossen Schwierigkeiten und kosten ungeheure Kämpfe. An den Küsten des Reiches, in den Settlements, sind ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt, aber in das Innere des Reiches selbst zu dringen sind sie unvermögend; China will von seinen alten Gewohnheiten keinen Fussbreit weichen. Es hat gestattet, an den für die Schifffahrt so gefährlichen Küsten Leuchthürme zu bauen, die Ansiedlungen und Küstenstädte durch einen Kabeldraht zu verbinden, aber es gestattet dies bloss in den offenen Häfen, einwärts von diesen finden wir auch heute noch das alte China, wie es zu Confucius' Zeiten gewesen. Wie oft haben die Engländer versucht, in China eine Eisenbahn zu bauen, jedesmal umsonst. Endlich gelang es ihnen nach masslosen Kämpfen, eine nur vier Meilen lange Eisenbahn von Shangai bis Wusung zu bauen, bloss als Probe, um den Chinesen die Vorzüge dieser Institution anschaulich zu machen. Zur Zeit der ersten Anwesenheit unserer Reisenden in Shangai war der Bahnkörper eben fertig, nur die Locomotiven und Waggons wurden noch aus Europa erwartet. Die neugierigen Chinesen wandelten täglich tausendweise hinaus, den Schienendamm anzustaunen.

An demselben Tage, wo unsere Reisenden nach mehreren Monaten von Japan wieder nach Shangai zurückkehrten, um sich dort für ihre Reise durch die Mongolei auszurüsten, wurde die Shangai-Wusunger Bahn mit den inzwischen angekommenen Locomotiven und Waggons mit grosser Feierlichkeit und unter colossalem Andrang der Eingebornen aus der

ganzen Umgegend factisch eröffnet. Das Unternehmen schien über alle Erwartung gelungen. Wenngleich die Aussicht auf Waarenbeförderung keine besonders günstige war, da die Schiffe denn doch lieber in Shangaï landen und nur im Falle starker Ebbe in Wusung halten müssen, schien doch die Hauptsache, die Eisenbahn-Frage, in ein günstiges Geleise gekommen zu sein, da das chinesische Volk so grosse Theilnahme dafür und Freude darüber an den Tag legte. Im nächsten Jahre erfuhren unsere Reisenden in San Francisco aus einem Shangaier englischen Blatte das Schicksal der kleinen Eisenbahn, deren Eröffnung sie beigewohnt hatten. Sie war kaum vier Monate im Verkehr gewesen, als die chinesischen Behörden, welche sich mit dieser neuen Einrichtung auf keine Weise befreunden konnten (schon deshalb nicht, weil sie durch Fremde eingebürgert wurde), ihren alten Traditionen gemäss, ihre Thätigkeit gegen dieselbe zu entfalten begannen. Es wurden Volksaufläufe arrangirt, es fanden sich Leute, die sich durch die Züge überfahren liessen und als die Unannehmlichkeiten von Tag zu Tag zunahmen, sah sich der englische Gesandte schliesslich genöthigt, seine Zustimmung zu einem Vertrage zu geben, zufolge welchem die chinesische Regierung selbst die Eisenbahn ankauft. Aber kaum in den Besitz derselben gelangt, liess sie dieselbe sofort zerstören und heute ist keine Spur mehr von derselben zu sehen.

Dieser frappanten Nachricht schloss sich indessen eine andere, nicht minder bedeutende und charakteristische an. Gleichzeitig hatte nämlich die chinesische Regierung auch die Dampfer einer in China etablirten amerikanischen Dampfschiffahrt-Gesellschaft angekauft und die Dampfschiffahrt-Linien derselben übernommen. Hier aber trat sie nicht zerstörend auf, sondern engagirte die amerikanischen Schiffscapitäne und übergab das Unternehmen einer chinesischen Gesellschaft. Dadurch wurde die chinesische Concurrenzfähigkeit beträchtlich gefördert, ein bedeutender Anfang auf einem Gebiete gemacht, welches die Fremden ausschliesslich in Händen gehabt und ausgebeutet hatten.

In dieser Weise gehen die Chinesen den fremden Mächten gegenüber vor; sie vernichten dasjenige, durch dessen Einbürgerung den Fremden der Weg in das Innere des Landes geöffnet werden könnte, dagegen behalten sie dasjenige, wodurch sie sicher und nachdrücklicher ihrem Vordringen entgegenzuarbeiten vermögen. China will von Neuerungen nichts hören, im Gefühl seines Werthes und seiner inneren Kraft stellt es sich geistig über alle Nationen, klammert sich hartnäckig an das Eigene an und betrachtet die Fremden nur als barbarische Eindringlinge. Es wendet gegen sie alles Mögliche auf, und da es ihnen nicht im Stande ist mit bewaffneter Hand zu widerstehen, führt es den Kampf mit geistiger Kraft und tritt gegen sie mit ihren eigenen Einrichtungen in die Schranken, im sichern Bewusstsein, dass es sie überwältigt und allmählig aus dem Reich verdrängt.

Es streiten zwei Völkerracen um den Vorrang, die weisse und gelbe Race ringen miteinander, jene offen, auf die Macht ihrer Waffen



gestützt, diese heimlich, aber desto consequenter. Dies sehen wir nicht allein im chinesischen Reiche, sondern überall, wo sich Chinesen angesiedelt haben, klar zu Tage treten. Das Mutterland ist übervölkert, seine Bewohner sind genöthigt haufenweise auszuwandern. Und überall, wo sie sich, eine neue Heimat suchend, niederlassen, werden sie anfangs freundlich aufgenommen, denn es giebt keine besseren, ausdauernderen und billigeren Arbeiter, als sie sind, aber ihre Anzahl wächst von Tag zu Tag und nimmt in Bälde erschreckende Dimensionen an. Sie verdrängen jeden Mitconcurrenten neben sich, sie beginnen sich als wirkliche selbständige Macht anzukündigen und bringen die Nation, auf deren Boden sie sich angesiedelt haben, wenn dieselbe nicht bei Zeiten die nöthigen Schutzmassregeln ergreift, mit einem Male in die grösste Klemme.

Auch in Kalifornien, wo der chinesische Arbeiter anfangs ein sehr geschätzter Gast gewesen, weil er die schwersten Arbeiten verrichtete und auch die Pacific-Bahn seiner Hände Werk war, gewann er in Folge der massenhaften Einwanderung der Art die Oberhand, dass er den amerikanischen Arbeiter bereits zu verdrängen begann. Es kamen die schrecklichsten Tumulte auf die Tagesordnung, die Chinesen wurden überall öffentlich insultirt, Schlägereien, wirkliche Schlachten ereigneten sich allenthalben. Die antichinesische Bewegung nahm die ernstesten Formen an, bis endlich seitens der Vereinigten Staaten den Chinesen die weitere Einwanderung gesetzlich untersagt wurde. Dies nützte zwar etwas, die Massen-Einwanderung nahm bedeutend ab, hörte aber doch nicht ganz auf und die Tumulte und Zusammenstösse mit den Chinesen kommen noch äusserst häufig vor, denn wo dieselben sich einmal niedergelassen haben, können sie nicht mehr ausgerottet werden, sondern nehmen von Tag zu Tag zu. Während ihres mehrwöchentlichen Aufenthaltes in San Francisco waren unsere Reisenden Augenzeugen mehrerer Feuersbrünste, welche durch die amerikanischen Arbeiter theils im chinesischen Stadttheil, theils in den Häusern der Fabriksbesitzer, welche ihre chinesischen Arbeiter nicht entlassen wollten, angelegt worden waren. Mit solchem Hasse verfolgt der amerikanische Arbeiter den chinesischen, weil er es fühlt und sieht, dass er mit ihm nicht concurriren kann. Von den Sandwichs-Inseln lesen wir in einer neueren Nummer des «Globus» folgende Nachricht: «Die Chinesen, für welche Kalifornien immer ungastlicher wird, wandern zu Tausenden nach den Sandwichs-Inseln. Bloss in der zweiten Hälfte des Jahres 1878 landeten 2500 Chinesen in Honolulu. Demzufolge hat die Zahl der Chinesen im hawaischen Inselmeere, welche 1872 kaum 2000 betrug, bis jetzt jedenfalls über 10.000, d. h. den fünften Theil der Bevölkerung dieser Inseln erreicht. Diese Einwanderer sind jedenfalls in den Zuckerrohr-Plantagen sehr nothwendig, weshalb die Regierung bis jetzt gegen die Ueberschwemmung des hawaischen Gebietes mit diesem fremden Element noch in keiner Weise aufgetreten ist. Wenn sie indess darauf nicht achtet, so wird die Ueberflügelung und Erdrückung des einheimischen Elements durch das chinesische nur mehr einige Jahre in

Anspruch nehmen und jedenfalls unvermeidlich werden.» Dieselbe Erscheinung, wenn auch nicht so augenfällig, können wir auf fast allen Inselgruppen des Stillen Oceans beobachten, sie sind sämtlich Zielpunkte der chinesischen Einwanderung. Wir finden diese auf den Sunda-Inseln, auf den Molukken, Philippinen, Carolinen, ebenso wie auf der Halbinsel Malacca und in Siam, ja sie haben sich selbst in den offenen Hafenstädten Japans eingenistet und heute wandern sie zumeist nach Australien. Von Singapur angefangen hat ganz Ost-Asien sozusagen nicht eine Stadt, die nicht einen chinesischen Stadttheil hätte; dort leben sie abgesondert unter sich, reissen Handel und Gewerbe an sich, bereichern sich, vermehren sich zusehends, breiten sich aus und machen Alles chinesisch. In ganz Ost-Asien giebt es sozusagen keine Colonie, keine Nation, welche nicht mit chinesischer Einwanderung zu schaffen hätte, welcher die rasche Ausbreitung derselben nicht ernstes Kopfzerbrechen und Besorgniss erregte. Das chinesische Reich, welches in seinem Innern die unzweifelhaften Symptome der Ueberlebtheit und des Verfalls aufweist, kann noch sehr leicht zum Schauplatze von inneren Fehden, Dynastiewechseln und Bürgerkriegen werden, aber die Kraft der chinesischen Nation liegt gar nicht in der Einheit des Reiches, nicht in den Händen der Regierung, auch nicht in der Gewalt der Waffen, sondern einzig und allein in der Race. Die chinesische Nation dehnt sich nicht als Reich aus, nicht aus Eroberungssucht oder um sich Colonien zu schaffen, sondern blos die Ueberzahl der Bevölkerung sucht nothgedrungen den Weg nach auswärts, da sie irgendwo leben muss, die Volksrace breitet sich aus und vermehrt sich dort, wo sie einen Wohnsitz gefunden hat.

Das chinesische Volk sieht einer riesigen Zukunft entgegen; es giebt keine Race, die mit der gelben Race den Kampf aushielte. Die Natur hat diese hiezu mit vielen hervorragenden Anlagen ausgestattet; die kraftvolle und gestählte Körperconstitution, der berechnende Verstand, der unvergleichliche Fleiss sind ihre Hauptcharakterzüge; Entbehrungen erträgt keine Race so wie diese; sie findet sich in allen Lagen zurecht und nützt sie sehr bald zu ihrem Vortheile aus. Sie erträgt den kalten, gemässigten und heissen Himmelsstrich gleich gut, wird wo und wann immer zur leibhaftigen Arbeitsmaschine und gewinnt die Oberhand über andere Nationen. Ueberall auf dem ganzen Erdball, wo chinesische Colonien auftauchen, sehen wir dieselben blühen und sich zusehends vermehren, in China aber ist die schönste Glanzzeit der Ansiedlungen fremder Nationen bereits vorüber, sie müssen um ihr Dasein kämpfen.

Fern am Horizonte sehen wir dunkel wolkenhaft ein riesiges Gewitter aufsteigen. Nicht auf Völker, nicht auf Länder allein wird sich dasselbe erstrecken, ganze Welttheile werden hineingerissen werden. Das chinesische Reich stürmt nicht mit bewaffneter Hand, nicht gewalthätig vorwärts, sondern die chinesische Nation dehnt sich nothgedrungen und beinahe unbewusst, dehnt sich unaufhörlich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wie ein unaufhaltsamer Strom nach allen Seiten aus. Diejenigen



von den europäischen Mächten, welche Colonien besitzen, beschäftigt diese riesige Bewegung und unablässige Ausbreitung bereits, sie wird aber immer mehr in Gährung und Unruhe versetzen, denn es schwebt unabwendbar über ihrem Haupte eines der grössten Probleme der Zukunft der Welt — *die chinesische Frage*.

In der folgenden Sitzung der ungarischen geographischen Gesellschaft — am 4. März l. J. — hielt JOHANN XANTUS einen interessanten Vortrag über seine *Reise auf der Insel Borneo im Jahre 1870*, illustriert durch Vorzeigung aus Borneo mitgebrachter und gegenwärtig in der naturhistorischen und ethnographischen Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums aufgestellter Gegenstände.

Vortragender erzählt einleitend, dass er durch den ungarischen Minister für Cultus und Unterricht mit dem Auftrage nach Asien geschickt worden sei, daselbst, insbesondere in Ost-Asien, für die Academie der Wissenschaften und für das Nationalmuseum literarische, naturhistorische und ethnographische Gegenstände zu sammeln. Anfangs habe er Egypten, Arabien, Ceylon, verschiedene Theile Vorder- und Hinter-Indiens allein, sodann Siam, Cochinchina, China und Japan in Gesellschaft der ostasiatischen Expedition, später Luzon, Formosa, andere Theile Chinas, Sumatra, Java, die Bali-, Banka- und andere malayische Inseln wieder allein und unter diesen zu allerletzt die Insel *Borneo* besucht. Dies habe er hauptsächlich aus dem Grunde gethan, um sich auf das Studium dieser interessanten Insel gehörig vorzubereiten, was ihm keine geringe Mühe gekostet habe, da die von *Borneo* handelnde Literatur sehr unbedeutend und mangelhaft sei. Vortragender hebt besonders das 1869 erschienene sensationelle Werk Alfred Wallace's über den malayischen Archipel hervor. Dasselbe enthält in seinem ersten Bande auch einen Artikel über Borneo, welcher zwar nicht sehr umfangreich ist, aber in jeder Zeile von sorgfältiger, gewissenhafter und genauer Beobachtung Zeugniß ablegt. Vortragender erwähnt der in unseren geographischen Lehrbüchern und Karten herrschenden Ansicht, dass Borneo den Holländern gehöre, als einer vollständig irrthümlichen, indem die Staaten Borneos auch heutigen Tages unabhängig seien, ja im Gegentheile Holland jedem einzelnen Staate für seine commerciellen Rechte eine sehr hohe Abgabe entrichte. Engländer haben auf Borneo zwei Staaten gegründet, welche unter englischem Protectorate stehen und berufen sind, in den nächstfolgenden Jahrzehnten die ganze Insel Borneo und Celebes unter englischen Einfluss zu bringen, was vom Gesichtspunkte der gesammten Civilisation als ein grosses Glück betrachtet werden müsste. Denn wiewohl Holland in seinen Colonien in materieller Hinsicht grosse Resultate aufzuweisen vermöge, so seien diese Resultate doch durch eine eiserne Zuchtruthe, absolute Tyrannei und rücksichtsloses Mitfüssentreten aller menschlichen Rechte errungen worden, während England in seinen Colonien überall das englische Selfgovernment einführt, mit dem eroberten Volke seine Freiheiten theilt, und, wenn es ihm auch seine Fabrikate aufnöthigt und die nackten Staatsbürger bekleidet, ihnen anderer-

seits auch gute Schulen giebt, ihnen ihre Arbeit bezahlt und Niemanden seiner Farbe, Religion oder Nationalität wegen von den Wohlthaten des Staates ausschliesst. Vortragender erwähnt auch noch einer anderen irrigen Angabe der ungarischen geographischen Lehrbücher, dass nämlich *Borneo* und *Pontianak* die grössten Städte der Insel Borneo seien, während doch in Wirklichkeit eine Stadt *Borneo* auf der Insel nie existirt habe und auch heute nicht existire, *Pontianak* aber bloss ein holländisches Fort mit einigen Bataillonen Besatzung und einem schmützigem Bazar sei.

Hierauf detaillirt der Vortragende die politische Eintheilung Borneos und dessen Geschichte; er beschreibt kurz das Sultanat *Bruni* mit der Hauptstadt *Bruni*, den Staat *Sarawak* und dessen gleichnamige Hauptstadt, den Staat *Cotii* mit der Hauptstadt *Semerindem*, und erwähnt schliesslich, dass gegenwärtig von den zahlreichen alten südlichen Staaten nur noch vier existiren, nämlich: *Pontianak*, *Sambos*, *Monpawa* und *Banjermassin*.

Nach dieser Einleitung erzählt der Vortragende seine Reise auf die Insel Borneo, die Bildung des Staates *Sarawak* und die Geschichte der dort zur Herrschaft gelangten Familie *Brooke*. Er zählt jene zahlreichen Widerwärtigkeiten auf, welche *Sir James Brooke* überwinden musste, bis er endlich den Staat *Sarawak* unabhängig gemacht und für sich und seine Familie gesichert hatte. Bei der Schilderung der Hauptstadt Sarawak erzählt Vortragender seine Ankunft daselbst, seinen Empfang durch den Statthalter und durch den Agenten der Borneo-Company, beschreibt ferner seine stabile Wohnung daselbst, die Art des Reisens auf der Insel und die Art der Kleidung zum Schutze gegen die dort herrschende enorme Hitze.

Vortragender hat während seines Aufenthaltes in Borneo einen dicken Parafa-Hut, ein starkes Flanellhemd, ein gleiches Beinkleid und hanfene Bundschuhe mit dünner Ledersohle getragen, und hat die 40° R. hohe Hitze in dieser Kleidung bei sehr mässiger Lebensweise und sehr häufigen Waschungen nicht nur zu ertragen, sondern dabei auch anhaltend zu arbeiten vermocht.

Nicht minder interessant behandelt Vortragender auf Grund eigener Beobachtungen die Gerichtspflege und das Heerwesen, dann aber geht er zur Charakteristik des malayischen Typus und insbesondere zur Schilderung der borneotischen Malayen, ihrer Sprache und ihrer Kleidung über. Das letzte Capitel endlich handelt von den malayischen Frauen, von der Handindustrie, dem Handwerk, der Schifffahrt und Schiffsausrüstung, den Gold- und Bronze-Arbeitern, den Waffenschmieden, endlich von der Fischerei, der Musik und der Lebensweise der Malayen auf Borneo. Da uns ein ausführlicheres Eingehen auf alle diese in anziehender Weise geschilderten Gegenstände durch die eng bemessenen Grenzen unseres Referats verwehrt ist, beschränken wir uns auf ein ausführlicheres Resumé des besonders interessanten, von den *malayischen Frauen* handelnden Theiles.

Die malayischen Frauen — wie überhaupt die meisten Frauen auf der Welt — lieben ausserordentlich den Schmuck. Selbst zu Hause, wenn



sie im extremsten Negligé faullenzen, sind sie mit hängenden Schmuckgegenständen vollgehängt, was sie — in Anbetracht dessen, dass ihr ganzer Anzug aus einem Sarong besteht — oft überaus lächerlich erscheinen lässt. In Ost-Asien sind die Frauen der Islam-Anhänger nicht von der Welt abgeschlossen, auch nicht mit Schleiern verhüllt, wie z. B. im türkischen Reiche. Sie gehen überall, insbesondere aber auf den Sunda-Inseln, und somit auch in Borneo, frei umher, dürfen auch Besuche empfangen und thun Alles, was in ihrer Macht steht, um in Bezug auf Gastfreundschaft, Gefälligkeit und Zuvorkommenheit nichts mangeln zu lassen.

Die malayischen Frauen sind von noch viel kleinerem Wuchse als die schon genug klein gewachsenen Männer. Ihr Wuchs zeigt indessen wunderbar schöne Proportionen. Ihre Hände sind winzig klein, ihre Finger länglich und beinahe durchsichtig, ihr Arm, ihr Busen, ihr Fuss aber sind von so wunderschöner Bildung, dass sie selbst nach unseren Schönheitsbegriffen in der That auf dem Gipfel der Vollkommenheit stehen, — insbesondere bildet ihr reiches, oft bis zu den Knöcheln, ja bis zur Erde reichendes schwarzes Haar für Jeden, der sie sieht, einen Gegenstand der Bewunderung. Ihr grösster Mangel ist, dass sie unwissend sind, nicht lesen und schreiben können, und überhaupt in einem so bemitleidenswerthen Zustande, so ganz abgeschlossen von der geistigen Welt leben, dass sie, über ihre eintönige Bestimmung hinaus, sozusagen von gar nichts einen Begriff und für gar nichts ein Interesse haben, sich für gar nichts zu erwärmen, zu begeistern im Stande sind.

Die malayischen Frauen von Sarawak haben die besondere und sie sehr vorthellhaft auszeichnende Sitte, duftende Blumen in ihr Haar zu stecken, ja selbst zu flechten. Man bereitet aus Blumen und aus der Rinde gewisser Bäume auch ein Oel und mit diesem überaus duftigen Oel salben die malayischen Frauen ihr Haar, ja selbst ihr Gesicht ihr ganzes Leben hindurch. Dieses Oel ist mit einiger Modification auch bereits in den Handel übergegangen und wird unter dem Namen Macassar-Oel von Celebes bis Europa verführt.

Die Frauen verlassen das Haus nur ausnahmsweise und sehr selten, die hochgestellten am seltensten.

Weil es auf der ganzen Insel Borneo, insbesondere aber unter der malayischen Bevölkerung, Frauen in weit geringerer Anzahl giebt als Männer (wie überall, wo die Vielweiberei geduldet wird), kauft hier der Mann die Frau, anstatt mit ihr eine Mitgift zu erhalten, und zwar ist diese Sitte nicht so sehr unter der höchsten, als gerade unter der mittleren Classe allgemein. In der Mittel- oder — wie sie in Sarawak heisst — in der Abang-Abang-Classen ist das Heiraten sehr schwer und man könnte sagen, ein sehr kostspieliger Luxus, denn der Heiratslustige ist genöthigt Schmuckgegenstände, Gewänder, Waffen und baares Geld, bisweilen mehrere hundert oder selbst mehrere tausend Dollars zu zahlen, in den meisten Fällen für eine Frau, die er gar nicht kennt, ja sogar nie gesehen hat und die ihn möglicherweise den Kauf sehr bald bereuen lässt. Die

Scheidung ist in Sarawak zwar eine sehr leichte Sache, aber wenn sich Jemand von seiner Frau ohne deren Einwilligung scheiden lassen will und nicht im Stande ist Ehebruch nachzuweisen, so findet die Scheidung zwar auch in diesem Falle statt, aber der Mann verliert die ganze Summe, welche er für die Frau gezahlt hat und auch im entgegengesetzten Falle hat er selten Aussicht, den bezahlten Betrag zurückzuerhalten, und so söhnt sich der Mann denn lieber so gut es geht mit seiner Frau aus, trachtet mit ihr in Frieden zu leben und kauft sich allenfalls, um sich zu trösten und seinen Gram zu vergessen, noch ein paar neue Frauen dazu. Uebrigens muss bemerkt werden, dass die Vielweiberei in der Abang-Abang-Classen durchaus nicht zu den alltäglichen Dingen gehört.

Da die Frauen ein sehr gesuchter Artikel sind, liebt es Jedermann überaus, viele weibliche Kinder zu haben, erzieht dieselben mit der grösstmöglichen Sorgfalt und wendet insbesondere für ihre körperliche Ausbildung Alles an, was in seinen Kräften steht. Uebrigens muss auch zugegeben werden, dass die Malayen ihre Kinder überhaupt und in hohem Grade lieben, sie unter allen Umständen zärtlich behandeln und dass bei ihnen nie der Fall vorkommt, dass man die Kinder gegen schlechte Behandlung seitens der Eltern in Schutz nehmen muss.

Der vorstehend kurz skizzierte Vortrag, welcher vollumfänglich in dem zeitschriftlichen Organ der geographischen Gesellschaft «Földrajzi közlemények» (Geographische Mittheilungen) erscheint, wurde seitens des Vortragenden in allen seinen Theilen durch vorgewiesene Originalproben der besprochenen Objecte in anziehendster Weise illustriert.

Die Fortsetzung dieses Vortrages bildete den Gegenstand der am 11. März gehaltenen Sitzung derselben Gesellschaft.

Nachdem Vortragender seine Aufgabe in Sarawak und Umgegend beendigt, folgte der wichtigere Theil seiner Mission: in dem Innern des Landes, den von den Dajeks bewohnten Gebieten, ethnographische und naturhistorische Gegenstände zu sammeln, insbesondere die dort lebenden riesigen Orangutangs zu studiren. Er begab sich zu diesem Zwecke zu den Dajeks vom Stamm Sibujo, die am Samaraba und Sadong-Flusse wohnen. Er machte die Reise auf drei Booten. Seine Begleitung auf dem einen Boot bildeten sechs Ruderer, ein malayischer Diener, ein dajek'scher Artillerie-Lieutenant und ein chinesischer Koch. Sie fuhren 58 Meilen auf offener See in 13 Stunden bis zur Mündung des Sadong-Flusses, den sie nun aufwärts fuhren bis zu dem Orte, wo sie der chinesische Steuerbeamte Long-Khi empfing und an den Simunjon-Fluss beförderte, wo bereits das aus Bambusrohr, Palmblättern und Schilf bereitete Haus fertig stand, welches unserem Reisenden während seiner mehrmonatlichen Forschungen als Hauptquartier diente. Dieser durchforschte vor Allem zu Boot den Simunjon-Fluss, dessen Nebenfluss den Menjill, den Semabang, sowie auch den Sadong selbst und das anliegende Land in allen Richtungen, überall reiche Jagdbeute machend, insbesondere auch an Orangutangs. Sodann fuhr er in vier Tagen den 118 Meilen langen Weg von der Mündung des



Simunjon-Flusses aufwärts in den Simunjon-See, von wo sich ihm die herrlichste Aussicht auf Borneo bot. Oestlich erhebt sich das Ufer des Sees immer mehr und am fernen Horizont waren etwa 1000 Fuss hohe Gebirge sichtbar. Die ganze Umgebung des Sees ist bewohnt. In der Nähe auf einem etwa 40 hohen Hügel inmitten eines Waldes von Obstbäumen breitet sich das Dorf aus, der Sitz des Häuptlings der Gegend, eines Orangkája Namens Gassang, welcher unseren durch Long-Khi an ihn empfohlenen Reisenden überaus freundschaftlich aufnahm, ihm zu Ehren ein Fest arrangirte, mit ihm den ganzen See, in den vier Bäche münden, umschiffte und ihm in jeder Weise gefällig war. Der Simunjon-See erwies sich als das Wasser-Sammelbecken des Kinghong und Sibok-Gebirges, dessen überflüssiges Wasser der Simunjon-Fluss in das Meer führt. Der See misst 10 Meilen in der Länge, 3 Meilen in der Breite und hat zwei geographische Quadratmeilen Flächenraum. Der Ackerbau blüht in der ganzen Umgebung des Sees. Der Orangkája beherrscht 2400 Seelen. Interessant sind die, über die Flüsse führenden, sehr biegsamen, in haarsträubender Höhe an die Bäume der beiden Ufer befestigten Bambusstege, ferner der Batang-Steg, welcher auf Bambusstämmen in gerader Richtung über Sumpf, Berg, Wasser und Wald führt. Nach dem ihm zu Ehren veranstalteten ceremonienreichen, mit Schmaus und Männertanz geschlossenen Feste fuhr unser Reisender in sein Hauptquartier zurück und von hier nach einem unangenehmen Intermezzo nach Sarawak.

Die Dajeks sind unzweifelhaft malayischen Stammes, aber, mit Ausnahme der Bataken, die wildesten und ungebildetsten Sprösslinge desselben. Ihre Sprache ist überaus primitiv und wortarm. Sie sind etwas dunkler als die Malayen, haben etwas schief geschnittene Augen, die Nasenspitze bulldoggartig aufgeworfen, sind aber sonst etwas schöner, auch charaktervoller, männlicher und mehr Vertrauen erweckend, als die Malayen. Ihre Bekleidung besteht aus einem langen Baumwollgürtel, *Csavat* genannt, den sie selbst bereiten. Im Kriege schmückten sie sich am ganzen Körper mit Kupferringen, ferner mit den Zähnen der getödteten Feinde. Die Frauen sind in ihrer Jugend hübsch, werden aber bald hässlich. Sie kleiden sich in einen hübsch bunt gefärbten Rock, *Bedang* genannt, den sie ebenfalls selbst verfertigen und tragen ebenfalls reichlich Kupferringe und Ohrgehänge.

Das Oberhaupt des Dorfes ist der Orangkája, den die Bewohner des Dorfes wählen. Die Orangkája der verschiedenen Dörfer wählen unter sich einen Tuán-Orangkája zum Häuptling einer ganzen Landschaft, den der Fürst in seinem meist lebenslänglichen Amte bestätigt. Die Dajek-Dörfer sind, nach gleichem Plane, meist an die Flussufer gebaut. Die Häuser haben je eine Thür, meist ein gemeinschaftliches Dach und gemeinschaftlichen langen geleckten Gang. Die Dächer bestehen aus zernehmbarren Matten, welche aufgehoben als Fenster dienen. Auf der Veranda verrichten Männer und Weiber gemischt die verschiedensten Hausarbeiten. Der Haushalt ist höchst primitiv, Comfort unbekannt. Eine Hauptrolle im Dorfe

spielt der *Manang*, Arzt, Zauberer und Wahrsager in einer Person. Die Kranken werden mit Getöse, Musik, Trommeln curirt, weil alle Krankheiten der Macht des Teufels zugeschrieben werden. Angesehen ist auch der Schmied, der die Waffen und Eisengeräthe verfertigt. Die interessanteste Waffe ist der *Sumpitan*, eine durchbohrte Lanze, durch welche 10—12 Zoll lange vergiftete Bolzen auf den Feind geblasen werden. Die Dajeks sind die geschicktesten Bootbauer. Ihre Kriegsboote sind 70—80 Fuss lang und mit Schreckbildern bemalt. Sie verstehen die Boote blitzschnell zu rudern, führen ihre Kriege meist zu Wasser und beenden sie schnell. Die Köpfe der Besiegten werden von den Siegern abgehauen und unter grosser Lustbarkeit geräuchert. Das *Bangkong* genannte Boot, mit der *Bilion* genannten langstieligen Axt verfertigt, kann selbst 130 Jahre lang gebraucht werden, weil es aus zernehmbarren Brettern besteht. Die Dajeks sind unerschöpflich in der Erzählung ihrer interessanten Bankong-Abenteuer. Die geräucherten Feindesköpfe werden im *Panga* oder Kopfhause als Denkmäler des Dorfheldenthums von bewaffneten Wachen gehütet.

Die Heiraten der Dajeks werden ohne jede weitere Ceremonie geschlossen, indem die beiderseitigen Eltern dem Paare die Erlaubniss zum Zusammenwohnen geben und ein kleines Mahl rüsten, an dem das ganze Dorf theilnimmt. Der Mann darf die untreue Frau tödten. Die Kinder werden von den Eltern zärtlich geliebt. Ebenso werden auch die Sklaven human behandelt. Mann und Weib sind selbst sehr arbeitsam.

Ihre Todten bestatten die Dajeks einige Stunden nach ihrem Ableben in ihren schönsten Gewändern in einem 7—8 Fuss tiefen Grabe, über welchem sie kein Zeichen errichten. Nach der Bestattung feiern sie ein Trauermahl. Von Gott haben sie keinen Begriff, abergläubische Vorstellungen von bösen Geistern bilden ihre ganze Religion.

Die Dajeks leben hauptsächlich vom Ackerbau, der aber bei der grossen Fruchtbarkeit des Bodens sehr primitiv ist. Der Acker wird nicht gepflügt. Ein Mann sticht mit einem spitzigen Stocke Löcher in das Feld, ein ihm folgendes Weib oder Kind wirft 2—3 Reiskörner in das Loch und tritt dieses mit dem Fusse zu. Zwischen den Reis säen sie bisweilen auch *Yagang*, das ist Mais, der binnen 50—60 Tagen schon reife Ernte giebt. Weit mehr als den Ananas, der nirgends in der Welt so herrlich gedeiht wie in Borneo, lieben die Dajeks die Gurken, welche sie roh essen. Das einmal gebrauchte Feld wird nur nach sieben Jahren wieder bebaut, nachdem Wald darauf gewachsen, dessen Einäscherung den Boden überaus fruchtbar macht.

Auch dieser Vortrag wurde in anziehendster Weise durch Vorzeigung der darin besprochenen Gegenstände (auch eines geräucherten Schädels) illustriert.

---



## II. NATURWISSENSCHAFTEN.

Der drohende Feind der Rebencultur, die *Phylloxera vastatrix*, ist leider auch schon in die Weinberge unseres Vaterlandes gelangt. In der Umgebung von Pancsova zeigte sich zuerst in grösserem Maasse dieses gefährliche Insect; die Regierung liess diesen Fall sofort commissionell untersuchen, und das mitausgesandte Commissionsmitglied O. HERMAN berichtete darüber in der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 19. November 1879. Der Ausschuss der Gesellschaft beschloss eine kurze populäre und illustrierte Beschreibung, sowie einfache Vorschläge zur Hintanhaltung der Verbreitung und zur Ausrottung der *Phylloxera* herauszugeben und dieselbe unter dem Landvolke möglichst zu verbreiten. O. Herman unterzog sich der Mühe der Abfassung einer solchen kleinen, mit einer colorirten Tafel versehenen Schrift, welche vorläufig in 10,000 Exemplaren gedruckt und zu dem äusserst geringen Preise von je 5 kr. dem Verkaufe übergeben wurde. Zur Zeit ist diese Auflage gänzlich vergriffen und dürfte in Folge der steigenden Nachfrage bald eine zweite nöthig werden.

Professor JULIUS KLEIN las in der Academiesitzung vom 17. November 1879 über Untersuchungen, betreffend *die Wurzeln der wilden Kastanie*, welche Franz Szabó unter seiner Leitung ausgeführt hat.

Professor Klein brachte im Frühjahr 1878 Samen der wilden Kastanie zur Keimung und legte dann einen ausgekeimten Samen in ein Glas, wie es jetzt so häufig zum Austreiben der Hyacinthen verwendet wird, und zwar derart, dass nur das mehrere Centimeter lange Würzelchen in reines Wasser reichte. Die Keimung ging dabei auf Kosten der im Samen reichlich vorhandenen Reservestoffe ganz gut von Statten. Die Wurzel verlängerte sich bedeutend und trieb zahlreiche Seitenzweige; das Stämmchen entwickelte sich bis zu einer Höhe von 20 Centimeter und trug mehrere normale Blätter (das noch lebende und im Wasser hefindliche Kastanien-Bäumchen wurde mit noch grünen Blättern vorgezeigt). Im Herbst begannen die Wurzeln von ihrer Spitze an langsam abzusterben und auch die Blätter wurden gelb und fielen ab. Später erschienen auf den übrig gebliebenen Wurzelstumpfen eine grosse Anzahl 1—3 Millimeter langer, anfangs weisser, später braun werdender Auswüchse, die stellenweise dicht gedrängt auftraten und sich gewöhnlich nicht weiter verlängerten. Schon eine flüchtige Untersuchung ergab, dass es keine durch etwaige Parasiten erzeugte Bildungen, sondern Auswüchse der Wurzeln seien, die sich durch einen übereinstimmenden regelmässigen innern Bau auszeichnen.

Mit der näheren Untersuchung dieser Wurzel auswüchse betraute Professor Klein Herrn Franz Szabó, der sich bei ihm mit selbständigen, microscopischen Untersuchungen beschäftigte und dabei viel Ausdauer und Geschick gezeigt hat. Es ergab sich nun, dass diese Auswüchse sowie andere Wurzeläste sich endogen entwickeln und auch in ihrem innern Bau, sowie in der Anordnung ihrer Gewebe mit echten Wurzeln übereinstimmen.

Worin sie sich aber unterschieden und wodurch sie als höchst interessante Bildungen erscheinen, ist, dass an ihrem Scheitel eine Wurzelhaube nicht zu finden war. In allen Lehrbüchern wird nun die Wurzel als ein solcher blattloser Auswuchs der Pflanzen definirt, der an seinem Scheitel von einer Wurzelhaube bedeckt wird, und hier finden wir nun Gebilde, welche nach Entwicklung und Bau echte Wurzeln sind, jedoch keine Wurzelhaube zeigen, welche von der ersten Entwicklung an fehlt.

Das Wasser, in welchem das Kastanien-Bäumchen stand, wurde nur selten gewechselt, und dem ist es wohl zuzuschreiben, das dasselbe, obgleich lebend, noch im Juni dieses Jahres keine neuen Blätter entwickelt hatte. Es wurde nun das Wasser täglich gewechselt und bald begann die Endknospe sich zu öffnen und ihre Blätter zu entwickeln; zugleich damit erschienen neue, lange und verzweigte Wurzeln mit Wurzelhauben an ihrer Spitze. Die kleinen Auswüchse ohne Wurzelhaube wurden dabei seltener und so schien es, als wenn Nahrungsmangel sie an ihrer Entwicklung gehindert hätte. Die Wurzelhaube dient der jungen, an ihrer Spitze noch weichen Wurzel bei ihrem Vordringen im Boden zum Schutze; im Wasser dagegen, wo der Widerstand nicht gross ist, unterblieb die Bildung der Wurzelhaube als etwas Ueberflüssiges und dies um so mehr, als dazu die nöthigen Nahrungsstoffe wohl nicht in genügender Menge vorhanden waren.

Im Frühjahr dieses Jahres wurden abermals mehrere Samen der wilden Kastanie in Wasser zur Keimung gebracht und dabei das Wasser sehr oft erneuert. Bei diesen Pflänzchen erschienen die kurzen Auswüchse ohne Wurzelhaube schon im September.

Darauf hin wurden nun auch die Wurzeln der bei Professor Klein in Erde cultivirten zweijährigen, sowie im Freien befindlichen Kastanien untersucht und auch hier fanden sich dieselben Auswüchse ohne Wurzelhaube vor. — Bei der wilden Kastanie scheinen also allgemein die letzten Auswüchse der Wurzeln einer Wurzelhaube zu entbehren; dieselben bleiben dabei kurz und verlängern sich meist nicht mehr. Unter gewissen Umständen aber scheinen sie auch weiter wachsen zu können und zwar theils um an ihrer Spitze wieder nur einen kurz bleibenden Auswuchs ohne Wurzelhaube zu bilden, theils aber sich stärker verlängernd zu normalen Wurzeln mit Wurzelhaube auszuwachsen. Die Umstände, unter denen dies geschieht, sowie die Frage, ob ähnliche Auswüchse ohne Wurzelhaube auch an den Wurzeln anderer Pflanzen vorkommen, bilden den Gegenstand weiterer Untersuchungen, mit denen Franz Szabó sich derzeit in Leipzig beschäftigt, wo er zur Fortsetzung seiner Studien sich jetzt aufhält.

*Ueber einige neue, bisher unbekannte Bestandtheile der Tabakpflanze* machte Professor TH. KOSSUTÁNYI in einer Zuschrift an die naturwissenschaftliche Gesellschaft Mittheilung; dieselbe wurde in der Fachsitzung am 19. November 1879 gelesen. Die gefundenen neuen Bestandtheile sind: Chinasäure, Gallussäure, Succinsäure, Milchsäure und Amide (wahrscheinlich Asparagin).

Professor C. THAN legte in der Academiesitzung am 20. October chemische Analysen vor und zwar: die der Alsó-Kékeder Heilquelle, ausgeführt



von J. STOLLER, Professor der landwirthschaftlichen Anstalt zu Kaschau; ferner die des Felső-Rákoser Sauerlings und die des kalten Salzbadens von Székely-Udvarhely, von Dr. L. SOLYMOSSI in Székely-Udvarhely. Derselbe las am 15. December über einige Arbeiten aus dem Budapester chemischen Laboratorium; unter demselben Titel las derselbe am 16. Februar 1880 über zwei Arbeiten seiner Schüler. Die erste bezieht sich auf die genaue Bestimmung der Dichte des Knallgases, ausgeführt von A. KALECSINSZKY. Nach Bunsen's neuester Methode wurde die Dichte in sechs Versuchen bestimmt; es ergab sich, dass die Dichtigkeit des Knallgases innerhalb der Beobachtungsfelder mit den berechneten Dichten aus beiden Gemengtheilen übereinstimmte. Die zweite Mittheilung enthielt Dr. L. Csulak's Arbeiten über die Salze der Nitrocylsäure. Derselbe stellte das Natrium-, Calcium-, Blei-, Quecksilberoxyd und Quecksilberoxydsalz der Nitrocylsäure dar. Vortragender beschreibt darauf ein Doppelsalz von Chlornatrium und Nitrocylnatrium. Des Weiteren theilte Prof. Than in derselben Sitzung die chemische Analyse der Mátyásquelle zu Bábolna mit, ausgeführt von Dr. W. Honkó in Déva. Danach ist diese Quelle ein Sauerling, dessen Hauptbestandtheile Kohlensäure, kohlensaurer Kalk und Magnesia sind.

*Ueber die Phosphorescenz in Geissler'schen Röhren* las Professor B. LENGYEL in der Academiesitzung am 20. October 1879. Bekanntlich beobachtete zuerst Bequerel diese Erscheinung; später beschäftigte sich Morren damit, ohne zu befriedigendem Abschlusse zu gelangen. Vortragender, welcher zugleich zahlreiche Experimente vorzeigte, beobachtete diese Erscheinung gelegentlich der spectralanalytischen Untersuchung der Gase; er fand, dass Nitrogen und Oxygen nicht phosphoresciren, wenn jedes Gas gesondert in eine Geissler'sche Röhre geschlossen wird, hingegen trat die Erscheinung sofort bei Mischung beider Gase hervor. Es zeigte sich, dass die erste Bedingung zur Entstehung der Phosphorescenz die Existenz von freiem Oxygen mit irgend einem anderen Gase zusammen in der Geissler'schen Röhre sei. Nach Ansicht des Vortragenden ist es der vom galvanische Strome erzeugte Ozon, welcher phosphorescirt.

Die in neuerer Zeit aufgetauchte und für unseren Handel wichtige Frage der Weinfärbungen veranlasste Professor V. WARTHA zu einer Mittheilung in der Fachsitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 17. December 1879: *Ueber die Färbung des Weines mit Fuchsin*. Vortragender bespricht die Methoden zum Nachweise des Fuchsins und zeigte an einem practischen Beispiele das leichteste Verfahren. Man versetze eine kleine Weinprobe mit Bleiessig und schüttle das Gemenge der Flüssigkeit und des Bodensatzes mit einem Gemisch von Aether und Amylalkohol tüchtig durch. Nach kurzer Zeit sammelt sich letzteres an der Oberfläche und ist, wenn Fuchsin vorhanden, roth gefärbt. Jeder Consument kann dieses Verfahren in einer kleinen Probirröhre selbst ausführen.

In derselben Sitzung sprach Derselbe über die *leichte Explosivität des käuflichen Petroleums*; der wesentliche Inhalt des Vortrages ist folgender: Das amerikanische Gesetz schreibt zwar vor, dass nur solches Petroleum über

den Ocean transportirt werden darf, welches bei  $35^{\circ}$  C. noch keine explosiven Gase entwickelt. Trotzdem ist dies beinahe bei sämmtlichen, in unseren Verkaufsläden verkäuflichen Sorten schon bei  $20^{\circ}$  C. der Fall, was in Bezug auf die hohe Temperatur der brennenden Lampen (etwa  $40^{\circ}$  C.) die fortwährende Gefahr einer Explosion involvirt. Will man einer solchen Gefahr nicht ausgesetzt sein, so nehme man etwas von dem zu benutzenden Petroleum in eine Probirröhre und erwärme letzteres, indem man es einige Minuten in der Hand hält; dadurch erhält die Flüssigkeit die Temperatur von etwa  $30^{\circ}$  C.; nun halte man ein brennendes Sreichholz an die Oeffnung. Entzünden sich bei dieser Gelegenheit Gase, dann sieht man eine bläuliche Flamme zur Flüssigkeit niedersteigen; in diesem Falle ist das Petroleum als explosiv nicht zu gebrauchen.

Professor C. HIDEGH las in der Fachsitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 19. November 1879 *über die neuere Darstellung der Fettsäuren*, welche Kohlenstoff in reichem Maasse enthalten. Vortragender gab eine Uebersicht der bisherigen Kenntniss dieser Verbindungen und fügte einen kurzen Auszug der jüngst auf diesem Gebiete gemachten wichtigen Arbeiten von F. Krafft hinzu.

Ueber die Frage der *Chlorelemente* las A. RING in der Fachsitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Der Vortragende fasste die Geschichte der Ansichten über das Chlor von seiner Entdeckung bis zur Gegenwart kurz zusammen und besprach das Wesentliche der neuesten Versuche von V. und F. Mayer, welche sich auf die Dichtigkeitsbestimmung des Chlordampfes bei hoher Temperatur bezogen, und aus welcher sie den Schluss zogen, dass ein Chlormolecul nicht aus zwei Chloratomen, sondern aus sechs kleineren, dreieckigen Atomen bestehen, welche sie Chlorrogen nannten.

Die chemische Analyse der *Mineralquelle von Ober-Russbach*, ausgeführt vom Apotheker A. Scherfel, legte Professor B. LENGYEL der Academiesitzung am 17. November vor. Nach derselben gehört dieses Mineralwasser zu den erdigen salzigen, warmen Quellen. Die detaillirten Ergebnisse der Analyse sind:

	in 1000 Gewichtstheilen Wasser
Schwefelsaures Kali .....	0.029
» Natron .....	0.550
Schwefelsaurer Kalk .....	0.057
Schwefelsaure Magnesia .....	0.138
Chlormagnesium .....	0.036
Kohlensaure Magnesia .....	0.043
Kohlensaurer Kalk .....	1.304
Alaunerde .....	0.003
Kohlensaures Eisenoxydul .....	0.001
Kieselsäure .....	0.018
Halb gebundene Kohlensäure .....	0.592
Ganz freie .....	1.095
Summe .....	3.859



Der unermüdliche Arbeiter auf dem Gebiete der Astrophysik N. von KONKOLY las in der Academiesitzung am 20. October 1879 über seine Beobachtungen, und zwar: I. Ueber das Spectrum des Cometen Brorsen. Die spectralanalytische Untersuchung seines Lichtes zeigte, dass der Comet aus Kohlenhydrogengas besteht. An den drei Spectralstreifen wurden mikrometrische Messungen angestellt und es fanden sich die dazu gehörigen Wellenlängen: 559.0 mmm., 515.2 mmm. und 484.8 mmm. Ausser diesen Streifen zeigte sich noch ein schwaches continuirliches Spectrum zwischen 573.2 bis 455.8 mmm. Daraus lässt sich schliessen, dass das continuirliche Spectrum nicht von einer zufälligen Condensation, sondern vom ganzen Cometenkörper ausgestrahlt wurde. Vortragender verglich dieses Spectrum mit den Spectren verschiedener Kohlenhydrogengase und fand, dass diese nicht übereinstimmen; die Klarlegung dieses Umstandes erfordert jedoch noch verschiedene Untersuchungen.

II. Ueber die spectroscopische Beobachtung der Meteore im Juli und August 1879. Es fehlten in den Spectris einiger Meteore die Natriumlinie gänzlich; daraus folgert v. Konkoly, dass diese nur von der verschiedenen Höhe der Meteore über der Erdoberfläche herrührt, indem die oberen Luftschichten wahrscheinlich weniger oder vielleicht auch gar kein Natrium enthalten, während in den unteren Regionen solches in grösserer Menge vorkommt, so dass also die Natriumlinie in den Meteoriten-Spectren nur vom glühenden Natrium der Luft herrührt.

III. Untersuchte v. Konkoly spectralanalytisch den Cometen Gallina am 4. und 6. October 1879. Die Messungen waren sehr schwierig, weil das Licht des Cometen äusserst schwach war; soviel zeigte sich jedoch, dass sein Spectrum, welches ebenfalls aus drei Streifen bestand, auch dem des Kohlenhydrogens ähnlich ist. Die schwierig erhaltenen Positionen dieser Streifen, in Wellenlängen ausgedrückt: 559.8, 515.6, 488.7 mmm. Der dritte Streifen war schwach, dessen Position ist sehr unsicher. Auch hier trat ein schwaches continuirliches Spectrum im selben Sinne, wie beim Cometen Brorsen auf.

Ueber die vom sanitären Standpunkte sehr wichtige Frage der *Friedhöfe* sprach Dr. A. RÓZSAHEGYI in der Fachsitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 17. December 1879. Nach Erwähnung der allgemeinen Verhältnisse der Leichenzersetzung ging Rózsahegy zur Mittheilung seiner in Budapests grösstem Friedhofe, dem Kerepescher, angestellten Untersuchungen und Beobachtungen über. Der Boden desselben fand sich zur Leichenzersetzung sehr geeignet und sein Grundwasser viel reiner als das der meisten bewohnten Stadttheile. Hingegen ist dieser Friedhof schon fast gänzlich gefüllt, und in den unbelegten Parcellen steht das Grundwasser zu hoch, um zur Beerdigung benützt werden zu können. Rózsahegy ist der Ansicht, dass die Leichenzersetzung innerhalb dreissig Jahren noch keine vollständige ist, wie dies die Bodenanalysen und die den Gräbern entnommenen Leichenüberreste beweisen, und hält die Eröffnung eines neuen Friedhofes auf der Pester Seite für unumgänglich nothwendig; dabei wären in erster Linie die Grundwasserverhältnisse des neuen Terrains zu berücksichtigen.

Professor E. HUNYADY las in der Academiesitzung am 20. October 1879 über die *Möbius'schen Kriterien in der Theorie der Kegelschnitte*. Bekanntlich ist ein Kegelschnitt im Allgemeinen durch fünf geometrische Bedingungen bestimmt; im Falle derselbe eine Parabel ist, genügen vier Bedingungen, da deren Gleichung nur von vier, von einander unabhängigen Constanten abhängt. Sonach sind folgende Aufgaben ganz bestimmt: Man suche eine Parabel, welche 1. durch vier Punkte hindurchgeht, 2. durch fünf Punkte hindurchgeht, 3. vier Grade tangirt, 4. man suche einen Kegelschnitt, welcher fünf Grade tangirt.

Von der ersten Aufgabe lässt sich schon a priori sagen, dass selbe zwei Lösungen hat: bei der zweiten und vierten Aufgabe ist die Frage zu erledigen, unter welchen Bedingungen der Kegelschnitt, welcher der Aufgabe entspricht, eine Ellipse oder eine Parabel wird. Bestimmte Antwort auf die hier erwähnten Fragen ergeben die Kriterien, welche Möbius in seinem «Barycentrischen Calcul» zuerst gab. Es lässt sich aus diesen erkennen: 1. unter welchen Bedingungen eine Parabel durch vier Punkte geht; 2. ob die gegebenen fünf Punkte eine Ellipse oder eine Hyperbel bestimmen; 3. ob der Kegelschnitt, welcher fünf gegebene Gerade tangirt, eine Ellipse oder eine Parabel ist.

Obwohl diese Kriterien in der Theorie der Kegelschnitte äusserst wichtig sind, wurden dieselben doch bisher nicht gebührend gewürdigt, insbesondere in die Handbücher der analytischen Geometrie, selbst in das von George Salmon nicht aufgenommen. Hunyady sieht den Grund dieses eigenthümlichen Umstandes darin, dass diese Kriterien bisher noch nicht mittelst der gebräuchlichen Methoden der analytischen Geometrie hergeleitet wurden, wodurch sie sich der Theorie der Kegelschnitte mehr anschmiegen würden; ebenso bemerkbar ist die Lücke in den übrigen Sätzen über die Kegelschnitte, wo gerade diese Kriterien fehlen.

Hunyady beschäftigte sich mit diesen Kriterien und es gelang ihm deren Herleitung nach den gebräuchlichen Methoden der analytischen Geometrie; die erhaltenen Resultate lassen sich wie folgt zusammenfassen:

«Liegen vier Punkte so im Raume, dass ein von irgend dreien derselben bestimmtes Dreieck den vierten Punkt ausschliesst, dann gehen zwei Parabeln durch die vier Punkte; bei irgend welcher anderen Lage dieser vier Punkte kann durch diese keine Parabel gehen.»

«Von fünf gegebenen Punkten kann man immer vier in parabolischer Lage befindliche wählen, durch welche zwei Parabeln gehen; liegt dann der fünfte Punkt entweder innerhalb oder ausserhalb der beiden Parabeln, dann ist der Kegelschnitt, welcher durch die fünf Punkte hindurchgeht, eine Hyperbel; liegt jedoch der fünfte Punkt ausserhalb der einen und innerhalb der anderen Parabel, dann ist der durch die fünf Punkte bestimmte Kegelschnitt eine Ellipse.»

«Wählt man von den gegebenen fünf Geraden irgend welche vier Gerade aus, dann giebt es immer eine Parabel, welche letztere berührt und

a) wenn die fünfte Gerade die Parabel nicht schneidet, dann ist der, die fünf Gerade berührende Kegelschnitt eine Ellipse oder Hyperbel, je nachdem



die fünfte Gerade die sechs Schnittpunkte der ersten vier Geraden in gerader oder ungerader Anzahl theilt;

b) wenn die fünfte Gerade die Parabel schneidet, dann ist der fragliche Kegelschnitt eine Ellipse oder Hyperbel, je nachdem die fünfte Gerade die sechs Schnittpunkte der ersten vier Geraden in gerader oder ungerader Anzahl theilt.»

Tangirt jedoch die fünfte Gerade die Parabel, dann entspricht die Parabel, welche die ersten vier Geraden berührt, den Bedingungen der Aufgabe.

### III. KISFALUDY-GESSELLSCHAFT.

Vereinsjahr 1879—1880.

Das klarste Bild von der Thätigkeit dieser Gesellschaft, von dem Geiste, den Zwecken, Mitteln und Erfolgen ihres Wirkens, geben uns die amtlichen Aeusserungen ihrer Functionäre gelegentlich der feierlichen Jahres-Schlusssitzung, welche die Gesellschaft an jenem Sonntage des Monats Februar zu halten pflegt, welcher dem Geburtstage des Dichters KARL KISFALUDY zunächst, eventuell mit demselben zusammenfällt. Am 8. Februar dieses Jahres fand die 31. dieser feierlichen Jahressitzungen statt.

Die Sitzung begann um 10 Uhr Vormittags mit der folgenden, die ehemalige und gegenwärtige Bedeutung der Gesellschaft charakterisirenden *Eröffnungsrede des neugewählten ersten Präsidenten Paul Gyulai*:

Geehrte Versammlung! Ich habe die Ehre, die 31. Jahres-Schlusssitzung der Kisfaludy-Gesellschaft zu eröffnen. Es sind bereits 43 Jahre, seit sich unsere Gesellschaft constituirt hat und, mit Ausnahme von 12 Jahren, wo sie mit der ungarischen Verfassung zugleich feierte, fortwährend eifrig, wenn auch den Umständen entsprechend nicht immer mit gleichem Glücke, bemüht gewesen ist, dem ihr von ihren Stiftern vorgesteckten Ziele nahe zu kommen. Unsere Gesellschaft war gleichsam die letzte Woge jener grossen literarischen Bewegung, welche in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Nationalgeist erweckend, unsere Literatur allmählig neu geboren und auch auf unsere sociale und politische Umgestaltung einen entscheidenden Einfluss ausgeübt hat. Dichter und Sprachforscher, wie Bessenyei, Révai, Kazinczy und Karl Kisfaludy sind die Leiter der Bewegung gewesen, welche mit der Gründung der ungarischen Academie der Wissenschaften ihren Gipfelpunkt zu erreichen schienen. Indessen gründeten die Freunde Karl Kisfaludy's im Schatten der Academie noch eine kleinere Gesellschaft, welche ihre Wirksamkeit ausschliesslich der Poesie und ästhetischen Bildung widmen sollte.

So ist 1836 unsere Gesellschaft ins Leben getreten, damals die jüngste, jetzt die älteste unter allen jenen Gesellschaften, welche sich (ausser der Academie) zu irgend einem literarischen oder wissenschaftlichen Zwecke gebildet haben. In der That, wenn wir in der Hauptstadt und in der Provinz

Umschau halten, gewahren wir eine ganze Reihe wissenschaftlicher Gesellschaften. Nicht allein Gruppen von Wissenschaften, sondern auch einzelne Wissenschaftszweige haben ihre Gesellschaften, welche mit eben so grossem Eifer die Academie in der Lösung ihrer Aufgaben unterstützen, in welcher hohem Maasse sie das Interesse des Publicums für die Wissenschaft regem machen. Inmitten dieses emsigen Regens und Wirkens der jüngeren Gesellschaften erscheint die Kisfaludy-Gesellschaft Manchem wie ein alt gewordener Mann, welcher nur mehr Erinnerungen und nicht zugleich auch Hoffnungen hat. Wir haben es hören, ja lesen können, dass unsere Gesellschaft weit mehr das Denkmal einer hingschwundenen Zeit, als eine Repräsentantin der Gegenwart und Zukunft sei. Ihre Tendenz sei bereits ein überwundener Standpunkt; die Blüthe der Poesie sei auch bei uns bereits abgefallen, jetzt reife die Frucht der Wissenschaften und aus der ästhetischen und literarischen Bildung könne nimmermehr die für die Kämpfe der Zeit erforderliche Kraft geschöpft werden.

Unstreitig ist in alledem etwas Wahres, aber dem Wahren ist sehr viel Unwahres beigemischt. Soviel ist gewiss, dass die Poesie und die im engeren Sinne genommene Literatur auf den Nationalgeist nicht mehr einen so grossen, man kann sagen ausschliesslichen Einfluss auszuüben vermag wie bisher, wo sie im Verlaufe von siebenzig Jahren eine grosse Aufgabe erfüllte, indem sie den schlummernden Patriotismus erweckte, die Idee der Nationalität zum Bewusstsein erhob, die Sprache ausbildete und auf unsere socialen und politischen Verhältnisse umgestaltend einwirkte. Jetzt ist vornehmlich an der Wissenschaft, sozusagen an der ungarischen Wissenschaft die Reihe, mit ihrer ganzen Kraft auf die Consolidirung des ungarischen Staates zu wirken. Die historischen, politischen und Naturwissenschaften haben eine neue kräftigere Generation grosszuziehen, welche im Stande sei, die grosse und schwierige Aufgabe Ungarns zu lösen. Aber soll deshalb die Poesie verstummen, als fortan des Berufes zur Entwicklung des Nationalgeistes ermangelnd? sollen wir die ästhetische und literarische Bildung als schnöden Luxus verachten? Und stehen die Fragen des Geschmacks etwa nicht im Connex mit grossen sittlichen und socialen Interessen, und bleibt die literarische Bildung etwa nicht allezeit eine Hauptressource der wissenschaftlichen Bildung?

Die Menschheit kann ebenso wenig, wie eine einzelne Nation, der Poesie entrathen, denn sie würde ihrem edelsten Vergnügen, ihrem süssesten Troste entsagen und ihre ideale Richtung verleugnen. Die Phantasie und das Gemüth verlangen ihre Nahrung, und die Nation, welche sich für das Schöne nicht begeistert, ist auch für das Gute minder empfänglich, in der Erforschung des Wahren aber wird sie leicht einseitig und jagt anstatt den geistigen Vergnügen gerne sinnlichen nach. Wenn die Lyra verstummt oder, was auf eines hinausläuft, nicht mehr die Verkündigerin der grossen Ideen und Gefühle der Religion, des Familienlebens und der Vaterlandsliebe ist, dann geht die Gesellschaft ihrem Verfall entgegen; wenn das Epos und Drama nicht mehr der erhabene Interpret der Geschichte und Gesellschaft ist, dann schläft der historische Sinn und der nationale Geist allmählig ein und der Cultus der sitt-



lichen und socialen Interessen verfällt; wenn der Roman zur blossen Unterhaltung herabsinkt und die Stelle der Karte und des Domino vertritt, dann versinken die Geister in Flachheit; wenn sich die Satire zum Pasquill erniedrigt, dann neigt Flugschrift und Tagespresse der persönlichen Insulte und der Verleumdung zu; wenn die Kunst der Beredsamkeit schwindet, dann kommt das parlamentarische Geschwätz in die Mode; wenn die Wissenschaft den Geschmack, das Studium der künstlerischen Formen verachtet, wird sie geistlos, pedantisch und geht eines Theiles ihrer Wirkung verlustig, weil sie sich vor dem Publicum verschliesst.

So viele sittliche, sociale und nationale Interessen knüpfen sich an die Poesie und literarische Bildung! Doch man kann entgegenen, dass Alles dies auch die Vergangenheit, das Studium der Meisterwerke einer abgeblühten Periode zu bieten vermöge und dass man nicht nöthig habe, sich an die kleineren Dichter der Gegenwart zu halten; die Wissenschaft entwickelt sich, mehr oder minder, stetig; in der Poesie und überhaupt der Kunst dagegen kommen häufig Perioden des Verfalles vor, welche durchaus nicht der Aufmerksamkeit werth sind. Es ist wahr, dass die Dichtergenies selten sind und dass die Blütenzeiten der Poesie durch Jahrzehnte, ja Jahrhunderte von einander getrennt werden, aber jedes Zeitalter hat Dichtertalente, welche genug Begeisterung und Geschmack besitzen, die Ideen und Empfindungen ihrer Zeit zu mehr oder minder gelungenem Ausdruck zu bringen. Selbst die grössten Meisterwerke der Vergangenheit genügen den Bedürfnissen der Gegenwart nicht, denn die Ideen und Empfindungen sind dem Wandel und Wechsel unterworfen und jede Zeit erwartet von ihren Dichtern den Widerhall ihrer eigenen Kämpfe, Leidenschaften, Freuden und Leiden, sucht in den Werken der Phantasie den Abdruck ihres eigenen Typus. Daneben lassen die kleineren Dichter, wie Arany sagt, das Vestafeuer der Poesie nicht erlöschen, an welchem ein künftiges Genie dereinst seine göttliche Fackel entzünden möge; sie hüten die Traditionen der Sprache und des Geschmacks und verknüpfen die Vergangenheit mit der Zukunft.

Die Poesie ist der höhere Ausdruck der literarischen Kunst und ihr Erlöschen würde auch den Verfall der Kunstprosa nach sich ziehen. Die Kunstprosa empfängt immer von der Poesie Antrieb und Begeisterung, von ihr lernt sie, ihren eigenen Gegenständen angepasst, die Klarheit, Kraft, Lebendigkeit, Anmuth des Stils und, was so wesentlich ist: die Kunst der Composition. Auch bei uns hat die Dichtung die Prosa aus ihrer rohen und farblosen Alltäglichkeit emporgehoben, indem sie ihr Schmuck und Volubilität verlieh und sie durch Wiederbelebung alter, Aufnahme volkssprachlicher und Schöpfung neuer Ausdrücke fortwährend bereicherte. Und als die Neologie keine Grenzen mehr kannte und sich in immer grössere Extravaganzen veranrannte, entfalteten wieder die Dichter zuerst die Fahnen des nüchternen und nationalen Conservatismus und auch in dem Kampf der neueren Orthologie, den in unseren Tagen die Sprachwissenschaft begonnen hat, werden die Dichter und Stilisten den Ausschlag geben, durch Mässigung und Ausgleichung der Starrheit, Einseitigkeit und Willkürlichkeit der linguistischen Theorien.

Die Dichtung ist immer nationaler als die Kunstprosa, welche dem Cosmopolismus zuneigt. Es ist nothwendig, dass der Kunstprosa eine höhere Kunst vorschwebe, die sie zum Wettstreit ansporne, von der sie Inspiration empfangen und die sie vor Nachlässigkeit und Fremdartigkeit bewahre. Die ungarische Dichtung vermag in ihrer neueren siebenzigjährigen Entwicklung Werke aufzuweisen, in denen sich Kunst und nationaler Charakter auf hoher Stufe vereinigen, während sich diese beiden Elemente in unserer Kunstprosa, wiewohl einzelne hervorragende Erscheinungen durchaus nicht fehlen, noch nicht genügend zu verschmelzen vermocht haben. Untere Kunstprosa muss ihren eigenen Zwecken entsprechend, mit ihren eigenen Mitteln auf der Fährte der Dichtung vorwärts schreiten und die Verwirklichung dieses Ideals ist die Aufgabe der Gegenwart und der Zukunft.

Aber das Studium der Poesie und der Kunstprosa wirkt auch auf die Wissenschaft selbst, welche nicht nur ein System, sondern auch eine literarische Form hat. Die literarische Bildung unterstützt nicht allein, sondern hebt auch die wissenschaftliche. Die historischen, politischen und Naturwissenschaften haben davon keinen Gewinn, wenn ihre Pfleger schlecht und in einer schlechten Sprache schreiben, wenn sie viele Worte machen und aus Mangel an Formsinn den Stoff der Wissenschaft nicht derart aufzuarbeiten verstehen, dass sie nicht allein ein wissenschaftliches, sondern zugleich ein literarisches Werk schaffen. In dieser Hinsicht ist unser Fortschritt, ungeachtet mancher hervorragender Bestrebungen, noch immer langsam, schwankend und zur Einseitigkeit neigend. Die ungarische Poesie und in engerem Sinne genommene Literatur vermag der ungarischen Wissenschaft auch in dieser Hinsicht einermassen als Wegweiserin, als Vorbild zu dienen. Unsere Poesie hat lange Zeit das Joch bald der einen, bald der anderen fremden Schule getragen, insbesondere ist die deutsche Dichtung auf sie von grossem Einfluss gewesen, aber seit dem Auftreten Karl Kisfaludy's hat sie sich den Einwirkungen sämtlicher europäischen Literaturen geöffnet und ist, auch aus sich selbst schöpfend, allmähig, sowohl im Inhalt wie in der Form, immer mehr national geworden. Die ungarische Wissenschaft steht mehr oder minder, insbesondere was die literarische Form betrifft, unter fremdem, vornehmlich deutschem Einfluss, die Wissenschaft erhält aber ihren nationalen Charakter vornehmlich durch die Darstellung, durch die literarische Form, welche sich den Bedürfnissen, dem Geiste und Geschmacke der Nation anpasst.

Indem unsere Gesellschaft vornehmlich eine Pflegerin der redenden Künste ist, dient sie sowohl auf dem Felde der Theorie wie auf dem Felde der Praxis allen jenen Interessen des sittlichen Lebens, der Gesellschaft, der Nationalität und der Wissenschaft, welche mit der Dichtung und mit der literarischen Bildung in so engem Verbande stehen. Diese Interessen sind wichtig, dauernd und an keine Zeit geknüpft. Deshalb ist unsere Gesellschaft kein überwundener Standpunkt und nicht blos ein Denkmal der Vergangenheit, sondern auch eine Repräsentantin der Gegenwart und der Zukunft. Wir nehmen auch an den neueren Kämpfen unserer nationalen Entwicklung Theil, wie wir an den älteren theilgenommen haben, wenn auch mit weniger



Ruhm, aber mit ebenso glühender Begeisterung. Wir lassen das Vestafeuer der Poesie auch fürderhin nicht erlöschen und sind durch unsere Preisausschreibungen, Aufmunterungen fortwährend bemüht, neuere Talente emporzuziehen, wie wir es in früheren Jahrzehnten gethan. Wir verpflanzen die Meisterwerke des Alterthums und der Neuzeit in unsere Sprache herüber und errichten dem europäischen Geiste Altäre, aber gleichzeitig sammeln und veröffentlichen wir die Ueberlieferungen der Volkspoesie, diese unmittelbarsten, eigenartigsten Manifestationen des nationalen Genius, und erläutern die Autoren unserer älteren Zeit, welche den Grund zu unserer Literatur gelegt haben. In unseren Abhandlungen und Preisfragen bringen wir die wichtigsten Fragen der Theorie und Geschichte der Literatur auf das Tapet und sind durch unsere ordentlichen wie ausserordentlichen Publicationen bestrebt, dem edleren Geschmacke Nahrung zu bieten.

Wir wissen es wohl, dass der Erfolg unserer Bemühungen in keinem Verhältnisse steht zu der Grösse der Aufgabe, welche wir uns vorgesteckt haben. Aber die Fahne, die wir schwingen, ist eine nationale Fahne, auf welche die heiligen Losungsworte unserer geistigen Interessen geschrieben stehen und wir sehen auch dies als ein Verdienst an, unter derselben kämpfen zu können. Die Nation kennt diese Fahne, und dass sie ihr mit Theilnahme folgt, beweist auch die zahlreiche und distinguirte Zuhörerschaft, welche zu unserer feierlichen Sitzung erschienen ist und welche ich im Namen unserer Gesellschaft aus vollem Herzen willkommen heisse. Dass wir der Theilnahme nicht unwürdig seien, davon werden vielleicht auch die Vorträge unserer feierlichen Sitzung Zeugniß geben; dass unser Wirken einige Aufmerksamkeit verdiene, dies wird vielleicht auch aus dem Berichte über die Thätigkeit der Gesellschaft im abgeflossenen Jahre hervorgehen, welchen der Secretär, dem ich hiemit das Wort übergebe, vorlesen wird.

Hierauf folgte der *Jahresbericht des ersten Secretärs Zoltan Beöthy*, den wir in folgendem Auszuge resumiren:

Das eben beginnende Jahr bringt uns die fünfzigste Wiederkehr eines für unsere Gesellschaft hochwichtigen Tages, welche wir mit einer pietätvollen Feier zu begehen gedenken. Diesen Herbst wird es fünfzig Jahre, dass der Hand des Bahnbrechers, dessen Namen unsere Gesellschaft führt, die Feder entfiel, welche die Kämpfe des unbeugsamen Csák und das dunkle Verhängniß der Omodé gezeichnet hat. Am 31. November 1830 schloss Karl Kisfaludy jene Augen, denen es zuerst vergönnt gewesen, in die neue Epoche des ungarischen Geistes hineinzublicken, deren erster Repräsentant er gewesen; der Herold des Nationalen dem Fremdartigen, des Wahren dem in Nebel verschwommenen Idealismus gegenüber. Auf der von ihm gebrochenen Bahn ist die ungarische Poesie in gerader Richtung bis in die allerneueste Zeit fortgeschritten. Die aufstrebenden Geister seiner Zeit, darunter Vörösmarty, sind zu seinen Füßen erwachsen, und indem er den Liedern unseres Volkes lauschte, die Sonderbarkeiten des Lebens beobachtete und die grossen Dichter des Auslandes bewunderte: schwebten ihm gleichsam schon Petöfi und Arany, unsere heutige Bühne und unser heutiger Roman vor

Augen. Er war der Vater unserer ganzen neueren Dichtung und darin aller unserer Vortrefflichen, deren Genie seinen Feuergeist nicht verdunkelt, sondern vielmehr mit neuem Lichtglanz umgeben hat.

Unserer Gesellschaft, die seinen Namen trägt, liegt es vor Allem ob, sein Andenken zu ehren. Sie ist auch in der That allezeit nach Kräften bestrebt gewesen, Demjenigen, der ihr den Namen, und Denjenigen, die ihr das Dasein gegeben haben, Ehre zu machen. Auch heute schweben ihr die beiden Ideen vor, in deren Namen sie Leben gewann: die sittliche Idee der Pietät und die künstlerische des National-Schönen. Der Verbindung dieser beiden verdankt sie ihren Charakter und in ihr sucht sie ihre Aufgabe in unserem Culturleben. Sie hat zwei Worte: das Wort der wegweisenden Aufmunterung an die Gegenwart und das Wort des Dankes für die Vergangenheit; zwei Kränze: den einen für die Grösse der Vergangenheit, den andern für die wahren Talente der neueren Literatur.

Diese beiden leitenden Ideen hat die Gesellschaft auch im verflossenen Jahre nicht aus den Augen verloren. Die Pietät dictirte ihr die auf die heuer zu begehende fünfzigjährige Feier des Todestages Karl Kisfaludy's bezüglichen Beschlüsse. Sie hat auf eine Biographie und kritische Würdigung der Werke des Vaters des ungarischen Lustspieles einen Preis ausgeschrieben und die Anfertigung seiner Marmorbüste für einen der Säle des Academiepalastes angeordnet. Ausser Karl Kisfaludy hat die Gesellschaft noch zweien ihrer verstorbenen Präsidenten den Tribut der Pietät dargebracht, indem sie bei der Enthüllungsfeier der Eötvös-Denkmale in Budapest und Ercsi ihre Kränze niederlegte und die Anfertigung des Grabdenkmales Toldy's bis zum nächsten Frühjahr sicherstellte. Einen neuen Verlust betrauert die Gesellschaft in dem am 6. December 1879 dahingeschiedenen talentvollen Lustspieldichter Stefan Toldy. Den durch sein Hinscheiden erledigten Platz in der Reihe ihrer ordentlichen Mitglieder hat die Gesellschaft vorläufig unbesetzt gelassen und in ihrer Jahresversammlung blos die Zahl ihrer correspondirenden Mitglieder durch zwei verdienstvolle fremdsprachige Schriftsteller vermehrt: ANTON ALMBERG (Jalava), den ebenso berufenen wie begeisterten Interpreten unseres geistigen Lebens unter den für uns so viele Sympathien an den Tag legenden Finnen, und ALBERT STURM, den geistvollen Verdeutscher des Arany'schen Epos »Buda's Tod«.

Aber nicht nur unsere Trauer, sondern auch unsere grösste Freude in diesem Jahre knüpft sich an den Namen Toldi. Aus unserer Sitzung vom 26. November erging die Kunde über das ganze Land, dass Johann Arany seinen Toldi beendet habe. Dieses Gedicht bildet den grössten Stolz unserer Gesellschaft, in deren Schosse es seine Vollendung erreicht hat, nachdem es von hier aus vor 33 Jahren seinen Triumphgang begonnen, als ihm die Kisfaludy-Gesellschaft den ersten Kranz überreichte. In jener Sitzung vernahmen wir, nach einigen einleitenden Worten Paul Gyulai's, die ersten Strophen aus Arany's »Toldi szerelme« (Toldi's Liebe), dem Gedichte, von welchem die ganze Nation zu einem begeisterten Freuden-



Ausbruch hingerissen wurde. Wir sahen gleichsam den ergrauenden Virgil vor uns erstehen, der in seinem stillen Dorfe auf dem Kissen seines Ruhmes träumt, und vor dem, als er unerwartet in der Arena erscheint, ganz Rom sich erhebt und verbeugt.

Die Zahl der in unseren Monatssitzungen gehaltenen Vorlesungen betrug (die eben erwähnte Vorlesung aus und über Arany's «Toldi szerelme» inbegriffen) im Ganzen 25, von welcher Zahl 18 Nummern auf Mitglieder der Gesellschaft, 7 Nummern auf Gäste entfielen. Die Vorlesungen der ordentlichen und correspondirenden Mitglieder (ausser Arany) waren folgende: DANIEL BACHAT, Ueber das Detvan betitelte Gedicht des slovakischen Dichters Andreas Sládkovics; GREGOR CSIKY, der erste Act seines Kükányi betitelten Lustspieles, — Das Leben des Sophokles, — Ueber ein Bánk-Bán-Drama des englischen Dramatikers Lillo; VICTOR DALMADY, drei Gedichte; ADOLF DUX, ein Brief Karl Kisfaludy's; AUGUST GREGUSS, Shakespeare in Ungarn, Abschnitt aus dessen Shakespeare-Monographie; FRANZ PULSZKY, ein Capitel aus seinen Memoiren; KARL SZÁSZ, Erinnerung an Thomas Moore, zum hundertjährigen Geburtstage des Dichters, — Studie über Milton's Verlorenes Paradies; Graf ANTON SZÉCHEN, Ueber die Literatur der Gesellschaft in Frankreich; JOSEF SZIGETI, der erste Act seines Volksdramas «Der Ehrgeizige» (A nagyralátó); ARON SZILÁDY, Ueber einige alte ungarische Gedichte; KARL VADNAI, Das silberne Kreuz, Novelle; ANTON ZICHY, Graf Stefan Széchenyi als Aesthetiker; Graf GÉZA ZICHY, Lieder aus der Vergangenheit, lyrischer Cyklus, — «Die Hexe von Leányvár», poetische Erzählung in zwölf Gesängen. — Die Vorlesungen der Gäste waren folgende: JOHANN ERDÖS, «Onkel Muki», Charakterskizze; STEFAN HEGEDÜS, Ueber Euripides' und Goethe's Iphigenie; GUSTAV JÁNOSI, der zweite Gesang von Milton's Verlorenem Paradies in ungarischer Uebersetzung; THERESE KARACS, Erinnerungen an den Dichter Benedict Virág; FRIEDRICH RIEDL, Ueber die Werke des Dichters Emerich Madách; STEFAN SZILÁGYI, Ueber zwei Gedichte des ersten Grafen Josef Teleki; JULIUS VARGHA, sieben lyrische Gedichte. Von den voranstehend registrirten 25 Vorlesungen waren 17 in Prosa und 8 in gebundener Rede abgefasst.

Bei ihren *Bücher-Editionen* hat die Gesellschaft auch heuer nach Massgabe ihrer Kräfte die Bedürfnisse unserer Literatur im Auge gehabt. Sie hat es zeitgemäss gefunden, das Interesse für die originellsten Productionen des ungarischen Nationalgeistes, die Volkspoesie, zu nähren, und zu diesem Zwecke die Fortsetzung der Veröffentlichung ihres reichen volkspoesischen Materials beschlossen. Ebenso hat es ihr durch unsere gegenwärtigen poetischen Zustände geboten geschienen, die schwindende Empfänglichkeit für die Meisterwerke der antiken Literaturen, für die Schönheit der classischen Formen, für die einfache Kraft des classischen Ausdruckes, wieder zu wecken und von diesem Gesichtspunkte aus sich glücklich geschätzt, die erste vollständige ungarische Uebersetzung der sämtlichen Tragödien des Sophokles, mit welcher ihr Mitglied Gregor Csiky die Literatur beschenkt hat, herausgeben zu können. Derselbe berufene Uebersetzer hat

es auch übernommen, die Tragödien eines zweiten Hauptvertreters des griechischen Geistes, des Aeschylus, zu übersetzen. Der ungarische Molière vermehrt sich in diesem Jahre um einen neuen Band, den achten. Von den auf das eben vollendete Jahr entfallenden Prämien für unsere unterstützenden Mitglieder sind bereits erschienen: «Rajzok» (Skizzen) von Zoltan Beöthy und der I. Theil des interessanten Memoirwerkes «Déryné Naplója» (Tagebuch der Frau Déry); unter der Presse befinden sich der II. Theil desselben und die «Studien» des Grafen Anton Szécsen. Von den «Jahresheften» (Évlapok) der Gesellschaft ist der XIV. Band erschienen und binnen wenigen Wochen erscheint ein aus den Beiträgen sämmtlicher Mitglieder der Gesellschaft redigirtes grosses Album: «Szegedi árvizkönyv» (Szegediner Ueberschwemmungshuch), dessen voller Ertrag den durch die Szegediner Ueberschwemmung Geschädigten gewidmet ist.

Die Theilnahme des Publicums für unsere Gesellschaft hat sich auch heuer sowohl durch den immer massenhafter werdenden Besuch unserer Monatssitzungen, für welche der Wochensitzungssaal der Academie bereits zu eng geworden ist, als auch durch den Beitritt neuer Gründer documentirt, unter denen wir jedoch die natürlichsten Gönner der Poesie, die Damen, vermissen. Die beigetretenen Gründer sind: WILHELM FRAKNÓI mit 200 fl., MORIZ BISCHITZ, JOSEF GRUBER, ALBEET KARPELES, Dr. JULIUS KOVÁCS und KARL ULLMANN mit je 100 fl.

Schliesslich ist noch zu erwähnen, dass die Gesellschaft am 19. Februar v. J., nach dem Rücktritt ihres letzten Präsidenten, MORIZ LUKÁCS, die Neubesetzung ihrer Aemter in folgender Weise vorgenommen hat: Erster Präsident PAUL GYULAI, zweiter Präsident AUGUST GREGUSS, erster Secretär ZOLTÁN BEÖTHY, zweiter Secretär GREGOR CSIKY.

Wir lassen nun den *Bericht des zweiten Secretärs über das Resultat der Concurrenz um den von der Gesellschaft 1879 ausgeschriebenen 100-Ducatenpreis* folgen.

Die jetzt bereits zum zweiten Mal ausgeschriebene Preisaufgabe der Kisfaludy-Gesellschaft: «Es wird die Geschichte des ungarischen Romans verlangt», ist blos mit einer einzigen Concurrenzarbeit beschenkt worden, welche die Geschichte des ungarischen Romans zwar nur bis «Kartigam» führt, aber sowohl durch Form als durch Inhalt beachtenswerth, ja vorzüglich ist. Sie bietet eine gelungene Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der ungarischen Prosa-Erzählung von unserer Codex-Literatur angefangen bis auf Maria Theresia; sie hebt treffend die Charakterzüge der verschiedenen Zeitalter hervor; sie behandelt jede hervorragendere Erscheinung eingehend mit Berücksichtigung der politischen und socialen Verhältnisse; sie schöpft überall aus Originalquellen und kennt die Ergebnisse der bisherigen Forschung; die Darstellung ist präcis, lebendig und es fehlt ihr selbst nicht an künstlerisch ausgearbeiteten Partien. Der Fachmann wie das grosse Publicum werden das Werk mit gleichem Vergnügen lesen. Mit einem Worte, dasselbe ist ein Gewinn für unsere Literatur und gereicht derselben zur Zierde. In Erwägung alles dessen hat die Kisfaludy-Gesellschaft in ihrer Sitzung



vom 4. Februar l. J., nach Anhörung des einhelligen Urtheils der aus Paul Gyulai, August Greguss und Gregor Csiky gebildeten Preisrichter-Commission, beschlossen, den ausgeschriebenen Preis dem Verfasser dieser Concurrnzarbeit ungetheilt zu verabreichen.

Nach Verlesung dieses Berichtes wurde durch den Präsidenten Paul Gyulai das den Namen des Verfassers bergende Devisenbriefchen eröffnet, aus welchem als Verfasser der erste Secretär der Gesellschaft, ZOLTÁN BEÖTHY, hervorging, welchen stürmischer Applaus des Publicums zu seinem Siege beglückwünschte.

Hierauf verkündete der Secretär noch die neuen respective schwebenden *Preisaufgaben*: I. Aesthetische Aufgabe. (Ausgeschrieben am 4. Juni 1879.) Es wird verlangt die Biographie und kritische Würdigung der Werke Karl Kisfaludy's. Preis 100 Ducaten. Einsendungstermin 31. Mai 1880. II. Poetische Aufgabe. (Ausgeschrieben am 2. Februar 1879.) Einen Preis von 50 Ducaten erhält die beste, zugleich selbständigen Werth besitzende poetische Erzählung, welche 1879 oder 1880 entweder selbständig oder in einer Zeitschrift oder Sammlung zum ersten Mal erschienen ist. Sie darf heiter oder ernst, von geringerem oder grösserem Umfange sein.

Hiemit haben wir unseren Bericht über die das Wirken der Kisfaludy-Gesellschaft betreffenden amtlichen Aeusserungen ihrer Functionäre erschöpft. Das Programm der feierlichen Jahresschluss-Sitzung bildeten ausserdem die folgenden Vorträge in schöner Prosa und in Versen: 1. Denkrede auf das ordentliche Mitglied JOSEF SZÉKÁCS von dem ordentlichen Mitgliede WILHELM GYÖRY; 2. «Die Rache der Musen», Gedicht des ordentlichen Mitgliedes JOSEF LÉVAY; 3. «Das Aermel-Mäntelchen», humoristische Erzählung des ordentlichen Mitgliedes LUDWIG ABONYI; 4. «Der mitternächtliche Zweikampf», Ballade des ordentlichen Mitgliedes JOHANN ARANY.

WILHELM GYÖRY, der geistliche Amtsnachfolger und Schwiegersohn des vormaligen Pester evangelischen Superintendenten JOSEF SZÉKÁCS, über welchen wir im ersten Heft der diesjährigen «Literar. Berichte» die von MORIZ BALLAGI in der ungarischen Academie gehaltenen Denkrede in ausführlichem Auszuge mitgetheilt haben, charakterisirt in seiner Denkrede auf das gewesene ordentliche Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft, nach einer biographischen Einleitung vor Allem die schriftstellerische Thätigkeit Székács', deren poetischer Theil in Original-Dichtungen weltlichen und religiösen Inhaltes einerseits, in Uebersetzungen aus alten und neueren Sprachen andererseits zerfällt. Da sein erstes Auftreten in die Zeit des nationalen Erwachens fällt, fehlen in seinen ersten Dichtungen natürlich die nationalen und patriotischen Anklänge nicht. Eine schöne Probe patriotischer Lyrik ist sein Gedicht «Csesznek». Seine poetische Original-Production ist keine massenhafte, dies jedoch nicht aus Talentmangel, wie unter anderen eines seiner spätesten Gedichte «Földi meny» (Himmel auf Erden) beweist, sondern aus Zeitmangel. Die Berufsarbeit, welcher er sich mit ganzer Seele hingab, war es, welche sein poetisches Wirken überhaupt einschränkte, welche es fern vom Felde der weltlichen Lyrik auf dasjenige der religiösen und didactischen Poesie lenkte.

Unter den Producten der letztgenannten Art nehmen seine 200 Epigramme einen hervorragenden Platz ein, welche theils in eine mildsatirische Pointe auslaufen, theils ein kleines Bild in der Weise der Epigramme der griechischen Anthologie liefern. Auch der Kreis seiner Kunstübersetzungen beginnt mit Epigrammen der griechischen Anthologie. Eine begonnene Ilias-Uebersetzung blieb leider Fragment. Eine schöne Probe seiner Uebersetzungen neugriechischer Gedichte ist «Zavellina».

Von Uebersetzungen aus neueren Sprachen ist diejenige «Jaroslav» aus der Königinhofers Handschrift zu erwähnen; seine glänzendste Leistung auf diesem Felde bilden aber die «Serbischen Lieder und Heldensagen». In seinen letzten Lebensjahren widmete Székács sein hervorragendes Uebersetzungstalent der Schöpfung einer vollständigen Uebersetzung der lyrischen Gedichte und einiger Epistel des Horatius.

Seine poetische Beschäftigung übte auf seine Beredsamkeit keinen nachtheiligen Einfluss, wie sie auch ihrerseits von dieser keinen solchen erfuhr. Seine Rhetorik wurde nicht poetisirend, wie seine Poesie nicht rhetorisirend wurde. Seine Denk- und Kanzelreden sind Meisterstücke in ihrer Art. Aber auch mit dem Vortrage derselben machte er auf Jeden, der ihn hörte, einen unvergesslichen Eindruck. Ebenso unvergesslich ist im Schosse seiner Kirche sein seelsorgerisches Wirken, seine Thätigkeit für die Kräftigung des ungarischen Elements in der Landes-Hauptstadt, sein unermüdliches Wirken für die zeitgemässe Organisation der evangelischen Schulen, seine Kämpfe für die Autonomie der protestantischen Kirche in der traurigen Zeit des absolutistischen Regimes. Als Mensch kennzeichnet ihn das unverbrüchliche Befolgen der sittlichen Principien, die er predigte; ein von Liebe überströmendes Gemüth, ein ewig jugendlicher Geist machten ihn zum Liebling aller Alter und Stände.

Auf die Denkrede folgte das von Zoltán Beöthy vorgelesene Gedicht Josef Lévy's: «A múzsa boszúja» (Die Rache der Muse). Die Muse hat, wie die Biene, nicht nur ihren Honig, sondern auch ihren Stachel, der den Getroffenen bis über sein Erdenwallen hinaus verfolgt, wenn sie gegen den die sittlichen Gesetze Verletzenden, eine Eumenide, die rächende Schlangengeißel ihrer Satire schwingt. Aber auch an dem Dichter selbst rächt sich die Muse, wenn dieser sie durch längere Vernachlässigung reizt; sie drängt sich ihm oft ungerufen auf und weigert sich, gerufen zu erscheinen.

Hierauf folgte die von Josef Szigeti meisterhaft vorgelesene Erzählung Ludwig Abonyi's «Az újjas mándli» (Das Aermel-Mäntelchen), ein mit lebenswürdigem Humor und lebenswahrer Charakterzeichnung ausgeführtes Bild aus dem Leben des ungarischen Volkes, welches sich auf dem Hintergrunde der neuesten Zeitereignisse, des bosnischen Feldzuges und der Ueberschwemmung Szegedins, aufbaut.

Den Schluss und Glanzpunkt der Vorträge bildete die von Karl Szász höchst effectvoll vorgetragene und von der Zuhörerschaft mit stürmischem Beifall aufgenommene neueste Ballade des grössten Dichters der Nation, des greisen JOHANN ARANY, betitelt: „Der mitternächtliche Zweikampf“



(Éjféli párbaj), welche sich würdig den übrigen Stücken anreihet, mit welchen die Nachblüthe der Arany'schen Balladendichtung in den letzten Jahren die ungarische poetische Literatur bereichert hat, — das «Tetemrehívás» (Bahrgericht), «Tengerihántás» (Wälschkornschälen), «Vörös Rébék» (Die rothe Rebekka) etc. Dies neueste Gedicht Arany's theilen wir nachstehend in einer Form und Inhalt des Originals treu wiedergebenden Verdeutschung von ERNST LINDNER mit.

### *Mitternächtlicher Zweikampf.*

Ballade von JOHANN ARANY.

Ritter Bende hält sein Brautbeilager.  
 Wochen währts; heut hält den ersten Tag er.  
 Musik tönt, toll bratscht die braune Sippe,  
     Spindelschwunggleich schwebt der Reigen;  
 Bende ruft: «Zum Kehraus, Geigen!  
     Dass schon meine dürre Lippe  
     Erdbeer-Lippen nippe!»

Ritter Benden führt die Ehrendame,  
 Wo ihm Lippen winken, wonnesame;  
 Stumme Nacht ist rings schon im Palaste. —  
     Sieh, vorm Bett, in Stahl, ein Ritter! . . .  
     Seines Helms erhoben Gitter  
     Zeigt bekannte Züg', erblasste,  
     Grell, in blauem Glaste.

«Bende, musst mit mir auf's *Neue* fechten!  
 Nicht du, *ich* war Sieger dort mit *Rechten*:  
 Falsch war's Spiel, drum will der Streit erneut sein;  
     Auf! den Harnisch angeschnallt jetzt!  
     Hoff' auf keinen Hinterhalt jetzt!  
 Streit erneut! — um dieses Bräutlein  
     Harrt noch mancher Streit dein!»

Fort eilt Bende: «Her denn, Harnisch, Klinge!» —  
 «Herz, wohin?» — «Zum Kampf um dich, du Minn'ge!»  
 Und wie Hieb auf Hieb dort fällt im Kampfe,  
     Hört man von der Waffenhalle  
     Schwerterschalle, Schilderpralle,  
     Schwer Gestöhne, Kraftgekrampfe,  
     Wildes Fussgestampfe.

Schönen Bräutleins Auge schliesst kein Schlummer,  
 Wo sein Bräutgam bleibe, zag't voll Kummer,  
 Zündet zitterhändig Licht im Leuchter,  
     Sucht den Süssen, bleich vor Sorgen,  
     Wacht, weint bei ihm bis zum Morgen:  
     «Auch wie jener *Andre* bleicht er,  
     Einem Todten gleicht er!»

Ritter Bende hält sein Brautbeilager.  
 Heute hält den zweiten Hochzeitstag er;  
 Musik tönt — der Tag ertrinkt in Wein heut;  
     Bräutigam geberdet toll sich,  
     Zwangweis tanzt er, trinkt er voll sich;  
     Schönes Bräutlein schwebt in Pein heut:  
     «Wird's wie *gestern* sein heut?»

Bald ist knütt er bei dem Nachtbankette;  
 Treue Knechtschaar bringt ihn sacht zu Bette,  
 Schönes Bräutlein mag nicht mit, es scheut sich.  
     Doch, sein Heimniss zu verhehlen,  
     — Wo soll's bleiben? was soll's wählen? —  
     Geht es mit, und legt abseits sich,  
     Schlägt dort wach das Kreuz sich.

Auffährt Bende . . . ist, wie Eis, ernüchtert:  
 Sieht den Ritter winken, ruht durchschüchtert:  
 «Robogány, ha!» . . . oh, wie gern er bliebe! . . .  
     Doch der Ritter: Brauterschleicher,  
     Komm und kämpf! es schlägt der Seiger;  
     Kämpf und *sieg*! . . . *sonst* — wie dich's triebe —  
     Nahst *ihr* nicht in Liebe.»

Wieder hört man wildes Hieb-Gehämmer;  
 Todt ist Bende bei des Tags Gedämmer,  
 Dämmert auf erst mit des Mittags Strahle;  
     Als die Gäste ein sich stellen,  
     Schaun nach ihm die Schwertgesellen:  
     «Herr, wo säumst du? All' im Saale  
     Harren dein zum Mahle.» —

Ritter Bende hält sein Brautbeilager.  
 Traurig hält den dritten Hochzeitstag er;  
 Musik tönt, doch will's nicht mehr verfangen:  
     Tanzes Schwung ward träger Schlich schon:  
     Gästeschwarmes Kern entwich schon:  
     «Nie ist Bund, in Blut empfangen,  
     Gottes Fluch entgangen!»

Sippe, Bischof beichten jetzt das Pärchen.  
 Was geschehn, soll's bass gestehn, nichts bergen:  
 Bende schweigt, schön Bräutlein — 's dauert Alle,  
     's bebt wie Thau ihr Bau, der leichte, —  
     Beichtet blos, dass — nichts es beichte:  
     «Wächter, wenn ich schlafen walle,  
     Schickt zur Waffenhalle!»

Hinbiegt denn grosse, starke Wacht sich. —  
 Lacht Herr Bende: «Honig nasch' heut Nacht ich!»  
 Eilt auch hin mit erstem Hahnen-Gelle;  
     Wie er klinkt am Schlummersaale,  
     Kräht der Hahn zum zweiten Male,  
     Doch vom Thurm ob dem Kastelle  
     Schlägt's die Mittnacht helle.



«*Letzter* Tag ist heute, Ritter Bende !  
Morgen hat dein Hochzeitsfest ein Ende ;  
Kämpf' noch heut' ! und tödt' mich *recht* auf's Neue !  
Tödt' st mich *nicht* : tödt' *ich*, der Geist, dich,  
Deinen *Geist* tödt' als ein Geist, ich ;  
Doch hienieden wein' in Reue  
Diese Ungetreue !»

Ritter Bende's Blick sprüht wilde Strahle,  
Wieder stürmt er fort zum Waffensaale.  
Schauernd schaut die Wacht in seinen Zügen  
*Wahnsinns* Grau'n . . . ein Schwert entblösst er,  
In die Lüfte haut er, stösst er ;  
Auch der Wächter drei erliegen,  
Eh' sie ihn besiegen.

Tief im Burgverliess, in's Band geschmiedet,  
Heult, ficht, tanzt Herr Bende unermüdet.  
Auch schön Bräutlein mag nicht mehr gefreit sein :  
«*Erster*, dich verdiente *ich* nicht,  
*Zweiter*, du verdientest *mich* nicht ;  
Lasst, Herr Bischof, mich als Bräutlein  
*Christ, dem Herrn*, geweiht sein !»

---

## UNGARNS VOLKSWIRTHSCHAFTLICHE UND CULTURELLE ZUSTÄNDE.

**D**IE ungarische Regierung hatte bei Gelegenheit der letzten Weltausstellung in Paris nach dem Beispiele anderer Staaten eine Reihe fachkundiger Referenten ernannt, die über die Bethheiligung Ungarns an dieser Ausstellung, über das Verhältniss dieser Theilnahme im Vergleiche zu anderen Staaten, endlich über den Inhalt, Verlauf und das Resultat der Ausstellung überhaupt eingehende sachliche Spezialberichte zu erstatten hatten. Die Redaction dieser Berichte und somit die Anfertigung des Generalberichts über die Organisation, den Verlauf und die Ergebnisse der Pariser Weltausstellung wurde vom kön. ung. Minister für Ackerbau, Industrie und Handel dem kön. ung. Ministerialrathe und Chef des kön. ung. statistischen Landesbureaus, CARL KELETI, übertragen. Diese Wahl war eine vortreffliche; denn Herr KELETI befasst sich seit zwei Decennien mit national-ökonomischen und statistischen Arbeiten, ihm ist das weitschichtige Materiale und die reichhaltige Literatur dieser Wissensgebiete genau bekannt, er besitzt überdies eine eingehende Kenntniss unseres Landes und verfügt über den offenen, freien Blick, der bei aller berechtigten Vorliebe für die Heimat, bei allem heiligen Eifer für deren Interessen auch die Schwächen und Gebrechen im eigenen Hause nicht übersieht. Mit wahrhaft patriotischer Freimüthigkeit weist er auf diese wunden Stellen hin, anscheinend schonungslos setzt er die schmerzhafteste Sonde ein; allein wer wird den verständigen und gewissenhaften Arzt deshalb tadeln, weil er bei Heilung der Wunde dem Leidenden



auch vorübergehende Schmerzen verursacht? Wahre Selbsterkenntniss ist im volkswirthschaftlichen und culturellen Leben eines Volkes der erste, nothwendige Schritt zur Besserung, zum Gedeihen, zur Sicherung eines gesunden, fruchtbaren Aufschwunges und damit zur Festigung der Zukunft des Staates und der Nation.

Ein Spiegel zur Gewinnung der Selbsterkenntniss ist nun das Werk, welches Herr KELETI aus Anlass seiner Ernennung zum Leiter der literarischen Publikation der ungarischen Ausstellungs-Commission verfasst hat. Dasselbe führt den Titel: «Magyarország közgazdasági és mivelődési állapota, kiállítási tanulmányképen írta Keleti Károly», d. i. «Ungarns volkswirthschaftliche und culturelle Zustände. Eine Ausstellungsstudie von CARL KELETI.» (Budapest, 1879. 4, XXXVII u. 299 S.) Wir versuchen im Nachfolgenden die *Grundzüge dieses Werkes* mitzutheilen, um so eine Skizze über Ungarns gegenwärtige materielle und geistige Cultur zu bieten. Die Zeichnung zeigt oft starke Schatten, mit einigen Ausführungen des Verfassers sind wir weniger einverstanden; aber auch in diesen Punkten ist KELETI's Buch lehrreich, so dass man dasselbe nur mit grossem Nutzen und vielem Genusse liest.

Gerade der nahegelegene Vergleich der ungarischen Producte mit den Erzeugnissen der in Paris vertretenen Culturvölker musste einerseits unsere Fortschritte, andererseits aber auch unsere Zurückgebliebenheit in verschiedenen Zweigen menschlicher Thätigkeit recht deutlich machen. Dieser Vergleich bot dann auch das vertrauenswürdige Mass zur Beurtheilung unserer Leistungen und Zustände. Herr KELETI gibt im ersten Theile seines Buches eine kurze Schilderung der Pariser Weltausstellung überhaupt und der Betheiligung Ungarns an derselben, um sodann im zweiten, weit umfangreicheren Theile erstlich die Production, dann die Hilfsmittel der Production und endlich die wirthschaftlichen Fortschrittsfactoren Ungarns einer kritischen Revue zu unterziehen.

Der *Bergbau und das Hüttenwesen* befinden sich in Ungarn in keinem erfreulichen Zustande. Unsere Karpathen und auch die übrigen Bergzüge sind allerdings reich an den verschiedensten Arten edler und unedler Metalle und sonst nutzbarer Mineralien;

allein diese Schätze konnten bis jetzt noch nicht in ausreichendem Masse gehoben, noch weniger aufgearbeitet werden. Freilich hat die Natur diese Arbeit uns nicht erleichtert; Ungarn besitzt z. B. reichhaltige Eisenerzlager, aber in deren Nähe fehlt die Kohle, welche die Eisenproduction erleichtern, die Verwüstung des Waldreichthums verhindern könnte. Auch bieten unsere zahlreichen Kohlenlager meist mindere Sorten; unsere Waldungen sind zudem vielen Orts unzulänglich oder befinden sich an Orten, wo keine Bergwerke vorhanden sind. Wie anders liegen diese Dinge in England und in Frankreich! Nur Schweden ist in seinen Bergwerksverhältnissen mit Ungarn vergleichbar. Und gerade Schweden sollte uns lehren, dass man trotz dieser ungünstigen natürlichen Verhältnisse dennoch günstige Erfolge erzielen kann. Was die Massenproduction verhindert, darf keineswegs auch die Güte der Erzeugnisse schmälern. Die industriellen Erfindungen, die wissenschaftlichen Hilfsmittel und Erzeugungsmethoden sind ein Gemeingut aller gebildeten Völker. Benützen auch wir diese Errungenschaften! Die Fabrikation des Bessemerstahls z. B. könnte auch in Ungarn eine grosse Verbreitung finden; leider werden die meisten Hüttenwerke bei uns noch in alter Väterweise betrieben. Die kostbaren Kobalt- und Nickel-Erze gehen im rohen Zustande nach England, unsere Eisenerze in die schlesischen Schmelzöfen u. dgl. Zur besseren Ausbeute der ungarischen Erzlager mangelt im Lande das Capital und die Arbeitskraft; aber wäre es nicht möglich das fremde Capital für die ungarischen Bergwerke zu gewinnen? Und haben nicht schon die früheren Könige Ungarns zum Betriebe des Bergbaues ausländische Bergleute herbeigerufen und dadurch dem Lande damals die Quellen grossen Reichthumes erschlossen? Sollte Aehnliches nicht auch heute möglich sein? Die Einführung des Schutzzolles könnte hier wenig fruchten; wohl aber der Entschluss, dass man die Bedürfnisse des Landes vor Allem durch die eigenen Erzeugnisse zu befriedigen suche.

Der *Wald* spielt im Haushalte der Natur eine wichtige Rolle; für Ungarn ist dessen dreifache Mission als Magazin werthvoller Naturproducte, als Regulator des Climas und als Factor in der



Volkswirthschaft von besonderer Bedeutung. Welchen bestimmenden Einfluss der Wald auf die Gestaltung des Klimas ausübt, ist (nach KELETI'S Ansicht) noch nicht genügend aufgehehlt; so viel steht jedoch fest, dass ausgedehnte Waldungen auf die Vertheilung der Niederschläge, auf die Richtung des Windes, auf die Wirkung der Sonnenstrahlen etc. von wesentlichem Einflusse sind; nicht minder unzweifelhaft ist die Bedeutung des Waldes als Reservoir der Feuchtigkeit, als Nährstätte der Quellen und Bäche u. dgl. Schon aus diesen Gründen ist zu beklagen, dass Ungarn so weitausgebreitete, gänzlich waldlose Gebiete aufweist. Allerdings fehlt uns bis heute eine eingehende Waldstatistik; ist doch selbst der Umfang des Waldterrains nicht genau bekannt, noch weniger weiss man, wie viel Fläche mit Laub- und Nadelholz besetzt ist oder wie viel davon den Eichen-, Buchen-, Tannen- etc. Beständen zufällt. Die im Zuge befindliche Katasterregulirung wird uns vielleicht darüber die gewünschten Daten liefern; erst dann wird eine ordentliche Waldwirthschaft ermöglicht werden. Heute trifft man leider in Ungarn vielenorts eine vandalische Waldverwüstung; ehemals reich bewaldete Berggebiete zeigen uns jetzt nur kahle, vegetationslose Steinwüsten. Die Folgen davon: Trockenheit und Wassernoth bei Regengüssen, sind insbesondere auch in der Umgebung der ungarischen Hauptstadt deutlich wahrnehmbar. Diese Waldverwüstung besteht nicht bloss in dem übertriebenen Holzschlage und in dem verbrecherischen Niederbrennen des Waldes, sondern auch in der unverständigen Habsucht, die um momentanen Gewinn die Wohlfahrt ganzer Generationen und ganzer Genden aufzuopfern bereit ist. Dazu tritt dann die heimliche Verwüstung des Waldes durch die weidenden Ziegen des Rumänen, durch die Rinder des Ruthenen und die Schafe des Slovaken, welche mit dem Weiderechte die Wälder durchstreifen und deren Gedeihen verhindern. Von ihnen stammen auch die häufigen Ausrodungen und Waldbrände. Leichtsininig verfahren überdies die siebenbürgischen Székler mit ihren Wäldern. Wohl besitzt Ungarn ein strenges Waldgesetz, das allerdings seine guten Früchte bringen würde, falls man es consequent durchführen könnte. Der Privat-

besitzer des Waldes müsste im Interesse des Landes in der Benützung seines Waldbesitzthums überwacht werden; desgleichen wären die Gemeinden und Compossessoren in ihrem Verfügungsrechte über ihre Wälder zu beschränken. Als ein Muster der Waldwirthschaft erscheint die Verwaltung der ungarischen Staats- und Fonds-Waldungen. Ungarn könnte mit seinen Forstproducten gar leicht auch den europäischen Markt versehen, wo ihm nur zwei ebenbürtige Concurrenten, Schweden und Russland, zur Seite ständen. Bedeutsam erscheint jedoch, dass neuestens Algier und Nordamerika uns den französischen und englischen Markt streitig machen. Um so mehr gilt es, die Kraft zu spornen und die Umstände zu benützen; das walddreiche bosnisch-herzegowinische Occupationsgebiet könnte auch sein Scherflein zu unseren Gunsten beitragen. Soll aber die Forstcultur wahrhaft nutzbringend sein, dann muss auch hier an die Stelle der Ausfuhr des Rohproductes, diesem Kennzeichen primitiver Wirthschaft, die Verarbeitung desselben im Lande treten; schon sind einzelne erfreuliche Versuche in der Holzindustrie vorhanden; diese sollten unterstützt und gefördert werden; damit sie insbesondere auch zu einer andauernden Massenproduction befähigt seien. Ob aber die Ausfuhr über Fiume jene Früchte tragen werde, die Herr KELETI hofft, möchten wir bezweifeln.

Ungarn wird noch von Vielen als ein vorwiegender Agriculturstaat betrachtet; das ist gottlob nicht mehr der Fall; die Zeit, da Ungarns Boden mühelos tausendfältigen Segen bot, liegt hinter uns; die «Kornkammer Europas», das «reiche» Banat, ist fast zur Mythe geworden. Ungarns *Ackerbau* bedarf heute bereits der sorgfältigen Pflege. Aber freilich ist auch die Zeit noch nicht gekommen, in der wir die Erzeugnisse unserer Landwirthschaft selbst consumiren und den wohlfeilen Import gerne empfangen. Ungarn nimmt in Bezug auf seine Agricultur eine Mittelstellung ein: es ist im Uebergang vom Ackerbau- zum Industriestaat begriffen und diese Entwicklung muss gefördert werden. Wir müssen uns mit dem Gedanken befreunden, dass unsere Rolle von zweifelhaftem Ruhme, ein Kornlieferant Europas zu sein, in der nahen



Zukunft aufhören wird und wir also für solche Erwerbszweige sorgen müssen, welche durch besser bezahlte Arbeit die Kosten der Ansprüche eines Culturstaates zu decken verinögen.

Unser Getreideexport wird allmählich ganz verschwinden; deshalb soll aber der Ackerbau keineswegs vernachlässigt werden, nur wäre an der Stelle unseres stahlharten Weizens das daraus gewonnene Mehl auf den Weltmarkt zu bringen. Wir müssen ausserdem unsere Landwirthschaft unabhängig machen von den Handelsconjuncturen und von dem entscheidenden Einflusse des Climas. Dies kann nur durch eine Aenderung unseres landwirthschaftlichen Systems geschehen. Ungarns Rolle im Welthandel ist ohnehin auch im Hinblick auf die Brotfrüchte nur sehr bescheiden. Von den 1045—1050 Millionen Hektolitern der jährlichen Getreideproduction (Weizen und Roggen) entfallen auf Ungarn 35—40 Millionen oder 3—4 Procent. In Brotfrüchten und Mehl beträgt der jährliche Weltumsatz 2400—2800 Millionen Gulden, wovon auf den europäischen Import allein 1230 Millionen entfallen. Oesterreich-Ungarn ist bei diesem Verkehr mit 32·7 Millionen Einfuhr und 93·6 Millionen Gulden Ausfuhr betheiligt. Ungarns gesammter Export an Weizen und Mehl nach Oesterreich und anderen Ländern beziffert sich auf 75—80 Millionen Gulden jährlich, so dass wir also zur Deckung der Brotbedürfnisse Europas etwa 6—6·5 Procent beitragen. Bei dieser geringen Antheilnahme erscheint es begreiflich, dass die übrigen Export-Länder uns bald gänzlich vom Weltmarkte verdrängen werden. Dazu kommt noch der weitere bedenkliche Umstand: Ungarn exportirt nicht bloss seinen landwirthschaftlichen Ueberfluss, sondern es verkauft so viel man ihm abnimmt, zum grossen Schaden der Ernährung des eigenen Volkes und zum Nachtheil der Entwicklung unserer Agricultur. Während z. B. in Frankreich auf einen Kopf durchschnittlich 3·7 Hektoliter an Brotfrucht- und Mehlconsum entfallen, kommen in Ungarn nur zwei Hektoliter auf den Einwohner. Ein grosser Theil unseres Volkes lebt allerdings von Erdäpfeln, von Gerste und Mais; aber was ist die Folge dieser Ernährung? Zahlreiches Siechthum, grosse Sterblichkeit, Rückgang der Bevölkerung, Mangel an Fähig-

keit zu körperlicher und geistiger Arbeit. Wir müssen also die Ernährung unseres Volkes verbessern.

Das Andere, was Noth thut, ist die Eröffnung neuer Erwerbsquellen durch die Industrie. Denn die bisherige Annahme, als könne Ungarns landwirthschaftliche Production ins Unendliche gesteigert werden, erweist sich als schädlicher Aberglaube. Wir sind an der Grenze der Bodenausbeute angelangt; «jungfräuliche» Erde gibt es in Ungarn nicht mehr. Endlich sei noch zu brechen mit dem Wahne, als ob wir im Ackerbau bereits die höchste Stufe der Entwicklung erreicht hätten, weil unsere Oekonomen sich hie und da der Dresch-, Säe- etc. Maschinen bedienen. Gewiss gibt es bei uns musterhafte Wirthschaften, aber der überwiegend grössere Theil unserer Grundbesitzer und Bauern geht noch immer in den ausgetretenen Geleisen des alten Systems; von Fortschritt ist hier wenig Spur zu bemerken.

Ungarn producirt am liebsten den *Weizen*; und doch wie gering ist das Erträgniss im Vergleiche mit Frankreich! Während man hier durchschnittlich 20—22 Hektoliter pro Hektar gewinnt, weist Ungarn nur ein Durchschnits-Erträgniss von 10 Hektolitern auf. Die Ursache liegt in der ungenügenden, zu expansiven Bearbeitung des Bodens; nur Russland und die Donaufürstenthümer zeigen noch ungünstigere Ergebnisse. Auch ist der einseitige Weizenbau dem Lande schädlich; er gleicht dem Vabanque-Spiel, wo Alles auf eine Karte gesetzt wird. Intensivere Bodenbearbeitung und Düngung sind auch für Ungarn schon heute zur Nothwendigkeit geworden. Daneben muss unser Flusssystem geregelt, die Canalisation eingeführt werden; nur dadurch machen wir unsern Ackerbau von den Launen der Witterung weniger abhängig. Endlich ist für den Anbau nur ausgewählter Samen zu verwenden. Verlässt Ungarn den einseitigen Weizenbau, der zum grossen Theil als ein Raubbau erscheint, nicht, oder sorgt es nicht für eine rationelle Verbesserung des Agricultursystems, dann steht ihm das traurige Schicksal bevor, welches die ausgesaugten Landstriche von Palästina, Griechenland und Italien betroffen hat.

Der *Roggen* gedeiht in Ungarn nicht besonders, wohl aber



haben die Versuche ergeben, dass die *Reiscultur* sich lohnen würde. Vortrefflich ist die ungarische *Gerste*, leider aber im Anbau und in der Pflege vernachlässigt. In der *Kartoffelerzeugung* steht Ungarn hinter dem Auslande nicht zurück; am Besten gedeihen die einheimischen Arten. Anders verhält es sich mit dem *Rübenbau*. Weder die wichtige Futterrübe noch die nicht minder werthvolle Zuckerrübe findet ausreichende Berücksichtigung. Das Vorurtheil, als ob die ungarische Zuckerrübe zu geringen Zuckergehalt habe, erweist sich als hinfällig; zudem haben die Erfahrungen in Frankreich dargethan, dass durch rationelle Pflege und sorgfältige Samenauswahl der Zuckergehalt erheblich gemehrt werden könnte. Aehnliche Resultate sind auch in Ungarn zu erreichen.

Charakteristisch ist ferner die Vernachlässigung des *Flachs- und Hanfbaues* in Ungarn. Mit Neid und Schamröthe sieht man den Aufschwung dieser Culturgewächse in Italien und Russland. Die ungarische Regierung wendet seit Jahren der Pflege dieser wichtigen Fasergewächse eine besondere Sorgfalt zu. Sie liess den besten Samen vom Auslande bringen, suchte die zweckmässigsten Hanfreinigungsmethoden einzubürgern, lehrte die entsprechende Röstung und Brechung — Alles vergebens; der Verfall oder doch die Stagnation ist in diesem Zweige der Landwirthschaft allenthalben bemerkbar. Der *Tabak* ist in Ungarn bekanntlich Gegenstand des Staats-Monopols und es liegt dessen Anbau und Verwerthung in den Händen der Regierung, welche die Baulizenzen ertheilt und den Ertrag von den Producenten einlöst. Wir überschlagen deshalb dieses Capitel bei KELETI, obgleich dasselbe ebenfalls eine Reihe trefflicher kritischer Bemerkungen und praktischer Verbesserungsanträge enthält. Nur die Notiz heben wir hervor, dass es Sorge der Regierung sein sollte, die im Lande von langerher cultivirten Tabaksorten mehr zu berücksichtigen und dieselben für den Export nutzbar zu machen. Ebenso empfiehlt KELETI mit Recht eine grössere Pflege der in Ungarn gedeihenden *Farbkraüter* und des *Hopfens*; leider kranken alle diese landwirthschaftlichen Culturzweige an dem Mangel an Capital und an Unternehmungsgeist.

Ausgezeichnete Leistungen hat die ungarische *Viehzucht* aufzuweisen; in diesem Puncte entspricht Ungarn vor Allem den volkswirthschaftlichen Anforderungen des Landes; doch auch dieses Lob gilt uneingeschränkt nur für die *Pferdezucht*. Freilich wurden auch für keinen Zweig der Nationalökonomie so viele Opfer gebracht, als gerade für diesen. Die *Pferdezucht* entspricht überdies dem natürlichen Sportsvergnügen der Ungarn, namentlich des Adels, so dass die betreffenden Budgetsätze der Regierung selten eine Anfechtung erfahren. Die Resultate dieser *Pferdezucht* lassen sich dahin zusammenfassen, dass Ungarn zur Zeit das reinste und edelste arabische Blut züchtet und dass dieses Land die schnellsten Wagen- und ausdauerndsten leichten Reitpferde liefert. Anzustreben bleibt nur die Möglichkeit der Züchtung einer ausreichenden Anzahl starker Arbeitspferde und edlerer Carossiers.

Die *Rindviehzucht* lässt weit mehr zu wünschen übrig. Wegen seiner extensiven Ackerwirthschaft züchtet Ungarn noch immer sehr viel Zugvieh, dessen man hierzulande allerdings zur Arbeit nöthig hat. Aber diese Thiere sind ausserdem für die Nationalökonomie von geringer Bedeutung. Ungarn muss auch der Züchtung von Milchkühen und Schlachtvieh seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Dazu bedarf es insbesondere für das sumpfige oder weidenarme Alföld keiner Einführung einer fremden Rinderrace; unser einheimisches Rind gedeiht bei entsprechender Veredlung und gehöriger Pflege auch nach diesen Richtungen vortrefflich. Anders verhält es sich mit den gebirgigen Theilen des Landes, namentlich mit Oberungarn, wo treffliche Berg- und Waldwiesen die Betreibung ausgedehnter Milch- und Käsewirthschaften zulassen. Hier könnte auch die milchreiche Schweizer Race gute Einführung finden; doch sollte die Veredlung des einheimischen Rindes stets die Hauptsache bleiben.

Bei der *Schafzucht* in Ungarn war bisher die Haupttendenz die Wollerzeugung; ausser in einigen Gegenden Oberungarns und Siebenbürgens wurde der Milch- und Fleischerzeugung geringe Beachtung geschenkt. Die edelste Schafwolle auf der Pariser



Weltausstellung stammte aus Ungarn. Diese Richtung wäre im Allgemeinen beizubehalten; das Ausland wendet sich zur Besorgung der feinen Schafwolle gerne nach Ungarn, das hierin selbst die Concurrenz der australischen Massenproduction siegreich besteht.

Auch in Bezug auf die *Schweinezucht* nimmt Ungarn eine hervorragende Stelle ein; nur beschränkt sich diese hauptsächlich auf die Fetterzeugung. Die ungarischen Schweine sind überaus fettreich, aber arm an Fleisch. In dieser Beziehung hat Ungarn schon mit seinen nächsten Nachbarn (z. B. mit Serbien) einen harten Kampf zu bestehen; ebenso mit Nordamerika. Eine rationelle Zucht wird die Fettproduction nicht verwarhlosen, aber auch solcher Race die Aufmerksamkeit zuwenden, welche durch reichlichen Fleischansatz die Ernährungsansprüche des Weltmarktes befriedigt, und überdies den besondern finanziellen Vortheil des rascheren Geldumsatzes bietet.

Ungarn ist ein weinproducirendes Land, ja es ist die Heimat des «Königs der Weine»; aber auch in Bezug auf die *Weincultur* herrschten in Ungarn bis in die neueste Zeit sehr falsche Ansichten. Erst die genaueren statistischen Aufnahmen zerstörten die herkömmliche Anschauung von der «riesigen» ungarischen Weinproduction. Allerdings trifft man die cultivirte Weinrebe von den Gestaden der Adria und dem untern Donauufer bis an den Fuss der nördlichen Karpathen und innerhalb dieses Gebietes gibt es Stellen, die in Bezug auf die Güte des Bodens für die Weincultur ihres Gleichen nicht haben. Auch besitzt Ungarn mehrere ihm eigenthümliche Traubensorten und die Mannigfaltigkeit der Bodenbeschaffenheit und der climatischen Verhältnisse gestatten den Anbau der verschiedensten ausländischen Sorten, von denen einige hierlands sogar noch eine edlere Gestalt annehmen. Und dennoch wird diese von der Natur aus dargebotene segensvolle Begünstigung nur wenig benützt. Herr KELETI geißelt in berechtigter Weise die Aermlichkeit, den Leichtsinn und die Indolenz, wodurch unsere Weincultur charakterisirt ist. Das ungarische Weingarten-Areal beträgt insgesamt noch keine halbe Million Hektar (genau 407.905 Hektar) und die Gesamtproduction schwankt zwischen

5 bis 15 Millionen Hektoliter. Die ungarische Weinproduction ist wie unsere Landwirthschaft überhaupt durch das Extreme gekennzeichnet. In schlechten Weinjahren geht aller Vorrath zur Neige, in guten Jahren weiss der Producent kaum, was er mit dem Segen der Reben beginnen soll. Das Jahr 1878 bietet für die letztere, das Jahr 1880 für die erstere Erscheinung ein lautredendes Beispiel. Wir entbehren eines geregelten Weinbaues sowie einer rationellen Kellerwirthschaft; unsere Production ist rein zufällig. Darum haben wir auch keinen systematischen Weinhandel. Das Ausland ist zudem an unsern Wein nicht gewöhnt und zwar aus folgenden Gründen: Wir haben es bisher versäumt, das Ausland mit unserer Weinerzeugung genau bekannt zu machen und dann: Einzelne Liebhaber sind bei den Ausstellungen wohl mit einigen Bouteillen ausgezeichnete Sorte erschienen, verlangte man davon aber eine grössere Quantität, dann konnte diese nicht geliefert werden. Wie soll da ein dauernder Weinhandel mit festem Export möglich sein? Und doch hätte Ungarn für seine Weine ein weites Gebiet zur Ausfuhr, namentlich in Nord- und Nordost-Europa. Dazu bedarf es jedoch vor Allem einer rationellen Weincultur, namentlich einer verbesserten Kellerwirthschaft, die eine Trennung des Weinbaues von der eigentlichen Weinerzeugung zur nothwendigen Voraussetzung hat.

Der *Bierconsum* nimmt mit jedem Jahre in Ungarn zu, obgleich die einheimischen Bräuereien nur wenig prosperiren. Ungarn trinkt vor Allem viel österreichisches und böhmisches Bier. Diese Zunahme des Bierconsums erscheint Herrn KELETI als ein erfreuliches Symptom, weil es die Abkehr des Volkes vom Schnaps-genusse bedeuten könnte. Wir theilen diese Ansicht, ohne jedoch zu hoffen, dass die Schnapstrinker dem Bier sich zuwenden. Wessen Gaumen an das sinnbetäubende Gift des Fusels gewöhnt ist, der verschmäht für immer das Bier, dieses «arme Thier». Der Weintrinker hält sich eher an den Spruch: «Wein auf Bier, das rath ich dir» und wieder: «Bier auf Wein kann auch noch sein.» Uebrigens bleibt der permanente Rückgang der ungarischen *Spirituosenerzeugung* eine bedauerliche Erscheinung. Unser ehemalige



blühende Export in diesem Artikel liegt gänzlich danieder. Feinere Liqueure, Syrupe, etc., werden bei uns nicht producirt, ebenso kann die Cognacfabrikation hierlands keinen rechten Boden gewinnen.

Kein Wort vernimmt man bei uns in der Gegenwart öfter als den Ruf nach Hebung und Pflege der *Industrie*! Berufene und Unberufene, Fachmänner und Dilettanten, Gelehrte und Zeitungsreporter befassen sich mit den Fragen über die Einbürgerung, Schaffung und Entwicklung der ungarischen Industrie. Selten begegnet man jedoch in diesem Lärm einem ruhigen, besonnenen Wort, einer gründlichen, verständigen Meinung, einem praktisch durchführbaren, fruchtbringenden Vorschlage. Herr KELETI gehört zu den Wenigen, die in dieser wichtigen Frage sich nicht in den Dienst der Phrase stellen. Er betrachtet die Pflege der Industrie als eine Lebensbedingung des culturellen Gedeihens unseres Vaterlandes; aber er betont auch, dass die Industrie nicht durch einen Zauberstab künstlich hervorgerufen werden könne. Dazu bedarf es vor Allem der Bildung, der Arbeitskraft, des Capitals und der gesteigerten Culturansprüche in unserem Volke überhaupt. Auch gelte es sorgsam und nüchtern zu prüfen, welche Industriezweige in Ungarn einen natürlich festen Boden finden können oder schon gefunden haben. Die Phrase von der unbedingten Gewerbefreiheit ist ebenso inhaltsleer wie das Schlagwort von dem «laissez faire»-Princip. Das industrielle Leben bedarf nebst der Freiheit auch der Ordnung, welche zwar die Freiheit der Arbeit nicht behindert, aber auch nicht gestattet, dass man dieselbe missbrauche.

Die Klage ist in Ungarn allgemein, dass «für die Interessen der Industrie von Seite der Regierung zu wenig geschehe.» Diese Klage mag zum Theil begründet sein; allein es ist eine unzweifelhafte Thatsache, dass unsere Industriellen nur in seltenen Fällen die ihnen gebotenen Hilfsmittel ergreifen und benützen. Ein schlagender Beweis hiefür ist z. B. auch die Vernachlässigung des Landes-Industrie-Museums in Budapest seitens der Gewerbetreibenden. Diesen fehlt eben das eigentliche Interesse für eine höhere Entwicklung ihrer gewerblichen Arbeit. Da ist es nun

allerdings sehr schwer, von Einbürgerung der Industrie zu reden. Herr KELETI macht diese ganz richtig vom Bedürfniss abhängig, er wünscht aber auch legislatorische und administrative Vorkehrungen und Verfügungen zum Schutze und zur Hebung der Industrie. Der Aberglaube, als ob Ungarn zum blossen Agriculturstaat prädestinirt sei, muss beseitigt werden. Wohl werden wir niemals Baumwolle erzeugen oder mit Handarbeit indische Shawls weben; aber es sollte doch nicht geschehen, dass wir mit steirischen Sensen mähen, mit englischen Pflügen ackern oder auf belgischen Eisenschienen fahren, indessen unsere einheimische Eisen-Industrie verkümmert u. dgl. mehr. Bis zu einem gewissen Grade muss jedes Land seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen streben. Was darüber producirt wird, gehört für den internationalen Waarenumsch. Unter den heutigen Verhältnissen leistet Ungarn dem Auslande für dessen Industrie-Artikel einen unstatthaften Tribut.

Aber nicht blos die Nothwendigkeit zur Förderung der ungarischen Industrie ist vorhanden, sondern unser Land verfügt auch über die hiezu erforderlichen Rohstoffe und Hilfsmaterialien. Aber es mangelt an der Arbeitskraft, es fehlt am Capital. Herr KELETI weist auf unsere darbende Gebirgsbevölkerung im Westen, Norden und Osten des Landes hin; dieser könnte durch einen verbesserten Berg- und Hüttenbau, durch die Pflege der Holzindustrie, durch die ehemals daselbst blühende Weberei etc. in namhafter Weise aufgeholfen werden. Die Industrie wirkt dann ihrerseits wieder auf die Verdichtung der Bevölkerung, auf die Steigerung der Bedürfnisse zurück, und schafft so aus sich selber stets neue Anreize und Nothwendigkeiten des unaufhaltsamen Fortschrittes. Mit der vom Verfasser geplanten Uebersiedlung der Bewohner aus einer Gegend des Landes in die andere sind wir weniger einverstanden; heilsam wäre freilich eine angemessene Vermehrung der Arbeitskräfte durch umfassendere Colonisirung; das Beste bleibt jedoch unserer Ansicht nach immer, die eigene Volkskraft zu schonen und zu entwickeln. Die Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse, die Kinderzucht und Kinderpflege, die öffentlichen Sanitätszustände etc. müssen verbessert werden, dann wird Ungarns



Volk aus sich selber erstarken. Dazu kommt dann als weiteres Erforderniss ein allgemeiner entsprechender Volksunterricht; vom «Unterricht der Erwachsenen» in der hierlands üblichen Form halten wir nicht viel. Der Buchunterricht und die beliebten «populären» öffentlichen Vorträge helfen da wenig; wohl aber das Vorzeigen und Vormachen auf dem Gebiete praktischer Thätigkeit; auf solchen Anschauungsunterricht in grösserem Stile richte man seine Aufmerksamkeit.

Dass es unserm Lande am nöthigen Capital für eine umfassendere und grossartigere Pflege der Industrie ermangelt, haben wir schon erwähnt. Herr KELETI hofft bei der nunmehr eingetretenen «friedlichen Epoche», dass das fremde Capital seinen Weg nach Ungarn finden werde. Dieser Wunsch scheint leider nicht in Erfüllung zu gehen. Es hat sich auf politischem und socialem Gebiet in letzterer Zeit so manches zugetragen, das nicht geeignet erscheint, fremde Capitalisten zur fruchtbringenden Anlage ihrer Capitalien nach Ungarn anzulocken.

Ungarns Industrie hat in einzelnen Zweigen der Metall- und Holzindustrie, dann in Thonwaren, Maschinenfabrikation u. a. ganz tüchtige Leistungen aufzuweisen; aber diese vereinzelt That-sachen sind nicht befriedigend. Sie zeigen höchstens, dass wir von Allem etwas haben, aber nichts Ausreichendes zu bieten vermögen; selbst die Landesbedürfnisse können noch durch keinen unserer Industriezweige gedeckt werden. Darum muss das Land sein Hauptaugenmerk auf die Einbürgerung der Gross- oder Fabrikindustrie richten, ohne jedoch das Kleingewerbe zu verwahrlosen. Nur die verbreitete und eingebürgerte Grossindustrie schafft einen Staat zum modernen Culturstaat um; nur diese Industrie verdient als Ganzes (nicht der einzelne Fabrikant oder der einzelne Fabrikationszweig) die Unterstützung durch die Legislative und durch die Regierung.

Als solche Zweige für die Grossindustrie in Ungarn nennt Herr KELETI die Spinnerei und Weberei, von deren Producten Ungarn heute für 50—60 Millionen Gulden Waare importirt; dann die Seidenwaaren (15—20 Millionem Gulden Import); die Eisen-,

Stahl- und Metallwaaren (25—30 Millionen Gulden Einfuhr); die Maschinenfabrikation (6—8 Millionen Gulden Import) und verschiedene Kurzwaaren, für welche heute 25—30 Millionen Gulden jährlich in's Ausland wandern. Herr KELETI empfiehlt die Errichtung von Lehrwerkstätten und dann die Gewinnung von Privat-Unternehmern, denen im Anfange besondere Vergünstigungen zu ertheilen wären; als: Anweisung von Baugründen für die Etablissements, Vorzugspreise für das Feuerungsmaterial aus den Cameral- und Fundationalwäldern, Verschaffung wohlfeiler Betriebscapitalien, Steuerfreiheit u. dgl.

Die Hausindustrie erscheint Herrn KELETI als zweckmässig und erfreulich zur Entwicklung des Volksfleisses; aber erhebliche Wirkungen für den Volkwohlstand und den allgemeinen culturellen Aufschwung könne man davon kaum erwarten.

Wir haben uns bei den wichtigen Capiteln der Urproduction und der Industrie länger aufgehalten und können die nun folgenden, lehrreichen Abschnitte des Buches über «Capital und Credit», «Handel und Verkehr», «Verkehrsmittel», «Flussregulirung» und «nationale Arbeit» in solcher Ausführlichkeit nicht weiter behandeln. Dennoch heben wir einige charakteristische Sätze auch aus diesen hervor.

So reich Ungarn an natürlichem Stammvermögen ist, eben so arm ist es am ersparten, zur Production verfügbaren Arbeitscapital. Hierlands begann die Epoche der Capitalserwerbung erst in den letzten Decennien; es sind kaum einige Jahrzehnte, dass unser Land von der rohen Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft übergegangen ist, und in der *Creditwirthschaft* haben wir kaum die Schwelle überschritten; trotzdem haben wir auf diesem Gebiete schon sehr reichliche, doch überaus traurige Erfahrungen gemacht. Die «Gründungen» begannen in Ungarn im Jahre 1865; bis dahin hatte das Land sich mit der traditionellen Wirthschaft begnügt oder war doch nur schüchtern an Geld- und Börsenspeculationen betheiligt. Die ersten Gründungen bestanden in Dampfмühlen. Das Agio, dieser Alp der österreichisch-ungarischen Geldwirthschaft, schien verschwunden; da brach mit dem Kriege von 1866 die erste



Katastrophe herein. Die productionsreichen Jahre 1867 und 1868 stellten die finanziellen Verluste wieder her und spornten zu neuen Unternehmungen an; da kam die Krisis von 1869 und erschütterte das junge Geld- und Creditwesen Ungarns in seinen Tiefen zum zweiten Male. Allein diese doppelte Warnung hinderte den wirthschaftlichen Leichtsin, die Spielsucht und die Gier nach rascher Bereicherung nicht, dass man sich nach Ablauf des deutsch-französischen Krieges sofort wieder über Hals und Kopf in «Gründungen» und in das verwegenste Börsenspiel stürzte. In Ungarn suchte man dieses Treiben durch patriotische Motive zu decken, weil die Versäumnisse der Vergangenheit möglichst schnell nachzuholen wären; dazu kam Ungarns wirthschaftliche Unselbstständigkeit und Unerfahrenheit, seine Abhängigkeit von Wien, die slavische Nachahmung der dortigen Verhältnisse u. dgl. Die sinnlose Hast, wenn auch hie und da ursprünglich von edleren Beweggründen getrieben, wurde bald zur wilden Jagd und ergriff als verderblicher Schwindel nahezu alle Kreise der Gesellschaft. Als dann der Wiener «Krach» vom Jahre 1873 das Kartenhaus über den Haufen warf, erlitt auch Ungarn die empfindlichsten Schläge, deren Nachwehen selbst heute (nach sieben Jahren) noch nicht verwunden sind.

Es trat die Zeit des Rückschlages, des Stillstandes ein. Der Gründer- und Börsenschwindel hatte Tausende von Existenzen vernichtet; es folgte die Periode der Apathie, der Hilflosigkeit, der Verzweiflung. In solcher Zeit gedeiht die Projectenmacherei. Berufene, aber noch mehr Unberufene beschäftigten sich mit den Geld- und Creditfragen, Enquêtes und Versammlungen brachten Resolutionen über die Bank- und Zollangelegenheiten; der «Staatsretter» gab es genug, der wirklich Verständigen und Einsichtsvollen nur wenige; diese leiteten mit grosser Mühe die Bewegung in das Geleise ruhiger Entwicklung. Die «österreichisch-ungarische Bank» wurde gesetzlich inartikulirt; sie bildet die Basis unseres öffentlichen Credits, sie ist berufen unser Creditbedürfniss zu decken, sie ist hiefür die Hauptquelle; denn nur sie hat das Recht der Notenausgabe für die ganze Monarchie. Der grössere Theil

unserer übrigen Geld- und Creditinstitute lebt nur von der Agiotage und der Speculation; mit der Unterstützung der geistigen und materiellen Arbeit befassen sie sich wenig; es fehlt ihnen die Solidarität der gegenseitigen Unterstützung bei reellen volkswirtschaftlichen Unternehmungen; das blosse «Geschäft» ist ihnen die Hauptsache. Die gesunden Unternehmungen des Landes verdanken zumeist fremden Capitalien ihre Entstehung, unsere Geldinstitute verloren in den Donaufürstenthümern ihre Capitalien. Erfreulich ist indessen die neuerliche Wendung, dass einzelne hervorragende Institute, wie z. B. die ungarische Boden-Creditanstalt, die ungarische Credit-Bank, die erste vaterländische Sparcasse, die Pester Commercial-Bank u. s. w., den ungarischen Staatscredit bei Emision der ungarischen Goldrente in ausreichender Weise unterstützten. Der gesunde Staatscredit übt nicht blos einen tiefen Einfluss auf das Gesamtwohl des Staates, sondern er ist auch massgebend für die Zinshöhe im Handels- und Verkehrsleben. Insolange die Staatspapiere 7 – 8 und mehr Procente bringen, ist schwer zu hoffen, dass die Privatbanken und Sparcassen mit einem niedrigeren Zinsfusse sich begnügen werden. Die acht Procent des Wuchergesetzes sind ein leeres Wort, insolange der Staat selbst höhere Zinsen entrichtet. Herr KELETI gedenkt auch des Leichtsinnes, der Selbstüberhebung und der kleingeistigen Kopflösigkeit, mit der Ungarn seit dem Jahre 1868 sich in ein Meer von Schulden gestürzt und die Staatsfinanzen nahezu auf den Standpunkt der Türkei herabgebracht hat. Zum Glück für das Land gelang noch die Rettung, wenn auch mit schweren Opfern; das Vertrauen kehrte wieder und damit auch der Credit und der Glaube an die Existenzfähigkeit des ungarischen Staates.

Ungarns *Handel* hat in vieler Beziehung noch immer den Charakter primitiver Einseitigkeit, er verkündet einen beschränkten Gesichtskreis und besitzt eine geringe Fruchtbarkeit. Der Handel ist vorwiegend Getreide- oder vielmehr blos Weizenhandel. Würde die Handelswelt andere Producte mehr begehren, besässe sie grössern Unternehmungsgeist, dann würde auch Ungarns Production einen vielseitigeren Charakter annehmen. Das Gesetz von



der Nachfrage und dem Angebot offenbart auch hier seine bekannten Wirkungen. Englische, österreichische, schweizerische Firmen errichten hierlands Waarenlager, bestellen ihre Agenten und liefern den Kunden (mit Ausschluss der ungarischen Zwischenhändler) unmittelbar ihre Erzeugnisse. Sie kennen unser Terrain, kennen des Volkes Bedürfnisse, verstehen dadurch die Production in ihrem eigenen Lande zu heben; unseren Handelsleuten mangelt diese Kenntniss, fehlt diese Umsicht, diese Initiative und doch hätten sie es weit leichter als der ausländische Händler. Aber interessirt sich unsere Handelswelt für die Bedürfnisse unserer östlichen Nachbarn, für den Orient überhaupt? Nicht im mindesten; selbst unsere Rohproducte gehen nach Bukarest, Constantinopel, Alexandrien etc. unter englischen oder schweizerischen Firmen.

Der vaterländische Handel sollte nicht blos die Landesproducte exportiren und dafür ausländische einführen; sondern seine höhere, wahrhaft patriotische Mission bestünde darin, dass er mit seinem Unternehmungsgeist, mit seiner Vermittelung und seinem Capital die vaterländische Production aufsuche, aneifere, steigere; dass er insbesondere auch die einheimische Industrie befördere. Denn ohne die Hilfe und Unterstützung des Handels kann diese niemals gedeihen. Wie soll der Producent seine Waare verwerthen, wenn der Händler sie nicht beachtet? Wie soll er erfolgreich concurriren, wenn der Kaufmann nur das fremde, wenn auch oft schlechtere Product zu Markte bringt?

All die vielen Fragen, welche Herr KELETI in diesem Capitel noch mit Sachkenntniss und Freimuth bespricht, müssen wir leider Raummangels halber überschlagen, doch seien des Verfassers Andeutungen über Entrepots, über die Pflichten des vaterländischen Kaufmannes, über Freihandel und Schutzzoll etc. den betreffenden Fachleuten und Politikern zur Erwägung empfohlen. Auch über die *Communicationsmittel* spricht Herr KELETI manch treffendes Wort. Er behandelt nacheinander die Eisenbahnen, die Landstrassen, die Flüsse und Canäle. Es ist unter Anderm eine beherzigenswerthe Bemerkung, dass die Eisenbahnen die Landstrassen nicht ersetzen können. Diese Wahrheit ist zwar nicht neu, aber

sie hat bei uns leider nur zu wenig Beachtung gefunden. Auch möge man nicht übersehen, dass die Landstrassen nebst landwirthschaftlichen Interessen noch anderen Zwecken zu dienen haben. Ungarns Landstrassen sind im Allgemeinen in einem wenig erfreulichen Zustande. Dasselbe gilt von unseren Wasserstrassen. Unsere Flussregulirung war bisher wesentlich ein Schutzsystem; die agricolen und mercantilen Gesichtspunkte waren dabei von untergeordnetem Einfluss.

In dem Capitel über die „*nationale Arbeit*“ hält Herr KELETI nochmals strenges Gericht über die Sünden der Vergangenheit und über die Versäumnisse und Gebrechen in der Gegenwart; doch geräth er dabei in bester Absicht auf einen Standpunkt, den wir als einseitig und darum als unhaltbar erklären müssen. Die Anwendung des bekannten Reulaux'schen Wortes: «Billig und schlecht» auf die Erzeugnisse der ungarischen Arbeit ist in der vollen Ausdehnung doch zu hart und die Verurtheilung unseres exclusiven Anschlusses an die deutsche Culturarbeit weder durch die Geschichte noch durch unsere gesammte geographische Lage und unsere politische Situation in der Gegenwart vollständig gerechtfertigt.

Eine volle Wahrheit ist es, wenn Herr KELETI beklagt, dass in Ungarn die Arbeit nicht (oder doch nicht gebührend) geehrt und geschätzt werde. Wir stimmen ihm unbedingt bei, wenn er in scharfen Worten das unsinnige Drängen der Jugend nach gelehrten Studien tadelt; wenn er in lebhaften Farben ein Bild entwirft von dem wachsenden geistigen Proletariat, indessen die Bürger- und Gewerbeschulen um Schüler bangen oder den Besuch nur dadurch an sich locken können, sobald sie verheissen, dass auch ihre Schüler irgend welche öffentliche Aemter erhalten können. Die Stellenjägerei, die Sucht nach Aemtern, um der ernsten Arbeit zu entgehen, das verächtliche Herabsehen auf den körperlichen und geistigen Arbeiter, die falsche Scham und Scheu vor jedweder wirklichen und consequenten Anstrengung — alle diese krankhaften Symptome unserer mittleren und höheren Gesellschaftsschichten finden hier eine wohlverdiente schonungslose Kritik.



Wie aber diesem Gesellschaftsübel abzuhelpen nur allein der Staat berufen sein soll, das vermögen wir nicht einzusehen. Hier hilft kein Zwang und keine Verlockung durch Stipendien u. dgl. Gesellschaftliche Ansichten und Vorurtheile werden weder durch Gesetze noch durch Regierungs-Massregeln ausgerottet. Weit erfolgreicher wirkt da eine umfassend organisirte, anhaltende sociale Agitation. Haben wir es doch erfahren, dass trotz aller Verlockungen die vom Staat errichteten Gewerbe- und Maschinen-Schulen und Werkstätten leer geblieben sind!

Unbegreiflich erscheint es, weshalb Herr KELETI dem elementaren *Volksunterrichte* wenig zugethan ist; er tadelt die, wie er sagt, einseitige Sorgfalt, welche man dafür verwendet und will mehr Mühe und Kraft den mittleren und höheren Bildungsanstalten zuwenden. Was von oben herab durchsickert, das sei noch immer genug für die niederen Volksschichten. Sonderbar! Herr KELETI eifert mit Recht für die Einrichtung und Festigung eines modernen ungarischen Culturstaates und unterschätzt dennoch die Verbreitung einer allgemeinen Volksbildung, als ob diese Massen nur rohes Material bleiben dürften. Die Cultur ist eine Leuchte für Alle; wer sie nur gewissen Kreisen oder Volkstheilen zukommen lassen will, entzieht ihr die beste Kraft. Ungarns geistige Cultur muss alle Schichten des Volkes, alle Bürger dieses Staates umfassen und mit gleicher Sorgfalt zu fördern streben.

Sehr treffende Bemerkungen macht Herr KELETI über die Nothwendigkeit einer geregelten öffentlichen *Gesundheitspflege*; mit Recht weist er darauf hin, dass die übergrosse Sterblichkeit in unserem Volke eine Erstarkung und Vermehrung durch eigene Kraft verhindert. All die erforderlichen sanitären Vorkehrungen, Hilfsmittel, Institute, etc., werden in Kürze besprochen; besondere Rücksicht widmet der Verfasser der horrenden Kindermortalität sowie der gänzlichen Verwahrlosung der Findelhäuser und der Pflege der illegitimen und der Waisen-Kinder. Schätzung und Schutz des kostbaren Menschenmaterials fehlt eben noch bei unserem Volke.

Manche gute Bemerkung findet sich auch in den Capiteln

über *Unterrichtswesen, Wissenschaft, Literatur und Kunst*. Aber bei aller willigen Anerkennung des Trefflichen, welches uns hier der Verfasser bietet, und der lehrreichen Winke, die der Fachmann dankbar annimmt, muss doch betont werden, dass Herr KELETI hier zu pessimistisch geurtheilt hat. Wir theilen z. B. nicht die Ansicht, dass die öffentlichen Schulhäuser im Wesentlichen vom Hause der Eltern (also auf dem Lande von Bauernhäusern und Hütten) nicht verschieden sein sollen; weil sonst das Bauern-Kind leicht an «Luxus und Comfort» verwöhnt werden könnte; das Herren-Kind aber meinen würde, dieser Luxus müsse es überall umgeben. Unsere Ansicht geht ziemlich nach der entgegengesetzten Seite: Wie die Kirche, so soll auch die Schule dem Kinde ein «heiliger» Ort sein und wie selbst die einfachste Dorfkirche dem einfachen Bauer und Tagelöhner mindestens eine Ahnung von etwas Höherem, von den Leistungen menschlicher Kunst geben soll: so möge dem Kinde die Schule das Muster und Vorbild einer zweckmässigeren Wohnstätte, das Beispiel der Reinlichkeit, Ordnung und Zweckmässigkeit auch im Hauswesen sein. So gering auch die Brosamen sind, welche von den Schätzen des Geistes der Jugend des Volkes gereicht werden können, so sollen diese doch schon äusserlich auch dem Kinde des Bauern als höhere Gaben in entsprechender Umgebung geboten werden. Die Bildung des Volkes beruht vorwiegend auf dem Anschauungsunterricht und dem guten Beispiel; schon deshalb muss die Schule auch im Aeussern die übrigen Häuser des Dorfes übertreffen. Das ist noch nicht «Luxus und Comfort» und soll es auch nicht sein.

Mit des Verfassers entschiedener Verwerfung der *Realschulen* sind wir auch nicht einverstanden. Eine Lehranstalt, welche durch die entwickelten Bedürfnisse der Zeit unter vielen Kämpfen dennoch entstanden ist und sich forterhält, ist keineswegs ein Treibhausgewächs. Davon aber, dass diese Schulen dem «nationalen Genius» Gefahren bringen, dass sie der allgemeinen humanistischen Civilisation verderblich sein sollen, etc., weiss man anderwärts nichts stichhältiges zu erzählen. Wir besorgen, der geehrte Herr Verfasser hat sich hierin von einer eben jetzt modischen Strömung



zu sehr beeinflussen lassen.\* Dass unsere *Bürgerschulen* die Schüler aus der sechsten Elementarclasse empfangen ist nicht richtig; vielmehr erfolgt der Uebertritt an die Bürgerschule bereits nach zurückgelegter vierter Elementarclasse. Der absolvirte Bürgerschüler ist also unter normalen Verhältnissen nicht 17 oder 19, sondern 14—16 Jahre alt. Herr KELETI hat hier augenscheinlich die «höheren Volksschulen» mit den Bürgerschulen identificirt. Leider besteht bei uns dieser Unterschied, wie denn die Verurtheilung der vorhandenen Bürgerschul-Organisation nur zu sehr berechtigt ist. Diesen Anstalten fehlt heute der kräftige, lebengebende Boden und die fruchtbare Zukunft; sie fristen ein Scheinleben und nähren sich nur von der Versicherung, dass sie mit dem Gymnasium und mit der Realschule concurriren.

Des Verfassers Wunsch nach *gewerblichen Fachschulen*, nach niederen Ackerbau- und Winzerschulen, nach Berg- und Gartenbau-Lehranstalten u. dgl., theilen wir vollkommen. Doch will es uns bedünken, dass auch in dieser Richtung der Herr Verfasser zu Vieles vom Staate erwarte. Wenn er aber Propaganda machen möchte für die Errichtung einer «theologischen Facultät», an welcher alle Confessionen des Landes, also nicht bloß alle christlichen, sondern auch das mosaische Bekenntniss, die wissenschaftliche Vorbildung ihrer Priester bewerkstelligen lassen: so darf dieser Gedanke, wie die Dinge heute liegen, auf praktische Durchführbarkeit kaum Anspruch erheben.

Viel Wahres und Schönes sagt Herr KELETI über *Wissenschaft, Literatur und Kunst*, und wir geben ihm vollkommen Recht, wenn er betont: Je gebildeter eine Nation ist, desto mehr schätzt sie dasjenige, dem sie ihre Bildung, ihren Fortschritt und Wohlstand verdankt, nämlich die Wissenschaft, und desto höher achtet sie die Pfleger der Wissenschaft, die Gelehrten. Bei uns werden leider Beide nur zu oft selbst von den sogenannten «Gebildeten» sehr verächtlich betrachtet und geringschätzend behandelt. Dennoch

\* Wir unsererseits können nicht umhin, uns der Auffassung KELETI's anzuschließen, welche auch von zahlreichen hervorragenden Schulmännern getheilt wird.

können wir in das so scharfe Urtheil nicht einstimmen, dass bei uns die einheimische Wissenschaft, Literatur und Kunst gar keine Werthschätzung finde. Richtig ist, dass das leidige Politisiren, das Ueberwuchern der Zeitungslectüre, die Vordringlichkeit der Phrase in Schrift und Wort der ernsten Wissenschaft, der gesunden geistigen Nahrung häufig den Platz wegnimmt. Aber dennoch steht es nicht gar so schlimm und ein verbesserter Volksunterricht wird diese Zustände allmählich auch in den niederen Kreisen unseres Volkes erfreulicher gestalten. Ohne Journalistik kann ein moderner parlamentarischer Staat nicht existiren und gegen das Überwuchern der Tagesblätter hilft keine gesetzliche oder administrative Massregel; da muss das Publicum selber das Coërcitiv und Correctiv sein. Die Vereinsthätigkeit, die Agitation und Propaganda für die Verbreitung guter Volksschriften ohne politische Tendenzen ist in Ungarn noch kaum versucht worden. Zu einseitig finden wir in dieser Partie Herrn KELETI's Urtheil auch dort, wo er der verschiedenen Volksstämme des Landes gedenkt. Diese für den ungarischen Staatsgedanken zu gewinnen, sie mit demselben ganz zu erfüllen, ist Pflicht eines jeden Patrioten; aber diese Pflicht hat mit linguistischen Bestrebungen nichts gemein. Es ist ein gefährliches Princip, die Grammatik und das Wörterbuch zum Gradmesser des Patriotismus zu machen.

Gerade die Wissenschaft und Kunst sollte daran gemahnen, dass jede Sprache nur ein Mittel ist, um Gedanken und Empfindungen auszudrücken. Das Mittel kann doch niemals Selbstzweck sein. Doch wir verlassen dieses allerdings weitschichtige und dankbare aber viel umstrittene Gebiet; nur die Bemerkung sei uns noch gestattet, dass die wissenschaftliche Arbeit unserer *Hochschulen* in den letzten Jahren doch schon weit fruchtbarer geworden ist. Bei diesem Puncte darf nie übersehen werden, was Ungarns geistiger Arbeit vor Allem ermangelt: — die ansporrende Concurrenz. Wir wiederholen auch hier, dass wir dem Buche des Herrn KELETI viele werthvolle Anregungen verdanken und dies selbst in jenen Parthien, wo wir ihm nicht gänzlich beistimmen können.



Den Beschluss des Werkes macht das Capitel über den *Staat*. Unsere Besprechung hat bereits zu grosse Dimensionen angenommen, als dass wir noch den instructiven Andeutungen des Verfassers über den Staatshaushalt, über das Steuerwesen, über die Monopolien, über Staatswirthschaft und Staats-Industrie u. s. w. folgen könnten. Nur das treffende Schlusswort setzen wir noch hierher:

«Vergleicht man unsere volkswirthschaftlichen und culturellen Zustände mit denen der Vergangenheit, dann kann nur die blinde Voreingenommenheit es leugnen, dass wir bedeutend vorwärts-geschritten sind. Aber auch unsere Nachbarn und Concurrenten sind während dieser Zeit weiter gegangen; mit ihnen konnten wir nicht in gleicher Weise zunehmen. Und doch müssen wir danach streben. Welch' grosse politische Fragen in der Zukunft auch unser harren mögen, so viel ist gewiss, dass ihre Lösung für uns nur dann vortheilhafter und auch leichter geschehen kann, wenn bei ihrem Eintritte der tausendjährige ungarische Staat durch seine volkswirthschaftliche Arbeit an Vermögen und Macht erstarkt ist.»

Möge es also sein!

Dem Herrn Verfasser aber danken wir nochmals für sein lehrreiches, überaus anregendes Buch, dessen Lectüre Jedermann nicht warm genug empfohlen werden kann.

Prof. Dr. J. H. SCHWICKER.

---

## EMERICH MADÁCH.\*

(1823—1864.)

I live not in myself, but I become  
Portion of that around me.

*Byron.*

**I**N DEN drei Bänden, welche PAUL GYULAI soeben im Druck erscheinen lässt, finden wir die Werke eines edlen poetischen Gemüthes und eines tief denkenden Geistes grösstentheils zum ersten Mal gesammelt. Auf ihren Blättern nimmt man die Wirkungen einer düstern, leidensvollen Epoche und tiefer individueller Schmerzen auf einen ausserordentlichen Geist wahr; seine inneren Kämpfe und selbstquälerischen Grübeleien, seine das Schicksal der ganzen Menschheit umfassenden Ideen und seine bitteren Täuschungen tauchen auf's Neue auf und während in unserm Geiste die Töne seines Schmerzes und seiner Wonne nachzittern, blickt sein durchgeistigtes träumerisches Auge uns wie ehemals an, der Lauf seines Lebens erscheint noch einmal vor uns in Gestalt seiner innigsten Gefühle und seiner edelsten Gedanken. Nun verstehen wir, wie aus seinem Charakter solche Gefühle und aus diesen solche Werke entstehen konnten; wir sehen, aus welchem Boden diese sensitive Pflanze ihre Nahrung sog und wie sie diese unserm geistigen Klima gemäss zu grünen Blättern und farbenprächtigen Blumen verwandelte; wir sehen, wie ihn der Schmerz anfiel, wie die Verzweiflung die edelsten

\* Sämmtliche Werke von EM. MADÁCH (sprich: Madaatsch), herausgegeben von PAUL GYULAI. Drei Bände. Budapest 1880.



Organe seiner Seele angriff, bis endlich sein Leben, gleich einem schönen Sonnenuntergang nach stürmischem Tage, in stiller Milde endigte. Wenn wir Madách auf diese Art durch sein Leben begleiten, wird auch unser Mitgefühl und unsere Sympathie erweckt, und wir werden denjenigen, den wir früher bloß bewundert, nun auch lieben, denn er hat viel geliebt und viel gelitten.

## I.

Auf die Jugendentwicklung Madách's war von allergrösstem Einfluss, dass er weitab von dem Getümmel der grossen Welt, ausserhalb des socialen Lebens, in einem isolirten Schloss, zu Stregova, aufwuchs. Die Einsamkeit reifte ihn zum Manne, wie später die Schmerzen der Enttäuschung zum Dichter. Demgemäss sind auch alle Symptome des einsamen Lebens an ihm wahrzunehmen. Wenn ein so empfänglicher, ja sogar krankhaft sensibler Jüngling, wie Madách, in einem verlassenem, von Tannenwäldern umkränzten Schloss zwischen Büchern lebt, wird in ihm vor Allem der Hang zum Reflectiren erwachen; denn während das gesellschaftliche Leben die tieferen Gedanken unterdrückt, indem es mit sich reisst und nivellirt, ist die Einsamkeit die Erweckerin grosser Ideen.

In der That sehen wir bei Madách das Spiel und Plaudern des Kindes bald durch die Lectüre und schriftstellerische Versuche ersetzt. Schon diese haben eine didactische Tendenz und sind zumeist abstracte Gegenstände behandelnde wissenschaftliche Abhandlungen; schon ihr Motto ist charakteristisch für die Geistesrichtung des jungen Madách: «Vernunft ist der Gott, der uns führt und dem sich Alles beugt.» All' dies lässt uns ahnen, dass der Verfasser dieses *Literarischen Allerlei* — wie er selbst seine ersten Versuche nennt — im Falle er sich der Poesie widmet, ein Reflexions-Dichter wird, das heisst ein Dichter, in dem die mächtigen Gefühle in erster Reihe nicht anschauliche Bilder, sondern Gedanken erwecken.

Dass das verschlossene Leben nicht zur Menschenkenntniss führt, da diese doch eine Erfahrungs-Wissenschaft ist, das zeigt

sich ebenso auffallend an den Werken von Madách, wie sein Leben zeigt, dass solch' eine Erfahrungslosigkeit die häufigsten Enttäuschungen nach sich zieht. Bei demjenigen, der blos sein eigenes Herz und nicht dasjenige der Menschen kennend, sich selbst in einer idealen Welt ideale Menschen schafft, wird sich die innere und die äussere Welt, die Phantasie und die Wirklichkeit nie decken. Die diesem Zwiespalt entspringenden Täuschungen waren für Madách um so schmerzhafter, als die Einsamkeit seine Sensibilität noch mehr steigerte: wer zurückgezogen lebt, ist immer empfindlicher gegen äussere Eindrücke und wehleidiger, wenn er mit Menschen umgeht, wie jener, der lange das Zimmer gehütet, viel sensibler gegen die frische Luft ist. Die Phantasie Madách's sowie seine Sensibilität vereinigen sich, um den Eindruck seiner Enttäuschungen zu verdoppeln.

Auf diese Art wird es uns verständlich, dass die Bitterkeit der Enttäuschung aus allen seinen Werken herauszuhören ist. Jede Enttäuschung liess tiefe Spuren in seiner Seele zurück und versuchte ihn immer wieder auf's Neue. Madách ist der Dichter der verlorenen Illusionen, der Grundaccord seiner Dichtungen ist das Gefühl der Illusion und der Ernüchterung. Dies gilt in demselben Maasse von seinen Dramen wie von seinen lyrischen Gedichten, von den Klagen Adams (in der «Tragödie des Menschen») wie von den Briefen Madách's.

Im heftigsten Erguss seiner Gefühle, bei seiner Geliebten taucht vor ihm plötzlich die Ahnung der Ernüchterung auf: «Ich kann dich nicht die meine nennen und ich strebe auch nicht nach deinem Besitz — heisst es in einem seiner Gedichte — denn das führt, wie ich es wohl weiss, zur Enttäuschung.» Die Liebe ist eine Illusion, der Enttäuschung folgt, dies ist das Lieblingsthema seiner Gedichte. Immer wieder kehrt er auf dieses Gefühl zurück und immer wieder durchblättert er das grosse Buch der *Illusions perdues*, denn schon fühlt er «den erstarrenden Wind, der die Seele dieser Welt ist. Meine Blumen sind entblättert und ihnen folgte der Frost der Erfahrung.»

Wie er nach weiten Fahrten wieder nach Hause kommt,



weckt der Anblick seiner Heimat nur den Schmerz über seine verlorenen Illusionen. «Wie leer, wie stumm — heisst es in diesem Gedicht — wurde hier Alles, was meine Phantasie einst verschönt; Spinngewebe ziehen sich an den staubigen Wänden, die palmenreichen Gegenden sind hinweggewischt, wie der Himmel, der über sie leuchtend blaute, All' das ist nun so grau und abgestorben.»

Er preisst auch die *Todte Braut* glücklich, denn sie hat ihre Wünsche nicht überlebt: «deine Seligkeit kannte nicht die Ernüchterung, dich schlug das Schicksal nicht.» In dem Gedicht *Lebensweisheit* hebt er als eine Hauptwahrheit hervor, dass «Alle Wonne zu einem Gerippe wird, wenn ihr sie mit kaltem Gemüth secirt.»

Auch aus seinen Tragödien hört man diese Stimmung heraus, von Roland, dem Helden seines Jugenddramas *Nur ein Scherz*, der uns vordeclamirt: Freundschaft, Patriotismus und Liebe, ihr schönen Genien, ihr habt mich alle bloß betrogen bis zu Adam aus der *Tragödie des Menschen*, der immer neue Ideale sucht und neue Enttäuschungen findet.

Mit der Sensibilität Madách's hängt gleichzeitig auch seine Verslossenheit zusammen. Wer bemerkt, dass die Menschen seine naive Hingabe mit Spott aufnehmen, wird später um so kälter erscheinen, weil er nun seine Gefühle eifersüchtig verbirgt. Er wird seine Knospen mit Stacheln vertheidigen. Deshalb schreibt er in seiner fragmentarischen Selbstbiographie: «Man hält mich für unempfindlich und ich bin doch zu romantisch: mein Unglück ist, Niemanden zu finden, der mich versteht.»

Häufige Enttäuschungen entfremden uns den Menschen und machen uns um so empfänglicher für die immer wahre und schöne Natur. Der Mensch fühlt sich dann verwaist in der Gesellschaft der Menschen, und zwischen Freunden, so oft er in die freie Natur hinaustritt. Auch bei Madách entwickelte sich mit aussergewöhnlicher Lebhaftigkeit die Liebe zur Natur. In einem seiner schönsten Gedichte, in der *Liederquelle*, fließt seine Seele ganz mit der Natur zusammen:

Wenn ich auf grüner Flur in Graseswellen ruhe,  
 Der Sonne Strahl den weiten Raum erfüllt,  
 Der Glanz mich blendet, und die Wärme  
 Wie neues Leben selig in mir quillt:  
 Dann kenn' ich nimmer meiner Seele Schranken,  
 Weiss nicht, woher ihr Licht die Sonne webt:  
 Ich fühle nur, wie süß es sei zu leben  
 Der Seele dort, wo alles mit ihr lebt.  
 Dann weiss ich nicht, hat sich in meinem Busen  
 Ein Lied geregt? Hört' ich der Welt Gewühl?  
 Durchdringt mich nur der goldnen Wolke Abglanz,  
 Oder des Daseins seliges Gefühl?

Und wenn bei Herbstes Nah'n die Blumen welken,  
 Dem rauhen Wind der Vögel Lied entweicht,  
 Der Reif sich senkt, Wildgänse ziehen,  
 Und schwerer Nebel über Steppen streicht:  
 Dann weiss ich nicht, wo meine Seele endet,  
 Noch wo beginnt des Nebels fahles Reich.  
 Ich fühle nur, wie süß es sei zu sterben,  
 Wo alles welkt und stirbt mit uns zugleich.  
 Dann weiss ich nicht, ob draussen Blätter fallen,  
 Oder im Busen Herbsteslieder klingen,  
 Ob Kraniche im grauen Nebel ziehn.  
 Oder die Seele regt ihre weiten Schwingen? \*

Diese Art des Pantheismus ist sehr charakteristisch für die Dichtung unseres Jahrhunderts. Das Mitfühlen der Natur ist unter den Engländern am meisten bei BYRON und SHELLEY, in der deutschen Poesie bei LENAU, in der ungarischen bei PETÖFI ausgebildet. \*\* Die Erscheinungen der Natur werden Seelenzustände

\* Diese sowie die folgenden metrischen Uebersetzungen stammen aus der Feder des Herrn ADALBERT HIMPFNER.

\*\* PETÖFI fasst in seinen beschreibenden Gedichten die Natur meistens symbolisch auf und bringt sie jedesmal in Einklang mit seinen Gefühlen. «Die düstere Wolke am Himmel ist der Mann, der Stern, der hindurch glänzt, das Weib.» Der Nordwind treibt die Wolken, wie der Jäger das gehetzte Wild. Die Sonne verblutet, wie der Held in der Schlacht. Die Wüste ist wie das Haupt eines greisen Königs: die Gräser sind seine Haare, eine grosse Eiche seine Krone. Die müde Wolke ist der Dichter selbst, die Abendröthe, die sie umstrahlt, seine Geliebte. Im Winter schwebt die Sonne, wie ein müder Vogel, unten; bei ihrem Untergang blickt sie zurück wie ein exilirter König an seines Reiches Grenzen und seine blutige Krone fällt ihm vom Haupte.



des Dichters, die Blitze des Ungewitters, der rothleuchtende Morgen, der Herbst mit seinem verwelkten Laub werden Bestandtheile seines Geistes: *Verwandte seiner Seele*, wie PETÖFI bezeichnend sagt. Darum liebt Madách, der Dichter der verlorenen Illusionen, seine Phantasie im Herbst schweifen zu lassen, «wo als Erinnerung vergangener Zeiten blos gelbe Blätter bleiben, auf denen die Gefühle je eines Tages geschrieben sind.»

Zu alledem tritt noch eine andere seiner Eigenthümlichkeiten; seine Gefühle werden unmittelbar von Gedanken gefolgt: der Process, demzufolge aus den Leidenschaften und aus den Bildern der Phantasie Reflexionen entstehen, dieser Process ist bei ihm ein sehr rascher. Eben weil Madách so schnell erkaltet, kann er auch im engeren Sinne keine poetische Natur genannt werden: seine Gefühle haben nicht genug Zeit sich zu Liedern zu krystallisiren, wie bei den grossen Lyrikern, weil ihre ursprüngliche Energie nicht genug lange andauert: auch kann er aus seinen Erfahrungen und Beobachtungen nicht so leicht Menschen schaffen, wie die grossen Dramatiker, weil er blos einzelne Charakterzüge bemerkt und diese einzeln zusammenstellt, ohne dass er den Menschen vor sich sehen würde mit dem verwickelten Organismus seiner Eigenthümlichkeiten.

Das Erkalten der Gefühle und ihr schnelles Ueberschlagen zu Reflexionen zieht bei solch' einem Charakter den Spott und die Selbstironie nach sich; die vielen Enttäuschungen machen ihn endlich behutsam und lassen ihn befürchten, dass seine Gefühle ihm wieder einen Streich spielen und ihn dem Spott preisgeben. Gegenüber diesen Gefahren ist die Selbstironie das Sicherheitsventil.

Wenn die bittere Ironie Madách von der Welt und den Menschen trennte, so vereinigt ihn sein Zartsinn auf's Neue mit ihnen. Das rauhe Wort gegen die von ihm Geliebten ist bei ihm das Resultat eines langen innern Kampfes. Dass er einmal gezwungen war, seine schluchzende Geliebte abzuweisen, nennt er in einem seiner Gedichte die schwerste Probe des Schicksals, «nun kann welcher immer von den Stürmen des Schicksals kommen, ich erwarte ihn

ruhig, ich bin stark.» Doch ist er nur gegen Andere so feinführend; er selbst martert seine Phantasie und liebt es in selbstquälerischer Verzweiflung peinliche Bilder zu wecken. Seine Phantasie neigt im Allgemeinen zum Schauerlichen und wählt mit Vorliebe ihre Metaphern aus dem Kreise des Kirchhofes. Alles betrachtet er von der schmerzlichen Seite. Perlen sind ihm Thränen, Rubine Blutstropfen.

Seine literarische Wirksamkeit scheidet sich in zwei, durch mehrere Jahre getrennte Epochen, deren jede unter dem Einfluss eines andern Gestirns steht. Aus der ersten Periode, welche in die Jahre 1840—45 fällt, nahm GYULAI in seine citirte Ausgabe von Madách bloß ein grösseres Werk auf: die allegorische Tragödie *Mann und Weib*.

Die Zeit, in welcher Madách in schüchterner Verborgenheit seine ersten Versuche schrieb, war für Ungarn der Anbruch eines neuen Tages. Die Geister kamen in ungewohnte Bewegung; die grossen europäischen Strömungen bohren sich Kanäle durch die Dämme und dringen ein; grosse Staatsmänner und grosse Dichter rütteln die Schlafenden auf, in dem verdorrt geglaubten Baum fangen neue Lebenskräfte an zu kreisen, neue Triebe zu keimen.

Neue Ideen pflegen gewöhnlich auch einen neuen Stil mit sich zu bringen; nachdem KAZINCZY schon früher einen neuen Prosa-stil versucht, begründet nun VÖRÖSMARTY die Sprache der ungarischen Poesie. Die allgemeine Strömung, die vielen anregenden Muster reissen auch den empfänglichen Madách mit sich; in seinem zwanzigsten Jahre gibt er eine *Leyerblumen* betitelte Gedicht-Sammlung heraus und schreibt mehrere Dramen. Die Helden derselben sind Gymnasiasten-Producte; entweder sagen sie Leit-artikel her (wahrscheinlich unter der Wirkung des damals entstandenen *Pesti Hirlap*) oder sie declamiren lyrische Verse. Alles in ihnen weist darauf hin, dass ihr Verfasser die Bühne der Welt ebenso wenig kennt wie diejenige Bühne, welche die Welt bloß bedeutet. In der Tragödie *Nur ein Scherz* kommt z. B. ein Duell in einer Theaterloge vor.

Trotz ähnlicher Naivitäten ist dieses letztgenannte Werk das



Interessanteste unter seinen unedirten Werken. Es behandelt die unglückliche Liebe eines Dichters und enthält einige Scenen, in denen der Held Roland in wilder Verzweiflung und mit wahnwitzigem Hohn selbst den misanthropischen Timon überdonnert. Es ist ein merkwürdiger Zufall, dass Madách in seinen Jugendwerken sowie auch später mit Vorliebe ein Thema wählt, das er selbst später erleben sollte. Das Schicksal, dieser Tragödiendichter ohne Katharsis, liess ihn selbst die Rolle des von seiner Geliebten schnöde verlassenen Heros spielen, die Madách in seinen Jugenddramen Roland und Herakles zugebracht.

Der Schluss des *Nur ein Scherz* erinnert an die Katastrophe von Madách's nächstem Drama, *Mann und Frau*, das bereits in GYULAI's Sammlung aufgenommen ist. Der Dichter Roland fordert seine Geliebte Jolanthe (wie Herakles seine Jole) auf, mit ihm zu sterben. Das Weib verlässt ihn jedoch schnöde und Roland-Herakles stirbt in seinen einsamen Qualen.

In *Mann und Frau* dialogisirte Madách die Geschichte von Herakles und Dejanira. Es scheint, dass er auch dieses Werk unter der Einwirkung einer unglücklichen Liebe geschrieben, wenigstens weist sein trotziges Motto: «Der Mann ist auch ohne Weib gross», darauf hin. Herakles entsagt darin der irdischen Liebe und übergibt sich der Göttin des Ideals. Dieses Motiv kehrt bei Madách öfters zurück, auch Josue in seinem *Moses* opfert seine Liebe, um göttlichen Zielen zu leben. Alles dies weist auf eine neue, asketische Auffassung der Liebe hin, welche in der ungarischen Literatur hier zum ersten Mal auftritt: das Abwerfen der Liebesketten ist hier gleichsam ein moralisches Ideal.

Madách war, als er diese Dramen schrieb, in seinem zwanzigsten Jahre, also in der glücklichen Periode, welche die Neigung für Beruf zu halten liebt und vermeint, ein glücklicher, anregender Stoff genüge für ein Drama. Wir finden in ihnen alle die Fehler eines talentirten Anfängers ohne jene ausschweifende Lebhaftigkeit, welche sonst die Jugendwerke der Dramatiker zu charakterisiren pflegt; bei ihm sind die etwa zu lebhaften Farben in Folge der Reflexion verblasst. Von dramatischer Motivirung kaum eine

Spur; die Personen kommen und gehen, lieben, hassen, lachen, weinen und sterben, ohne dass wir klar die Ursachen wüssten. Die Sprache dieser Personen ist entweder überschwänglich oder seicht. Manchmal drücken selbst seine Frauen ihre Gefühle mit einer brutalen Unmittelbarkeit aus.

Wenn wir in *Mann und Frau* auch die knappe dramatische Motivirung vermissen, so finden wir dennoch einen gewissen Schwung darin, welcher die Personen in eine vordrängende dramatische Bewegung bringt, so dass die Handlung rasch abrollt. An dem Ganzen ist eine gewisse Unbeholfenheit bemerkbar; dieselbe Unbeholfenheit, welche sich bei dem jungen Bildhauer in dem conventionellen blöden Lächeln seiner Gestalten offenbart, bei dem Anfänger in der Schauspielkunst dagegen in seinen Bewegungen, welche den Verdacht erwecken, dass er im Vorzimmer ein Theeservice zerschlagen hat, während den unfertigen Dichter die Schwächen der Motivation verrathen.

In *Mann und Frau* ist am interessantesten die Schlusscene. Herakles, den seine Geliebte Jole betrogen, seufzt darin auf dem flammenden Scheiterhaufen zum Himmel um einen Retter, da ihn die, die er liebte, verliess: «Ich habe sie besiegt, ich selbst besiegte sie . . . . Kommst du schon Hebe? Mein Grab» (der Scheiterhaufen) «wankt. Reich mir dein Strahlenantlitz und deinen Kuss, den Himmelskuss, den Himmelskuss! (Er streckt seine Hand nach oben.)

*Hebe* (erscheint und beugt sich auf den Scheiterhaufen herab):

Nimm ihn hin!

(Der Scheiterhaufen bricht zusammen. *Ende.*)

Als ob diese Schlusscene die ahnungsvolle Anticipation von dem Tode des Dichters selbst wäre, denn das Weib, das Gott und die Gesetze der Menschen damit betraut, dass sie dort stehe am Todesbette ihres Gatten, hatte ihn verlassen; doch neben der Mutter des Dichters beugte sich noch Jemand über den Sterbenden und drückte auf seine Lippen den Kuss der Unsterblichkeit: der Genius der ungarischen Dichtung.

Dies sind die persönlichen Eigenschaften, die Gefühle und



Leidenschaften, welche die Jugendwerke Madách's zurückspiegeln. Wenn er auch manchmal prosaisch ernüchtert und erkaltet scheint, so blättert doch ein Sturm von Gefühlen in seinen Werken. Näher besehen, gleicht seine Seele dem gefrorenen edlen Wein: er erscheint eiskalt und doch ist blos sein Feuer verdichtet, aufgethaut perlt er von Neuem, durchkreist belebend unsere Adern, sein Purpur blinkt wieder und seine Blume ist Begeisterung, sein Feuer Trunkenheit.

## II.

Versetzen wir nun diesen Mann, den wir aus seinen Werken und Briefen als übermässig empfindsam, zur Selbstpeinigung, zur Grübelei und tragischen Lebensauffassung gleichmässig geneigt kennen gelernt haben, — versetzen wir ihn in die der ungarischen Revolution folgenden Jahre, in die Zeit der Unterdrückung und Verzweiflung, in eine Gesellschaft, die zu Thatenlosigkeit und Erbitterung verurtheilt ist; häufen wir auf all' den Schmerz des Patrioten die grausamsten der Schicksalsschläge, die schmerzlichste Enttäuschung, — und wir werden den Seelenzustand, welchem Madách's Werke aus dieser Zeit Ausdruck geben, verstehen lernen. Werfen wir nun einen Blick auf diese Epoche, deren Zweifel, Leiden und Begehrungen in Madách ihren Dolmetsch finden sollten.

Nachdem das Bajonnet und die Kosakenlanze ihre Arbeit beendet hatten, begann jene des Henkers. Die Stille des Todes all' überall. Die Edelsten des Landes waren verbannt, gefangen oder im Schmerz verstummt; die Nation wusste ihren grössten Dichter — PETÖFI — todt, ihren grössten Staatsmann — SZÉCHENYI — wahnsinnig. Seines besten Blutes bar, glich das Land einem scheidtödtten Körper. Die ihm liebend anhängen, mussten sich bekümmert fragen: wird es wohl noch aufleben? «Wenn man auch die ungarische Nation nicht gänzlich zu morden vermag, so werden doch die dem Volke geschlagenen Wunden vielleicht nie wieder heilen,» sagt SZÉCHENYI, den sein Schmerz in Wahnsinn

hinein trieb.\* «Ungarn schien uns erdrückt, die Nation verloren,» sagt von dieser Zeit AUREL KECSKEMÉTHY, den der Schmerz zum Epikuräer machte.\*\*

Die Wirkungen aller dieser Zustände, die herrschende Stimmung, können wir aus den Dichtungen dieser Zeit ermessen. Ist doch der Dichter der treueste Ausdruck seiner Zeit: eine Krystallglocke, in welcher jeder Laut, jedes Wort, jeder Aufschrei seinen melodischen Widerhall wachruft.

VÖRÖSMARTY'S Poesie gleicht in den fünfziger Jahren einem Schmelzofen, wo die edelsten Erze in einer Glutatmosphäre mit blendendem Glanze sprühen. Zu dem Klange der Geige beschwört seine düstere prächtige Phantasie mit jedem Pulsschlag ein fieberhaftes Bild:

«Wer seufzt in banger Unterdrückung,  
Was heult und ächzt in wildem Sturmesweh,  
Wer rüttelt an des Himmels Wölbung,  
Wer stöhnt wie eine Mühle im Höllengrund?  
Gefall'ne Engel, todte Herzen, irres Sehnen,  
Geschlag'ne Heere oder allzu kühnes Wähnen?»

— — — — —  
Als hörten wieder wir im Wüstenland  
Des zorn erfüllten Mannes wildes Leid,  
Zum Brudermord die Keule sausen,  
Die Klage aus der ersten Waisen Mund,  
Des Adlers lauten Flügelschlag,  
Und des Prometheus endlose Qualen.»

In diesem Zusammenklange der Verzweiflung erscheinen die Klagen eines BAJZA schon stilgemäss:

Nimmer gibt es Recht hienieden,  
Dumpfe Macht erdrückt die Völker,  
Freiheit ward zum blut'gen Hohne,  
Zur Gnade werden Kerkerqualen!  
Eigenthum ist Kriegesbeute,  
Niemand hat, was ihm zu eigen wäre,  
Treue Vaterlandesliebe,  
Lohnen Strang und Kettenschwere.

\* Ein Blick. London, 1861. 63.

\*\* AUREL KECSKEMÉTHY. Széchenyi utolsó éve. (Széchenyi's letzte Jahre.)



ARANY, der gebildetste und zarteste ungarische Dichter, erkennt, es sei zu spät, die Zweige des gestürzten Stammes zu neuem Blühen anzueifern, und lässt sich mit bitterm Lachen im Staube des Zigeunerlagers von Nagy-Ida nieder.

Im Tone des rasendsten Schmerzes charakterisirt der sanfte TOMPA diese Epoche :

«Um Unfruchtbarkeit fleht die Braut,  
Der Kinder Tod beweinen nicht die Eltern,  
Und Freude fühlt des Greises Seele:  
Dass er nicht lange mehr zu leben brauche.»

LÉVAY's träumerische Muse hingegen erneuert die Erinnerung an den heimatlosen MIKES, besucht die im Kerker Leidenden und beweint die Gefallenen.

Die Natur wird mit einem eigenthümlichen Trauersymbolismus geschildert. KARL SZÁSZ sieht eine Wolke :

— die aus blutigem Dunst  
Und Thränenfluten aufgestiegen  
Und blitzend niedersinkt:  
— Sie ist der Schmerz des Vaterlandes.

Der «Landwirth» PAUL GYULAI's steht an nagender Verzweiflung diesen keineswegs nach; was er am meisten beweint, ist, dass seine gefallenen oder hingerichteten Lieben «vergeblich starben, ach vergebens».

Wir können uns vorstellen, welche Wirkung eine solche Umgebung, ein solches *milieu* auf den ohnehin pessimistischen Madách ausüben musste. In seiner Verzagttheit und Verzweiflung besass er einen einzigen Retter: seine Familie. An dieser hing er mit der ganzen Innigkeit seiner glühenden Seele, und als er alles verloren hatte, liebte er sie, wie nur ein Dichter lieben kann. Allein der Krieg, der einen Staat zertrümmert, stürzt auch den häuslichen Herd. Gleich vielen anderen in jener Zeit, gab auch Madách einem politischen Flüchtling Asyl. Die Luchsaugen der böhmischen Polizei hatten es bald herausgebracht; der Verfolgte rettete sich noch rechtzeitig, für ihn ergriff man Madách, als er eben Nachts seiner Gattin vorlas. Madách ahnte nicht, dass er in dem

lauten Aufschrei, den sie bei seiner Verhaftung ausstieß, zum letzten Mal die Stimme seiner Gattin höre. Man brachte ihn zunächst nach Pressburg in die Wasserkaserne und dann nach Pest in das Neugebäude. Wie gleiche zarte Naturen, schwankte er im Anfang seiner Gefangenschaft zwischen Verzweiflung und Stumpfsinn. Doch nicht allein der Körper, auch die Seele besitzt selbstheilende Kraft. Hoffnung erhellt sein verwaistes Herz, wenn er seiner Lieben gedenkt:

«Fühlst du, Geliebte, meiner Seele Flügel  
Geheimnissvoll, wie Windes Sausen?  
Fühlst du, wie ich dein Angesicht  
Und meine beiden Kinder küsse?»

Nach einem langen, weil schmerzreichen Jahr öffnete sich endlich im August 1853 die Thüre seines Kerkers. Das gehetzte Edewild kann sein Waldasyl wieder aufsuchen. Die Freiheit macht ihn trunken, nie erschien ihm die Sonne glänzender als nach der Nacht des Kerkers. Nach Hause, nach Cseszteve zieht ihn seine Sehnsucht, die Liebe beflügelt seine Eile. Im Vorgefühl der heiligen Freude des Wiedersehens vergisst er den Kummer seines Vaterlandes:

Mein Herz beklemmt die eine Frage:  
Find ich dich noch vom Leide unberührt?  
Empfängt mich Lächeln oder Klage,  
Wenn in das kleine Haus mein Weg mich führt?

So steh' ich endlich hier voll Bangen,  
Kaum einzutreten wagt mein Fuss,  
Bis ich sie alle dann umfange,  
Und alles ihnen sagt mein Kuss.

Welkes Laub rauschte unter seinen Schritten, als er endlich anlangte. Er fand alles wieder, nur eines nicht: die er am meisten geliebt, seine Gattin war fort, war für ihn todt. Wir können die Grösse seines Schmerzes aus seiner früheren Zärtlichkeit und Liebe ermessen. Wir müssen ihn uns nun vorstellen in seinem einsamen Schloss, auf den Trümmern seines Herdes, in seinem



gefesselten Vaterlande, mit zerrütteter Gesundheit, um seine Dichtungen aus jener Zeit zu verstehen.

Erst betäubt ihn ein dumpfer Schmerz; allmählig bohrt sich in ihn das Bewusstsein seines Verlustes, bis es in mächtigem Anschwellen endlich mit verheerender Macht ausbricht und ihn überwältigt; seine Seele erbebt, Schmerz und Verzweiflung erschüttern sein Nervensystem; die fieberhaften Visionen seiner aufgeregten Phantasie jagen sich, wie der Sturmwind bizarr geformte Wolken treibt; er sieht vor sich die Frau, die den Gatten betrogen, mit ihrem Geliebten auf wollüstigem Pfühle buhlen; er sieht, wie der betrogene Gatte gleich einem Vampyr Nachts dem Grabe entsteigt und mit seiner Todtenhand die Gardinen des Brautbettes leise wegzieht —

. . . . . mit wildentflammtem Angesicht  
Auf dem wehrlosen Busen lastet,  
Bis sie lautlos, besinnungslos,  
Auf ihrem Pfühl zusammenbricht.

Neben diesen peinlichen Hallucinationen gestaltet sich sein Schmerz in den verschiedensten Formen: als melancholischer lyrischer Vers, als beissendes Epigramm, als pessimistische Reflexion oder verzweifelte Selbstironie. Wir finden bei ihm ein Gedicht dieser Art, welches selbst den extremen Pessimismus LEOPARDI'S bei weitem überbietet und in grenzenloser Verbitterung alles verachtet, was dem Menschen heilig sein kann. Die Originalverse stehen in der Tragödie «Nur ein Scherz», deren Held Roland darin seinem Pessimismus freien Lauf lässt. Madách hat sie in seinem spätern Schmerz mit einigen herben Argumenten erweitert und schickte sie als Brief an PAUL SZONTÁGH. In dieser Form las sie BÉRCZY der Kisfaludy-Gesellschaft vor, während GYULAI in der Ausgabe von Madách's Werken sie mit einigen Aenderungen veröffentlichte:

. . . . Als blossen Scherz betrachtet Gott die Erde,  
Als blossen Scherz der Menschheit ganzes Treiben,  
Sonst hätte sie, gleich einer eklen Beule,  
Im schönen Weltall nimmer ihr Verbleiben . . . .

Siehst du entrollt der heiligen Sache Banner,  
 Und hörst der Rede hohen Flug,  
 Indess begeistert sich die Menge schaaret,  
 Von edler Freiheit mächtig angefacht:  
 So lache Hohn, sie fühlen es ja alle,  
 Dass jenes Banner nichts als greller Trug . . . .  
 Siehst du ein Kind lieblosen seine Mutter,  
 Und fühlt in süßer Rührung deine Brust  
 Die Stimme der Natur: oh lache, lache,  
 Muthwillig war's, ein Spielzeug will es nur.  
 Siehst du den Sterbenden zu Gott bekehret,  
 Und fasst dich tiefe Andacht mächtig an:  
 So lache Hohn, er will nur Gott betrügen  
 Mit kurzer Reu' nach langer Sündenbahn.  
 Der Priester naht mit frommem Segensspruch,  
 Andächtig beugen sich die greisen Kniee:  
 Oh! lache sein', indess er Segen spendet,  
 Berechnet er die Taxe seiner Mühe.  
 Du nimmst das Leben allzu ernst, mein Freund,  
 Das bringt dir Unheil, folg mir, thu' das nicht!  
 Lache mit mir vielmehr, bis vor Gelächter  
 Das Herz dir wieder heilet oder bricht.

Es gibt keine weitere Steigerung der Verzweiflung. Kann er daher auch dieses Ganze nicht mehr überbieten, so fassen ihn doch hin und wieder ähnliche einzelne Gedanken. Gott scheint ihm auf Gutes und Böses mit gleicher Ironie herab zu sehen. «Der Himmel ist hoch! ehe der Seufzer empordringt, wird er zu Regen, und wenn dieser auch niederfällt, so bereichern die Leiden des Elendes nur die Ernte der Reichen.» (I. Bd. S. 275.) Der einzelne Mensch hat gar keine Geltung und kann sich seiner elenden Art nur schämen. (S. 263.) Wie das Gesetz des Kopernikus am Himmel ein sicherer Führer, so ist unter den Menschen die sicherste Maxime: «Jeden für einen ruchlosen Betrüger halten.» (S. 266.) Hinter dem Schleier des Bildes zu Saïs — ist nichts. (S. 270.) Hört er vom Himmelsfunken in der menschlichen Seele, so lacht er; hat doch der Mensch nur zwei bewegende Triebe: den Magen- und den Augenreiz. (S. 258.)

Während jedoch Madách an die Durcharbeitung seines ältern Dramas «Königin Maria» geht, macht die Arbeit, die so viele



Schmerzen heilt, auch seine kranke Seele langsam wieder empfänglich für das Licht. *Königin Maria* soll eine geschichtliche Tragödie sein, bleibt jedoch in Wirklichkeit bloß eine kronikenhaft trabende Historie. Madách umspannt darin einen so ausgebreiteten Kreis geschichtlicher Thatfachen, dass die Ereignisse als rohes Material erscheinen, ohne den Zielen des Dramas gemäss geformt zu sein. Der unpoetische Theil seines Stoffes überwältigt nicht selten den Dichter. Die Personen erschliessen uns nicht ihre Seelen, sondern verrichten vielmehr amtliche Angelegenheiten. Stellenweise haben wir den Eindruck, als ob die Personen uns trockene Akten vorlesen würden. Madách konnte das grosse Material und die Menge der Figuren nicht bewältigen und wusste die Handlung nicht genügend zu concentriren.

Ein derartiges Drama verhält sich dann zum wirklichen, wie die Chronik zur Geschichte: die Ereignisse spielen sich ab, ohne dass wir in deren Sinn und Bedeutung einzudringen vermöchten. Wenn uns *Königin Maria* nicht befriedigt, so trägt daran keineswegs der Mangel an Handlung die Schuld. Ein Ereigniss jagt das andere, die Personen schreiten eifrig zum Kampfe, erobern Provinzen, machen Liebeserklärungen und tödten sich wechselseitig: zwei Könige, drei Königinnen und an zwanzig Magnaten bevölkern die Bühne. Der Dichter weiss die vielen Gestalten, die er aus ihren Heldengräbern heraufbeschwört, noch nicht zu charakterisiren. Sie haben bloß einen Namen, jedoch keine Individualität. So gleichen sie den Rüstungen in den Waffenkammern: sie tragen ihr Wappen, sind aber inwendig leer.

SHAKESPEARE lässt wohl auch ein Heer von Personen auftreten, die einander widersprechendsten Verhältnisse erscheinen, und führt uns in die verschiedensten Himmelsstriche; allein SHAKESPEARE ist ein mächtiger Schöpfer, seine Figuren lebten in seiner Phantasie, er sah ihre Bewegungen, hörte ihre Redeweise, empfand ihre Empfindungen nach, so dass sie in seinem Geiste denselben Process durchmachten wie in der Wirklichkeit. Ein solcher Dichter vermag die Bühne mit Königen, Kriegern, Höflingen, Handwerkern, Verliebten, Narren, Wahnsinnigen, Mördern,

Feen und Legionen von Geistern zu bevölkern, denn jede dieser Gestalten ist besonders individualisirt, jede derselben hat — wenn ich mich so ausdrücken darf — ihre besondere Verdauung.

Neben allen Mängeln weist jedoch *Königin Maria* manche poetischen Schönheiten und ergreifende Scenen auf. So die Scene, wo Forgách, vom Tode umringt, Maria seine Liebe gesteht und den ersten und letzten Kuss auf ihre Lippen drückt.

Madách's nächstes Werk, *Der Civilisator*, weicht von seiner bisherigen Richtung auffallend ab. Es ist dies gleichfalls eine Allegorie, jedoch eine parodistische; er behandelt hier nicht allgemein menschliche Probleme, sondern politische Ereignisse; diesmal inspirirt ihn nicht der Schmerz, sondern die Hoffnung.

*Der Civilisator* will eine Ironie auf die Germanisirungs-Bestrebungen und auf das Bach'sche System sein und gestaltet sich zugleich zu einer Satire auf die österreichische Processordnung.

Stroom, der Civilisator, kommt aus Deutschland, «wo man einst das Pulver bereitete, und noch heute Jedermann glaubt, er sei ein Mitarbeiter gewesen.» Er kehrt bei dem Landwirth István (dem Repräsentanten des ungarischen Volkes) ein und hetzt dessen Dienstleute, die verschiedenen Nationalitäten, auf. Nachdem ihm dies gelungen, strengt er einen grossen formalen Process an; doch schliesslich sehen die Dienstleute ein, dass er sie betrügen wollte und werfen ihn hinaus, wozu die *Schwaben-Käfer* eine klagende Strophe und Antistrophe singen. Dem «Civilisator» gebricht es jedoch an jenem phantastischen Humor, der in dem Vorbilde Madách's, in den Lustspielen des Aristophanes, mit ausgelassener Grazie sein Spiel treibt. Madách ist dafür zu ernst: in seinem politischen Lustspiel sehen wir gleichsam die schwerfällige Maschinerie, mit welcher er seine reflexionsgesättigten Gestalten in die reine Atmosphäre der Ironie heben will. Sein Lachen ist oft erzwungen, wie wenn Jemand auflacht, um sich selbst glauben zu machen, dass der Gegenstand seines Grübelns lächerlich sei. Man sieht es diesem Stück an, dass es im Jahre 1859 geschrieben wurde, als



das germanisirende österreichische System nur erst zur Hälfte besiegt war.

Wer ein aristophanisches Lustspiel schreiben will, muss an der Weltanschauung des Aristophanes Antheil haben, er muss ein Bürger Athens im V. Jahrhundert, eines nach grossen Triumphen sich stürmisch entwickelnden demokratischen Gemeinwesens sein, der bei einem angeborenen Formgefühl und heiterer Nüchternheit Sinn für feinen Spott hat. Er muss daher ähnlich sein jenen geistreichen Müssiggängern, deren Auge über die Götter des Phidias, über den ewig lächelnden Himmel und die Marmorinseln des jonischen Meeres schweifte. Die Kunstgattung ist immer in organischem Zusammenhang mit der Gesellschaft, die sie ausdrückt. Wenn nun der Dichter auf einem einsamen Kastell in Oberungarn wohnt, unablässig verfolgt von peinlichen Gedanken, durch Selbsttäuschung und Schicksalschläge erbittert, das Leben im Wesentlichen tragisch auffasst: so wird sein Lachen jener gesunden Heiterkeit, seine Scherze jener leichten Anmuth erman- geln, die wir bei dem ungezogenen Liebling der griechischen Musen finden. Wer wie Madách in der *Tragödie des Menschen* erschüttert und schauernd am Grabe der Menschheit stehen wird, der vermag dem leichtbeschwingten Tanz muthwilliger Geister nicht zu folgen: sein tiefes Denken, seine bitteren Erfahrungen und Schmerzen lasten gleicherweise auf ihm und ziehen ihn zu Boden.

### III.

Ein Meisterwerk entsteht immer dann, wenn ein grosses Talent bei voller Reife einen, seinen Neigungen und Eigenthümlichkeiten am meisten entsprechenden Stoff zum Aufarbeiten auswählt. Für Madách war dieses am meisten entsprechende Thema eben in Folge seiner dichterischen Eigenschaften dasjenige, welches keine grosse Menschenkenntniss oder Individualisirkraft fordert, also die Allegorie streift: welches abstracte Gedanken duldet und überhaupt weder der Ausdruck einer lyrischen Stimmung noch eine dramatische Charakterzeichnung, sondern das Resultat grosser Ideen und tiefsinniger Conception ist. Solch'

ein Thema fand Madách in der *Tragödie des Menschen*. Madách ist einer der wenigen Dichter, die ihre Fähigkeit zu concentriren und das Allerbeste ihrer früheren Versuche und Skizzen in ein Werk zusammenzufassen wussten. Seine früheren Werke sind — wie die Maler sagen — blosse *Studien* zu diesem seinem vollkommensten Werke, welches ihn in die Reihe unserer ersten Dichter erhob.

Die *Tragödie des Menschen* ist der Ausdruck einer eigenthümlich objectiven Stimmung; einer Stimmung, bei welcher der Einzelne die Schranken der Individualität verschwinden und seine Seele mit seiner ganzen Gattung zusammenfliessen fühlt. Die Flamme der individuellen Schmerzen füllte die Seele Madách's auf die Länge nicht aus, sondern machte sie nur empfänglicher. Wenn Jemanden ähnliche Gefühle beherrschen, so vergehen seine subjectiven Schmerzen und Freuden, damit er das Leben der Menschheit mitleben könne. Das Lächeln und Weh des Augenblicks verstummt bei dem Wogenschlag dieses ewigen Oceans.

Madách, der Dichter der verlorenen Illusionen, der auch in seinen lyrischen Gedichten gewöhnlich seine Enttäuschung beklagt, sieht auch in der Weltgeschichte bloß von einer Generation auf die andere übergehende vereitelte Hoffnungen. Jedes Zeitalter hat ein Ideal für sich, welches in jedem einzelnen Fall zur Enttäuschung führt, jedes Geschlecht jagt nach Phantasmagorien, ohne Selbstbefriedigung zu finden. Die Weltgeschichte ist also wirklich so, wie PETŐFI sie in einer düstern Stunde gezeichnet: «Wir sind wie der Baum, der Blüthen trägt und — verblüht, wie die Welle, die schwillt und — sich glättet, wie der Wanderer, der den Berg emporsteigt und wenn er den Gipfel erreicht, sich wieder hinabtrollt, und das dauert so ewig, auf und nieder, auf und nieder!»

Der *Tragödie des Menschen* zufolge wäre das Auf- und Abwogen der Hoffnung und der Ernüchterung, das Aufflammen und Erkalten — welches auch sonst das Lieblingsthema Madách's ist — das unausweichbare Schicksal unseres Geschlechtes. Dieses Werk ist gleichsam die Verkörperung des SCHOPENHAUER'schen



Satzes, dass die Weltgeschichte bloß der schwere Traum, das Alpdrücken der Menschheit sei.

Madách fasst in der *Tragödie des Menschen* die ganze Weltgeschichte als ein Trauerspiel auf. Der Held dieser Tragödie ist der erste Mensch Adam, der hier die Menschheit repräsentirt. Lucifer führt ihm auf sein Verlangen die zukünftige Geschichte seines Geschlechtes in Gestalt von Traumbildern vor. Adam *träumt* demnach die Weltgeschichte, indem Lucifer ihn die Hauptepochen der Geschichte im Traume durchleben lässt. Der Held jedes Traumbildes ist Adam selbst, in dem sich die Aspirationen und die charakteristischen Züge des betreffenden Zeitalters concentriren. Adam sieht sich dermassen in jedem Traumbilde in einem anderen Jahrhundert und durchkämpft so die geistigen Kämpfe aller Generationen.

Nachdem Adam auf den Rath Lucifers von dem Baum der Erkenntniss gegessen und aus dem Paradies verjagt worden, wünscht er unter den Entbehrungen des Exils einen Blick in die Zukunft zu werfen, um zu sehen, «wofür er streitet, wofür er leidet». Lucifer senkt nun einen Schlaf auf das erste Menschenpaar und vor ihnen entrollt sich als Traumgesicht die zukünftige Geschichte ihres Geschlechts, welche eine Kette von fortwährenden Enttäuschungen und neuen Aspirationen bildet.

Im ersten Traumbild sieht sich Adam als Pharao und Eva als Slavinn. Adam-Pharao sieht hier das Frevelhafte des Grundsatzes: «Millionen für Einen», auf dem seine Dynastie fusst, ein, und wünscht sich nach einem freieren, menschenwürdigeren Dasein. Im zweiten Traumbild geht dieser Wunsch in Erfüllung. Adam ist im demokratischen Athen als Miltiades. Doch auch hier findet er nicht das gewünschte Ideal; das Volk Athens verurtheilt seinen grössten Feldherrn zum Tode. In seiner Verzweiflung preist er noch vor seinem Ende denjenigen glücklich, der die Tugend verneint und sich für keine grossen Ziele begeistert.

Im dritten Traumbild versucht Adam auf diese Art glücklich zu werden. Er ist nun der Römer Sergiolus aus der schwelgerischen Kaiserzeit. Mitten in dem Taumel des Genusses tritt die

Pest auf und Apostel Petrus predigt den entsetzten Lüstlingen das neue Ideal der Askese: das Christenthum. Doch auch dieses gewährt Adam keine Befriedigung; als Kreuzfahrer Tankred im nächsten Traumbild sieht er, wie das Christenthum eine Religion der Wortstreitigkeiten und der Unduldsamkeit geworden. Nach so viel Enttäuschungen wünscht er sich in eine Zeit der geistigen Indifferenz. Die nächsten Traumbilder zeigen Adam als Keppler, der sich nach grossen Reformen und Umgestaltungen sehnt, dann als Danton, an dem sich die Worte, dass die Revolution wie Saturn die eigenen Kinder isst, bewahrheiten. Wir sehen später Adam, der sich nun nach einem Staate der Freiheit und der Ordnung gesehnt, als Bürger des modernen London. Doch auch hier warten neue Enttäuschungen seiner: die Welt ist weit, jedoch flach geworden, die Liebe ein Handelsartikel, ideale Regungen sind unbekannt. Adam sieht deutlich, wie diese grosse Menge, die durch die Strassen der Weltstadt fluthet, blos ihr eigenes Grab gräbt, aus welchem sich nur Eva, als Verkörperung der Liebe, strahlend zum Himmel erhebt. Im neunten Traumbild besucht Adam als Reisender den Zukunftsstaat, den Phalanstère, der nach dem Ideal der französischen Socialisten eingerichtet ist. Die Welt ist eine grosse Kaserne; statt der Eingebungen des Einzelnen ist ein grosser socialer Mechanismus die Triebfeder von allen Handlungen. Alles geschieht auf Commando; die Entwicklung der Kunst und Poesie ist auf ewig gehemmt. Blos das Nützliche hat seine Berechtigung. Adam wendet sich mit Abscheu ab und flieht mit Lucifer in höhere Regionen im Aether aufwärts. Doch er, der zu gross war, um im niederen Getümmel der Erde Befriedigung zu finden, ist zu schwach um ausser ihr athmen zu können; der Erdgeist schmettert ihn zur Erde zurück. Hier findet Adam die Menschheit ihrem Aussterben nahe; die ausgekühlte Sonne, deren rothe Scheibe Adam für den Mond hält, beleuchtet eine ewige Winterlandschaft, in der die letzten Menschen, die Erben so grosser geistiger Bestrebungen und Kämpfe als Eskimos kümmerlich ihr Leben fristen.

Adam erwacht. Das Schicksal des Geschlechtes, dessen Vater



er sein soll, erscheint ihm so entsetzlich, dass er diesem langen, qualvollen Ringen, das er im prophetischen Traumgesicht gesehen, durch seinen Tod ein Ende setzen will. Doch da naht sich ihm Eva und flüstert ihm verschämt das erste Geheimniss zu: dass sie sich Mutter fühlt. Adam gibt nun verzweifelt sein Vorhaben auf, worauf Gott erscheint und ihn im Drangsale des zukünftigen Geschickes auf die tröstenden Ideale seiner Seele verweist.

Madách führt uns auf diese Art in seiner Tragödie — die an Grossartigkeit der Conception in unserer Literatur ihres Gleichen sucht — nachdem er das Hauptbestreben der einzelnen weltgeschichtlichen Epochen und das Scheitern der früheren Bestrebungen gezeigt, bis zu dem Grabe der Menschheit. Es ist überaus charakteristisch für unser Jahrhundert, dass seine Dichter mit einer gewissen grauenhaften Vorliebe das Ende der Menschheit behandeln. Ihr unzufriedener, ruheloser Geist begnügt sich nicht mit der Vergangenheit und Gegenwart, sondern schweift in die nebelhafte Ferne der Zukunft, um von dort peinvolle Ahnungen zu holen.\*

Also gäbe es keinen Trost in der Kette dieser Täuschungen? Fällt in diesen qualvollen Kampf der Menschheit kein Lichtstrahl? Madách antwortet darauf mit den Worten Gottes, in welchen meiner Ansicht nach zugleich die Hauptidee des Werkes ausgedrückt ist: «O frage nicht weiter nach diesem Geheimniss, das die Hand Gottes wohlthätig vor deinen sehnenden Augen verdeckt.» Und darauf verweist er Adam auf die Poesie und die Liebe. «Diese

\* BYRON — um nur die berühmteren Dichter zu erwähnen — beschreibt mit grauenvoller Erhabenheit das Aussterben der Menschheit in seinem Gedicht *Die Finsterniss*. CAMPBELL schildert in seinem *Letzten Menschen* ebenfalls mit brennenden Farben, aber zugleich mit religiösen Gefühlen dieselbe Scene. VÖRÖSMARTY's düstere Phantasie streift dieses Thema in seinem *Weinlied* und in dem Drama *Csongor und Tünde* (Die Nacht), während HAMERLING (Ein Schwanenlied der Romantik) es ausführlicher behandelt. Uebrigens haben auch neuere Philosophen und Naturforscher dieses Thema besprochen: SCHOPENHAUER, *Die Welt als Wille*. IV. Buch. HARTMANN, *Philosophie des Unbewussten*. HELMHOLTZ, *Wissenschaftliche Vorträge*.

zwei Mittel werden neben dir stehen in Glück und Unglück als lächelnde, tröstende Geniuse.» Gott verweist also gegenüber dem Pessimismus der Weltgeschichte auf die Tröstungen des individuellen Lebens.

Dass Madách in den Traumbildern der Tragödie des Menschen in der That die Epochen der Weltgeschichte darstellen wollte, dass diese also nicht bloß in Folge einer satanischen Beleuchtung so erscheinen, wie dies einige Aesthetiker behaupten, sondern dass sie wahrhaftig die subjective Auffassung Madách's verrathen, zeigt uns schon der Titel. Könnte Tragödie des Menschen heissen, was bloß ein böser Traum eines Einzelnen ist? Und obzwar Madách sich aus dem Pessimismus zu erheben scheint, als in Adam das väterliche Gefühl und die Mahnungen Gottes die Verzweiflung lichten und die Stärkung des Kämpfens und Vertrauens in das Herz des die Zukunft Sehenden giessen, so bleibt Leser und Autor dennoch unter der Wirkung des Pessimismus. Das Beruhigenwollen beruhigt uns nicht. Nichts lässt darauf schliessen, dass Lucifer die Traumbilder *mala fide* vorführte. Die darin gezeichneten weltgeschichtlichen Epochen stimmen mit der Weltanschauung Madách's überein, welche sich auch in seinen lyrischen Gedichten offenbart. Auch das Aussterben der Menschheit in Folge der Auskühlung der Sonne ist keine dämonische Phantasmagorie, wie man meinte, sondern eine Hypothese der neueren Naturwissenschaft.

Madách's Werk ist das erste in unserer Literatur, welches nicht nur sociale oder nationale, sondern die ganze Menschheit berührende allgemeine Ideen ausdrückt. Jede Literatur geht nämlich durch drei Phasen der Entwicklung durch: durch die der Nachahmung, welche sowohl Form als Inhalt von fremden Völkern entlehnt, durch die nationale, welche den Gedankenkreis der betreffenden Nation in origineller Form vorträgt, und durch eine dritte Phase, deren Dichter die allgemeinen Probleme des menschlichen Daseins behandeln. Die grossen Dichter behalten auch auf dieser Stufe ihre nationalen Eigenthümlichkeiten, aber ihre Gedanken beziehen sich nicht mehr bloß auf ihr Volk. Oder ist



BYRON nicht der allerenglischeste Dichter, selbst wenn er, wie im Kain, die höchsten Probleme der Menschheit behandelt?

Die *Tragödie des Menschen* betritt übriges auch in einer anderen Hinsicht neue Bahnen in unserer Poesie. Zwei Elemente bekämpfen sich darin: die Phantasie und die Reflexion. Madách's Gedanken erheben sich nicht immer in die poetische Sphäre und führen demnach zu einer, wenn auch gehobenen Prosa. Und eben dies macht sie so charakteristisch für unsere Zeit. Das letzte Vierteljahrhundert ist auch in unserm geistigen Leben eine ähnliche Durchgangszeit; die reiche Vegetation der Dichter, welche bei uns binnen einem Menschenalter in farbenreicher Pracht und mit betäubendem Duft aus dem Boden sprossste, wird allmählig von einer ganz verschieden gearteten Vegetation, der der Gelehrten, verdrängt: wie denn auch die ganze Geschichte der Civilisation es bezeugen kann, dass der Gelehrte der Sohn des Künstlers ist. Die *Tragödie des Menschen* ist in dieser Hinsicht der von Madách mit Vorliebe besungenen Donau vergleichbar, die zwei verschiedene Farben hat, weil sie zwei, dem Boden nach verschiedene Ufer wäscht und von verschiedenen Nebenflüssen genährt wird.

Der Hauptfehler der Tragödie ist wohl, dass die Reflexionen darin nicht immer durch das Medium der Phantasie durchgegangen sind, sondern sich kahl logisch, prosaisch geben. Die Sprache bekommt keine poetischen Flügel, sondern bleibt abstracte Prosa. Ausserdem lässt sich auch gegen die Charakterisirung mancher Einwand erheben. Die Composition des Werkes bringt es mit sich, dass wir in jedem Traumgesichte Adams eine seiner geistigen Umwandlungen sehen, welche doch bloß das Resultat eines längeren Entwicklungsprocesses sein und daher auch nicht so schnell vor sich gehen kann, wie bei Madách. Wenn z. B. in Adam als Pharao die Idee des freien demokratischen Staates erwacht, so werden wir dies für höchst unwahrscheinlich halten, denn zur Entstehung dieser Idee sind ganz andere psychologische Vorbedingungen nothwendig, als wir bei Adam-Pharao finden.

Die Frauengestalten (die einzelnen Modificationen Evas) sind

nicht genug individualisirt und machen den Eindruck von abstract construirten Charakteren. Doch bei all' dem, welch' grossartige Auffassung der Weltgeschichte und wie viel Geist in den Details! Diejenigen Akte, in denen sich Madách keine verwickelten psychologischen Probleme zum Ziel gesetzt, der *vanity fair* zu London, und das letzte Traumbild, wo der gebrochene Adam auf der von einer blutrothen Kugel erleuchteten eisigen Erde irrt, welche blos «zum Sterben gut ist»: sind wohl das Vollkommenste, was unsere Literatur in diesem Genre aufzuweisen hat.

Madách entwickelte in den sechziger Jahren eine ausserordentliche Thätigkeit. Nach Adam, diesem immer edel für Dulcinea kämpfenden Don Quixotte der Menschheit, taucht eine strenge, erhabene biblische Gestalt, Moses, in seiner Phantasie auf. Der Moses Madách's ist das neue Ungarn der sechziger Jahre. Eines seiner Gedichte drückt die Absicht aus, welche er bei der Abfassung dieser Tragödie hatte: «Unsere alten Sünden haben uns erdrückt, die Spur der Ketten kann blos heiliges Blut abwaschen. Damit das bessere Geschlecht siege, starb Moses in der Wüste und eine Generation mit ihm. Ich fürchte nicht für dich, mein Vaterland!»

Madách wollte also darstellen, dass nachdem wir so viel Prüfungen bestanden, eine neue Generation, ein neues Leben beginnen müsse. Die Anspielung auf die damaligen Verhältnisse ist schon daraus sichtbar, dass die Reden Pharao's sehr an die des Civilisator Stroom erinnern. Der Stoff selbst ist wesentlich episch und auch Madách bearbeitete ihn episch; Jehova ist der Motor der Thaten Moses'. In Bezug auf die Dramen-Technik weist *Moses* einen grossen Fortschritt gegen die *Königin Maria* auf, Madách concentrirt schon die Handlung und lässt uns nicht im Dunkeln über die Motive der Thaten; dabei finden sich jedoch genug Mängel, so z. B. dass in einem Akt nacheinander zwei grosse Schlachten geschlagen werden, was übrigens auch die epische Composition verräth. Das Drama zerfällt in kleinere Bilder, welche jedoch bei weitem nicht das malerische Colorit der Bibel haben. Dagegen zeigt Moses einen Hass und eine Strenge, die die alttestamentarische



noch übertrifft. Bei einem solchen Moses wird uns wahrlich leicht glaublich, dass sich sein Volk wieder zu den Fleischtöpfen Egyptens zurücksehnte.

Ebenso wie *Moses* verdankt auch *Mathias Csák*, welches Werk den mächtigen Feudalherrn in eine melancholische Glorie hüllt, seine Entstehung den patriotischen Gefühlen Madách's. In dem ersteren Werk behandelt er die Befreiung und die Neugeburt einer Nation, während er in *Csák* noch die Fremdherrschaft schildert. Die ganze Tragödie ist eigentlich bloß ein fünfter Akt: das schmerzlich durchbebende Zerreißen einer Saite. Csák, der Held, ist ein ganz passiver Charakter, seine einzige That ist sein Tod.

Das letzte Werk Madáchs, die Novelle: *Die von Kolozs*, erschien 1864, wenige Tage, ehe er als Abgeordneter in Pest starb. Diese Novelle zeigt mehr Leidenschaft und hat tragischere Conflictte als die Tragödien Madách's. Das Ganze ist überfüllt mit gewalthätigen Motiven und leidenschaftlichen Ausbrüchen. Die erhitzte Phantasie des Dichters erhebt die Gefühle zum Siedepunkt: die Liebe, der Hass, die Rache und die Wuth beherrschen zügellos die in fortwährendem Fieber befindlichen Personen, welche in dieser Glutatmosphäre der Leidenschaft wie von einem Delirium getrieben rasen.

Die Handlung beruht eigentlich auf einem dreifachen Verkennen. Margaretha Cornaro erzieht ein Kind, das sie für die Tochter eines Todfeindes hält, bloß um es als Werkzeug ihrer Rache gebrauchen zu können. Sie macht es zum letzten Freudenmädchen Wiens und führt es dann ihrem eigenen Vater, Kolozsi, entgegen, an dem sich Margaretha auf diese Art rächen will. Kolozsi verliebt sich auch sogleich in seine Tochter, ohne sie zu erkennen, ja er entführt sie sogar. Als jedoch die Liebenden in das Gemach Kolozsi's treten, erkennt dieser an einem Medaillon seine Tochter. Die rachelechzende Margaretha wollte eben dies erreichen; sie sperrt nun die Thüre zu, nachdem sie noch den Kamin versperrt, damit Vater und Tochter im Rauch ersticken. Nun auf einmal wird es klar, dass das von Margaretha erzogene Mädchen ihr eigenes Kind ist. Margaretha kann nunmehr ihrem Kinde nicht helfen, da sie

den Schlüssel der Thüre in den Brunnen geworfen, und ist derart gezwungen das Todesröcheln ihrer Tochter anzuhören.

Alle die empörenden Scenen dieser Novelle sind mit überreizter Phantasie hinaufgeschraubt; die Extase der handelnden Personen wächst immerfort, sie brüllen, fluchen, entsetzen sich in ihrer Wollust, der Vater liebt seine eigene Tochter, die Mutter tödtet sie — und all das bei der schreiend blutrothen Beleuchtung einer krankhaften Einbildungskraft.

Die wichtigste Frage, die wir bei einem Dramatiker aufwerfen können, ist: Wie fasst er den Menschen auf? Welche Erscheinungen des Seelenlebens interessiren ihn am meisten und in welchem Maasse kann er in dessen Nuancen eindringen und sie ausdrücken? Je mehr der Dichter in den Charakter seiner Personen eindringt, das heisst, je mehr solche Charakterzüge er hervorheben kann, welche die Natur seiner Personen erklären, für um so werthvoller werden wir sein Werk halten, denn um so mehr eröffnet er uns das, was doch das Interessanteste ist: die menschliche Seele. Die Werke grosser Dichter sind zugleich Documente über die menschliche Natur. Die Aufgabe des Dramatikers ist, uns in den drei Stunden, die wir im Theater verbringen, mit einer Gruppe von Personen bekannt zu machen, und zwar nicht blos mit ihren Aeusserlichkeiten, mit ihrer Gesprächsweise, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit ihrem innern Mechanismus. Die Gestalten der grossen Dramatiker kennen wir, als wenn sie unsere Freunde gewesen wären. Madách erweist sich in diesem Sinne nicht als grossen Charakterzeichner, d. h. als einen Schriftsteller, der die 10—20 Hauptcharakterzüge einer Person, aus welchen die übrigen Eigenschaften alle herzuleiten sind, in zusammenhängenden Aeusserungen und Handlungen darstellen kann. Bei ihm trifft sich mehr als eine Gestalt, mit der wir nicht ins Reine kommen: sie sind nicht genug künstlerisch präparirt, um jeden wichtigeren Charakterzug sichtbar zu machen.

Der Mann ist bei Madách in seinem Grundtypus hochfliegend, leidenschaftlich, ideenreich. Er ist immer reflectirend, wie der Dichter selbst. In seinen Frauengestalten zeichnet Madách eigent-



lich bloß zwei Charaktere: das grossmüthige, entzückende, duldende, und das kokett buhlende, lächelnd Gift mischende Weib. In dem erstern sind die Züge seiner Mutter, in dem zweiten die seiner treulosen Gattin nicht zu verkennen.

Neben seiner geringen Menschenkenntniß macht sich in seinen Werken auch noch sein mangelhaftes Formgefühl bemerkbar. Er war nie vollkommen Herr der Sprache; der Inhalt blieb ihm immer viel wichtiger als die Form. Sein Formgefühl entwickelte sich erst spät, wie es scheint unter der Einwirkung seiner Lectüre. Den melodiosen Schmelz der lyrischen Sprache erreicht er selten, eher noch das hohe Pathos. Bei alldem ist es noch auffallend, wie wenig anschaulich seine Bilder sind. In seinen Werken finden sich sehr häufig Bilder, welche der Dichter nicht *gesehen* hat, sondern bloß aus Begriffen combinirt. Wenn ich bei RACINE die Verse lese: «Er warf die brausenden Wellen in Ketten», oder bei SCHILLER: «Des Greises Locken bäumten sich», wenn Eötvös in seinem berühmten Gedicht «Abschied» die Donau fragt: «Bist du die Thräne meines Vaterlandes, grosser Fluss?» so können wir wohl annehmen, dass der Dichter diese Bilder nicht vor sich gesehen, sondern den *Begriff* der Kette und der Wellen, der Locken und des Aufbäumens, der Donau und der Thräne, verbunden hat. Madách kann sehr häufig die Bilder nicht in ihrer ganzen Anschaulichkeit erwecken; er sieht in ihnen mehr den auszudrückenden abstracten Inhalt, als Farben und Gestalten.

Neben der Form war auch die Technik eine seiner schwachen Seiten. Madách kannte als Bewohner eines isolirten Schlosses nicht genügend die Bühne; er lernte die Compositionsgesetze des Dramas und die vielen kleinen Mittelchen und Handgriffe der Technik nicht auf dem Wege der Anschauung kennen, wie der Verfasser des «Bank Bán», JOSEF KATONA, der ein unermüdlicher Besucher, zuweilen auch Schauspieler der Vida'schen Gesellschaft (um 1815) war; er war nicht längere Zeit hindurch täglicher Zuschauer des Wiener Burgtheaters, wie der Begründer des ungarischen Lustspiels, KARL KISFALUDY; er war auch kein so genauer Kenner des geheimen Reiches der Coulissen wie unser fruchtbarster

Dramatiker, SZIGLIGETI, der bald Schauspieler, bald Regisseur war.

Natürlich sind bei Madách viele technische Einzelheiten, die Art der Gruppierung der handelnden Personen, oft entlehnt, besonders aus Shakespeare'schen und Schiller'schen Dramen. Madách ist eben kein Bühnendichter; seine Bedeutung für unsere Literatur ist eine ganz andere. Sein Talent, Charakter und seine Bildung machen ihn in gleichem Maasse zu unserm grössten Reflexions-Dichter.

Seine Muse hat einen fremden Racentypus. Selbst der Madách's Werke mit grossem Interesse liest, wird ihn schwer ganz verstehen; bei banaler Stimmung und hellem Tage hat man kein Organ für diese seltsame Poesie; doch wenn er mit von Schmerzen zerwühlter Seele Nachts in die freie Natur tritt, wenn sein Herz aufschluchzt mit dem Wind, der ihn umweht, wenn die Thräne der Enttäuschung sich in sein Auge drängt, dann vermeint er plötzlich einen Flügelschlag zu vernehmen, er sieht eine lichte, seltsame Muse, die sich mit melancholischem Lächeln und trostspendend über ihn beugt: die Poesie Madách's.

FRIEDRICH RIEDL.



# DER UNGARISCHE UND OESTERREICHISCHE STAATSHAUSHALT IN DEN JAHREN 1868—1877.

Von LUDWIG LÁNG.

## I

**D**IE Schlussrechnungs-Commission des ungarischen Reichstages, und noch mehr der oberste Rechnungshof, haben sich durch jene, mit seltener Mühe und Sorgfalt zusammengestellten Ausweise, welche von dem ersten Jahrzehnt unseres verfassungsmässigen Staatshaushaltes daserste zusammenhängende Bild liefern, unzweifelhaft grosse Verdienste erworben. Bei aller Anerkennung indessen, welche wir diesem Operat entgegenbringen, dürften wir uns kaum täuschen, wenn wir glauben, dass das darin enthaltene reiche und werthvolle Material uns erst dann wahrhaft von Nutzen sein werde, wenn auch der Privatfleiss bestrebt sein wird, zur Klärung oder mindestens Beleuchtung der den Gegenstand desselben bildenden grossen Fragen beizutragen. Der amtliche Fleiss hat die Daten zusammengestellt. Aber wie laut auch diese Zahlen schon an und für sich sprechen mögen, überzeugende, nicht so leicht umzustossende Folgerungen vermögen wir aus denselben erst dann zu ziehen, wenn wir, auf dem Wege der Vergleichung unserer vaterländischen Verhältnisse mit den Verhältnissen anderer Länder, auf jenes Bild, welches gegenwärtig blos Umrisse zeigt, lebendige und ergreifende Farben auftragen können. Die Gestalten, welche vor uns stehen, sind unzweifelhaft präcis, aber die Wärme des Lebens, die Kraft der Unmittelbarkeit werden sie erst dann gewinnen, wenn die strenge Eintönigkeit und farblose Schattirung

des Bleistifts durch den bunten Farbenreichthum des Pinsels abgelöst werden wird. In den Hauptzügen wird das Bild sich kaum verändern. Aber sehr viele Details erhalten erst dann die gehörige Beleuchtung. Und wenn der Eingeweihte auch jetzt nur dieselben Lehren, wie vorher daraus zieht, wird die Sache doch den Nutzen haben, dass dasjenige, was bis jetzt Wenige gewusst haben, zum Gemeingut weiterer Kreise wird. Aus den Musiknoten, deren Bedeutung nur verhältnissmässig Wenige kennen, bricht die Melodie hervor, deren hier ernst stimmende und zu unermüdlicher Arbeit anspornende, dort erheiternde und neue Arbeitslust einflössende Zeichen erst dann Gemeingut des Verständniss besitzenden Publicums werden können.

Je grössern Werth wir den Daten des Rechnungshofes beilegen, desto wünschenswerther müssen wir es finden, dieselben mit den analogen Daten anderer Länder zusammenzustellen und zu vergleichen. Und eben darum unternehmen wir vielleicht keine des Nutzens und Interesses entbehrende Arbeit, indem wir die auf unser Vaterland bezüglichen Daten des Rechnungshofes mit den, dieselben zehn Jahre betreffenden Daten der österreichischen Schlussrechnungen vergleichen.

Es wird vielleicht Manchen geben, welcher es für richtiger gehalten haben würde, wenn wir ausser den österreichischen Verhältnissen auch die Verhältnisse anderer Länder zum Gegenstande gründlicher Vergleichung gemacht hätten. Wenn wir die Vergleichung dessenungeachtet hauptsächlich auf Oesterreich beschränken, so thun wir dies aus dem Grunde, weil uns die Verhältnisse dieses Landes am nächsten angehen und weil die in vielen Beziehungen *ähnlichen* Verhältnisse desselben auch an und für sich die Vergleichung am meisten herausfordern, um so mehr, als wir diese unsere Verpflichtung bisher in sehr lauer Weise erfüllt haben.

Aber wir können auch in so beschränktem Masstabe keine, die sämmtlichen Details dieser wichtigen Frage berücksichtigende Studie liefern. Schon der engbemessene Rahmen der Abhandlung bringt es mit sich, dass die Vergleichung blos die durch das hervor-



ragendste Interesse ausgezeichneten Erscheinungen umfasst. Dieser Aufsatz tritt nicht mit dem Anspruche auf, eine den Gegenstand vollständig erschöpfende gründliche Facharbeit zu sein. Er will vielmehr bloß die Aufmerksamkeit derjenigen, welche der Gegenstand angeht, herausfordern. Und wenn diese Herausforderung das Ergebniss haben würde, dass sich Andere mit dieser Frage gründlicher und eingehender beschäftigen, so würden wir hierin unseren grössten Lohn finden.

Und zum Schluss brauche ich vielleicht gar nicht zu betonen, dass aus mir, indem ich die Ehre habe, vor dieser gelehrten Körperschaft zu sprechen, nicht der Politiker oder Parteimann, sondern bloß ein anspruchloser Arbeiter der Staatswirthschafts- und Finanzwissenschaft spricht, welcher, weit entfernt davon, die eine oder die andere Partei den übrigen gegenüberzustellen, nach Kräften bestrebt ist, mit der ernstesten Objectivität der Wissenschaft, nicht so sehr jene Fehler zu untersuchen, welche wir auf diesem Gebiete bisher ohne Parteiunterschied begangen haben, als vielmehr auf jene Ziele hinzudeuten, welche wir nicht minder ohne Parteiunterschied vor Augen halten müssen.

## II

Der Rechnungshof und die Schlussrechnungs-Commission haben lediglich aus den Daten der Schlussabrechnung geschöpft. Demzufolge haben sie eines der eingewurzeltesten und dessen ungeachtet nur geringer Aufmerksamkeit gewürdigten Gebrechen der Budgetgesetzgebung nicht allein unseres Landes, sondern des ganzen Continents unerwähnt gelassen. Wir meinen jene ewige Modification, welche das einmal geschaffene Finanzgesetz im Laufe des Jahres ausnahmslos erleidet und zwar natürlicherweise zu noch grösserm Nachtheil des so sehr ersehnten Gleichgewichts der Staatshaushaltung.

Dieser Umstand ist für uns aus zwei Ursachen von Wichtigkeit. Zuerst darum, weil unsere Schlussabrechnungen, obgleich sie im Ganzen den österreichischen Schlussabrechnungen an Prä-

cision weit überlegen sind, in diesem *einen* Punkte die mittels der Nachtrageredite bewirkten Modificationen nicht so klar und übersichtlich zur Evidenz bringen. Dieser Umstand ist aber zweitens und hauptsächlich darum wichtig, weil das Aufwuchern des Nachtragerredits nicht so sehr ein Fehler der Regierungen, als der Legislativen selbst ist und, bei der heutigen Freigebigkeit und wenn auch noch so geringen besseren Aussichten, doppelt zu besorgen steht, dass die Legislative nicht immer im Stande sein werde, das erforderliche Gleichgewicht zwischen den für nützliche, aber erst in der Zukunft fruchtbringende Investitionen nöthigen Ausgaben, und den unter unseren Verhältnissen erreichbaren Einnahmen aufrecht zu erhalten.

Nur in England wird streng an dem Grundsatz festgehalten, dass die Initiative für Ausgaben nur der Krone, beziehungsweise der Regierung zustehe. In allen constitutionellen Parlamenten übt dieses Recht, zum grossen Nachtheil des Gleichgewichtes des Staatshaushalts, ebenso auch das Repräsentantenhaus. Die öffentlichen Arbeiten, diverse culturelle Zwecke, die Aufbesserung der Staatsbeamtengehälter, werden neben ihrem nützlichen und humanitären Charakter nur zu oft zu Wahlagitationsmitteln in den Händen Einzelner oder ganzer Parteien. Und dieses grosse Gebrechen des parlamentarischen Budgets wäre nur heilbar, wenn wir dem Beispiele Englands folgten oder uns mindestens jeder, auf Unkosten des Gleichgewichts geschehenden nachträglichen Modification des Finanzgesetzes enthielten.

Betrachten wir jedoch die Ziffern selbst, welche zeigen, in welcher Weise sich innerhalb des angegebenen Zeitraumes das Budgetgesetz bei uns, sowie auch in Oesterreich modificirt hat, und wir werden daraus vielleicht auch noch andere Folgerungen ziehen können.



# Das Budgetgesetz und seine Modificationen

## In Ungarn

Jahr	Das Finanzgesetz			Das modificirte Finanzgesetz		
	Ausgabe	Einnahme	Ergebniss	Ausgabe	Einnahme	Ergebniss
1868	130.518,300·40					
1869	185.508,305—	172.786,806	— 12.721,599			
1870	192.557,338—	184.332,829	— 8.224,479	213.435,417·27½	184.332,859—	— 29.102,547·2½
1871	260.804,172—	242.361,810	— 18.442,362	263·086,572—	242·526,210—	— 20.660,362—
1862	296.297,069—	252.947,034	— 43.350,035	298.055,081·75	253·084,093·75	— 44.970,988—
1873	263.763,970—	249.057,873	— 14.706,097	285.016,508·67	249·958,635—	— 35.549,872·33
1874	256.733,827—	224.027,907	— 32.705,920	258·079,737·51½	224·527,907—	— 33.541,829·48½
1875	238.876,207—	217.210,650	— 21.665,557	238·935,448—	217.210.650—	— 21.724,798—
1876	232.796,528—	224.424,683	— 8.371,645	238·168,324·65	225.424,683—	— 12.743,640·35
1877	236.602,042—	216.056,105	— 20.545,937	243·040,689·11½	216.480,804—	— 26.559,884·88½

## In Oesterreich

Jahr	Das Finanzgesetz			Das modificirte Finanzgesetz		
	Ausgabe	Einnahme	Ergebniss	Ausgabe	Einnahme	Ergebniss
1868	320·230,326	281.245,907	— 38.984,319	320.636,095	289.394,549—	— 31.341,546—
1869	299.326,671	296.284,176	— 3.042,495	300.418,001	296.326,611—	— 6.091,390—
1870	320.739,254	317.195,040	— 3.544,214	340.439,234	317.145,066—	— 23.294,168—
1871	345.676,940	333.949,907	— 11.627,033	349.319,734	333.959,505—	— 15.360,229—
1872	353.714,207	353.776,901	+ 62,694	356.623,505	353.741,909—	— 2.281,596—
1873	389.929,292	393.677,697	+ 3.748,405	394.129,651	378.134,326·28½	— 15.995,324·71½
1874	383.265,313	383.298,975	+ 33,664	384.860,168	397.636,184·19½	+ 12.776,020·29½
1875	381.370,406	373.089,899	— 8.281,007	384.494,571	386.054,220·56½	+ 1.559,649·56½
1876	403.170,570	372.702,342	— 30.468,228	405.245,059	373.552,342—	— 31.692,717—
1877	405.569,474	376.637,817	— 28.921,657	409.952,556	379·265,517—	— 30·687,039—

Unter den Jahren von 1868 bis 1877 befindet sich kein einziges, dessen Budget nicht nachträglich eine bedeutende Abänderung erlitten hätte. Insoweit stimmen die ungarischen und die österreichischen Daten mit einander vollkommen überein. Aber es zeigt sich auch ein Unterschied zwischen den beiden Budgets und zwar zu Gunsten des österreichischen. Und dieser besteht darin, dass in Oesterreich nicht bloß die Ausgaben, sondern nach Möglichkeit auch die Einnahmen erhöht wurden und zwar nicht durch Steuern. So ist es dort wenigstens einmal vorgekommen, im Jahre 1875, dass sich infolge der Nachtrageredite das Deficit von 8.281,007 fl. in ein Plus von 1.559,649 fl. 56 $\frac{1}{2}$  kr. verwandelte. So sehen wir ferner, dass in Oesterreich die Einnahmen viermal, in den Jahren 1868, 1874, 1875 und 1877, eine beträchtliche, und dreimal, in den Jahren 1869, 1871 und 1876, eine mindere Erhöhung, und nur dreimal, in den Jahren 1870, 1872 und 1873, eine Verminderung zeigen; auch hier hat nur die letzte eine höhere Summe erreicht. Mit einem Wort, würden wir die Beträge summiren, mit denen sie die Einnahmen durch Nachtrageredite vermehrt und vermindert haben, so würden wir jedenfalls ein bedeutendes Plus erhalten.

Wenn wir dagegen betrachten, was bei uns geschieht, so sehen wir, dass unsere Einnahmen durch die Nachtragsverfügung zwar niemals vermindert, aber auch niemals erhöht worden sind. Bei uns sind die Einnahmen durch die Nachtragsverfügung entweder unberührt geblieben, wie in den Jahren 1870, 1875 und 1876, oder nur sehr unbedeutend vermehrt worden, wie in den übrigen Jahren. Und warum? Weil die Parlamente im Allgemeinen sehr leicht Ausgaben, aber nur sehr schwer Einnahmen bewilligen.

Die durch die Nachtrageredite verursachten Abänderungen gaben die ungarische Schlussabrechnung erst von 1876 consequent übersichtlich, nachdem sie dies in dem vergangenen Zeitraum einmal, 1870 gethan, aber sodann unterlassen hatten. Aus diesem Grunde können wir die Detailvergleiche natürlich nur auf die letzten zehn Jahre ausdehnen. Aber wenn wir sehen werden, dass die auf diese Weise gewonnenen Lehren mit denjenigen über-



einstimmen, welche wir aus den augenfälligeren Daten der früheren Jahre schöpfen können, so dürften wir vielleicht zu einigermaßen stichhaltigen Folgerungen gelangen können.

Die beiden auffallendsten Abweichungen zeigen sich ebenso bei uns wie in Oesterreich in den beiden Jahren 1870 und 1873. Bei uns beläuft sich die Abweichung in beiden Fällen auf mehr als 20 Millionen Gulden bei sozusagen gleichbleibenden Einnahmen. In Oesterreich beträgt die Abweichung im Jahre 1870 ebenfalls 20 Mill. Guld. bei nahezu vollständig gleichbleibenden Einnahmen, im Jahre 1873 aber 18 Mill. Guld., jedoch bei theilweiser (5 Mill. Guld. übersteigender) Verminderung der Einnahmen. Beschränken wir die Vergleichung bloß auf 1870, da wir diesbezüglich von beiden Seiten übersichtliche Ausweise besitzen.

*Für 1870 bewilligte Ausgaben*

**In Ungarn**

G e s e t z	Ordentliche Ausgaben	Ausser- ordentliche Ausgaben	Gesamt- Ausgaben
1870 G. A. XI Finanz- Gesetz	153.904,661	38.652,677	129.557,338
1870 G. A. XXX für den Ankauf der Ketten- brücke		6.773,040	6.773,040
1870 G. A. XXXVI für das Justizministerium	270,758		270,758
1870 G. A. XV für das Handelsministerium		376,342	376,342
1870 G. A. XLIV für das Honvélministerium		5.000,000	5.000,000
1870 G. A. XLV für das Ministerium des In- nern		162,000	162,000
1870 G. A. XLVI für das Unterrichtsministerium	823,063	38,768	861,849
1871 G. A. II für gemein- same Angelegenheiten	7.347,592·27½		7.347,592·27½
1871 G. A. XIII für die humaner Regierung	53,498	33,000	86,498
In Summa	162.349,572·27½	51.035,845	213.435,417·27½

*Für 1870 bewilligte Ausgaben***In Oesterreich**

Für die Bedürfnisse des Jahres 1870 präliminirte das  
Finanzgesetz vom 12. April 1870 ..... 320.739,254 fl.

Das Gesetz vom 28. Juli 1871 schuf folgende Nachtrags-  
credite, und zwar:

für das Ministerium des Innern .....	149,000 »
für das Landwehrministerium .....	440,633 »
für das Unterrichtsministerium .....	422,442 »
für das Finanzministerium .....	53,500 »
für das Ackerbauministerium .....	60,000 »
für Subventionen .....	473,000 »
für gemeinsame Angelegenheiten .....	17.022,632 »

Zusammen ..... 339.360,461 fl.

Von dem präliminirten Bedarf entfällt übrigens im Sinne des  
Finanzgesetzes vom 12. April 1870 (Abschnitt VII  
Alinea 4) auf Rechnung des folgenden Jahres der Be-  
trag von ..... 3.959,380 »

Demnach bleiben für den präliminirten Bedarf des Jahres 1870 335.401,081 fl.  
Hiezu die vom Jahre 1869 übertragenen Creditreste ..... 5.038,153 »

Naturforscher sagen, dass der Embryo jedes organischen Wesens dieselben Umgestaltungsphasen durchmache und das- selbe Bild biete, wie der vollständig entwickelte Organismus. Von den beiden embryonalen Budgets, welche wir soeben betrachtet haben, lässt sich in der That sagen, dass sie leibhaftige Mikro- kosmen der vollständigen Budgets der betreffenden Nationen seien. Wir haben dieselben im Wesentlichen vollständig wortgetreu mit- getheilt und die zwischen ihnen zu Tage tretende Aehnlichkeit und Verschiedenheit ist in der That charakteristisch sowohl für diese Ausweise selbst, als für die vollständigen Budgets der beiden Länder.

Die gemeinsamen Ausgaben figuriren auf beiden Seiten als Hauptursachen der Nachtragscredite. Darin manifestirt sich die Aehnlichkeit. Die Verschiedenheit dagegen zeigt sich darin, dass sich Ungarn auch zu Gunsten der öffentlichen Arbeiten und seiner eigenen nationalen Aspirationen beträchtliche Nachtragscredite gestattet hat, was von Oesterreich nicht gesagt werden kann. Und



sie zeigt sich ausserdem hauptsächlich auch noch darin, dass der ungarische Ausweis einfach und möglichst correct ist, während der österreichische, wenn auch vielleicht günstiger, doch so verwickelt und verworren ist, dass er weder den Principien der Budgetwissenschaft, noch denen der gewöhnlichen Solidität vollständig entspricht.

Diese unsere Behauptungen werden nur bestätigt durch die Daten jener beiden letzten Jahre, welche, wie wir bereits angedeutet haben, ausser dem bereits angeführten Beispiele, allein von beiden Seiten ein Bild geben, welches eine vollständige Vergleichung gestattet.

*Für 1876 bewilligtes Budget*

**In Ungarn**

	Ausgabe	Einnahme
1875, G.-A. LV Finanzgesetz für 1876 ...	fl. 232,796,328.—	fl. 224,424,683
<i>Nachtragscredite :</i>		
1875, G.-A. XLIX für die Zinsen der 80 Millionen Rente ...	fl. 1,200,000.—	
1876, G.-A. XXII für die gemeinsamen Ausgaben von 1870 und 1871 ...	» 170,564,71½	
1876, G.-A. XXIV für Croatien und Sla- vonien ...	» 10,005.—	
1876, G.-A. XXV für Steuerabrechnungs- ausgaben ...	» 150,000.—	
1886, G.-A. XXIX für Phyloxeravertil- gung ...	» 80,000.—	
1876, G.-A. XXX für das Pariser inter- nationale Meteramt ...	» 11,120.80	
1876, G.-A. XXXIV für die Kronstadt- Tömöscher Eisenbahn ...	» 1,000,000.—	» 1,000,000
1876, G.-A. XLI für den dem Hermann- städter und dem Karlsburger Kapitel zukommenden Stiftungsfondantheil...	» 124,625.—	
1876, G.-A. XLII für die 1876er und 1877er gemeinsamen Ausgaben ...	» 1,086,522.77½	
1876, G.-A. XLIII für Ueberschwem- mungsanlehen ...	» 280,000.—	
1876, G.-A. XLV für Communications- zwecke ...	» 1,179,559.—	
1876, G.-A. LI für siebenbürgische Mili- tärspitäler ...	» 7,000.—	
Zusammen ...	fl. 238,168,324.65	fl. 225,424,683

*Für 1877 bewilligtes Budget***In Ungarn**

	Ausgabe	Einnahme
1876, G.-A. XLVI Finanzgesetz für 1877	fl. 256,602,012.—	fl. 216,056,105
<i>Nachtragscredite :</i>		
1886, G.-A. LI für siebenbürgische Militärspitäler	fl. 10,241.47 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	
1877, G.-A. VII für Honvédadjustirung	» 425,065.32	
1877, G.-A. IX für Rentenemission	» 15,940.—	
1877, G.-A. XV für die Pariser Weltausstellung	» 75,000.—	
1877, G.-A. XVII für die Neusohler Dampfsäge	» 91,378.—	
1878, G.-A. II für das Diósgyőrer Eisenwerk	» 667,695.—	» 424,789
1878, G.-A. VIII für 1877er gemeinsame Ausgaben	» 3,047,482.39 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	
1878, G.-A. XII für den hauptstädtischen Baurath	» 67,826.—	
1878, G.-A. XV für Communicationszwecke	» 1,524,583.18	
1878, G.-A. XVI	» 513,447.24 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	
Zusammen	fl. 243,040,689.11 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	fl. 216,480,894

*Für 1876 votirtes Budget***In Oesterreich**

<i>Ausgaben :</i>	
Mit Finanzgesetz vom 25. December 1875	403,170,570 fl.
Mit Gesetz vom 15. März 1876 für den Nothstand in Galizien	700,000 »
Mit Gesetz vom 15. März 1876 für mehrere Ministerportefeuilles	385,910 »
Mit Gesetz vom 18. März 1876 zur Unterstützung katholischer Geistlicher	600,000 »
Zusammen	404,856,480 fl.
Hievon sind laut Finanzgesetz vom 25. und 29. December 1875 auf das Jahr 1877 zu überschreiben	4,036,943 »
Bleiben	400,819,537 fl.
Hiezu die 1875er Creditremanenzen	4,425,522 »
<i>Einnahmen :</i>	
Mit Gesetz vom 25. December 1875	372,702,342 »
Mit Gesetz vom 18. März 1876 aus dem Religionsfonde	600,000 »
Mit Gesetz vom 15. März 1876 aus emittirten Obligationen	250,000 »
Zusammen	373,552,342 fl.



*Für 1877 votirtes Budget***In Oesterreich***Ausgaben :*

Mit Finanzgesetz vom 29. December 1876	405.569,474 fl.
Mit Gesetz vom 17. Mai 1877 für diverse Ministerien	4.654,073 »
Mit Gesetz vom 25. Februar zur Förderung der öffentlichen Bauten einiger niederösterreichischen Gemeinden	500,000 »
Hievon sind laut Gesetz vom 29. December 1876 auf das Jahr 1878 zu überschreiben	4.807,934 fl.
Bleiben	405.915,613 fl.
Hiezu die 1876er Creditremanenzen	4.036,943 »

*Einnahmen :*

Mit Finanzgesetz vom 29. December 1876	376.637,817 »
Mit Gesetz vom 17. Mai 1877	2.627,700 »
Gesamtdeckung	379.265,517 fl.

Wenn wir die zuletzt angeführten Nachtragscredite mit den früheren vergleichen, fällt uns vor allem *ein* Unterschied in die Augen. Und dieser besteht darin, dass bei uns auch die kleineren gemeinsamen Ausgaben durch Nachtragscredite gedeckt wurden, während man in Oesterreich Mittel fand, dieselben in das ordentliche Budget aufzunehmen. Dies spricht jedenfalls zu Gunsten des österreichischen Vorgehens. Andererseits jedoch ist es auch unzweifelhaft, dass eine so weit ausgedehnte Anwendung der Nachtragscredite, wie wir sie hier finden, dass nämlich auch Ausgaben der Jahre 1870 und 1871 noch 1876 gedeckt werden müssen, dem Begriff des Budgets so zuwiderläuft, dass sie selbst dann nicht gebilligt werden kann, wenn sie unter der Firma des ordentlichen Budgets und nicht derjenigen des Nachtragscredits stattfindet.

Ein anderer auffälliger Umstand ist der, dass der Nachtragscredit in Oesterreich in neuerer Zeit in grösserm Masstab in Anspruch genommen wird als früher. Und wenn wir im Einzelnen nachsehen, welchen Zwecken diese grösseren Nachtragscredite dienen, so werden wir finden, dass sie zu Eisenbahnbauten verwendet werden. Mit anderen Worten, sobald Oesterreich das Gebiet der Investitionspolitik betreten, hat es seine Bedürfnisse ebenso

gut durch Nachtragscredite gedeckt, wie auch wir es gethan haben und leider auch bis in die neuesten Zeiten *thun*.

Wenn wir es mit den Forderungen der Budgetwissenschaft streng nehmen, so können von den verschiedenen Nachtragscrediten nur sehr wenige bestehen bleiben. Denn mittels Nachtragscredits dürfen rechtmässigerweise nur wahrhaft ausserordentliche, unvorhersehbare und unaufschiebbare Ausgaben gedeckt werden. Dergleichen sind namentlich die durch Kriege oder Elementarschäden und Nothstände veranlassten Ausgaben. Diese spielen indessen in den obigen Ausgaben-Ausweisen eine so unbedeutende Rolle, dass sie unter den zwischen ihnen aufwuchernden anderweitigen, möglicherweise sehr nützlichen, aber keinesfalls unvorhersehbaren und unaufschiebbaren Ausgaben nahezu vollständig verschwinden. In dieser Hinsicht besteht zwischen dem Vorgehen der beiden Länder kaum ein Unterschied. Und wenn jene Eigenthümlichkeit der österreichischen Nachtragscredite, dass man dort den Ausgaben gegenüber auch für Deckungen zu sorgen liebt, das dortige Vorgehen auch vortheilhaft von dem unsrigen unterscheidet, so können wir doch auch wahrnehmen, dass dieses Bestreben mehr formell, als materiell sei. Denn die als Einnahmen eingestellten Posten repräsentiren nicht eigentlich wirkliche Einnahmen. Und wenn in dieser Hinsicht auch wirklich ein gewisser Vorzug auf österreichischer Seite vorhanden wäre, so wird derselbe vollständig null gemacht durch die wiederholt wahrgenommene verwickelte und verworrene Natur ihrer Rechnungsführung, welche die Controle sehr schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich macht.

### III

Nach diesem Präludium, dessen hier nur erst flüchtig verklingende Motive im weitem Verlauf unserer Darstellung immer stärker und vollständiger entwickelt wiederkehren werden, können wir zu unserm eigentlichen Gegenstande: den Daten der Schlussabrechnung, übergehen und zwar vorläufig zur Feststellung des



Endergebnisses selbst, indem wir den späteren Abschnitten die eingehendere Betrachtung der Ausgaben und Einnahmen und die aus denselben theilweise von selbst fließenden Folgerungen vorbehalten.

Wenn wir die ungarischen und österreichischen Schlussabrechnungen mit einander vergleichen und untersuchen, worin ihre wechselseitigen Vorzüge und Mängel bestehen, gelangen wir zu der Ueberzeugung, dass die österreichischen Schlussabrechnungen formell jedenfalls über den ungarischen Schlussabrechnungen stehen, materiell und inhaltlich aber wird der Vorzug wohl unseren Schlussabrechnungen gebühren.

Die österreichischen Schlussabrechnungen befolgen von Anfang an ein ziemlich gleichmässiges System und erleichtern dadurch wesentlich den Ueberblick und die Vergleichung der Ergebnisse der einzelnen Jahre. Die ungarischen Schlussabrechnungen dagegen befolgen von 1868 bis 1874 sozusagen von Jahr zu Jahr ein anderes System und halten erst seit dem letztgenannten Jahre an einem bestimmten Abrechnungsmodus fest. Diese Verschiedenartigkeit der Systeme bringt es mit sich, dass von einer Vergleichung blos nach den Endergebnissen der ursprünglichen Schlussabrechnungen kaum die Rede sein kann. Und daher kommt es auch, dass alle Angaben, welche bisher über das Endergebniss unserer Budgets selbst die ersten Fachautoritäten veröffentlicht haben, sehr wesentliche Abweichungen aufweisen. Der Ausweis des ungarischen Rechnungshofes, welcher die Daten der letzten zehn Jahre nach einem identischen System zusammenstellt, hat diesem Uebelstand ein Ende gemacht.

Jene conformen Daten, welche der oberste Rechnungshof in seinem gegenwärtigen Ausweis über die Ausgaben und Einnahmen der einzelnen Jahre mittheilt, hat auch die Schlussabrechnungs-Commission, welche sonst in mancher Hinsicht eine abweichende Meinung geäussert hat, als authentisch anerkannt. Diese Daten acceptiren also auch wir, wenn wir gleich in Betreff der Gruppierung derselben und der aus ihnen zu ziehenden Schlussfolgerungen mit dem Rechnungshof nicht immer gleicher Meinung

sind, wie wir dies weiter unten Gelegenheit haben werden eingehender auseinanderzusetzen.

Soviel über die Form der Schlussabrechnungen, und hiemit können wir zur stofflichen oder inhaltlichen Würdigung der Endergebnisse der Schlussrechnungen übergehen.

Wie aufrichtig wir den in der Conformität der österreichischen Schlussabrechnungen liegenden formellen Vorzug anerkannt haben, ebenso wenig können wir unser Auge vor dem Umstande verschliessen, dass die Endergebnisse der österreichischen Schlussabrechnung der strengen Wirklichkeit nicht entsprechen. Die österreichischen Schlussabrechnungen wurden vom Anfang an durch einen besondern Rechnungshof zusammengestellt, welcher sich indessen wie es scheint auch bis heute nicht auf jene Höhe der Selbständigkeit und Autorität erhoben hat, welche der ungarische Rechnungshof binnen Kuzem erreichte. Die ungarischen Schlussabrechnungen gehen erst seit 1870 aus dem Rechnungshofe hervor. Und wiewohl diese erstjährige Schlussabrechnung noch nicht von grosser Selbständigkeit zeugt, sieht man schon der nächstjährigen (von 1871) das Streben nach Unabhängigkeit an, welches ein zwei Jahre lang — zwar auch mannigfaches Schwanken und hin- und hertappendes Experimentiren aufweist, aber von 1874 angefangen sich zu entschiedener und consequenter Selbständigkeit emporarbeitet. Eine derartige Haltung des Rechnungshofes ist für die Regierung jedenfalls unbequemer als diejenige, die wir in Oesterreich sehen, aber sie entspricht vielleicht auch dem Begriff der verfassungsmässigen Controle vollkommener.

Betrachten wir nach dieser Einleitung die Endergebnisse der ungarischen und österreichischen Budgets nach der Summirung der entsprechenden Schlussabrechnungen und stellen wir ihnen gleich das in den Budgetgesetzen und Nachtragscrediten präliminirte Ergebniss an die Seite.



*Endergebnisse der Budgets nach den Schlussabrechnungen***In Ungarn**

Jahr	Nach der Schlussabrechnung			Ergebniss des definitiven Voranschlages
	Ausgabe	Einnahme	Ergebniss	
1870	357.730,704 30 $\frac{1}{2}$	353.275,361 14 $\frac{1}{2}$	— 4.455,343 16	—29.102,547 72 $\frac{1}{2}$
1871	282.897,024 44 $\frac{1}{2}$	271.602,794 71	—11 294,229 73 $\frac{1}{2}$	—20.660,362
1872	258.710,186 59 $\frac{1}{2}$	231.706,969 05	—27.003,217 54 $\frac{1}{2}$	—44 970,988
1873	277.012,925 48	277.224,302 72	+ 211,377 24	—35.549,872 33
1874	258.079,737 51 $\frac{1}{2}$	224.527,907	—33.551,830 51 $\frac{1}{2}$	—33.541,829 48 $\frac{1}{2}$
1875	238.935,448 $\frac{1}{2}$	217.210,650	—21.724,798 $\frac{1}{2}$	—21.724,798
1876	246.127,442 82	214.866,509 47 $\frac{1}{2}$	—31.260,933 34 $\frac{1}{2}$	—12 743,640 35
1877	247.566,483 73 $\frac{1}{2}$	221.115,449 87	—26.451,033 86 $\frac{1}{2}$	—26.559,884 88 $\frac{1}{2}$

**In Oesterreich**

Jahr	Nach der Schlussabrechnung			Ergebniss des definitiven Voranschlages
	Ausgabe	Einnahme	Ergebniss	
1868	324.968,163 37	325.251,333 48	+ 283,170 11	—31.341,546
1869	300.479,593 9	323.192,604 1	+ 22.713,010 92	— 6 091,390
1870	332.332,653 55 $\frac{1}{2}$	355.570,518 89	+ 23.237,865 33 $\frac{1}{2}$	—23 294,168
1871	345.645,431 25 $\frac{1}{2}$	356.296,984 37 $\frac{1}{2}$	+ 10.651,553 12	—15 360,229
1872	353.037,876 87	367.205,809 14 $\frac{1}{2}$	+ 14.167,932 27 $\frac{1}{2}$	— 2 281,596
1873	398.851,429 65	398.851,429 65	—	—15 995,324 71 $\frac{1}{2}$
1874	400 248,029 21	400.248,029 21	—	+ 12 776,020 19 $\frac{1}{2}$
1875	391.764,181 79	391.764,181 79	—	+ 1 559,649 56 $\frac{1}{2}$
1876	415.904 41 2 45	381.418,078 81	—34.486,333 64	—31 692,717
1877	415.478,460 73	388.130,334 54 $\frac{1}{2}$	—27.328,126 18 $\frac{1}{2}$	—30 687,039

Diese beiden Tabellen bestätigen unserer Ansicht nach das vorhin Gesagte hinreichend. In Oesterreich zeigen die Schlussabrechnungen sozusagen *ausnahmslos ein günstigeres Ergebniss*, als der Voranschlag, während bei uns dieser günstigere und nachsichtige Voranschlag des Rechnungshofes nur einige Jahre hindurch vorkommt.

Es ist zwar richtig, dass dies kein genügender Beweis sei. Denn man könnte sagen, dass die Schlussabrechnung deshalb günstiger sei, weil das Ergebniss auch thatsächlich günstiger gewesen sei. Wenn wir jedoch in Betracht ziehen, wie unordentlich die Daten des ungarischen Rechnungshofes in den das günstigere Ergebniss aufweisenden ersten Jahren sind; wie sie eine Abnahme der Ausgaben in Jahren ausweisen, von welchen Jedermann weiss, dass die Ausgaben in ihnen grösser gewesen sind; wie dagegen

die Bewegung der Ausgaben und Einnahmen in den späteren, ein ungünstigeres Ergebniss ausweisenden Jahren dem öffentlichen Bewusstsein im höchsten Grade entspricht; und wenn wir ferner sehen, dass die sozusagen fortwährend ein günstigeres Endergebniss ausweisenden österreichischen Schlussabrechnungen drei Jahre hindurch ganz gleiche Einnahmen und Ausgaben aufweisen: dann müssen wir natürlicherweise gegen die Richtigkeit und Stichhaltigkeit sowohl der von 1870—1873 reichenden Daten der ungarischen Schlussabrechnung, als auch der ausnahmslos alle zehn Jahre hindurchgehenden Daten der österreichischen Schlussabrechnung oder doch gegen die Richtigkeit des Gruppierungsmodus dieser beiderseitigen Daten von Argwohn erfüllt werden.

Dieser unser Argwohn gegen die Richtigkeit der österreichischen Schlussabrechnungen wird nur noch zunehmen, wenn wir eingehender untersuchen, welchen Umständen diese angeblichen Plus ihren Ursprung zu verdanken haben.

So sehen wir vor allem im Anfang des Jahres 1868 einen beträchtlichen Cassenvorrath im Betrage von 29.673,191 fl. 52 $\frac{1}{2}$  kr.

Bei dem 283,170 fl. 11 kr. betragenden Plus des Jahres 1868 sehen wir als Einnahme:

aus verkauften Staatsgütern	fl. 15.111,330·85
aus zurückgezahlten Subventionen	» 2.266,448·80
aus gemeinsamen Activen	» 18.803,996·40
Zusammen	fl. 36.181,775·05

Bei dem 1869er 22.713,010 fl. 92 kr. betragenden Plus sehen wir als Einnahme:

aus Staatsgüterverkauf	fl. 8.659,277·43
aus zurückgezahlten Subventionen	» 1,877,471·20 $\frac{1}{2}$
aus Staatsschulden	» 4,754,807·58 $\frac{1}{2}$
aus gemeinsamen Activen	» 4.300,814—
aus der vor 1868er Zeit entstammenden Einnahmen	» 5.881,410·32
Zusammen	fl. 25.463,780·54

Bei dem 1870er 23.237,865 fl. 33 $\frac{1}{2}$  kr. betragenden Plus figuriren als Einnahme:



aus Staatsgüterverkauf .....	fl. 12.329,936·87
aus zurückgezahlten Subventionen .....	» 6.098,761·23 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
aus Staatsschulden .....	» 9.090,136·55
aus zurückerhaltenen gemeinsamen Ausgaben .....	» 15.032,505·50
Zusammen .....	fl. 42.551,340·16 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>

Bei dem 1871er 10.651,553 fl. 12 kr. betragenden Plus zeigen sich als Einnahme:

aus Staatsgüterverkauf .....	fl. 9.393,690·67 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
aus zurückgezahlten Subventionen .....	» 5.821,208·32
aus Staatsschulden .....	» 5.506,958·11 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
Zusammen .....	fl. 20.421,857·11

Bei dem 1872er 14 Millionen 167,932 fl. 27<sup>1</sup>/<sub>2</sub> kr. betragenden Plus sehen wir als Einnahme:

aus Verkauf von Staatsgütern .....	fl. 1.525,489·96
aus zurückgezahlten Subventionen .....	» 499,793·33
aus Staatsschulden .....	» 427,987·55 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
Zusammen .....	fl. 2.453,270·84 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>

Bei dem 1873er Saldo sehen wir als Einnahme:

aus Verkauf von Staatsgütern .....	fl. 1.416,008·05 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
aus zurückgezahlten Subventionen .....	» 982,512·28
aus Staatsschulden .....	» 140,896·06 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
aus Cassenremanenzen .....	» 12.380,629·28 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
Zusammen .....	fl. 14.920,045·68 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>

Bei dem 1874er Saldo sehen wir als Einnahme:

aus Verkauf von Staatsgütern .....	fl. 3.325,405·47 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
aus zurückgezahlten Subventionen .....	» 1.273,656·07
aus Kasserückständen .....	» 20.326,546·36
aus Staatsschulden .....	» 12.097,473·88 <sup>2</sup> / <sub>2</sub>
Zusammen .....	fl. 37.023,081·79

Beim 1875er Saldo treten als Einnahme auf:

aus Verkauf von Staatsgütern .....	fl. 1.149,594·93
aus zurückgezahlten Subventionen .....	» 1.209,262·50 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
aus gewesen gemeinsamen Activen .....	» 7.038,744·48 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
aus Staatsschulden .....	» 17.407,266·10
Zusammen .....	fl. 26.804,868·32

Bei dem 1876er 31 Mill. 486,078 fl. 64 kr. Deficit finden wir als Einnahme:

aus Verkauf von Staatsgütern .....	fl. 327,386·60
aus zurückgezahlten Subventionen .....	» 33,115·79
aus Staatsschulden .....	» 16.570,502·14 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
Zusammen .....	fl. 16.931,004·53 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>

Bei dem 1877er 27 Mill. 328,126 fl. 18 $\frac{1}{2}$  kr. Deficit sehen wir als Einnahme:

aus Verkauf von Staatsgütern .....	fl.	257,426·52
aus zurückgezahlten Subventionen .....	»	11,715·03
aus gewesenen gemeinsamen Activen .....	»	683,007·40
aus Staatsschulden .....	»	17,837,317·26
Zusammen .....	fl.	18.789,466·21

Und ausser diesen sich ohngefähr auf 270 Millionen beziffernden Einnahmen figuriren noch von ausserhalb des Rahmens des Budgets bleibenden Anleihen als Einnahme:

während der Jahre 1873—1875	80.000,000 fl.
im Jahre 1876 . . .	54.483,925 »
im Jahre 1877 . . .	85.755,397 fl.

Ferner ausserhalb des Rahmens des Budgets aus den Förderungen der ehemaligen Central-Staatsvorschusscassen als Einnahme:

im Jahre 1876	822,365 fl. 76 kr.
im Jahre 1877	3.644,812 » 13 $\frac{1}{2}$ kr.,

oder ausserhalb des Rahmens

des Budgets zusammen 229.706,481 fl. 80 $\frac{1}{2}$  kr.,  
oder im Gesamtbetrage nahezu 500 Millionen Gulden solche Einnahmen, wie sie in den ungarischen Schlussabrechnungen zum mindesten seit 1874 als Einnahme entweder gar nicht vorkommen — wie z. B. die Staatsschulden und die Cassenvorräthe — oder nur in sehr bescheidenem Maasse, wie der Verkauf von Staatsgütern, gemeinsame Activa und Rückzahlungen von Subventionen. Und wenn wir auch einige von diesen Einnahmen — wie die zurückgezahlten Subventionen, die aus Veräusserung von Staatsgütern herrührenden Summen, die Cassenvorräthe, die ehemaligen gemeinsamen Activa — als rechtmässige und thatsächliche Einnahmen anerkennen, wiewohl auch bei diesen der Umstand nicht ausser Acht gelassen werden darf, dass sie nur eine zeitweilige Einkommenquelle bilden, so können wir doch unmöglich als wirkliche Einnahmen diejenigen Posten anerkennen, welche aus Anlehen hervorgegangen sind und über 285 Millionen Gulden betragen. Um diese Summe muss demnach die Einnahme jeden-



falls verringert werden, umsoviel verschlimmert sich die Bilanz Oesterreichs während des abgelaufenen Jahrzehnts, was immer wir von seinen übrigen Einnahmen halten mögen.

Laut den Schlussabrechnungen war das Ergebniss :

1868 : + fl.	283,170·11
1869 : + »	22.713,010·92
1870 : + »	23.237,865·33 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
1871 : + »	10.651,553·12
1872 : + »	14.167,932·27 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
oder zusammen + fl.	78.953,531·76

Von 1873—1875 haben die Ausgaben und die Einnahmen mit einander ausgeglichen :

1876 : — fl.	34.486,078·64
1877 : — »	27.328,128·18 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
oder zusammen — fl.	61.814,206·82 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>

Das definitive Ergebniss der Schlussabrechnungen des abgelaufenen ersten Jahrzehnts ist demnach + 12.139,324·86<sup>1</sup>/<sub>2</sub>.

Wenn wir diesen Betrag von der mehr als 285 Millionen betragenden Schuld subtrahiren, bleiben noch immer 173 Millionen Deficit für die ersten zehn Jahre, während welcher Oesterreich noch dazu, wie wir gesehen haben, über 200 Millionen Gulden solcher Einkünfte gehabt hat, auf welche es in den künftigen Jahren, wenigstens in so reichem Maasse nicht mehr rechnen darf.

Es tritt nun die Frage hervor, wie die Bilanz Ungarns während dieses Jahrzehnts beschaffen gewesen sei. Denn, dass die in den Schlussabrechnungen vorliegenden Zusammenfassungen vom ersten Anbeginn an nicht brauchbar seien, braucht nach dem Gesagten nicht wiederholt zu werden. Es liegt uns jedoch der das erste Jahrzehnt betreffende Bericht der Schlussabrechnungs-Commission vor, dessen durch den Rechnungshof gelieferte Daten auch die Commission als unanfechtbar anerkannt hat. Diese Daten zeigen uns die Ausgaben und Einnahmen der abgelaufenen Jahre auf einheitlicher Grundlage. Und wenn wir von diesen die durchlaufende Manipulation und von den Einnahmen noch die durch Anlehen eingelaufenen Beträge in Abzug bringen, so erhalten wir die unter unseren Verhältnissen allein annehmbare

Bilanz. In derselben Weise hat die Bilanz vor uns bereits der Reichstagsabgeordnete BÉLA LUKÁCS in seiner Studie über den Bericht der Schlussabrechnungs-Commission aufgestellt.

*Bilanz der Ausgaben und Einnahmen ohne Anlehen*

**In Ungarn.**

	Ausgabe	Einnahme	Ergebniss
1868	fl. 147.536,150	154.067,734	+ 6.531,593
1869	» 165.584,587	152.517,789	— 13.066,798
1870	» 199.973,383	171.294,038	— 28.749,345
1871	» 215.132,191	179.577,338	— 35.554,853
1872	» 237.527,042	186.627,868	— 50.899,174
1873	» 251.214,746	181.707,410	— 69.507,336
1874	» 252.112,118	190.294,845	— 61.817,223
1875	» 235.995,018	192.727,056	— 43.267,962
1876	» 246.506,261	211.516,208	— 34.990,053
1877	» 252.252,819	218.628,966	— 33.623,853

Wenn wir auf derselben Basis die Ergebnisse der österreichischen Schlussabrechnungen berichtigen oder die Ausgaben unangetastet lassen, von den Einnahmen aber die Anlehen in Abzug bringen wollten, so würde sich das Ergebniss für Oesterreich folgendermassen gestalten.

*Bilanz der Einnahmen und Ausgaben ohne Anlehen*

**In Oesterreich.**

	Ausgabe	Einnahme	Ergebniss
1868	fl. 324.968,163	325.251,333	+ 283,170
1869	» 300.479,593	318.437,797	+ 17.958,204
1870	» 332.332,653	346.480,382	+ 14.147,729
1871	» 345.645,831	351.090,026	+ 5.444,595
1872	» 353.037,876	366.777,422	+ 13.739,946
1873	» 398.851,429	398.710,533	— 140,896
1874	» 400.248,029	348.150,556	— 52.097,473
1875	» 391.784,181	334.356,915	— 57.407,266
1876	» 415.904,412	310.303,651	— 105.591,761
1877	» 415.478,460	284.537,138	— 130.940,822

Wir müssen hier bemerken, dass wir — nachdem unter den Jahren 1874 und 1875 nicht deutlich ausgewiesen wurde, in welchem Verhältniss das ausserhalb des Rahmens des Budgets



verrechnete 80-Millionen-Anlehen in Anspruch genommen worden sei — dasselbe in gleichem Verhältniss auf das Soll der beiden Jahre vertheilt haben.

Ausserdem müssen wir auch noch bemerken, dass wir jene weiter oben besonders aufgezählten ausserordentlichen und in dem bisherigen Masstabe nicht wiederkehrenden Einkünfte auch in dieser Bilanz als wirkliche Einnahmen angenommen haben.

Der ungleichmässigen Rolle, welche diese Einkünfte spielen, ist auch jenes ungeheure Schwanken und gerade gegen das Ende zu sich zeigende Zusammenschrumpfen zuzuschreiben, welches wir bei den Einnahmen der österreichischen Budgets wahrgenommen haben.

Nach der Feststellung der Bilanz der Ausgaben und Einnahmen, wollen wir nun zur eingehenderen Betrachtung der Ausgaben und Einnahmen selbst übergehen.

#### IV

Mit dieser Bilanz hat sich weder der Rechnungshof, noch die Schlussabrechnungs-Commission begnügt. Sie sind weiter gegangen und haben sich bemüht, zwischen unseren ordentlichen und ausserordentlichen Ausgaben und Einnahmen einen Unterschied festzustellen und auf Grundlage der solcherweise berichtigten Ausgaben und Einnahmen auszuweisen, inwiefern wir unsere ordentlichen Ausgaben durch ordentliche Einnahmen zu decken im Stande gewesen sind.

Bei der Feststellung des ordentlichen und unordentlichen Charakters trat indessen naturgemäss ein grosser Unterschied zwischen den Auffassungen des Rechnungshofes und der Schlussabrechnungs-Commission zu Tage.

Der Rechnungshof nahm die gemeinsamen ausserordentlichen Ausgaben als wirkliche Ausgaben auf, während die Schlussabrechnungs-Commission den aus unserm Gelde erworbenen Theil dieses gemeinsamen Vermögens nicht als Ausgabe, sondern

als Vermögenstausch ansah. Dieser Unterschied beziffert sich in den zehn Jahren auf 32.138,760 fl.

Der Rechnungshof betrachtete in Eisenbahnen investirte Intercalarzinsen als Ausgaben, die Schlussabrechnungs-Commission als Vorschuss. Dieser Unterschied beträgt 6.995,046 Gulden.

Der Rechnungshof nahm beim Weinzehent-Anlehen die über den ursprünglichen Voranschlag gemachten Ausgaben als Draufzahlung, die Commission als Vorschuss. Diese Differenz macht 2.181,428 Gulden.

Der Rechnungshof betrachtete jene Einlagen, welche keine unmittelbar nutzbringenden Investitionen bilden, wenn sie übrigens auch productiver Natur sind, ebenfalls als einfache Ausgaben, die Commission dagegen als Ausgaben, welche einen Vermögenstausch vorstellen. Solche sind, um nur die bedeutenden zu erwähnen, der Bau der Radialstrasse, Stein- und Wasserstrassen, Donau-regulirung, Hafen von Fiume, u. s. w. Dieser Unterschied übersteigt 30 Millionen.

Und schliesslich, um wieder nur die namhafteren zu erwähnen, betrachtete der Rechnungshof die aus älteren Vorschüssen eingeflossenen Beträge nicht als ordentliche Einnahme, während die Commission sie als solche annahm. Diese letzte Differenz beläuft sich auf 14.130,147 Gulden.

Neben diesen beträchtlichen Differenzen in der Auffassung sehen wir natürlicherweise auch beträchtliche Differenzen im Ergebniss, was am besten ersichtlich wird, wenn wir sowohl die durch den Rechnungshof, als auch durch die Schlussabrechnungs-Commission berichtigte Bilanz mittheilen.



*Die ungarische Nettobilanz nach dem Rechnungshof.*

Jahr	Ausgabe	Einnahme	Ergebniss
	i n G u l d e n		
1868	109.782,197	119.772,102	+ 9.989,905
1869	107.529,219	111.175,065	+ 3.645,846
1870	115.243,426	118.030,971	+ 2.787,545
1871	127.370,279	126.146,152	— 1.224,127
1872	135.352,670	126.727,913	— 8.624,757
1873	143.107,964	124.800,311	— 18.307,653
1874	149.139,831	129.460,964	— 19.678,867
1875	149.231,276	136.791,832	— 12.439,444
1876	161.285,483	147.231,028	— 14.054,455
1877	172.561,672	159.482,100	— 13.079,572

*Die ungarische Nettobilanz nach der Schlussabrechnungs-Commission.*

Jahr	Ausgabe	Einnahme	Ergebniss
	i n G u l d e n		
1868	99.408,152	123.084,063	+ 23.595,918
1869	101.168,915	113.668,027	+ 12.499,112
1870	117.171,378	121.319,645	+ 4.148,267
1871	115.839,163	128.799,749	+ 12.960,586
1872	122.679,376	127.421,047	+ 4.741,721
1873	137.188,448	125.238,464	— 11.449,984
1874	141.800,374	129.798,478	— 12.001,896
1875	144.267,167	137.233,065	— 7.034,102
1876	152.541,817	147.718,501	— 4.829,316
1877	166.245,541	160.602,526	— 5.643,045

Wir unsererseits können weder die Auffassung des Rechnungshofes, noch diejenige der Schlussabrechnungs-Commission vollständig theilen. Denn wir können, um nur einiges anzuführen, die auf Wasser- und Steinstrassen, Donauregulirung u. dgl. gemachten Ausgaben durchaus nicht als einfache Ausgaben ansehen, wie es der Rechnungshof thut; dagegen können wir aber auch die Zurückzahlung der Vorschüsse nicht als einfache Einnahme gelten lassen, wie es der Commission zu thun beliebt.

Wir gehen jedoch weiter; wir sind überzeugt, dass wir, von je mehr Seiten wir diese Ausweise betrachten würden, desto mehr

Differenzen in der Auffassung begegnen würden. Dies ist schon einmal der Fluch der Nettoabrechnungen.

Und übrigens ist es auch die Hauptaufgabe dieser Zeilen, zwischen den Finanzen unseres Vaterlandes und Oesterreichs gewissermassen eine Parallele zu ziehen. Indessen ist es eine bare Unmöglichkeit, in Oesterreich ebensolche Berechnungen auszuführen, wie der Rechnungshof und die Schlussabrechnungs-Commission sie hier ausgeführt haben. Wir würden nicht nur bei dem engen Rahmen einer Abhandlung, sondern selbst bei einer dicke Bände füllenden, in die kleinsten Details eindringenden Studie kaum vermögend sein in dieser Richtung zu einem Resultat zu gelangen, das selbst jene Wenigen, welche die Verworrenheit der Details nicht schon längst ermüdet hat, auch nur einigermaßen zu überzeugen im Stande sein würde.

Bei der nicht immer übereinstimmenden Natur der Budgets der beiden Länder verzichten wir also auf diese Feststellung der Netto-Ergebnisse, welche auch sonst immer mehr Täuschungen, als ernste und fruchttragende Belehrungen ergeben haben. Anstatt dessen aber gehen wir zur Vergleichung der Bruttoausgaben und Bruttoeinnahmen und zur Confrontation einzelner namhafterer und zur Vergleichung geeigneterer Gruppen dieser Ausgaben und Einnahmen über.

## V

Wenn wir unsere Ausgaben und Einnahmen näher betrachten, ist das Erste, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, die beträchtliche Zunahme der Ausgaben in Oesterreich und insbesondere in Ungarn. Dieselben sind bei unsern Nachbarn von 324 auf 415 und bei uns von 147 auf 252 Millionen Gulden gestiegen. Die Zunahme erreicht daher in Oesterreich 28 Procent, und in Ungarn 71 Procent. In diesem Punkte ist also das Verhältniss für uns viel ungünstiger. Doch irren wir vielleicht nicht, wenn wir behaupten, dass es nicht ganz correct sei, für Oesterreich und Ungarn dasselbe Jahr 1868 als Ausgangspunkt der Verglei-



chung anzunehmen, in welchem das eine Land seine staatlichen und administrativen Institutionen bereits auf eine hohe Stufe der Entwicklung gebracht hatte, während das andere unter den primitivsten Verhältnissen lebte. Wenn wir nicht ganz ungerecht gegen uns selbst sein wollen, müssen wir die Vergleichung vielleicht mit dem **Jahre** beginnen, in welchem wir über die erste staatliche Organisation hinaus waren. Wenn wir demgemäss das Jahr 1870 als Ausgangspunkt der Vergleichung nehmen, so sehen wir, dass innerhalb neun Jahren die Ausgaben Oesterreichs von 332 auf 415, die Ausgaben Ungarns von 200 auf 252 Millionen Gulden gestiegen sind. Die Zunahme erreicht in diesem Zeitraume in Oesterreich 25 Percent, in Ungarn 26 Percent.

Bei Annahme dieses billigeren Ausgangspunctes ist daher das Verhältniss für uns nicht so ungünstig und nahezu übereinstimmend mit demjenigen, welches wir in Oesterreich finden. Wir müssen indessen hier bemerken, dass wir die 26procentige Zunahme schon innerhalb drei Jahren erreicht haben, denn 1873 stiegen unsere Ausgaben schon auf 251 Millionen, fast ebensoviel: 252 Millionen betrug sie 1874, und 1875 sanken sie nur momentan auf 235 Millionen, um schon 1876 wieder auf 246, und 1877 auf 252 Millionen zu steigen.

Um etwas günstiger gestaltet sich die Vergleichung mit Oesterreich, wenn wir weiter gehen und auch die allerletzten Daten, die 1878er Schlussabrechnungen und das 1879er Finanzgesetz, in Betracht ziehen. Demgemäss betrugen die Ausgaben

	<i>in Ungarn</i>	<i>in Oesterreich</i>
Nach der 1878er Schlussabrechnung:	282 Mill. fl.	512 Mill. fl.
Nach dem 1879er Finanzgesetz:	256   "   "	471   "   "

Die Occupationskosten des Jahres 1878 haben bei uns so wie in Oesterreich dem Staatshaushalte grosse Scharten geschlagen, indem sie die Ausgaben zu einer vorher nie erreichten Höhe hinaufschraubten. Bis hierher ist die Uebereinstimmung eine vollständige. Aber schon im nächstfolgenden Jahre zeigt sich eine bedeutende Differenz. Ungarn drückte seine Ausgaben wieder auf 256 Mill. Gulden herunter, Oesterreich dagegen vermochte die

seinigen nur auf 471 Mill. Gulden herunterzudrücken. Die Differenz der Ausgaben zwischen 1877 und 1879 beträgt in Ungarn kaum ein paar Millionen, in Oesterreich — die Differenz von 415 zu 471 Mill. Gulden — 56 Millionen Gulden.

Woher diese grosse Differenz? Einestheils daher, dass Oesterreich jene ausserordentlichen Hilfsquellen, welche es im Anfange so stark in Anspruch nahm, bereits erschöpft hatte; und andernteils daher, dass in jüngster Zeit auch Oesterreich mit seiner vorher auf dem Gebiete der Investitionen bewiesenen Sparsamkeit gebrochen und seine dahin gehörigen Ausgaben mit immer zunehmender Rapidität vermehrt hat.

Wenn wir daher die Zunahme-Proportion innerhalb der zehn Jahre von 1870 bis 1879 nun betrachten, so wird dieselbe für Ungarn nicht mehr so ungünstig sein. Die Ausgaben in Ungarn sind nämlich während dieser Zeit von 200 auf 256 Mill. Gulden, die Ausgaben Oesterreichs von 332 auf 471 Mill. Gulden gestiegen. Das Verhältniss ist 28 Procent in Ungarn und 41 Procent in Oesterreich.

Auch diese Differenz beweist schon, dass jenes Mass der Zunahme unserer Ausgaben, welches sie in der letzten Zeit aufgewiesen haben, nicht wird herabgemindert werden können. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass dieselben auch nachher in demselben Verhältniss zunehmen werden und wir würden uns in der gefährlichsten Illusion wiegen, wenn wir glauben wollten, dass wir unsere Ausgaben in der Folge herabmindern oder auch nur auf ihrer heutigen Höhe werden erhalten können. Von dieser betrübenden Wahrheit können wir uns indessen noch besser überzeugen, wenn wir ein wenig umhersehen und auch die Budgets anderer Länder ins Auge fassen.

Wir wollen die Aufmerksamkeit unserer Leser nicht mit Anhäufung überflüssiger Ziffern ermüden und führen deshalb blos jenes Land an, welches mit seinem auf dem Gebiete der öffentlichen Arbeiten befolgten Vorgehen uns am nächsten steht, nämlich Frankreich.



Die Staatsausgaben Frankreichs betrugen

1869 . . . 2.137,054,624 Francs

1879 . . . 3.115,272,000 »

Das Jahr 1870 haben wir deshalb nicht als Ausgangspunct angenommen, weil es ein Kriegsjahr gewesen ist.

Das Verhältniss, welches wir so für elf Jahre gewinnen, ist 32 Procent, woraus zur Genüge erhellt, dass die zwischen den beiden Endpuncten 1870 und 1879 ersichtliche Zunahme keinerlei ausserordentlichen Charakter trägt, sondern in seiner Natur durch Factoren bestimmt wird, deren Wirkung eine nachhaltige ist und sich auch in der Zukunft fühlbar machen wird.

Zur Specification der Ausgaben übergehend, wollen wir, an unserm oben ausgesprochenen Grundsatz festhaltend, blos jene wenigen Ausgabengruppen vergleichen, welche am meisten dazu angethan sind, auf den Stand und die Führung des Staatshaushaltes eine Schlussfolgerung ziehen zu lassen.

Diese Hauptgruppen sind unserer Ansicht nach die Zinsen der Staatsschulden und ihre Tilgung, und die nutzbringenden Investitionen.

Wie klar indessen die erste dieser Gruppen ist, desto erklärungsbedürftiger ist die andere.

Was sollen wir unter nutzbringender Investition verstehen?

Unter den Gruppen des Rechnungshofes befindet sich eine — die auf Acquisition von Immobilien verwendeten Ausgaben — welche diesem Begriff vielleicht am besten entsprechen würde. Wir nehmen dessenungeachtet nicht diese Gruppe zur Grundlage. In dieser Gruppe spielen nämlich die verschiedenartigen administrativen Bauten, Aemter, Zollgehäude, u. s. w., eine grosse Rolle, welche unstreitig sehr nützlich sind und welche wir ziffermässig leicht mit den analogen österreichischen Ausgaben vergleichen könnten, bei welchen es indessen ungeheuer schwer, ja geradezu unmöglich sein würde, was immer für einen, blos annähernden Begriff von dem Masstabe ihrer Nützlichkeit zu geben. Wir halten es daher unsererseits für richtiger, aus dieser Gruppe des Rechnungshofes blos die auf die Staatseisenbahnen und die beiden

Budapester Brücken verausgabten Summen aufzunehmen, welche auch obnehin den unverhältnissmässig grössten Betrag bilden und sich zur Vergleichung am besten eignen. Aber dies ist noch nicht genug. Zu diesen Posten nehmen wir noch die durch den Rechnungshof unter den ordentlichen administrativen Ausgaben aufgezählten und auf Land- und Wasserstrassen, sowie auf den Fiumaner Hafen gemachten Ausgaben hinzu. Schliesslich ziehen wir noch die den Eisenbahngesellschaften unter dem Titel Zinsengarantie vorgeschossenen Summen herbei. Wir nehmen mit einem Worte als Grundlage für die Vergleichung der Investitionen, die für Communicationszwecke gebrachten Opfer an, welche den allergrössten Theil dieses Genres ausmachen, das Mass ihrer Nützlichkeit anlangend am meisten in die Augen fallen, in beiden Ländern nach gleichförmiger Eintheilung manipulirt werden und solcherweise sich in jeder Hinsicht zur Vergleichung eignen. Diese Gruppierung ist aber vielleicht auch deshalb zweckmässig, weil das Verhältniss einerseits der auf Staatsschuldenzinsen, andererseits auf nutzbringende öffentliche Arbeiten und Eisenbahnsubventionen verausgabten Summen am besten zu zeigen vermag, in welchem Verhältniss die Staatsbürger zu Gunsten rein improductiver Ausgaben belastet werden dürfen und in welchem Verhältniss der solcherweise in Anspruch genommene Staatsbürger auf die wirksame Unterstützung des Staates rechnen darf.

Betrachten wir also in erster Reihe, was die beiden Länder unter dem Titel Staatsschulden-Zinsen zahlen.

*Staatsschulden-Zinsen*

	<b>Ungarn</b>	<b>Oesterreich</b>
1868 ... .. fl.	50.529,767	83.624,750
1869 ... .. »	51.417,449	72.582,292
1870 ... .. »	42.679,968	83.209,280
1871 ... .. »	52.516,922	84.064,863
1872 ... .. »	53.351,445	87.689,194
1873 ... .. »	55.364,320	79.369,180
1874 ... .. »	58.345,933	81.533,698
1875 ... .. »	65.520,559	80.218,231
1876 ... .. »	67.522,186	83.481,267
1877 ... .. »	76.425,370	87.104,213



Bevor wir aus den beiden Tabellen die Moral ziehen, müssen wir zum Verständniss derselben eine kleine Erläuterung vorausschicken.

Wir sehen bei den Zinsen der ungarischen Staatsschulden im Jahre 1870 ein plötzliches Fallen, welches der in den beiden vorangegangenen Jahren bei dem gemeinsamen Staatsschuldenbeitrag geschehenen Ueberzahlung beizumessen ist.

Die Zinsen der österreichischen Staatsschulden zeigen im Jahre 1869 ein plötzliches Sinken, welches wieder der Couponsteuer zugeschrieben werden muss. Das Steigen derselben in den folgenden Jahren muss ferner den in den vorangegangenen Jahren stattgefundenen ungarischen Ueberzahlungen und die späteren Sprünge wahrscheinlich Escomptirungsdifferenzen imputirt werden.

Nach dieser Erläuterung können wir aus den beiden Budgets die Lehre abstrahiren, dass wir in unserm Lande die Zinsen der Staatsschulden um mehr als 50 Procent vermehrt haben, während die Vermehrung derselben in Oesterreich, selbst wenn wir das Jahr 1869 als Ausgangspunct nehmen würden, nicht ganz 21 Procent erreicht. Aehnlich ungünstig stellt sich das Verhältniss, wenn wir betrachten, in welcher Proportion diese Ausgaben zu den Gesamtausgaben der beiden Länder stehen. In Ungarn betragen von 252 Millionen Gesamtausgaben die Staatsschuldenzinsen 76 Millionen, was 30 Procent entspricht. In Oesterreich betragen die Staatsschuldenzinsen bei 415 Millionen Gesamtausgaben 87 Millionen, d. i. kaum 21 Procent.

Und hiemit können wir zur zweiten Hauptgruppe der Ausgaben übergehen, welche durch die beiden nachstehenden Tabellen ersichtlich gemacht wird.

*Ausgaben für Communicationszwecke in Ungarn.*

Objekt	1868	1869	1870	1871	1872	1873	1874	1875	1876	1877
	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden
Landstrassen .....	2,725,697	3,088,023	4,139,970	5,207,600	5,520,101	4,886,211	4,674,886	2,810,727	2,782,732	2,901,573
Wasserstrassen .....	732,763	640,434	1,480,975	1,494,293	1,694,263	1,216,684	1,393,527	810,110	578,307	754,533
Fiume .....	—	—	—	4,949	75,316	358,023	813,663	821,042	885,617	938,898
Kettenbrücke .....	—	—	6,671,610	101,430	—	—	—	—	—	—
Margarethenbrücke .....	—	—	—	—	133,337	1,893,209	1,857,381	1,317,377	208,117	16,815
Staatseisenbahnen .....	9,735,346	11,857,141	25,316,514	21,531,362	24,369,901	24,811,383	15,409,324	5,280,390	3,938,542	3,829,601
Eisenbahnsubventionen .....	—	—	3,034,332	3,252,085	6,187,491	12,796,245	15,426,122	14,177,778	11,506,615	10,536,760
Zusammen .....	13,193,806	15,585,598	37,643,391	31,591,719	37,980,409	45,971,755	29,574,903	24,217,122	19,899,930	18,980,180

*Ausgaben für Communicationszwecke in Oesterreich.*

Objekt	1868	1869	1870	1871	1872	1873	1874	1875	1876	1877
	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden
Landstrassen .....	4,726,389	4,352,742	5,051,950	4,980,798	5,869,759	6,287,741	6,512,102	5,882,097	5,973,980	4,948,703
Wasserstrassen .....	1,145,119	1,476,150	1,496,018	1,594,263	1,854,447	1,940,614	1,852,294	2,062,407	1,994,350	2,004,738
Donau - Dampfschiffahrt- Gesellschaft .....	—	—	—	—	172,274	228,859	332,849	481,448	481,131	481,570
Südbahn .....	—	—	—	—	—	824,693	794,772	779,086	823,224	818,289
Staatseisenbahn .....	—	—	—	—	—	—	—	—	15,877,471	13,322,859
Eisenbahnsubvention .....	200,000	6,445,632	11,864,824	11,762,398	11,438,321	16,890,772	18,322,498	23,016,509	25,086,777	19,947,193
Zusammen .....	6,077,567	12,274,524	18,412,792	17,337,459	19,334,802	26,172,689	27,814,515	32,221,547	50,236,933	41,523,332



Diese beiden Tabellen sprechen hinreichend deutlich. Ungarn hat 1866 13 Millionen ausgegeben, während Oesterreich mit 6 Millionen ausreichte. 1869 hat Ungarn  $15\frac{1}{2}$  Millionen verausgabt, aber da hat auch Oesterreich schon einen Anlauf genommen und  $12\frac{1}{4}$  Millionen ausgegeben. Von da an geht Ungarn im Sturmschritt vorwärts, indem es in den Jahren 1870—1873 zu diesem Zweck  $37\frac{1}{2}$ ,  $31\frac{1}{2}$ , 37 und 46 Millionen verausgabt, während Oesterreich, wenn auch langsamer, aber ebenfalls stetig fortschreitend in derselben Zeit zu demselben Zweck 18, 17, 19, endlich 26 Millionen verwendet.

Dass diese Ausgaben zum unverhältnissmässig grössten Theil sehr nützliche Investitionen sind und dass Ungarn ohne dieselben kaum im Stande gewesen wäre die späteren Steuererhöhungen zu ertragen — ist unzweifelhaft. Bei der allgemeinen europäischen Krise ist indessen die Katastrophe wenigstens für Ungarn unausbleiblich gewesen. Und deshalb trat bei uns die Wendung schon 1874 ein. Oesterreich dagegen, welches in den früheren Jahren nicht so weit gegangen war, wie wir, vermochte seine Investitionen noch länger fortzusetzen und begann sich eigentlich erst jetzt für dieselben zu erwärmen. So verwendete in den Jahren 1874—1877 Ungarn  $29\frac{1}{2}$ ,  $24\frac{1}{4}$ ,  $19\frac{3}{4}$  und 19 Millionen, Oesterreich dagegen  $27\frac{3}{4}$ ,  $32\frac{1}{4}$ ,  $50\frac{1}{4}$  und  $41\frac{1}{2}$  Millionen für diese Zwecke, woraus zugleich ersichtlich wird, dass das Jahr 1876 auch Oesterreich zum Innehalten nöthigte.

## VI

Wenn wir die Einnahmen untersuchen wollen, so ist es natürlich, dass wir vornehmlich nur die ordentlichen Staatseinkünfte ins Auge fassen dürfen. Und wir verstehen darunter diejenigen, zu welchen der Staat durch Steuern, Gefälle, Taxen, Gebühren, Staatseigenthum, u.s.w. gelangt, und auf welche er, was die Hauptsache ist, mit einer gewissen Stabilität rechnen darf, absehend von jenen verschiedenartigen ausserordentlichen Einkommen,

welche aus Veräusserung von Liegenschaften, aufgenommenen oder zurückerhaltenen Anlehen, und dergleichen mehr, herrühren.

Vom Gesichtspuncte der Zweckmässigkeit des Staatshaushaltes hat die Frage eine Wichtigkeit ersten Ranges, in was für einem Verhältniss die Summe dieser Einnahmen zu den Gesamtausgaben des Staates stehe? Je geringer der Unterschied zwischen den beiden sein wird, desto günstiger ist die Situation, je weiter die Kluft, welche beide von einander trennt, desto drohender ist die Gefahr, welche aus dem Mangel des Gleichgewichts entstehen kann.

Bevor wir das Verhältniss ausweisen, müssen wir bemerken, dass jene Tabelle, welche auf Seite 70 und 71 des Berichtes der Schlussabrechnungs-Commission zu finden ist, dem richtigen Begriff der ordentlichen Einnahmen ungefähr entspricht. Die Tabelle theilen wir weiter unten vollumfänglich mit, indem wir ihr auf Grund der österreichischen Schlussabrechnungen die entsprechenden Daten zur Seite stellen. Auf Seite 70 und 73 des Berichtes der Schlussabrechnungs-Commission befinden sich auch noch andere ordentliche Staatseinkünfte unter den Titeln von Interimzinsen-, Recepissen-, Darlehensfonds-Einnahmen und anderen administrationellen Einnahmen, welche sich jährlich auf  $1\frac{1}{2}$ —4 Millionen Gulden belaufen, welche wir jedoch übergangen haben, weil es schwierig sein würde, denselben entsprechende österreichische Einnahmen gegenüberzustellen.

Und wenn wir in diesem Puncte einigermaßen mangelhaft vorgehen, wird uns andererseits als Ersatz dafür das sichere Bewusstsein zur Seite stehen, dass unsere Schlussfolgerungen auf keiner Basis ruhen, welche uns begünstigte, und so dürfen wir, wenn das Ergebniss trotz alledem für uns günstiger sein wird als für Oesterreich, nicht besorgen, dass dieses Ergebniss der Wirklichkeit nicht entsprechen werde.



*Die Gesamtausgaben und ordentlichen Einnahmen des  
Staates*

**In Ungarn**

	Ausgaben	Ordentliche Einnahmen	Verhältniss der Einnah- men zu den Ausgaben
1868 ... .. fl.	147.536,150	137.929,073	94 %
1869 ... .. »	165.584,587	141.419,810	85 »
1870 ... .. »	199.973,383	157.730,335	79 »
1871 ... .. »	215.132,191	167.760,411	78 »
1872 ... .. »	237.527,042	175.031,647	74 »
1873 ... .. »	251.214,746	174.014,016	69 »
1874 ... .. »	252.112,118	180.628,012	71 »
1875 ... .. »	235.995,018	184.204,688	78 »
1876 ... .. »	246.506,361	198.264,304	80 »
1877 ... .. »	252.252,818	208.433,011	82 »

*Die Gesamtausgaben und ordentlichen Einnahmen des  
Staates*

**In Oesterreich**

	Ausgaben	Ordentliche Einnahmen	Verhältniss der Einnah- men zu den Ausgaben
1868 ... .. fl.	324.968,163	268.401,731	82 %
1869 ... .. »	300.479,593	289.175,694	96 »
1870 ... .. »	332.332,653	311.351,684	93 »
1871 ... .. »	345.645,431	333.058,922	99 »
1872 ... .. »	353.037,076	364.954,464	103 »
1873 ... .. »	398.851,429	373.031,490	93 »
1874 ... .. »	400.248,029	353.410,715	88 »
1875 ... .. »	391.764,181	354.491,932	90 »
1876 ... .. »	415.904,412	353.262,559	84 »
1877 ... .. »	415.478,460	353.519,424	85 »

Was uns bei den beiden Tabellen vor allem in die Augen fällt, ist der Umstand, dass die ordentlichen Staatseinnahmen im Jahre 1868 dem Verhältnisse der Beitragsquote zu den gemeinsamen Angelegenheiten entsprochen haben, indem sie damals bei uns 137, in Oesterreich 268 Millionen betrugen, nach zehn Jahren aber bei uns auf 208 und in Oesterreich auf 353 Millionen gestiegen sind. Während daher im Anfange das richtige Verhältniss 4 : 7 vorhanden war, ist das Verhältniss jetzt 3 : 7. Mit einem Worte, während Ungarn nicht allein seine Ausgaben entwickelte, hob es nach Massgabe seiner Kräfte auch seine Einnahmen, was Oesterreich mindestens in diesem Masse zu thun unterliess.

Noch interessanter wird das Bild werden, wenn wir sehen, auf welche Jahre ein grösserer oder geringerer Aufschwung oder Rückgang fällt. Ungarn hat seine Einnahmen sozusagen stetig vermehrt, insofern seine Ausgaben die zehn Jahre hindurch von

Jahr zu Jahr 137, 141, 147, 167, 175, 174, 180, 198 und 208 Millionen Gulden betrugen und wir sonach selbst in den ungünstigsten Jahren 1874—1877 ein lobenswerthes Streben nach Aufrechthaltung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte bethätigen. In Oesterreich dagegen betrugen die Einnahmen während eben derselben Zeit 268, 289, 311, 333, 364, 373, 353, 354, 353 und 353 Millionen. Das heisst in Oesterreich nahmen zwar die Einnahmen bis 1873 zu, solange die Zunahme von selbst kam, aber im ungünstigen Jahre 1874 gingen sie dann um 20 Millionen — von 373 auf 353 Millionen — herab und der Staat that vier Jahre hindurch nichts für die Vermehrung seiner Einnahmen, während die Ausgaben in stetiger Zunahme begriffen waren.

Dasselbe sehen wir, wenn wir das Procentverhältniss der Einnahmen ins Auge fassen. Im ersten Jahre des selbständigen Staatshaushaltes vermochte Ungarn 94 Procent seiner Staatsausgaben aus seinen ordentlichen Einnahmen zu decken. Nachher wurde das Verhältniss immer ungünstiger bis 1873, insofern es von 1869—1873 auf 85, 79, 78, 74 und 69 Procent herabging, aber von 1874 begann es sich zu heben und zeigte von 1874 bis 1877 die Besserungen 71, 78, 80 und 82 Procent. In Oesterreich dagegen war das anfängliche Verhältniss 82 Procent, welches sich bis 1872 fortwährend besserte, indem es sich mit einem einmaligen kleinen Rückgang, auf 96, 93, 99 und 103 Procent hob. Aber 1873 trat die Wendung ein und seitdem wird das Verhältniss stetig ungünstiger, indem es von 1873—1877 auf 93, 88, 90, 84 und 85 Procent herabging.

Nach dieser vorläufigen Vergleichung wollen wir zur Vergleichung der ordentlichen Einnahmen selbst übergehen und hier geben wir, wie wir bereits erwähnt haben, in erster Reihe die Tabelle der Schlussabrechnungs-Commission über die ungarischen ordentlichen Staatseinnahmen und ihr gegenüber eine Zusammenstellung der österreichischen ordentlichen Staatseinnahmen, mit Hinweglassung einiger nicht ganz entsprechenden Posten, womit wir indessen mehr zu Oesterreichs, als zu unseren Gunsten gehandelt haben.



*Thatsächlich eingelaufene Staatseinkünfte.*

Directe Steuern.	1868	1869	1870	1871	1872
Grundsteuer	29,599,367	23,684,724	25,254,083	23,953,317	22,695,223
Haussteuer	5,147,476	4,702,201	4,876,196	5,156,782	5,530,023
Einkommensteuer	4,342,867	5,684,762	7,771,055	7,658,672	6,863,541
Personal-Erwerbsteuer	5,839,723	5,499,941	5,603,824	5,590,426	5,489,960
Mahlsteuer	—	—	—	6	3,627
Handel-, Gewerb- u. Wehrsteuer	—	—	—	22	22,429
Erwerbsteuer	—	—	—	—	—
Steuer zu öffentl. Rechnungslegung verpflichteter Unternehmungen und Vereine	—	—	—	—	—
Grubensteuer	—	—	—	—	—
Kapitalzinsen- und Rentensteuer	—	—	—	—	—
Eisenbahn- u. Dampfschiffahrt-Frachten-Benutzungssteuer	—	—	—	—	—
Steuer für Dienstboten-, Wagen- und Pferdehalten, Billards und Spiellocalitäten	—	—	—	—	—
Jagdaffen-Steuer	—	—	—	—	—
Allg. Einkommensteuer-Zuschlag	—	—	—	—	—
Directe Steuern der ungar. und croatisch-slavon. Militärgrenze (Steuerzuschlag bei Bellovar)	—	—	—	—	1,843,103
<b>Gesamtbetrag der Staatssteuer<sup>1</sup></b>	<b>44,929,433</b>	<b>39,571,628</b>	<b>43,505,158</b>	<b>42,359,225</b>	<b>42,447,906</b>
Grundentlastungszuschlag <sup>2</sup>	13,156,173	16,177,816	17,616,295	17,283,741	16,418,440
Verzugszinsen	47,903	942,839	1,425,713	1,420,491	1,284,475
Steuereintreibungs-Gebühren	51,692	—	—	631,288	718,117
<b>Hauptsumme der directen Steuern</b>	<b>58,185,201</b>	<b>56,692,283</b>	<b>62,547,166</b>	<b>61,694,745</b>	<b>60,868,988</b>
<b>Verzehrssteuern.</b>					
Spiritussteuer	5,415,301	6,722,857	6,491,065	6,798,077	6,167,087
Weinstein	2,466,519	2,509,294	2,502,645	2,555,731	2,758,647
Fleischsteuer	1,865,763	1,915,322	1,948,157	1,956,480	2,030,659
Biersteuer	897,729	1,173,670	1,238,704	1,493,398	1,407,832
Zuckersteuer	865,916	842,396	896,340	1,511,156	1,077,328
Diverse	1,180,375	10,303	18,224	31,806	142,137
<b>Hauptsumme der Verzehrssteuern</b>	<b>12,691,603</b>	<b>13,173,842</b>	<b>13,095,135</b>	<b>14,346,648</b>	<b>13,589,690</b>
<b>Grenzzoll- Manipulationskosten-</b>					
Pauschale u. div. Einnahmen	450,000	460,210	455,247	482,715	455,870
Stempel	3,682,956	4,038,605	4,099,085	4,540,854	5,440,408
Rechtsgebühren und Taxen	6,954,334	8,941,924	10,319,446	11,406,381	12,101,178
Punzirung	22,647	26,499	23,239	27,161	31,450
Strassen-, Brücken- u. Hafenzoll	202,458	198,445	76,688	9,816	61,069
Tabaksgefälle <sup>3</sup>	16,701,672	18,494,479	18,362,500	23,565,942	25,444,762
Lottogefälle	2,463,067	2,678,085	3,777,422	3,027,623	3,071,709
Salzgefälle	15,269,152	12,103,432	13,718,926	14,279,464	14,564,396
Staatsgüter u. Verwalterschaften	5,691,084	3,667,050	5,100,076	5,057,990	4,353,237
Staatswälder	2,918,254	3,896,542	3,226,425	5,897,047	8,453,951
Bergbau und Geldprägung	5,188,865	9,449,135	11,896,435	9,928,772	10,281,750
Staatsdruckerei	238	242	12,057	276,103	388,429
Staatsgebäude	106,537	54,891	36,026	35,767	42,554
Reines Einkommen der Staatseisenbahnen und Fabriken	400,000	50,000	450,000	1,249,860	1,678,414
Betriebs- Kosten - Deckung der Staatseisenbahnen u. Fabriken	183,662	461,634	1,851,119	2,750,657	3,615,079
Bewegliches Staatseigenthum	391,966	227,695	1,003,064	623,588	1,105,067
Div. Einnahmen beim Finanzportefeuille	1,340,699	1,011,079	2,420,318	766,314	1,266,999
Staatspferdezucht-Anstalt	922,672	1,209,679	1,319,773	1,832,721	1,717,914
Post	3,333,662	3,675,465	4,021,956	4,657,504	4,886,566
Telegraph	792,479	873,096	879,895	1,244,161	1,565,988
Grubengebühren	35,865	35,498	34,587	58,578	52,189
<b>Summe</b>	<b>137,929,073</b>	<b>141,419,810</b>	<b>157,730,395</b>	<b>167,760,411</b>	<b>175,031,647</b>

*Steuern, Gefälle und Staatsvermögen in Ungarn.*

1873	1874	1875	1876	1877																																													
22,857,317	26,476,324	26,384,399	26,960,122	28,555,722	<sup>1</sup> In den 1868—1871er Staats-Steuersummen sind die directen Steuern der croat.-slavonischen Militärgrenze nicht inbegriffen, weil dieselben damals unter die Einnahmen des gemeinsamen Kriegsministeriums aufgenommen wurden.																																												
5,300,074	6,026,903	6,180,006	6,867,138	6,614,929																																													
7,688,206	8,731,679	123,492	131,641	131,356																																													
5,307,319	5,950,371	—	—	—																																													
34,698	43,053	49,265	45,680	45,569																																													
270,456	333,730	376,806	358,365	342,647																																													
—	—	12,774,192	12,500,113	13,562,168																																													
—	—	1,311,909	1,660,848	1,002,115																																													
—	—	76,907	76,110	69,414																																													
—	—	1,552,795	2,596,756	2,682,022																																													
—	—	822,913	2,093,622	2,180,465	<sup>2</sup> Die Ausgaben des ungarischen Grundentlastungs-Fonds (Zinsen-Kapitaltilgung und Manipulationskosten) konnten 1868 aus dem Grundentlastungssteuer-Zuschlag bis zum Betrage von 2,748,081 Gulden nicht gedeckt werden; in den folgenden Jahren überstieg aber der Steuerzuschlag die Ausgaben, so dass der Uberschuss zur Tilgung der in den früheren Jahren aus dem Staatsärar erhaltenen Vorschüsse und deren Zinsen verwendet werden konnte. Es wurden aber verwendet:																																												
—	—	154,969	322,729	230,033																																													
—	—	119,326	268,136	247,593																																													
—	—	—	5,723,503	9,019,182																																													
—	—	—	—	—																																													
41,458,070	47,562,060	49,926,979	59,611,763	64,683,206																																													
16,091,564	18,390,637	18,893,245	19,747,182	20,504,279																																													
1,340,908	1,505,752	1,415,656	1,603,002	1,837,602																																													
721,101	903,304	934,139	838,293	280,218																																													
59,611,643	68,361,753	71,170,019	81,810,249	87,305,335																																													
6,098,462	5,983,037	6,666,380	5,796,195	5,538,834	<table><tr><th></th><th>Auf Zinsen</th><th>Vorschuss-tilgung:</th><th>Zusammen</th></tr><tr><td>1869</td><td>783,226</td><td>387,705</td><td>1,170,931</td></tr><tr><td>1870</td><td>959,792</td><td>900,596</td><td>1,860,388</td></tr><tr><td>1871</td><td>949,235</td><td>476,925</td><td>1,426,160</td></tr><tr><td>1872</td><td>642,774</td><td>—</td><td>642,774</td></tr><tr><td>1873</td><td>483,156</td><td>—</td><td>483,156</td></tr><tr><td>1874</td><td>1,181,305</td><td>—</td><td>1,181,305</td></tr><tr><td>1875</td><td>1,272,885</td><td>1,026,566</td><td>2,299,451</td></tr><tr><td>1876</td><td>896,013</td><td>2,756,608</td><td>3,652,621</td></tr><tr><td>1877</td><td>1,511,718</td><td>2,882,750</td><td>4,394,468</td></tr><tr><td></td><td>8,680,104</td><td>8,431,150</td><td>17,111,254</td></tr></table>		Auf Zinsen	Vorschuss-tilgung:	Zusammen	1869	783,226	387,705	1,170,931	1870	959,792	900,596	1,860,388	1871	949,235	476,925	1,426,160	1872	642,774	—	642,774	1873	483,156	—	483,156	1874	1,181,305	—	1,181,305	1875	1,272,885	1,026,566	2,299,451	1876	896,013	2,756,608	3,652,621	1877	1,511,718	2,882,750	4,394,468		8,680,104	8,431,150	17,111,254
	Auf Zinsen	Vorschuss-tilgung:	Zusammen																																														
1869	783,226	387,705	1,170,931																																														
1870	959,792	900,596	1,860,388																																														
1871	949,235	476,925	1,426,160																																														
1872	642,774	—	642,774																																														
1873	483,156	—	483,156																																														
1874	1,181,305	—	1,181,305																																														
1875	1,272,885	1,026,566	2,299,451																																														
1876	896,013	2,756,608	3,652,621																																														
1877	1,511,718	2,882,750	4,394,468																																														
	8,680,104	8,431,150	17,111,254																																														
2,681,964	2,639,124	2,707,598	2,937,979	2,918,720																																													
2,001,210	2,007,968	2,051,191	2,202,943	2,245,710																																													
1,420,249	1,127,454	1,092,293	995,657	905,330																																													
1,010,583	713,346	738,398	535,752	741,922																																													
20,550	20,094	—	—	—																																													
13,233,018	12,491,023	13,255,860	12,468,525	12,350,516																																													
475,908	456,041	467,380	464,033	464,450																																													
6,645,963	6,895,963	7,355,397	7,776,336	7,819,277																																													
13,513,687	14,748,069	14,295,684	13,522,769	14,910,444																																													
26,048	18,055	16,319	14,474	14,967																																													
42,543	38,453	23,041	26,546	23,350																																													
25,615,063	25,011,791	25,681,882	27,658,880	29,255,105																																													
3,830,822	4,178,700	4,068,844	4,211,778	4,277,960																																													
13,251,364	12,196,031	12,612,229	12,951,162	13,814,750																																													
4,447,061	4,715,063	4,795,424	4,340,510	4,539,865																																													
6,917,177	5,800,248	6,263,293	5,008,677	5,403,732																																													
8,875,587	9,554,322	7,130,285	9,119,039	8,603,830																																													
456,331	432,747	480,180	468,579	663,517																																													
39,626	40,197	38,578	32,444	37,032																																													
1,198,723	75,411	1,550,000	2,177,044	2,625,000																																													
6,343,104	5,594,763	5,449,198	6,192,068	5,613,686																																													
513,685	883,224	486,121	520,235	653,758																																													
825,322	1,301,268	1,077,105	901,078	862,029																																													
1,636,393	1,327,970	1,026,962	1,400,917	1,884,916																																													
4,936,481	4,983,545	5,232,649	5,344,220	5,594,397																																													
1,544,759	1,405,166	1,621,160	1,779,827	1,622,396																																													
51,708	118,209	107,079	84,922	92,284																																													
174,014,016	180,628,012	184,204,688	198,264,314	208,433,011																																													



## Ordentliche Staats-

Thatsächlich eingelaufene Einkünfte	1868	1869	1870	1871
<b>Directe Steuern:</b>				
1. Grundsteuer ... ..	31.284,592.31½	37.424,807.43½	36.813,688.87	37.277,036.04½
2. Haussteuer ... ..	14.391,813.80	18.183,599.41½	18.692,734.31½	19.545,250.91
3. Erwerbsteuer ... ..	5.154,444.45½	8.253,708.19½	8.646,794.80	8.710,438.98½
4. Einkommensteuer... ..	8.084,624.09½	13.924,347.78½	17.922,925.25	21.915,697.28
5. Erbssteuer ... ..	21,853.29½	18,632.33½	20,943.76½	22,823.08½
6. Executions-Gebühren ... ..	—	104,258.27½	117,293.96½	138,866.31½
7. Verzugs-Zinsen... ..	—	—	44,476.61	164,502.80
<i>Gesamnte directe Steuer...</i>	<i>58.934,324.68</i>	<i>77.909,353.43½</i>	<i>82.258,857.57½</i>	<i>87.774,615.42</i>
<b>Indirecte Steuern:</b>				
1. Spiritussteuer... ..	7.138,815.35	7.801,724.44½	7.710,298.24	7.880.566.63
2. Weinsteuer ... ..	3.233,462.25½	3.550,649.30½	3.755,329.61½	3.948,445.26
3. Biersteuer ... ..	17.242,641.77	17.761,023.38	19.021,856.78	21.124,062.61
4. Fleischsteuer ... ..	3.438,579.77½	3.637,038.17	3.994,876.13½	4.138,079.64
5. Zuckersteuer ... ..	11.913,362.34½	8.064,207.90	10.259,362.78	12.452,381.43½
6. Anderweitige Consumsteuern	2.109,265.27	2.165,081.57	2.070,508.44½	2.188,056.99
7. Verpachtungen ... ..	2.929,719.44½	3.020,075.4	3.089,754.74½	3.157,661.57½
8. Anderweitige Einnahmen ...	1.655,623.49½	1.907,777.87	21,476.93	20,023.47½
9. Dazio consumo in Dalmatien ...	—	—	112,339.35	107,213.89½
10. Cautionen ... ..	—	—	2.046,815.08	2.048,010.87½
11. Rückzahlung an die ung. Regier.	—	—	—	—
<i>Gesamnte indirecte Steuer ...</i>	<i>49.661,469.70½</i>	<i>47.977,581.04</i>	<i>52.082,618.10</i>	<i>57.065,002.38½</i>
<b>Anderweitige Staatseinkünfte:</b>				
Grenzzoll... ..	15.968,829.56	19.500,605.78½	21.148,268.76	25.625,516.09½
Stempel ... ..	11.860,737.83½	12.380,973.83½	12.663,568.05½	13.350,794.06½
Rechtsgebühren und Taxen ... ..	19.691,239.82	24.819,476.96	25.495,460.42½	28.027,013.47
Punzierung ... ..	174,498.18	194,595.38½	185,878.68½	223,542.40½
Strassen-, Brücken- und Hafenzoll	2.687,043.62½	2.772,253.26	2.768,935.81	2.755,086.50
Tabaksgefälle ... ..	45.573,354.97½	48.526,928.02½	50.948,310.34½	55.211,209.73
Lottogefälle ... ..	13.804,348.03	13.646,166.37½	13.746,491.18	15.259,130.68
Salzgefälle ... ..	19.717,925.64	14.626,160.22	18.945,808.61½	19.011,693.79
Staatsdomänen und Wälder ... ..	5.025,992.59½	3.850,919.00	4.198,785.98½	4.181,785.98½
Bergbau ... ..	12.295,932.46	8.508,408.84	4.838,990.61	4.952,387.31
Geldprägung ... ..	746,263.68½	563,362.53	492,111.50	286,235.88
Staatsdruckerei ... ..	909,545.00	1.080,800.94½	970,873.17½	920,884.18
Staatsgebäude ... ..	113,961.78	119,336.78	57,152.53½	87,274.96½
Einkommen aus den Staatseisenb.	156,126.81½	116,979.06	76,596.16½	57,005.25½
Kassen-Manipulation ... ..	322,281.95½	531,305.19½	4.571,569.47	1.900,945.42
Verwaltungseinkünfte des Finanzportefeuille ... ..	87,112.67	120,734.79	1.544,805.57	1.609,988.63½
Staatliche Pferdezuchtanstalten	—	482,642.84½	297,078.84	241,963.36
Post ... ..	8.908,597.78	10.028,779.19½	10.657,011.79	11.814,731.40½
Telegraph ... ..	2.237,918.36½	2.338,131.58	2.191,337.55½	2.517,868.16½
Grubengefälle... ..	124,197.17	150,228.94½	171,193.26	184,247.46
<i>Gesamntes ord. Staatseinkommen</i>	<i>268.401,731.22½</i>	<i>289.175,684.02½</i>	<i>311.351,684.00½</i>	<i>333.058,922.55½</i>

*Einkünfte in Oesterreich.*

1872	1873	1874	1875	1876	1877
37.162,333.98½	36.666,336.48½	36.725,624.78½	36.716,963.47½	37.021,614.85½	36.769,980.84
20.351,106.94	21.291,505.86	22.756,247.53½	23.606,324.84	23.566,610.97	23.690,739.93
9.247,360.32	9.551,313.07	9.510,523.95½	9.357,486.39	9.096,822.65½	9.212,927.54
22.834,225.77	23.809,812.88½	22.618,121.41½	21.683,724.03	20.593,722.48½	20.954,769.77
34,240.26½	24,714.94½	—	—	—	—
—	203,348.86½	206,326.54	219,211.28½	235,433.56½	247,372.53
—	355,708.22½	389,707.91	410,439.30½	427,339.69	497,703.17½
89.629,267.28	91.902,740.33½	92.206,552.14	91.994,149.32½	90.941,594.22	91.373,493.79½
8.039,390.46½	8.103,513.68	8.514,407.14	8.444,277.93	7.610,672.82	7.118,702.37
4.228,517.13	4.285,423.35½	3.754,983.12	3.920,847.11½	3.913,275.11½	3.916,652.56½
23.344,225.29½	26.233,601.94	24.460,898.77	24.016,921.51½	22.857,841.40½	21.395,944.98½
4.321,214.95½	4.541,604.21½	4.478,556.27½	4.625,655.34	4.579,487.47½	4.613,401.36½
13.252,973.93	11.863,337.23	8.523,100.75	9.619,913.70	11.846,032.08	17.783,981.71½
2.304,950.15½	2.273,992.02	1.875,793.95½	1.898,318.61	1.860,563.25	1.838,230.47
3.243,943.94½	3.351,989.47½	3.366,361.47½	3.428,514.81½	3.449,491.67	3.455,741.38
33,247.88½	46,257.06	27,025.92	21,957.06½	27,870.22½	19,127.46
109,558.04	107,397.22	111,759.49	127,587.31½	118,939.51	121,441.29
2.372,906.27½	2.533,899.46½	2.178,851.99	2.323,956.40	2.284,095.54	2.235,876.23½
—	—	—	—	—	—
61.250,928.07	63.381,115.66	57.291,739.12½	58.427,949.80½	58.548,272.05½	62.499,999.83½
26.212,530.78	24.805,498.67½	19.747,784.58	19.456,051.10½	18.187,521.06	19.398,832.75½
14.216,969.85	14.981,846.84	15.844,704.15	16.388,031.45	16.910,490.61½	17.228,243.72½
40.651,496.57	40.725,734.02	35,021,957.38	34,027,679.64½	32,211,736.53	30.703,581.33
278,592.76½	270,595.75	197,560.43½	188,072.52½	152,470.63	148,633.20
2.761,326.45½	2.798,575.15	2.710,439.84½	2.710,208.24	2.585,022.29	2.529,580.54
58.536,277.49½	61.373,189.34	59,236,016.80½	59,246,782.11½	59,640,170.21	59,039,752.59½
16.037,615.42½	19.329,539.45	20.239,606.88½	20.783,917.45½	22.678,470.60½	21.733,847.64
18.956,806.24½	19.390,298.60½	18.994,433.70½	18.904,049.45	19.181,962.48	19.179,149.41½
4.720,291.83	4.539,213.62½	4.067,805.56	4.599,417.91	4.598,205.62	3.958,566.47
4.436,958.66	5.252,899.86½	5.731,218.22	5.233,094.26½	5.421,012.95	5.486,993.67
583,830.64	380,450.00	492,987.24	453,511.95½	440,029.86	937,147.28½
1.155,897.20	1.257,154.18	1.392,620.34½	1.207,817.85½	1.369,582.94	1.263,940.97
93,683.10	95,518.81½	105,031.91	122,881.04½	105,788.23½	112,304.90
42,896.44½	161,224.60½	98,394.63	94,565.05½	111,517.24	1.975,263.98
449,136.09	3.041,777.84	1.931,687.85	992,017.56½	582,147.83½	799,368.53½
1.639,520.68½	1.601,515.99	1.543,899.85	1.572,086.52	1.564,916.23½	1.549,137.52½
219,046.78	364,068.78½	359,490.51	392,817.37½	364,876.98½	333,118.20
12.952,917.31½	14.009,657.02	14.219,162.57	14.620,136.36½	14.463,536.74½	14.846,282.82
2.859,470.17	3.019,550.79½	2.617,493.75½	2.755,089.51	2.936,760.08	3.166,276.36½
269,002.37½	349,324.92	360,127.63	321,606.23	266,474.26½	257,809.02
364.954,464.22½	373.031,493.26½	353.410,715.12	354.491,932.70½	353.262,559.68½	353.519,424.27



Die erste Hauptgruppe der Einnahmen bilden die directen Steuern und hier müssen wir bemerken, dass die directen Steuern in beiden Ausweisen ohne den mit ihnen verbundenen Grundentlastungszuschlag aufgenommen sind. Im ungarischen Ausweis findet sich zwar weiter unten dieser Zuschlag, im österreichischen Budget aber fehlt er vollständig, weil dort die Einnahmen durch die Landescassen und nicht durch das Staatsärar manipulirt werden. Der auf gleichartiger Basis geschehenden Vergleichung halber nehmen wir daher blos die directen Steuern ohne den Grundentlastungszuschlag, welcher ohnehin äusserst veränderlich ist, in Betracht.

Bei dieser Betrachtungsweise sehen wir, dass bei uns die Summe der directen Steuern von 45 Millionen nach periodischen Schwankungen bis 1874 im Wege naturgemässer Zunahme auf 47, sodann aber bis 1877 in Folge Einführung neuer Steuern auf 64 Millionen gestiegen ist, während in Oesterreich ebendieselben directen Steuern lediglich im Wege naturgemässer Zunahme ohne jegliche Steuererhöhung von 58 auf 90 Millionen Gulden angewachsen sind. Was die einzelnen Steuergattungen anbelangt, hat sich die im strengen Wortsinne genommene Grundsteuer in Oesterreich ziemlich unveränderlich zwischen 36—37 Millionen bewegt, während sie bei uns im Anfang von 29 Millionen unter grossen Schwankungen auf 28 Millionen herabgegangen ist. In keinem von beiden Ländern ist in dieser Steuer der Grundentlastungszuschlag inbegriffen und in Ungarn kommt seit 1876 noch ungefähr die Hälfte der Einkommenszuschlagsteuer mit 3—4 $\frac{1}{2}$  Millionen Gulden hinzu. Eine ungeheure Abweichung, Zunahme, zeigt in Oesterreich die Haussteuer, indem sie sich hier von 14 auf 24 Millionen Gulden erhoben hat, während sie bei uns von 5 auf 6 $\frac{1}{2}$  Millionen gestiegen ist. Bei den übrigen Steuern zeigt sich eine gewisse Differenz. In Oesterreich besteht nämlich noch die Erwerb- und Einkommensteuer, während bei uns die entsprechenden Staatseinnahmen seit 1875 unter den Titeln Erwerbsteuer, Steuer der zur öffentlichen Rechnungsablage verpflichteten Gesellschaften und Capitalzinsensteuer eingehoben werden.

Die hier zusammengefassten Staatseinnahmen betrugen in Oesterreich anfänglich 13 Millionen Gulden und stiegen bis 1877 auf nahezu 30 Millionen Gulden, bei uns dagegen schritt die Zunahme derselben Einnahmen in demselben Zeitraume nur von 10 Millionen bis zu 16 Millionen fort.

Diese wenigen Ziffern sprechen genug deutlich für die Vermögensüberlegenheit Oesterreichs im Vergleich mit Ungarn. Ungarns grösster Reichthum ist der Grund und Boden und selbst dieser wirft dem Staatsschatze nicht soviel Steuern ab, wie in Oesterreich, was nur der vorgeschrittenen Stufe des österreichischen Ackerbaues zugeschrieben werden kann, indem Ungarn, was Areal und noch mehr was angebautes Areal betrifft, Oesterreich überlegen ist. Die verschiedenen Erwerb- und Einkommensteuern tragen dem Aerar in Oesterreich noch einmal soviel als bei uns und sind dort unter zehn Jahren um 180 Procent gestiegen, während sie bei uns in derselben Zeit nur um 6 Procent zugenommen haben. Am augenfälligsten zeigt das Vermögensübergewicht Oesterreichs die Haussteuer, welche in Oesterreich heute nahezu viermal soviel trägt, wie bei uns, und dort eine Zunahme von 65 Procent zeigt, während diese Zunahme in Ungarn kaum 30 Procent beträgt. Die Summe der Verzehrungsteuern ist in Oesterreich ebenfalls viel günstiger als bei uns, insofern sie sich dort von 49·6 Millionen Gulden auf 62·4 Millionen Gulden erhoben hat, während sie bei uns fortwährend nur um 12 Millionen Gulden schwankte. In Oesterreich stieg die *Biersteuer* von 17 Millionen auf 21 Millionen Gulden, bei uns hob sie sich von 897,000 Gulden im Jahre 1868, auf 1,493,000 Gulden im Jahre 1871, aber sodann sank sie fortwährend und betrug 1877 nur 905,000 Gulden. In Oesterreich stieg die *Zuckersteuer* von 11 Millionen auf 17 Millionen, bei uns hob sie sich, ganz ähnlich wie die Biersteuer, von 865,000 Gulden auf 1,511,000 Gulden und sank schliesslich auf 741,000 Gulden herab. Die bei diesen beiden Steuergattungen wahrnehmbare grosse Ungleichheit hat ihren Grund theilweise in den Widerwärtigkeiten der Restitution, theilweise in dem Umstande, dass von dem grössten Theile des in Ungarn consumirten Bieres und



Zuckers das österreichische Aerar die Steuern bezieht, was natürlich dem Begriff der Steuer nicht entspricht. Bei der Restitution hat der neue Ausgleich einigermassen geholfen, aber an dem andern Uebelstande muss noch viel gebessert werden, theils durch eine, wenn die Nothwendigkeit es erheischt, selbst künstliche Förderung der betreffenden Industriezweige, theils auch durch directe legislatorische Verfügungen.

Eine mindere Disproportionalität zeigen die übrigen Consumsteuern. Die Spiritussteuer schwankt bei uns um 6, in Oesterreich um 8 Millionen Gulden herum. Die Weinsteuer ist in Oesterreich von 3·2 Mill. Gulden auf 4·2 Mill. Gulden empor- und schliesslich auf 3·9 Mill. Gulden heruntergegangen, bei uns aber von 2·4 Mill. Gulden stetig auf 2·9 Millionen Gulden gestiegen. Die Fleischsteuer endlich hat sich in Oesterreich stufenweise von 3·4 zu 4·6 Mill. Gulden erhoben, bei uns dagegen von 1·8 zu 2·2 Millionen Gulden.

Eine grosse Disproportionalität zeigt sich wieder bei den übrigen unter diesem Titel einflussenden Einkünften, welche in Ungarn nur im ersten Jahre mit einer Million, nachher nur mit ein paar tausend Gulden figuriren und schliesslich ganz verschwinden, während sie in Oesterreich durchweg 6 Millionen übersteigen und theilweise die bereits erwähnten Steuern vermehren.

Zur dritten Hauptgruppe übergehend, müssen wir die erste Rubrik, die Zölle, welche in den beiden Ländern nach abweichenden Masstäben berechnet werden, weglassen. Hievon abgesehen, gestatten in der ganzen Tabelle bloss die beiden folgenden Posten eine Brutto-Vergleichung, während die übrigen bei den grossen Manipulationskosten nur auf dem Wege der Netto-Vergleichung richtig beurtheilt werden können. Diese beiden Posten sind die Stempel und Gebühren. Die ersteren sind bei uns von 3·6 auf 7·8 Millionen Gulden und in Oesterreich von 11·8 auf 17·2 Millionen Gulden gestiegen. Die letzteren sind bei uns von 6·9 auf 14·9 Millionen Gulden, in Oesterreich von 19·6 auf 30·7 Millionen Gulden hinaufgegangen. Im Ganzen genommen eine erfreuliche Zunahme,

welche indessen ebenfalls in Oesterreich günstiger ist, theilweise deshalb, weil unser Verkehr kein so entwickelter ist, aber theilweise auch deshalb, weil wir bei uns das Aerar in grösserem Masstabe benachtheiligen.

Nunmehr können wir zur Betrachtung der vornehmlichsten übrigen Einnahmen nach ihren Netto-Ergebnissen übergehen.

Wenn wir der Reihe nach zuerst die Gefälle betrachten, so sehen wir, dass unter ihnen nur die Salzgefälle in ihren Ergebnissen die natürliche Proportion aufweisen. Das Salzgefälle ist nämlich bei uns von den 13·9 Millionen Gulden des ersten Jahres schon 1869 auf 10·6 Mill. Gulden herabgegangen, dann aber in allmähigem und stufenweisem Aufgang und nur mit sehr geringen Schwankungen 1877 zu 11·3 Mill. Gulden emporgestiegen. In Oesterreich hat dieses Gefälle ganz ähnliche Wandlungen durchgemacht. Anfangs trägt es 16·4 Mill. Gulden, aber schon 1869 sinkt es auf 14·4 Mill. Gulden herab, um hernach, in ähnlicher Weise wie in Ungarn, schliesslich zu 16·3 Mill. Gulden hinaufzugehen. Dieses Ergebniss des Einkommens entspricht ohngefähr der Proportion der Bevölkerung. Um ein Bedeutendes ungünstiger ist das Ergebniss des Lottogefälles, welches sich bei uns unter einigen Schwankungen von 1·1 zu 1·9 Mill. Gulden, in Oesterreich aber ebenfalls mit einigen Schwankungen von 5·3 auf 8·9 Mill. Gulden erhoben hat. Aber auch diese Disproportionalität ist noch verständlich und durch das Ueberwiegen der das Lottospiel in grösserm Masstab treibenden städtischen Bevölkerung erklärbar. Die Disproportionalität des Tabakgefälles dagegen lässt eine derartige Erklärung schon nicht mehr zu. Diese Einkommenbranche hat sich nämlich bei uns mit einigen Schwankungen von 14 auf 16·4 Mill. Gulden, in Oesterreich aber unter ähnlichen Schwankungen von 28·9 auf 37 Mill. Gulden erhoben. Das Ueberwiegen der städtischen Bevölkerung vermag die kolossale Differenz nicht zu erklären. Unserm bescheidenen Dafürhalten wird sie nur dadurch verständlich, dass bei uns der Schmuggel sozusagen ganz offen betrieben wird.

Die übrigen hier aufgeführten Einnahmen lassen sich in vier



*Nettoergebniss einiger ordentlichen Staatseinnahmen in Ungarn.*

Jahre	Tabakgefälle			Lottogefälle			Salzgefälle			Staatsgüter			Staatsforste			Bergbau und Münzprägung			Staats-eisenbahnen			Pferdezucht-anstalten		
	Millionen Guld.			Millionen Guld.			Millionen Guld.			Millionen Guld.			Millionen Guld.			Millionen Guld.			Millionen Guld.			Millionen Guld.		
	Einn.	Ausg.	Netto	Einn.	Ausg.	Netto	Einn.	Ausg.	Netto	Einn.	Ausg.	Netto	Einn.	Ausg.	Netto	Einn.	Ausg.	Netto	Einn.	Ausg.	Netto	Einn.	Ausg.	Netto
1868	16·7	2·7	14	2·5	1·4	1·1	15·3	1·4	13·9	5·7	1·4	4·3	2·9	1·7	1·2	5·2	3·1	1·9	0·5	0·2	0·3	0·9	1·4	—0·5
1869	18·5	7·5	11	2·7	1·5	1·2	12·1	1·6	10·6	3·7	1·6	2·2	3·9	1·6	2·3	9·4	8·4	1·0	0·5	0·5	0	1·2	1·9	—0·7
1870	18·7	9·7	9	3·3	1·5	1·8	13·7	2·6	11·1	5·1	2·2	2·9	3·2	3·4	—0·2	11·9	10·8	1·1	2·3	1·8	0·5	1·3	1·5	—3·2
1871	23·6	8·8	14·8	3·0	1·6	1·4	14·3	2·6	11·7	5·1	2·3	2·8	5·9	3·6	2·3	9·9	11·5	—1·6	3·9	2·7	1·2	1·3	2·2	—0·9
1872	25·4	10·4	15	3·1	1·6	1·5	14·6	3·8	10·8	4·3	2·1	2·2	8·5	4·7	3·8	10·3	11·1	—0·8	5·1	3·6	1·5	1·7	2·8	—1·1
1873	25·6	9·3	16·3	3·8	2·3	1·5	13·3	1·9	11·4	4·4	1·9	2·5	6·9	6·8	0·1	8·9	10·2	—1·3	7·5	6·3	1·2	1·6	2·6	—1·0
1874	25·0	10·2	14·8	4·2	2·5	1·7	12·2	2·3	9·9	4·7	2·1	2·6	5·8	5·7	0·1	9·5	12·2	—2·7	5·6	5·6	0	1·3	2·8	—1·5
1875	25·7	10·8	14·9	4·1	2·2	1·9	12·7	2·2	10·5	4·8	2·1	2·7	6·3	4·9	1·4	7·1	8·2	—1·1	6·9	5·4	1·5	1·0	2·6	—1·6
1876	27·6	13·4	14·2	4·2	2·7	1·5	13·0	1·9	11·1	4·3	1·9	2·4	5·0	4·1	0·9	9·1	9·9	—0·8	8·3	6·2	2·1	1·4	2·1	—0·7
1877	29·3	12·9	16·4	4·3	2·4	1·9	13·8	2·5	11·3	4·5	2·4	2·1	5·4	3·9	1·5	8·6	9·0	—0·4	8·2	5·6	2·6	1·9	2·5	—0·6

*Nettoergebniss einiger ordentlichen Staatseinnahmen in Oesterreich.*

Jahre	Tabakgefälle			Lottogefälle			Salzgefälle			Staats- industrie			Staatsforste			Bergbau und Münzprägung			Staats- eisenbahnen			Pferdezucht		
	Millionen Guld.			Millionen Guld.			Millionen Guld.			Millionen Guld.			Millionen Guld.			Millionen Guld.			Millionen Guld.			Millionen Guld.		
	Einn.	Ausg.	Netto	Einn.	Ausg.	Netto	Einn.	Ausg.	Netto	Einn.	Ausg.	Netto	Einn.	Ausg.	Netto	Einn.	Ausg.	Netto	Einn.	Ausg.	Netto	Einn.	Ausg.	Netto
1868	45.6	18.7	26.9	13.8	8.5	5.3	19.7	3.3	16.4				5.0	3.2	1.8	13.1	10.6	2.5	—	—	—			
1869	48.5	18.9	29.6	13.6	8.0	5.6	17.6	3.2	14.4				3.8	2.6	2.2	9.0	6.6	2.4	—	—	—	0.5	1.3	—0.8
1870	50.9	17.2	33.7	13.7	8.7	5	18.9	3.0	15.9				4.2	2.5	1.7	5.2	4.3	0.9	—	—	—	0.3	1.3	—1.0
1871	55.2	1.1	37.1	15.2	9.3	5.9	19.0	3.1	15.9				4.2	2.5	1.7	5.2	4.0	1.2	—	—	—	0.2	1.4	—1.2
1872	58.5	24.2	34.3	16.0	9.9	6.1	18.9	3.3	15.6				4.7	3.3	1.4	5.0	4.1	0.9	—	—	—	0.2	1.2	—1.0
1873	61.4	27.9	33.5	19.3	12.7	6.6	19.4	3.3	16.1				4.5	3	1.1	5.6	4.4	1.2	—	—	—	0.3	1.7	—1.4
1874	59.2	25.9	33.3	20.2	13.5	6.7	18.9	3.3	15.6				4.1	3.4	0.7	6.2	4.8	1.4	—	—	—	0.3	1.9	—1.6
1875	59.2	25.9	33.3	20.8	13.0	7.8	18.9	3.3	15.6				4.6	3.5	1.1	5.7	5.5	0.2	—	—	—	0.4	1.8	—1.4
1876	59.6	22.6	37	22.7	14.4	8.3	19.2	2.9	16.3				4.6	3.8	0.8	5.9	4.8	1.1	—	—	—	0.3	1.3	—1.0
1877	59.0	22	37	21.7	12.8	8.9	19.2	2.9	16.3				4.0	2.5	1.5	6.4	5.3	1.1	2.0	2.2	—0.2	0.3	1.5	—1.2

IN DEN JAHREN 1868—1877.

561



Gruppen theilen; in die Gruppen der Staatsgüter und -Forste, des Bergbaues und Münzwesens, der Staatseisenbahnen und endlich der Pferdezuchtanstalten. Um vor allem über die ungünstigsten Ergebnisse hinwegzukommen, ziehen wir zuerst den *Bergbau und das Münzwesen* in Betracht. Dieser Einkommenzweig beginnt bei uns mit einem Plus von 1·9 Mill. Gulden, geht in den beiden folgenden Jahren auf ein Plus von 1 resp. 1·1 Mill. Gulden herab, zeigt aber von 1871 angefangen ein Deficit und zwar in chronologischer Folge bis 1877 ein Deficit von 1·6, 0·8, 1·3, 2·7, 1·1, 0·8, 0·4 Mill. Gulden. In Oesterreich zeigt derselbe Einkommenzweig fortwährend ein *Plus* und zwar von 1868—1877 der Reihe nach ein Plus von 2·5, 2·4, 0·9, 1·2, 0·9, 1·2, 1·4, 0·2, 1·1 und 1·1 Mill. Gulden. In Oesterreich ist der Niedergang wahrscheinlich auf Verkäufe zurückführbar, ein System, welches auch bei uns wird in Schwung gebracht werden müssen. Denn es ist zwar wahr, dass das Deficit von Jahr zu Jahr kleiner ist, es bleibt aber trotzdem eine grosse Anomalie, dass der Staat, anstatt von einem in die Millionen gehenden Vermögen ein Einkommen zu beziehen, noch drauf zahlen soll.

Der zweite und letzte, mit einem Defizit verbundene Einkommenzweig ist die Pferdezucht. Bei dieser wird indessen dieser Verlust durch volkswirthschaftliche Interessen und Vortheile aufgewogen und in dieser Hinsicht ist die Situation bei uns jedenfalls günstiger als in Oesterreich. Aber lassen wir die Ziffern sprechen. Bei uns hat das stetige Deficit nach der Reihenfolge der Jahre von 1868—1877 0·5, 0·7, 0·2, 0·9, 1·1, 1·0, 1·5, 1·6, 0·7, 0·6 Mill. Gulden betragen; in Oesterreich wurde im ersten Jahre auf diesen Zweck nichts ausgegeben, die folgenden Jahre 1869—1877 aber zeigen der Reihe nach ein Deficit von 0·8, 1·0, 1·2, 1·0, 1·4, 1·6, 1·4, 1·0, 1·2 Mill. Gulden. Mit einem Wort, in Oesterreich ist die Administrationsbranche im Allgemeinen mit einem grössern Deficit verbunden, wiewohl kaum Jemand den in Oesterreich auf diesem Gebiet erreichten volkswirthschaftlichen Ergebnissen vor den bei uns auf diesem Feld errungenen Erfolgen den Vorzug zu geben geneigt sein möchte.

Die Gruppe der Staatsdomänen und -Forste zeigt bei uns in den beiden ersten Jahren sehr günstige Ergebnisse, ein Einkommen nämlich von 5·5 resp. 4·5 Mill. Gulden, aber im Jahre 1870 tritt ein starker Niedergang ein, indem das gesammte Einkommen nicht mehr als 2·7 Mill. Gulden beträgt. In den beiden folgenden Jahren sehen wir wieder günstigere Ergebnisse, 5·1 und 6 Mill. Gulden. 1873 tritt neuerdings ein Niedergang bis auf 2·6 Mill. Gulden ein, nach welchem sich aber im Laufe der folgenden vier Jahre, 1874—1877, wieder günstigere Ergebnisse mit 2·7, 4·1, 3·3 und 3·6 Mill. Gulden Einkommen zeigen. Oesterreich weist für die Jahre 1868—1877 folgende Ziffern auf: 1·8, 2·2, 1·7, 1·7, 1·4, 1·1, 0·7, 1·1, 0·8, 1·5 Mill. Gulden. Auf diesem Gebiete ist also das Ergebniss bei uns jährlich durchschnittlich um mindestens 2 Millionen günstiger als in Oesterreich, was in erster Reihe dem Umstande zugeschrieben werden kann, dass Oesterreich, wie wir wissen, mit Ausnahme der Wälder, sozusagen all sein liegendes Staatseigenthum veräussert hat.

Zum Schluss haben wir die Staatseisenbahnen gelassen. Hier hat sich das Nettoergebniss in Ungarn mit einigen Schwankungen auf ein *Plus* von 2·6 erhoben, während sich in Oesterreich ein *Deficit* von 0·2 Millionen zeigt. Und in diesem Punkte kann die Zukunft bei uns nur immer günstigere Proportionen ausweisen. Hier findet Ungarn einigen Ersatz für jene grossen Ausgaben, mit denen es die Zinsen seiner Staatsschulden vermehrt hat.

## VII

Wir haben nur hingeworfene fragmentarische Daten geliefert und doch auch so beinahe den Rahmen durchbrochen, welchen eine Abhandlung vor Augen zu halten hat. Wie wenig wir indessen auch zu bieten vermocht haben, ist es uns vielleicht doch gelungen zu beweisen, dass die finanzielle Situation Ungarns, trotz all ihres ernststen Aussehens, nicht so ungünstig ist, wie man sie im Vergleich mit Oesterreich darzustellen liebt.

Vor allem andern ist es unleugbar, dass unsere Ausweise selbst in den Gruppierungen aufrichtiger und der Wahrheit ent-



sprechender sind als die österreichischen Ausweise, und auch dieser *eine* Umstand zeigt schon zur Genüge, dass wir nicht soviel zu bemänteln haben, wie Einige glauben machen möchten. Unsere Bilanz ist, ungeachtet ihres ungünstigen Charakters, immer nicht so traurig, wie diejenige unserer österreichischen Nachbarn, bei denen das wirkliche Deficit in den beiden letzten Jahren 105 und 130 Millionen Gulden betragen hat. Und die Bilanz ist in Oesterreich auch seitdem keine günstigere als bei uns. Von dem mit den bosnischen Occupationskosten belasteten ausserordentlich ungünstigen Jahre 1878 wollen wir gar nicht reden. In diesem Jahre weist das österreichische Deficit innerhalb des Rahmens des Budget 89 und ausserhalb dieses Rahmens noch 23, im Ganzen also 112 Millionen Gulden auf, während bei uns das Gesamtdeficit 58 Millionen Gulden beträgt. Und zum österreichischen Deficit konnte man auch noch jene Schuld hinzurechnen, welche zum Zweck der Tilgung gemacht wurde und ungefähr 10 Millionen Gulden betrug. Aber abgesehen von diesem ausserordentlichen Jahre schreibt das 1879er Finanzgesetz 78.598,506 Gulden Deficit vor, ohne die zu Tilgungszwecken aufgenommenen Anlehen, welche es auf 30 Millionen veranschlagt. Das Gesamtdeficit war also auf mehr als 108 Millionen Gulden veranschlagt. Bei uns betrug in demselben Jahre das präliminirte Deficit 27 Millionen, und wenngleich unser Deficit mit den nachher nothwendig gewordenen ausserordentlichen Ausgaben 40 Millionen beträgt, ist die Differenz noch immer kolossal. Wir wollen indessen selbst auf dieses Jahr kein grosses Gewicht legen, da uns ja die Schlussabrechnungen desselben noch nicht vorliegen, und wir haben es bloß angeführt, um zu zeigen, wie die seit dem Jahre 1874 zu Ungunsten Oesterreichs eingetretene Wendung keineswegs eine vorübergehende und momentane Erscheinung sei.

Wenn wir die bisher angeführten Ziffern ganz unbefangen ins Auge fassen, so sehen wir, dass Oesterreich zwar um ein Bedeutendes reicher ist als Ungarn, als Schuldner aber seinem Gläubiger kaum eine grössere Sicherheit bietet als das unzweifelhaft ärmere Ungarn.

Oesterreich hat bis 1874 günstigere Bilanzen ausgewiesen. Aber warum? Weil es mit starker und schonungsloser Hand die Coupons seiner eigenen Schuld besteuert und seine Staatsdomänen der Reihe nach veräussert hat, in derselben Zeit, in welcher Ungarn Staatsgüter acquirirt und grössere Investitionen gemacht hat. Von 1874 an wendet sich das Blatt. Ungarn war grossen finanziellen Prüfungen ausgesetzt und weil einige seiner indirekten Einkommen, wie die Biersteuer, Zuckersteuer, eine ungemein ungünstige Physiognomie zeigten, griff es zu dem drückendsten Mittel, der Erhöhung der direkten Steuern, um nur seinen Credit ungeschmälert zu erhalten. Oesterreich stieg währenddem auf der Stufenleiter tiefer hinab und that nichts zur Herstellung des zerstörten Gleichgewichtes im Staatshaushalte. Oesterreich war auf dem Gebiete der Ausgaben behutsamer als wir, minder wählerisch im Verbrauch der Einkünfte, aber jene Opferwilligkeit, welche dieses ärmere Land bewiesen hat, werden wir auch nicht so leicht finden, denn dazu gehört, ausser einem gewissen starken politischen Sinn, eine sehr starke Regierung oder mindestens eine grosse parlamentarische Majorität, wie sie Oesterreich in der nächsten Zukunft kaum wird aufweisen können.

Hinsichtlich der Potenzirung einzelner unserer indirekten Steuerquellen können und müssen wir von Oesterreich viel lernen, und um aufrichtig zu sein, müssen wir bekennen, dass in Ungarn die Neigung, das Aerar vornehmlich bei einzelnen indirekten Steuern zu schädigen, eine weit stärkere ist. Wir dürfen indessen nicht vergessen, dass der langwierige Absolutismus und die Fremdherrschaft diese Neigung gleichsam zu einer Nationaltugend gemacht haben, welche auf einmal auszurotten sehr schwer ist.

In beiden Staaten ist die Bilanz eine ungünstige und in beiden Staaten können wir grössere Erfolge nur von den indirekten Steuern erwarten. In Oesterreich deshalb, weil es dort kaum eine Regierung geben wird, die den Muth hätte, die Erhöhung der direkten Steuern zu empfehlen; in Ungarn deshalb, weil hier erst unlängst zu diesem Mittel die Zuflucht genommen wurde.

Wir müssen also zu den indirekten Steuern unsere Zuflucht



nehmen, und da wir wissen, dass bei dem grössten Theil derselben wir nur im Einverständniss mit Oesterreich Aenderungen vornehmen können, so mag uns das Bewusstsein zur Beruhigung dienen, dass in der That jetzt *wir* einmal «warten können».

Wir schmeicheln uns nicht, den Gegenstand erschöpft zu haben. Im Gegentheil, wir sind uns sehr wohl bewusst, etwas sehr fragmentarisches geliefert zu haben, welches mancherlei Mängel und vielleicht auch einige Irrthümer enthalten kann. *Ein* Verdienst werden diese Zeilen indessen doch vielleicht haben. Wir sind bestrebt gewesen, zwischen den Finanzen Oesterreichs und Ungarns eine unbefangene Parallele zu ziehen, und damit ist es uns vielleicht gelungen, auch die Aufmerksamkeit Anderer auf den bisher vollständig unbeachtet gelassenen und doch so hochwichtigen Gegenstand zu lenken. Und wir wünschen nichts so sehr, als dass diese Zeilen seitens unserer österreichischen Brüder eine Widerlegung erführen. Denn wir erwarten von einem in dieser Hinsicht in Fluss kommenden objectiven Gedankenaustausch für beide Theile sehr viel Erspriessliches. Es ist unsere Ueberzeugung, dass das Interesse für diese Frage in weitere Kreise dringen und dass es vielleicht gelingen würde, das Ausland zu überzeugen, dass es auch in seinem eigenen Interesse übel daran thun, unsere Creditfähigkeit niedriger zu taxiren als diejenige Oesterreichs, wodurch wir unseren österreichischen Brüdern schwerlich einen Schaden verursachen werden. Eine noch grössere Wichtigkeit schreiben wir indessen *dem* zu, dass aus einem solchen Gedankenaustausch nicht nur ein jeder unter uns von des andern guten und schlimmen Seiten, Gebrechen und Tugenden viel lernen kann, sondern dass dadurch gleichzeitig auch jeder unter uns gerechter und billiger gegen den andern werden wird, was bei zwei Staaten, welche alle zehn Jahre einen neuen wirthschaftlichen Ausgleich miteinander schliessen müssen, politisch aber eine untrennbare Einheit bilden, nicht bloß ein gedeihenbringender Vortheil, sondern eine unerlässliche Pflicht ist.

## BELLETRISTISCHE RUNDSCHAU.

(JOH. ARANY'S Aristophanes-Uebersetzung. — Dramatische Literatur: GREGOR CSIKY, «Die Proletarier» und «Mukányi». — LUDW. BARTÓK, «Die Schönste». — Neue Romane: KORN. ÁRBÁNYI, «Edmund's Duell». — M. JÓKAI, «Das Nihil in Ungarn». — Memoiren: «Wiener Erlebnisse» von ADOLF FRANKENBURG.)

SEITDEM Dr. ADOLF DUX in dieser Zeitschrift (Band IV, Heft I) zum letzten Male einen Bericht über die hervorragenden Erzeugnisse der ungarischen Literatur erstattet hat, ist dieselbe nur durch wenige Werke bereichert worden, welche einen hervorragenden Platz in einer Revue beanspruchen, wie wir sie auf den folgenden Blättern gern liefern möchten. Einige Memoirenwerke, von denen FRANZ PULSZKY'S «Mein Leben und meine Zeit» bereits in dem vorigen Hefte eingehende Würdigung erfahren, und unter welchen LUDWIG WIRKNER'S und ADOLF FRANKENBURG'S einschlägige Editionen besonders nennenswerth sind; ein und der andere Roman, der sich über das Niveau der Dutzend- und Marktware erhebt; ein und das andere Theaterstück, das sich Kritikern und Publikums Gunst erworben; einige Uebersetzungen classischer Meisterwerke — sie dürften das Um und Auf dessen sein, was der Buchhandel seit unserm letzten Bericht der ungarischen Literatur geliefert hat.

Aus einem ganz besondern Grunde wollen wir unsere Revue mit der letzt genannten Kategorie, mit den Uebersetzungen beginnen; aus einem ganz besondern Grunde; begegnen wir doch in der genannten Kategorie einem Namen, dem an Glanz und Bedeutung kein anderer auf unserm Parnass gleichkommt, dem



Namen JOHANN ARANY's. Unser Olympier hat in den letzten Jahren, da ihn Krankheit und Herzeleid von der eigentlichen Production fern hielten, neben dem Epos «Toldy's Liebe» auch eine Uebersetzung der *Aristophanischen Lustspiele* vollendet, von der soeben der zweite Band erschienen ist. Derselbe enthält: die Acharner, die Vögel, die Frösche und Lysistrate. ARANY's Aristophanes-Uebersetzung ist als ein literarisches Ereigniss in seiner Art zu betrachten. Hatte der grosse Dichter in seinem letzten Epos bewiesen, dass echt poetische Gestaltung in Ungarn noch fortlebe, so hat er durch die Uebertragung des ungezogenen Lieblings der Musen ins Magyarische unserer Nation einen ganz neuen Begeisterungsquell erschlossen. Die Kenntniss des Alterthums ist immer noch der wichtigste Masstab für die feine Geistesbildung eines Volkes und es ist nicht allzuviel auf diesem Felde hierzulande gethan worden. Dass ARANY die Neige seines Lebens den heidnischen Classikern widmet, dass er den schwierigsten der schwierigen Attiker in sein geliebtes Idiom zu übertragen unternimmt, das legt nicht nur für die Vielseitigkeit seiner Bildung — die man bei einem so volksthümlichen Dichter am allerwenigsten vermuthen würde — nicht nur für die Geläutertheit seines Geschmacks, sondern auch für seine führende Mission das ehrendste Zeugniss ab. Nach ARANY's Vorgang wird es Niemand mehr für beschämend halten, sich sehr eingehend mit philologischen Studien zu beschäftigen und die Attiker «nocturna versare manu, versare diurna.» JOHANN ARANY hat nun ohne viel Federlesens den Beweis erbracht, dass das attische Genie kein an Ort und Stelle gebundenes ist, denn sein ungarischer Aristophanes liest sich wie eine Original-Dichtung. Es sind durchaus keine Rostflecke des Alterthums an dem grossen Humoristen vom Piræus zu erkennen; ARANY könnte selbst in seiner unvergleichlichen ungarischen Sprache diese Lustspiele geschrieben und sie nur zweitausend Jahre zurückdatirt haben.

ARANY hat demnach nicht nur die ungarische Literatur mit neuen, ewigen Schätzen bereichert, er hat auch zugleich das Muster einer vollendeten, anempfindenden und assimilirenden Dichtung geliefert. Nur SCHLEGEL's Shakespeare-Uebersetzungen verdienen

diesem Werke als ebenbürtig an die Seite gestellt zu werden. Die Sprache ist kernig, ungezwungen, von köstlicher Knappheit und Prägnanz; die rhythmische Melodie, welche den Vorzug der altattischen Dramen bildet, ist meisterhaft gewahrt. Die verschlungenen Formen des Aristophanes sind — bis auf einige wenige Lizenzen — auf das Treueste nachgebildet, ohne dass die Sprache die geringste Spur dieser ihr höchst ungewohnten Fessel trüge. Und so wird es evident, dass die ungarische Sprache, in welcher bisher der freie Rhythmus und die Assonanz vorherrschten, auch für die strenge Prosodie der Alten geschmeidig genug ist, wenn sie ein Sprachmeister wie Arany handhabt. Diese Sprachmeisterschaft documentirt sich auch in der geradezu erstaunlich feinen Wiedergabe des aristophanischen Ausdrucks, seiner Doppelsinnigkeiten und Wortspiele, seiner bald satirischen, bald lyrischen Tonfärbung. Der Leser, der den Urtext kennt, hat den raffinirten Genuss, zwei so heterogene Dichtergenies, wie der Republikaner der classischen Zeit und der Volksdichter einer höchst romantischen Gegenwart sie sind, mit einander förmlich wettringen zu sehen in dem feinen Ausdruck des Geistes.

Kritiker und Publikum haben im letzten Jahre in gleicher Weise Lorbeeren gestreut einem Dramatiker, der seine ersten Sporen (vulgo Preise) mit Stücken «classischen» und romantischen Inhalts verdient und der nun heuer mit zwei Komödien gezeigt hat, dass er auch die Fähigkeit besitze, das wirkliche, das moderne Leben für die Bühne zu verwerthen. Wir sprechen von GREGOR CSIKY, dem anerkanntesten ungarischen Dramatiker von heutzutage. Nachdem in den letzten Jahren unsere Dramatiker von Beruf sich nur stets in einer phantastischen Welt bewegt hatten, in welcher die Menschen, völlig befreit von den irdischen Erscheinungsformen Zeit und Raum, nach willkürlich construirten psychologischen Gesetzen empfinden und nach einer ganz eigenthümlichen Logik denken, erschienen die „Proletarier“ GREGOR CSIKY'S als eine literarische That.

Es sind nicht die Proletarier der Händearbeit, welche uns in



diesem neuen Schauspiel vor Augen geführt werden, nicht jene überzahlreiche Volksschichte, die von der Hand in den Mund lebt und bei der geringsten Störung der Arbeitsfähigkeit dem öffentlichen Mitleid, oder besser der öffentlichen Mitleidslosigkeit ausgeliefert ist; nicht jene kräftigen Gestalten aus der untersten Hefe der Gesellschaft, die von dem Leben nichts als Arbeit verlangen und die unbeschäftigt dem Ganzen gefährlich werden können: sondern die Proletarier aus den mittleren und höheren Schichten, deren höhere Ansprüche an das Leben nicht befriedigt werden können. Menschen beiderlei Geschlechts, die nicht säen und doch ernten möchten oder die gesäet und nicht ernten können; Leute, bei denen jeder Gelderwerb heilig und jede Arbeit verpönt ist, neben Strebern, die keine Arbeit verabscheuen und dennoch auf jeden Erfolg verzichten müssen. Hören wir einmal einen Proletarier der letztern Sorte sprechen und wir werden uns über die Intentionen des Dichters bald klar werden!

CARL DARVAS ist ein armer Bauernsohn, den seine Eltern studiren liessen, um aus ihm einen Herrn zu machen, um ihn aber in der That einen unglücklichen Proletarier werden zu lassen:

«Meine Erziehung hat mir Ansprüche und Wünsche eingepfropft, zu deren Befriedigung mir die Gesellschaft keine Mittel bietet. Vergebens biete ich ihr meine Dienste an, vergebens sage ich der Gesellschaft: «Ich habe gelernt, um dir zu nützen, um davon leben zu können.» Die Gesellschaft erwidert: «Das ist nicht genug, wo sind deine Empfehlungen, wo deine Protectoren?» Sie stösst mich zurück und lässt mich nicht davon leben, was ich verstehe. Ich habe alles versucht, wozu ich Talent und Fähigkeit hatte und habe überall Fiasco gemacht. Ich sah, wie mich die protegirte Impotenz überflügelte und wurde immer verbitterter und rauher, bis ich mir endlich statt Protectoren Feinde verschafft hatte; so bin ich denn geworden, was ich bin, ein Proletarier!

«Ich wurde ein Mitglied dieser ansehnlichen Classe, welche eine Gesellschaft in der Gesellschaft bildet und heut oder morgen grösser sein wird, als alle anderen Classen zusammengenommen. Ja, wir sind zahlreich und können uns einer grossen Verbreitung

rühmen. Wir, die wir von Tag zu Tag unsere unsichere Existenz fristen und uns, ohne zu arbeiten, an dem Leibe der arbeitenden Gesellschaft ernähren wie der Schwamm an dem lebendigen Baumstamm. Ich bin Proletarier, wie so viele Tausende und aber Tausende, die selbst nicht wissen, wie und wovon sie leben? Sie leben aber von der Eitelkeit und Einfalt, von dem Erwerbe Anderer oder von der puren Luft. Und die braven, rechtschaffenen Menschen wenden sich von allen mit gleicher Verachtung hinweg, ohne zu fragen, ob Faulheit oder äussere Nöthigung sie so tief hinabgeschleudert.»

Und dieser CARL DARVAS ist — von seiner weiblichen Partnerin abgesehen — die einzige sympathische Gestalt dieser soeben geschilderten Proletariargesellschaft. Seine Partnerin Irene ist eine reine Blume, die einem Sumpfe entspiesst. Sie ist eine Waise, die sich für die Tochter ihrer Pflegemutter, einer Abenteurin der elendsten Sorte, einer angeblichen Honvédobersten - Witwe hält und welche das Geschick, zu ihrem beiderseitigen Heil, mit Darvas zusammengeführt hat. Die Atmosphäre, in welcher Irene zur reinen Jungfrau heranblüht, ist die des echtsten socialen Proletariats; es «wildert» in ihr von einem Parfum, das an die vom jüngern Dumas entdeckte Demimonde erinnert, nur dass die von CSIKY geschilderte Demimonde das traurige Vorrecht hat, echt ungarisch und national zu sein; nur dass all' die socialen Krankheiten, welche an der CSIKY'schen Klinik vorkommen, specifische Hungarica sind. Die Pflegemutter Irene's ist ein Weib, das, nachdem ihre Reize aufgehört lucrativ zu sein, sich mit einem wegen Betrügereien seines Diploms verlustig gewordenen Advocaten verbindet, um die Gesellschaft auszubeuten. Er fabricirt schockweise die falschen Zeugnisse, auf Grund deren seine Complice die Mildherzigkeit und die Pietät des Publikums ausbeutet. Dieses saubere Menschenpaar ist der Mittelpunkt einer Société, deren Mitglieder aus den verschiedensten Sphären stammen. Haben wir vorher die Selbstbiographie eines zum geistigen Proletarier gemachten Bauernsohnes vernommen, so möge nun ein Sprosse der Gentry seine Beichte ablegen, der schliesslich, nachdem das väterliche



Erbe längst unter den Hammer gerathen, auch seine schöne Frau an einen guten Freund verkauft hat.

«Kann ich denn dafür, dass das Leben mit Ansprüchen an mich herantritt, die man nur mit Geld befriedigen kann? Habe ich die Gesellschaft, habe ich ihre Verhältnisse geschaffen? Ein anderes Kind reitet noch auf seines Vaters Knien, da ich schon auf einem leibhaftigen Renner über die Wiesen und Felder meines Vaters hinsprengte, wohl wissend, dass der Renner noch nicht bezahlt und dass Feld und Wiesen schon längst den Gläubigern gehörten. Doch ich wusste auch, dass man, als Herr geboren, auch als Herr leben müsse. Ich wusste, dass ich einen Namen und ein Wappen besitze, denen entsprechend ich leben müsse, wenn mich auch Niemand gelehrt, woher ich die Mittel dazu beschaffen solle. Ich bin an den Glanz, an die Bequemlichkeit gewöhnt; der Comfort ist mir ebenso Bedürfniss wie die Luft, und wenn der Mensch, den man drosselt, das Recht besitzt, in die Hand zu beissen, die ihm die Kehle zusammenschnürt, warum hätte ich nicht auch das Recht, die Gesellschaft mit ihren gemeinen Begriffen zu verachten, die nur fordert und nichts gibt, die Ansprüche in uns erweckt, ohne dieselben zu befriedigen? Sie muss sich damit begnügen, dass ich ihre Strafgesetze respectire; — das Uebrige ist meine Sache!»

Da wir die saubere Gesellschaft kennen lernen, ist eben ein grosser Fang in Aussicht. Herr Timót, ein Einfaltspinsel von einem reichen Schafzüchter, an den sich die «arme Honvédwitwe» in ihren Nöthen gewandt, hat zugesagt, persönlich erscheinen zu wollen, um der Ehre theilhaftig zu werden, der Witwe eines Märtyrers seine Aufwartung machen zu können. Bald erscheint er auch selber und trifft mit Zátonyi, dem geschilderten Gentry-Proletarier zusammen. Dieser sieht die Rührung, welche Timót beim Anblick der sanften Irene bekundet, und fasst einen höllischen Plan. Er will das Mädchen heiraten, um sie dann dem reichen Schafzüchter abtreten zu können und er führt seinen Plan auch aus. Die Honvéd-Witwe, in deren dunkle Vergangenheit Zátonyi eingeweiht ist, muss, durch seine Drohungen eingeschüchtert, ihre Einwilligung

geben und das Mädchen erliegt nach einem langen und schrecklichen Kampfe zwischen Liebe und Kindespflicht. Ihre vermeintliche Mutter sagt ihr nämlich, dass Zátonyi sie in's Criminal bringen werde, wenn Irene ihm nicht zum Traualtar folgen wolle und Irene bringt das Opfer. Da es aber dem Elenden nicht um den Besitz des Mädchens, sondern um die «Weitergabe» desselben an Timót, der von dem ganzen Complot keine Ahnung hat, zu thun ist, begibt sich der glückliche Gatte sofort nach der Trauung auf Reisen, um Timót, dem man eingeredet, Irene sei in ihn vernarrt, freien Spielraum zu lassen. Schon glaubt Zátonyi zurückkehren zu dürfen, um seine junge Gattin in der ersten Zusammenkunft, die er mit ihr hat, zur Scheidung zu bewegen, als dieselbe Kenntniss von dem Handel erhält, dessen Gegenstand sie geworden und noch werden soll, wie auch davon, dass die «Honvéd-Witwe» nicht ihre Mutter ist. Entschlossen reisst sie sich aus dem Luxus, der sie umgibt, los und findet Zuflucht bei dem gewesenen «Secretär» der «Honvédwitwe», der sich, von der rührenden Zuneigung des armen Mädchens überwältigt, auf die Seite des Opfers schlägt.

Bisher ging alles in echt dramatischem Tempo und die Lösung des Knotens, die nun folgt, ist die schwächste Seite des Stückes. Nachdem nämlich der sich betrogen sehende Zátonyi die Hilfe der Gerichte in Anspruch nehmen will, um die Entflohene zurück zu erlangen, lässt Irene's neuer Schutzengel durch Darvas, den wir nun als Advocaten kennen lernen, ihre Ehe, zu der sie durch Gewalt gezwungen worden war, annulliren. Der reiche Timót aber wird sich schliesslich über die wirkliche Natur der Gefühle klar, die er für die verfolgte Unschuld empfindet, und adoptirt Irene, die dann mit dem Geliebten vereint wird.

Diese Lösung ist nach der Folgerichtigkeit, die in dem bisherigen Aufbau der Handlung lag, mehr als schwächlich; aber trotzdem ist das Repertoire des Nationaltheaters um ein Schauspiel reicher geworden, wie es deren nur wenige aufzuweisen hat. Da sind Effecte, die sich von Scene zu Scene in einer Weise steigern, dass man beim Fallen des Vorhanges eine weitere Steigerung nicht mehr für möglich hält; und siehe da, der nächste Act bringt neuere



und noch stärkere Emotionen. So endet der erste Act mit der improvisirten Verlobung Irene's mit Zátonyi, nachdem sie kurz vorher mit Darvas Schwüre ewiger Treue gewechselt, der zweite Act mit dem Gang zur Trauung und der dritte damit, dass Irene die Wohnung Zátonyi's verlässt. Der vierte Act ist aus den schon namhaft gemachten Gründen von ungleicher und wechselnder Wirkung. Der Erfolg, den die im grossen Ganzen mit einer seiten eines ungarischen Original-Dramas noch nie dagewesenen Verve und Kühnheit geschriebene Novität aufzuweisen hatte, war ein geradezu phänomenaler, und die Applausalven, mit denen die gegen die sociale Corruption gerichteten Schläge begrüsst wurden, sie mochten dem Dichter gezeigt haben, dass er diesmal ein Feld betreten habe, auf welchem er Verdienstlicheres leisten könne als in den phantastischen Regionen seiner bisherigen Stücke, und dass seine «Proletarier» wohl eine gewagte, aber eine nützliche That gewesen.

Viel zurückhaltender muss man aber mit dem Lobe sein, wenn man eines neuern «Lustspieles» desselben Autors gedenkt, trotzdem, oder vielleicht eben deshalb, weil dasselbe seiten des Publikums mit einer gewissen Frenesie aufgenommen wurde. „*Mukányi*“ — dies der Name der Novität — ist nämlich eine sehr gut gemachte Posse, die weit davon entfernt, einen lustspielartigen Kern zu besitzen, keinen andern Zweck verfolgt, als das Publikum zu amüsiren. Von einer poetischen Auffassung des Lebens, von einer künstlerischen Ausstattung der Gestalten, von einer liebevollen Durchdringung der Verhältnisse, von all' dem ist in diesem Werke Csiky's keine Spur zu finden. Doch ist uns deshalb um den Autor nicht bange; es ist ihm nur diesmal der Wurf nicht gelungen. Wir wollen aber hoffen, dass seine künftigen Schöpfungen sich immer mehr und mehr mit dem Probleme, wie man das Leben mit dem Ideal versöhnen könne, beschäftigen werden, und dass das nächste Stück Csiky's nicht gute Photographien schlechter Typen, sondern künstlerisch erfasste Gestalten von innerer Glaubwürdigkeit bringen werde.

Auf dem Gebiet der dramatischen Literatur sollte vielleicht noch ein versificirtes Lustspiel des satyrischen Schriftstellers

LUDWIG BARTÓK erwähnt werden; nicht etwa wegen seines poetischen Werthes, sondern wegen der Prätension, mit der dasselbe auf den Brettern und im Buchhandel erschien. Dieses Lustspiel heisst: «A legszebb» (Die Schönste) und bewegt sich vollkommen in dem romantisch-phantastischen Fahrwasser, in welchem seine Vorgänger und unbewussten Vorbilder RÁKOSI, DÓCZI und CSIKY — letzterer nur bis zu seinen «Proletariern» — geschwommen sind. Die Handlung spielt im alten Griechenland und die Handelnden erscheinen mit griechischen Namen und im antiken Gewande; aber ihre Denk- und Handlungsweise ist ganz modern, ihre Sprache ist germanisch-sentimental; keinen Hauch antiken Geistes verspürt man in diesen übrigens ganz glatt fliessenden Jamben. Weder die Literatur noch das Bühnenrepertoire hat durch BARTÓK's Lustspiel die geringste Bereicherung erfahren, und der Literarhistoriker muss dasselbe nur als den Ausläufer einer krankhaften Richtung registriren, die hoffentlich nun schon abgeschlossen sein dürfte.

Auf dem Gebiete des *Romans* verdient heuer an erster Stelle CORNEL ÁBRÁNYI jun. erwähnt zu werden, der sich zwar noch immer nicht zu voller innerer Klarheit emporgerungen hat, aber schon in der Wahl seiner Stoffe und in der Behandlung derselben eine bemerkenswerthe Originalität bekundet. ÁBRÁNYI's Gebiet ist der ungarische Gesellschaftsroman. Hören wir ihn selbst erzählen, und seine Eigenart wird uns leicht klar werden.

«ALADÁR PETERDI hätte Obernotär oder Vicegespan seines Comitats werden können, denn er war mit jeder einflussreichen Familie desselben eng verwandt. Er hätte Reichstags-Abgeordneter werden können, denn die ersten Kortesse seines Bezirkes waren zum Theil seine Kameraden aus der Kinderzeit, zum Theil seine Pächter oder sonstige Nutzniesser seiner Güter. Er hätte Viertelmagnat sein können, da seine Mutter eine Baronin war, und Sportsmann, da er von seinem Vater Voll- und Halbblutpferde, prächtige Racenhunde und eine vollständige Waffensammlung geerbt hatte. Er hätte Pflastertreter, der Favorit der Damen, eine lebende Schneiderreclame und ein Prachtwerk der Frisirkunst



werden können, denn er besass an fünfzehntausend Gulden jährlicher Einkünfte; er hätte ein parfümirter Jockey, ein vornehmer Kutscher sein und im Phaëton auf der Radialstrasse oder um das Stadtwäldchen-Rondeau hinrasen können, den Tag und die Liebe stehend. Er hätte ein Modeheld sein können, nach dem die bunten Pfauen der Damenwelt seufzend schmachten, während die Wucherer die Bianco-Wechsel für ihn bereit halten; mit allen Ballerinen des Nationaltheaters und mit allen Soubretten hätte er auf Du und Du sein können, er hätte um 6 Uhr Abends frühstücken, um 8 Uhr Morgens soupiren und bei Wein, Musik und Kartenspiel zugrunde gehen können, wie die edlen Sprossen der meisten grossen Familien Ungarns, die sich zum Lebensziel den Zeitpunkt nehmen, an dem sie von sich sagen können: «Alles ist verloren, nur die Ehre nicht.» Allein Aladár Peterdi wurde weder Vicegespan, noch Abgeordneter, noch Modeheld, er schlug sich zu den «Lateinern» und wurde Arzt. Als dieser sein Entschluss Thatsache ward, war Aladár die Zielscheibe vieler schlechter Witze, doch er vergalt die schlechten Witze mit guten. Späterhin störten ihn seine Ranggenossen nicht mehr, endlich vergassen sie seiner ganz und gar. Sie betrachteten ihn als einen Menschen, der eine Mesalliance-Ehe eingegangen und sich aus der Gesellschaft selbst verbannt hat.»

Mit dieser geharnischten Kriegsansage gegen die ungarische sogenannte Société beginnt der Roman. Derselbe betitelt sich „*Edmund's Duell*“ (Edmund párbaja), und wir wollen uns beeilen zu bemerken, dass es sich da um eine Dreizahl von Duellen handelt. Im ersten schiesst sich Edmund v. *Ardói* mit dem Grafen Otmár *Kékköi* auf Pistolen, weil der Graf der Gattin *Ardói's* auf unverschämte Weise den Hof macht. Bei dieser Gelegenheit erhält Herr v. *Ardói* eine Kugel in den Leib, von welcher Wunde er aber, dank der Geschicklichkeit seines Jugendfreundes Dr. Peterdi, bald genest. Das zweite Duell ist ein *amerikanisches* Duell zwischen denselben Gegnern; dasselbe findet statt, weil Herr v. *Ardói* die Beweise in Händen hat, dass zwischen seiner Gemahlin *Flora* und dem Grafen ein sträfliches Einverständniss obwalte. Edmund zieht die *schwarze* Kugel und soll binnen einem halben Jahre aus dem

Leben gehen. Als ein Mann von Ehre erfüllt er auch diese Bedingung; er nimmt das ihm von Peterdi gereichte Gift und indem er die Besinnung verliert, glaubt er aus dem Leben zu scheiden. Allein er hat nur einen Schlaftrunk genommen und bis er erwacht, hat Dr. Peterdi einen in seiner Privatklinik verstorbenen Bettler als Edmund v. Ardóí aufbahren lassen und letzterer kann seinem eigenen Begräbniss beiwohnen. Am nächsten Tage begibt sich Dr. Aladár Peterdi auf eine wissenschaftliche Reise ins Ausland, welche voraussichtlich mehrere Jahre in Anspruch nehmen wird und in seiner Begleitung befindet sich der civilgerichtlich todt Edmund v. Ardóí.

So endet der erste Theil dieses zweibändigen Romans, der mit einer seltenen Bravour und einem stupenden Aufwand — wir möchten beinahe sagen psychologischer Belesenheit geschrieben ist. Die Gestalten des Romans sind interessant genug, um eine eingehende Schilderung zu verdienen. „*Flora* ist eine wunderschöne Frau. Das Non plus ultra der sinnlichen Reize. Der sie gesehen, sei er jung oder alt, er kann den Blick nicht mehr von ihr wenden. Kokett fließt ihr reiches, schwarzes Haar auseinander, ein Feengespinnst, in welchem sich Aller Augen verstricken. Ihr Blick, ihr Lächeln, der Hauch ihres Mundes, es sind das lauter galvanische Batterien, welche die Gefühlswelt der Herzen explodiren machen. Wäre Kalypso ihr gleich gewesen, nie wäre in Odysseus das Heimweh entstanden. In dem einen Augenblick ist sie das Ideal des Praxiteles, in dem andern schon Kleopatra. Der Gatte eines solchen Weibes muss alle Welt zu Feinden haben. Die Welt kann dem Manne jedes Verbrechen verzeihen, nur nicht das, eine wunderschöne Frau zu besitzen. Und Edmund v. Ardóí ist solch ein Mann. Wie konnte Flora, die doch Comtesse war, einen Menschen heirathen, der weder Fürst, noch Graf, ja nicht einmal Baron ist? Womit hat er sie erobert? Hat man doch nie von ihm etwas anderes gehört, als dass er Karten zu spielen, zu reiten und zu kutschiren verstehe. Nicht einmal ein Adonis ist er, höchstens ein hübscher Mann, was er auch eher seinem Schneider, als sich selbst verdankt. Aber er ist reich! Und mit seinem vielen Gelde



hat er ein Weib erobert, dessen nur Helden und Könige würdig wären. Eine Interessen-Heirat also! Und der letzte Advocatenschreiber, Bankcassier oder Ministerial-Concipist, der wüthend verliebte Blicke nach dem schönen Weibe wirft, hält sich selbst für würdiger als Edmund, Flora's Gatte zu sein.»

Hören wir nun, welche Schilderung der Autor, der sich zu seinen Personen so stellt wie der Anatom zu dem Cadaver auf dem Secirtisch, vom Grafen Otmar *Kékköi*, dem gefährlichen Rivalen und nachmaligen Nachfolger Edmund's, entwirft.

«Als Otmar am Horizont erschien, zog er zuerst die Aufmerksamkeit des «höchsten Zirkels» auf sich. Keinen bessern Reiter und keinen bessern Pferdekennner gab es als ihn. Dabei hatte er ein fabelhaftes Glück. Er hatte nichts gelernt und durfte alles wagen. Die lebensüberdrüssigen und blasirten Gestalten der höchsten Sphäre, welche der Spleen und die Gicht auf gleiche Weise plagten, fanden an diesem Prachtexemplar der blaublütigen Race ihr höchstes Wohlgefallen. Je intimer Otmár aber in den höchsten Kreisen ward, desto sehnstüchtiger blickte man zu ihm aus den niedrigeren Regionen empor. Die Viertelmagnaten waren glücklich, wenn er ihnen die Hand reichte. Nirgend erschien er ohne Gefolge, und stets war ihm ein Ehrenplatz reservirt. Und während die wirkliche Jugend einen veritablen Cultus mit ihm trieb, versagte ihm auch die «ältere Jugend» ihre Huldigung nicht. Mit einem Wort, er war Mode und es gab in der hohen Gesellschaft keine Frau, von der man vorausgesetzt hätte, sie könne Otmar widerstehen. Flora war schon damals als die schönste Frau anerkannt, als Otmar's Stern erst im Aufgehen begriffen war; und als der letztere die ganze Männerwelt zu verdunkeln begann, war Jedermann davon überzeugt, dass diese beiden Sterne einander nicht ausweichen können, und das gesammte Interesse der Societät war darauf gespannt, was zwischen den Beiden geschehen würde. Dass zwischen den Beiden zufällig noch ein Dritter stehe, und dass dieser Dritte kein anderer als der *Gemahl* Flora's sei, das war ein Umstand, der Niemand einer ernsteren Erwägung werth schien.»

Wir haben gesehen, welche Folge die erste Begegnung der «beiden Sterne» gehabt, wir haben auch gesehen, was «zwischen den Beiden» geschah und wie Edmund durch das amerikanische Duell gezwungen wurde, Platz zu machen, «que l'autre s'y mette». Ehe wir nun daran gehen, in den zweiten und letzten Band des Romans einzudringen, müssen wir noch einer Lichtgestalt erwähnen, die sich von dem dunklen Hintergrunde einer sitten-schwachen Societät kaum effectvoller abheben könnte; wir meinen *Edith*, die Schwester Aladár's, ein liebreizendes, soeben zur Jungfrau herangeblühtes Mädchen, auf welche der junge Arzt all' das häuft, was an Liebe in seinem reichen Herzen vorhanden ist. Edith fühlt sich instinctiv zu dem Freunde des geliebten Bruders hingezogen; sein Familien-Unglück rührt sie und auf dem fruchtbaren Boden des Mitleids entwickelt sich vor unseren Augen eine zärtliche Zuneigung, die nur des Sonnenblickes der Gelegenheit bedarf, um sich in echte Liebe zu verwandeln. Edmund, den uns die Zuneigung dieses edlen Geschwisterpaares edler erscheinen lässt, als er uns ursprünglich geschildert wurde, bemerkt anfangs das holde Mädchen gar nicht, geschweige denn, dass er die Gefühle wahrgenommen hätte, die in dem Herzen desselben entstanden waren. Er liebt seine Frau mit jener flammenden Sinnlichkeit, welche jenes verführerische Weib Jedem einflösst, und er sinkt ihr eben so oft zu Füßen, als er sie mit der Wucht seiner Anklagen niederzuschmettern gedenkt. Nach dem amerikanischen Duell ändert sich all' das mit einemmal. Edmund hat mit dem Leben abgerechnet und die Schönheit seines Weibes erweckt nur mehr Ekel in ihm; er flieht sein glänzendes Palais und miethet sich gänzlich bei Peterdi ein, wo er die Zeit bis zu seinem beabsichtigten Tode zuzubringen gedenkt. Und er nimmt das Gift, ohne dass ihm der Gedanke an Edith das Scheiden erschwerte.

Im zweiten Bande kehrt Dr. Peterdi mit einem Engländer heim, den alle Welt „*William*“ nennt und dem er den Nimbus andichtet, der letzte ungekannt sein wollende Sprosse eines modernen Tantalusgeschlechtes zu sein. Mr. William's Gesicht ist von der Sonne Afrikas gebräunt, sein Auge ist von blauen Brillen ver-



hüllt und nur Edith's liebende Seele erkennt in ihm den Edmund von ehemdem wieder. Aber auch Otmar, der die reiche Witwe Edmund's geheirathet, in der Ehe aber kein Genügen findet, muthmasst den wahren Sachverhalt und Flora erfasst ein Grauen, als er ihr seine Vermuthung mittheilt. Es ist ein merkwürdiges Problem, das sich da der Dichter gestellt hat, indem er Edmund ein Leben nach dem Tode leben und all' die Dinge, die sonst dem Erdgeborenen verschlossen bleiben, erfahren lässt. Er erlebt es, dass das Schicksal ihm Gerechtigkeit widerfahren lässt, und zwar ist es der zweite Gatte Flora's, der den ersten Gatten an ihr fürchterlich rächt. Otmar behandelt die Frau, die sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben, mit jener Geringschätzung, die er für alle Frauen hat, bei denen er sein Ziel erreicht; sie erfährt von seiner Untreue ebenso wie Edmund seinerzeit von ihrer Untreue erfahren und schliesslich erwartet sie ein schreckliches Los, das schrecklichste, das eine herzlose Frau treffen kann. Graf Otmar wird im Duell von einem Journalisten, den er thätlich beleidigt, erschossen, ihr Kind, das einzige, das ihrem Ehebund mit Edmund entsprossen, sie muss es sterben sehen; sie sieht ihre Schönheit welken, sieht die Schaar ihrer Bewunderer zusammenschrumpfen, und so sehen wir auch sie ihrem eigenen Begräbniss, dem ihrer Reize nämlich, beiwohnen. Allein das Grauenhafteste ihres Schicksals ist ihr Verhältniss zu William; sie ahnt nicht mehr, sie weiss, dass er es ist, dessen Anbetung sie einst besessen; sie sieht ihn täglich in Aller Achtung steigen und sie hört, wie man sein reiches Wissen und seine Gelehrsamkeit allenthalben bewundert. Und dann erfährt sie, dass Edith William's Weib geworden und dass sie als glückliches Paar auf Peterdi's Besitzungen leben. Alljährlich kommen sie einmal in die Hauptstadt, um ein Grab zu bekränzen, das ihnen theuer war. Bei einer solchen Gelegenheit war es, dass Flora bei einem Grabe, an dem sie zu beten pflegte, drei Gestalten erblickte. Einen Mann, eine Frau und einen vierjährigen Knaben. Als das Kind sich umwandte, stiess Flora einen wahnsinnigen Schrei aus; ihr war es, als hätte sie ihr verstorbenes Kind erblickt. Auf diesen Schrei wandte sich auch der Mann um und da geschah

es, dass Flora alle Selbstbeherrschung verlor, dass sie krampfhaft den Arm des Mannes erfasste und dass sie, indem sie ihn mit dem Blicke mass, welchen der Mörder für das ihn heimsuchende Gespenst hat, ausrief: „*Edmund!*“ Der Mann erbehte. Sein Gesicht verwandelte sich. Es wurde finster wie der düstere Wolkenhimmel und wie aus der Wolke der Blitz, so zuckte es aus seinen Augen nach dem Weibe hin. Doch sprach er kein Wort. Er ergriff nur die Hand, welche seinen Arm gefasst hielt, und schleuderte sie mit wildem Hasse zurück. Dann griff er nach dem Arm seiner Gattin, die bleich wie ein Grabstein geworden war, nach der Hand seines Kindes und eilte von dannen. Flora blickte ihnen nach und wagte nicht, ihnen zu folgen. Am nächsten Tage verliess sie das Land und kehrte nimmer dahin zurück.

Wenn wir dieses Werk ÁBRÁNYI's zu Ende gelesen haben, ist es uns, als kämen wir aus einem Gerichtssaale, in welchem das Schwert der Themis seines ernstesten Amtes gewaltet. Wir erkennen das Walten einer höhern Fügung an, welche Gleiches mit Gleichem bestraft, aber unsere Beklommenheit hat noch immer kein Ende. Wie, wenn William's Identität mit Edmund dennoch entdeckt wird, welches Schicksal wartet seiner, der nach einem amerikanischen Duell noch lebt, in der Gesellschaft, und welches Los wartet Edith's, die doch an der Bigamie ihres Gatten unschuldig ist? Es ist nie gut, reine Gemüther, auf denen der Flügelstaub der Unschuld sichtbar ist, in Situationen zu bringen, wo sie von der rauhen Hand einer prosaischen Wirklichkeit erfasst werden können. Das Unfassbare in dem Charakter Edmund-William's haben wir schon angedeutet; aber auch Aladár Peterdi, dieser Arzt aus Neigung, dieser übermenschliche Philanthrop, er ist zu erhaben, als dass ihm unser Mitempfinden noththun könnte. Die kleine Schwäche, dass sein Blut einmal momentan beim Anblick der schönen Flora in heftigere Wallung gerieth, er hatte sie so schnell und so rasch verwunden, dass wir ihrer kaum mehr gedenken, er steht vor unseren Augen immer als ein Heiliger und Weiser da. Auch Flora ist mit einer, wir möchten sagen absichtlichen Gehässigkeit gezeichnet. Man denke eine *nicht dumme* Frau, die erfährt, dass ihr



Mann soeben im Zweikampf eine schwere Verwundung erlitten und die dem ihr fremden Arzt bei der ersten Begegnung sagt, sie möchte auch gern einmal einem Duell beiwohnen. Die Koketterie Flora's würde auch dann unsere rückhaltloseste Verdammung erfahren, wenn diese Gefallsucht von einigen minder verderblichen und leichter verzeihlichen Schwächen garnirt wäre. Prächtig und mit einer gewissen plastischen Anschaulichkeit ist das hauptstädtische Viertelmagnatenthum beiderlei Geschlechts mit seinem Stich ins Demimondehafte gezeichnet und trefflich gelungen sind auch die Episodenfiguren, die der Dichter mit manchem reizenden, dem Leben abgelauchten Zuge ausgestattet hat. Auch ist der Roman reich an interessanten Reflexionen über die wichtigsten Fragen des Lebens und der Gesellschaft, während an psychologischen Erklärungen offenbar ein Zuviel constatirt werden muss. Die Diction ist eine geradezu brillante zu nennen, doch ist zu bedauern, dass dieselbe zu oft mit Fremdwörtern versetzt ist.

Auch MORITZ JÓKAI, unser Romancier par excellence, hat in diesem Jahre einige novellistische Arbeiten geliefert; allein dieselben hatten mehr die Absicht, Lectüre zu liefern, als die Literatur zu bereichern. Sein letztes einschlägiges Werk: «Asszonyt kísér, Istent kísért» (Ein Weib begleiten, heisst Gott versuchen) hat der Dichter selbst in's Deutsche übertragen und demselben den Titel „*Das Nihil in Ungarn*“ gegeben. Wie interessant es nun auch ist zu sehen, mit welcher Leichtigkeit der Dichter das ihm eigentlich fremde Idiom handhabt, so kann man doch hiebei die Bemerkung nicht unterdrücken, dass «das Nihil in Ungarn» wegen seiner glänzenden Diction am allerwenigsten empfohlen werden kann; denn die Novelle ist im Deutschen schwerfällig und oft ziemlich unbeholfen geschrieben. Freilich liest sich die Geschichte im ungarischen Original viel besser, aber auch da ist die Wirkung keine erfreuliche. Der Dichter bewegt sich da in Sphären, die man in guter Gesellschaft nur streifen darf. Die Schilderung verrufener Orte und verrufener Weibspersonen muss nun einmal verpönt bleiben in einem literarischen Genre, das besonders für weibliche Leser berechnet ist, und mit der Schilderung solcher Locale und

ihrer Habitués kann selbst das Porträt eines Wesens nicht ver-söhnen, das durch seine Reinheit den Schmutz seiner Umgebung nur widerlicher erscheinen lässt. Worin wir aber selbst in diesem Werke den alten JÓKAI sammt all' seinen Vorzügen wiedererkennen, das ist der wundervolle Humor, den der Dichter in seiner Darstellung entwickelt. Die Pfütze menschlicher Verirrungen strahlt die Sonne des Genie zurück. Der demnächst erscheinende grössere Roman JÓKAI's wird hoffentlich den unangenehmen Eindruck verwischen, den «das Nihil in Ungarn» unvermeidlich ausüben musste. In «Pater Péter» — dies der Titel der Novität — wird der Dichter seine Reisen, die er vor Kurzem in Ober-ungarn unternommen, verwerthen, und wir können daher höchst interessanten Schilderungen von Land und Leuten entgegen sehen.

Nachdem PULSZKY's Memoiren, zweiter Band, an anderer Stelle gewürdigt werden soll, erübrigt uns noch der Memoiren ADOLF FRANKENBURGS zu erwähnen. Adolf Frankenburg! Der Name ist von gutem Klang und er ist von gutem Klang seit einem halben Jahrhundert schon. Er ist es, dem die ungarische Nationalliteratur ein gut Theil ihrer Blüte zu danken hat; bei seinen «Életképek» hat MORIZ JÓKAI, hat so mancher andere der heute berühmten Epigonen seine ersten Sporen und, was noch mehr sagen will, sein erstes Geld verdient; er war seinerzeit an der Wiege der ungarischen Belletristik gestanden, er hat sie gehegt und gepflegt mit schützender Hand in guten wie in bösen Tagen.

Die Gestalt des liebenswürdigen Mannes steht in ihrer plastischen Leibhaftigkeit vor unseren Augen da, so unser Blick auf zwei funkelnagelneue Bände fällt, als deren Autor sich kein anderer bekennet, als der 68jährige ADOLF FRANKENBURG. Sie führen den Titel: «Bécsi élményeim» («Meine Wiener Erlebnisse») und sind erschienen bei REICHARD und LITFASS in Oedenburg, der Stadt, in welche sich der Autor an seines Lebens Neige zurückgezogen.

Während FRANZ PULSZKY, trotzdem er sich selbst zum Ausgangspunkt seiner Erzählung macht, stets die grosse Allgemeinheit vor Augen hat und während WIRKNER nur jene interessanten Momente der Zeitgeschichte erzählt, quorum pars magna fuit, die er



gleichfalls mitgeföhlt, will FRANKENBURG nichts als die Geschehnisse mittheilen, die seine eigene Person betreffen, und wenn uns seine «Wiener Erlebnisse» dennoch von Anfang bis zu Ende stets fesseln, so ist die Ursache hievon eine zweifache. Erstens hat der Autor das Glück gehabt, in einer hochinteressanten Epoche zu leben und mit wichtigen Personen und Ereignissen in Berührung zu stehen; zweitens verfügt FRANKENBURG über eine so angenehme Darstellungsweise, dass man ihn gern begleitet, ob er nun von wichtigen Dingen oder von Kleinigkeiten spricht.

ADOLF FRANKENBURG kam vor etwa 33 Jahren nach Wien, um bei der ungarischen Hofkanzlei sein Amt als «Translator» anzutreten; er erhielt den Titel Registrant, hatte aber mit der Registratur eben so wenig zu thun, wie etwa der Bischof von Scutari mit den Gläubigen, die sich daselbst befinden. Unter die ersten «hohen» Bekanntschaften, die er in Wien machte, gehörte die Baronin STURMFEDER, eine Hofdame der Kaiserin-Mutter, welche die Aja des Erzherzogs FRANZ JOSEF gewesen. Die beiden Erzherzoge FRANZ JOSEF und MAX waren tägliche Gäste bei ihrer geliebten «Aja», welche sie selbst «Amie» nannten, und da hatte FRANKENBURG Gelegenheit, die beiden Prinzen näher kennen zu lernen. «Unser König, erzählt er, schien damals schon ernster, als man bei seiner Jugend erwarten konnte, während Erzherzog Max sehr freundlich und affabel war. In der ganzen «Burg» gab es keinen Menschen, den er, wenn er ihn in den Labyrinthen derselben traf, nicht angedet und nach seinen persönlichen Verhältnissen oder nach den Tagesereignissen gefragt hätte. Einmal blieb er vor dem Reiterbilde des Erzherzog STEFAN stehen, das ich der Baronin geschenkt hatte und das sie, da der Erzherzog damals bei Hof noch keine persona ingrata war, in ihrem Salon aufgehängt hatte. «Er ist gut getroffen» meinte der dem Knabenalter kaum entwachsene Erzherzog, «wie beneide ich ihn darum, dass man ihn in Ungarn so liebt.» Erzherzog Franz Josef liebte zuweilen auch gemüthliche Unterhaltungen und einmal nahm er sogar an einer Dilettantenvorstellung in den kaiserlichen Appartements theil. Er spielte in dem Kotzebue'schen Lustspiel «Wirrwarr» den «Fritz

Hurlebusch» mit einer Geschicklichkeit, die ein eminentes Talent verrieth und sein würdiger Rival war der Graf Dionys SZÉCHENYI, der Liebling der beiden Prinzen, der anderthalb Jahre später als Flügeladjutant des Generals MOGA bei Schwechat verwundet, von seinem Vater nach Spanien zur Cur entsendet wurde und seither niemals mehr bei Hof erschien.

«Vor zehn Jahren besass ich noch das «ABC», aus welchem unser König lesen gelernt und einige Briefchen, die er als Knabe an seine Spielkameraden gerichtet, unter anderen auch einen Namenstag-Glückwunsch, den der zehnjährige Prinz an seinen Vater, Erzherzog Franz Carl, gerichtet, und ein Paar gemüthliche Zeilen, in denen er dem Grafen Sternberg mittheilt, dass er den ganzen Vormittag über in der Reitschule zu Wette geritten habe und Sieger geblieben sei. «Ich, der Franzl», schliesst dieses herzliche Briefchen.»

Höchst interessant und bezeichnend ist die Schilderung, die FRANKENBURG von dem 14. März 1848 entwirft. Der vierzehnte März, sagt er, hatte eine reinere Luft gebracht und neues Leben herrschte in den Strassen Wiens. Ausser den Kranken und Säuglingen befand sich fast jeder Bewohner der Hauptstadt auf den Beinen. Mit unruhiger Neugierde betasteten sie sich, um zu sehen, ob sie noch immer dieselben seien. Ich befand mich auf dem Kohlmarkt, neben einem Vertreter des Wiener Urtypus, als gegen 5 Uhr Nachmittags Studenten zu Pferde durch die Gassen sprengten und Proclamationen vertheilten des erfreulichen Inhaltes, dass der Kaiser die Pressfreiheit gewährt habe. Mein Nachbar riss die Augen weit auf und fragte mich, was denn das sei, und als ich ihm erklärte, dass man nun alles drucken dürfe, was man vor Gott und seinem Gewissen verantworten könne, schlug mein Nachbar erschreckt die Hände zusammen und rief aus gepresster Kehle: «Jesus, Maria und Josef!»

Es ist bezeichnend für die Wiener Schriftstellerwelt, dass der populärste Schriftsteller der Residenzstadt, dass Castelli die neuerlangte Freiheit dazu benützte, um gegen Metternich, an dessen Tisch er sich kurz vorher den Mund abgewischt, ein von niedrigen



Invectiven strotzendes Pasquill zu schreiben. Wochen vergingen, ohne dass es einem der Aspiranten des Wiener Parnass in den Sinn gekommen wäre, einen Hymnus an die Freiheit zu schreiben, die sie plötzlich, ganz ohne Mühe und Verdienst erlangt hatten. Selbst Anastasius GRÜN war plötzlich ein stiller Mann geworden und GRILLPARZER, der wegen seiner gegen Rom gerichteten Xenien seinerzeit von Wien verbannt gewesen, feierte die neue Aera mit der bekannten Ode an Radetzky: «In deinem Lager ist Oesterreich!»

Von dem Polizeiregiment, das bis zum März geherrscht, weiss der Autor hübsche Anekdoten zu erzählen.

Fürst S., der, man weiss nicht warum, im Geruch des Liberalismus stand, gab eine glänzende Soirée, zu welcher er blos seine vertrautesten Freunde und Bekannten geladen hatte. Der Kammerdiener des Fürsten stand im Sold des Polizeichefs Sedlnitzky und übergab demselben am Abend vor der Soirée die Namenliste der Gäste. Der Graf überflog die Liste und sagte mit seinem feinen Lächeln: «C'est bien; ich sehe unter den Gästen fünf von — meinen Leuten.» — Eines schönen Tages erschien bei dem Wirthschaftsrath des Grafen LUDWIG SZÉCHENYI, bei dem jüngst verstorbenen JOHANN SOMOGYI, in der Schauflegergasse, ein «Naderer» und bot dem Genannten u. a. auch einen fixen Jahresgehalt von 2000 Gulden für eine kleine Gegenleistung an, welche blos darin zu bestehen hätte, dass Somogyi allwöchentlich im Präsidialbureau über die Vorgänge im Hause seines Herrn einen erschöpfenden Bericht erstatte. Zu bemerken ist, dass Graf Ludwig Széchenyi Obersthofmeister der Erzherzogin Sophie war und in jeder Beziehung zu der Dynastie hielt. Der arme Naderer wurde einfach vor die Thüre gesetzt.

Einen lehrreichen Einblick in die Wiener Verhältnisse in den ersten fünfziger Jahren erhält man, wenn man folgende Episode liest: Nur eine Anstalt gab es in Wien, welche trotz der schlechten Zeiten in Blüte stand, und das war Daum's «Elysium» in der Johannesgasse. Als ich diese Localitäten zum ersten Male besuchte, traf ich einen alten Herrn, der das Amt hatte, die Fremden in den labyrinthähnlichen Gängen herumzuführen. Später

erfuhr ich, dass dieser Mann ein zugrunde gegangener Baron sei. Einen schönern Graukopf konnte man sich kaum denken. Sein Bild war auch in allen Kunsthandlungen zu sehen, da es zu den Erwerbszweigen des Herrn Baron auch gehörte, Malern und Photographen Modell zu stehen. Doch schien das Geschäft nicht zu gehen, denn oft begegnete ich ihm an kalten Wintertagen und da musste er in seinem leichten Röckchen und in seinen Galoschen tüchtig frieren. — Als nun der Baron eines Tages auf dem Kohlmarkt im Auslagefenster des Kunsthändlers Wessely sein eigenes Bild bewunderte, klopfte ihm Jemand auf die Schulter.

Er wandte sich um und befand sich einem eleganten Herrn gegenüber.

«Habe ich die Ehre, Herrn Baron S. zu sprechen?

— Zu dienen.

— Da haben Sie meine Karte. Uebergeben Sie diese heute Nachmittags dem Portier im «Trattnerhof», das Uebrige wird sich schon finden.»

Im Trattnerhof wurde der Baron in das zweite Stockwerk geleitet, wo ihn ein junger Mann nach einigen einleitenden Worten mit der Frage empfing: «Wollen Sie heiraten?»

Nachdem er erfahren, um was es sich eigentlich handle, sagte er willig: Ja. Seither erschien der siebzigjährige Greis als glücklicher Bräutigam in den elegantesten Kleidern. Nach der Hochzeit unternahm er eine Hochzeitsreise nach Graz — allein und als er nach acht Tagen zurückkehrte, stieg er im «Matschaker Hof» ab, wo er mit der Nonchalance eines wirklichen Grand Seigneur den Trinkgenossen von seinem Glück erzählte. Einige Tage später zog unser Held zu — seiner Gattin, zu der Tochter des Bankier X, die mit einem sehr hochgestellten, aber verheirateten Beamten ein Verhältniss unterhalten, dem zwei Knaben entsprossen waren, welche nun unser Baron ungesehen adoptirt hatte. . . . Aus diesen Proben ist zur Genüge zu ersehen, wie interessant das Panorama ist, das uns der Autor von einer interessanten Epoche der jüngsten Vergangenheit enthüllt.

ALBERT STURM.



## LITERATUR.

1. **Magyarországi humanisták és a dunai tudós társaság.** Irta dr. ÁBEL JENŐ. Budapest. Academie. 1880. 125 S. (Ungarische Humanisten und die gelehrte Donaugesellschaft von Dr. EUGEN ABEL.)
2. **Analecta ad historiam renescentium in Hungaria litterarum spectantia.** Jussu Academiae Scientiarum Hungaricae edidit EUGENIUS ABEL. Budapestini in aedibus Academiae Hung., Lipsiae apud F. A. Brockhaus, 1880. 296 S. (Auch unter ungarischem Titel und mit ungarischer Vorrede erschienen.)

Mit kaum irgend einer Periode unserer Literatur hat man sich in neuerer Zeit so eingehend befasst, als mit der des Humanismus im XV. und XVI. Jahrhundert, und auf keinem zweiten Gebiete unserer Literaturgeschichte können wir mit den Resultaten der Forschung in so hohem Grade zufrieden sein, wie eben auf dem des Wiedererwachens der klassischen Studien in Ungarn. Den Anstoss zu diesen Forschungen hat WILHELM FRANKÓR's Vitéz-Biographie (1878) gegeben, welche zum ersten Mal den Primas Johannes Vitéz († 1472) in seiner ganzen Bedeutung als hervorragenden Staatsmann und eifrigen Humanisten darstellte und welcher binnen Kurzem eine Monographie über Johannes Vitéz als Humanisten von der Feder desselben Verfassers folgen soll.

Von einer umfassenden Geschichte des Humanismus in Ungarn von einem ersten Auftreten unter König Sigismund bis zur Schlacht bei Mohács und darüber hinaus sind wir freilich noch immer sehr weit entfernt, doch lässt sich hoffen, dass eine solche besonders auf Grund der von der Academie herausgegebenen einschlägigen Quellensammlung in nicht allzu langer Frist verfasst werden wird. Die Grundlagen dieser Arbeit hat der Verfasser der an der Spitze unserer Anzeige genannten Werke schon gelegt, ein zweiter Band der Analecta, der Daten zur Geschichte des Humanismus in Ungarn von 1472 bis 1526 enthalten soll, ist auch schon in Vorbereitung begriffen, und somit haben wir guten Grund zu hoffen, dass diesen Vorarbeiten auch die eigentliche Geschichte des Humanismus in Ungarn bald folgen wird. Der Verfasser geht nämlich von der Ansicht aus, dass eine Geschichte des

Humanismus nicht blos für Fachgelehrte geschrieben werden soll, sondern in erster Reihe auch die Ansprüche des grossen Publicums berücksichtigen muss, welchen Ansprüchen aber ein Werk kaum entsprechen dürfte, dessen grössern Theil Abdrücke unedirter Correspondenzen, poetischer und prosaischer Werke, sowie kritische Erörterungen althergebrachter falscher Ansichten bilden würden. Um also den kritischen Apparat möglichst zu vereinfachen, hat ABEL es vorgezogen, die einschlägigen Inedita getrennt herauszugeben und einzelne schwierigere Partien in Monographien zu bearbeiten, um dann später auf Grund dieser Einzelarbeiten mit mehr Aussicht auf Erfolg versuchen zu können, eine Geschichte des Humanismus in Ungarn zu schreiben.

Diesem Bestreben sind die schon erwähnten beiden grösseren Werke entsprungen, welche sich ausschliesslich an das gelehrte Fachpublicum wenden.

Die Resultate der erstern Arbeit über die Gelehrte Donaugesellschaft des Conrad Celtès sind unseren Lesern schon aus einem Artikel des letzten Heftes dieser «Literarischen Berichte» bekannt; es möge daher genügen an dieser Stelle kurz die Eintheilung des Buches zu berühren. Der erste Theil behandelt die Geschichte der Donaugesellschaft, oder genauer gesagt, der Ofner Abtheilung der Donaugesellschaft, wobei aber auch über die Geschichte des ganzen Vereins, speciell was die Zeit der Gründung desselben und seine Siebenbürger Abtheilung anbelangt, wichtige Aufschlüsse gegeben werden, wie ja überhaupt die ganze Geschichte dieses Vereins noch einer gründlichen Bearbeitung harret.

Der zweite grössere Theil der Arbeit (p. 21—110) enthält ausführliche kritische Biographien der in Ungarn wirkenden Mitglieder der gelehrten Donaugesellschaft, namentlich des Augustinus Olomucensis, Hieronymus Balbus, Valentin Krauss, Julius Mylius, Georg Neideck, Jacob Piso, Johann Schlechta und Johann Vitéz des Jüngern, worauf als Anhang das an die zu Ofen versammelten Humanisten gerichtete Gedicht des Celtès und die an Celtès gerichteten, bisher unedirten Briefe der oben erwähnten Ofner Humanisten (aus dem Cod. Vindob. lat. nr. 3228) folgen. An Vorarbeiten für die meisten dieser Biographien hat es allerdings nicht gefehlt, und hat namentlich der gründliche DENIS in seiner Buchdruckergeschichte Wiens und ASCHBACH in dem zweiten Bande seiner Geschichte der Universität Wien fast alle oben erwähnten Humanisten einer mehr oder weniger kurzen Besprechung gewürdigt, doch sind diese Darlegungen alle schon veraltet, da Denis die erst neuerdings erschlossenen Quellen nicht benützen konnte, Aschbach aber selten auf die Quellen zurückging, sondern sich mit der oberflächlichen Compilation der Arbeiten von Denis, Kink, Böhme, Retzer und anderer begnügte. So konnte es geschehen, dass ABEL durch eingehendes Studium der Werke der erwähnten Humanisten und ihrer Zeitgenossen, sowie durch gewissenhaftes Heranziehen der einschlägigen deutschen, italienischen und besonders auch ungarischen Fachliteratur und Ausbeutung unedirter oder wenig zugänglicher Werke die Biographie der



genannten Humanisten zu einem vorläufigen Abschluss brachte und mit einer reichen Fülle von neuen Daten bereicherte, die das freudigste Erstaunen bei Allen hervorrufen muss, welche die stattliche Zahl der früheren sogenannten Vorarbeiten, in Wahrheit aber Compilationen, überblicken. So z. B. ist es unter anderen auch mit der Biographie des Hieronymus Balbus bestellt, von dem man doch sicher hätte glauben können, dass nach Aschbach's ausführlicher Biographie nichts mehr für ihn zu thun übrig sei.

Nicht weniger Neues enthalten die jüngst erschienenen *Analecta*, welche bis zum Tode des Johann Vitéz und Janus Pannonius, d. h. bis zum Abschluss des ersten Abschnittes der Geschichte des Humanismus in Ungarn reichen. Nach einer Zusammenstellung sämtlicher in den Bibliotheken Deutschlands, Italiens und Oesterreich-Ungarns befindlichen und auch der in Verlust gerathenen Janus Pannonius-Handschriften, deren mitgetheilte Collation zahlreiche Corruptelen des Janus Pannonius-Textes heilt und auch über einige Lebensumstände des Dichters interessante Aufschlüsse bietet, theilt ABEL sämtliche Werke des Janus Pannonius mit, die in der letzten, vom Grafen Samuel Teleki besorgten Gesamtausgabe des Dichters (Utrecht 1784) nicht enthalten sind und mit einer verschwindend kleinen Zahl von Ausnahmen an dieser Stelle zum ersten Mal im Druck erscheinen. Es sind dies eine 1467 dem König Matthias dedicirte Uebersetzung der Plutarch'schen *Apophthegmen*, eine 1465 an Papst Paul II. gerichtete Rede, ein Brief an den Cardinalis Papiensis in Angelegenheit des vertriebenen Agramer Bischof Thomas, der Briefwechsel zwischen Janus Pannonius, Galeotto Marzio und Prothasius, Bischof von Olmütz, aus dem Jahre 1461, eine Elegie an Bartholomäus Cevola, einen Rechtsgelehrten aus Verona, ein poetischer Briefwechsel zwischen Janus Pannonius und Joannes Sagundineus, eine Elegie, die Janus Pannonius an Papst Nicolaus V. richtete, als ihn dieser mit der Uebersetzung des Homer betraute, ein leider unvollständiges Heldengedicht über die Thaten König René's von Anjou, an dreissig Epigramme und fünf Elegien, alles Werke, welche dem dichterischen Genie und der stilistischen Gewandtheit des Janus Pannonius alle Ehre machen und sowohl über den Dichter selbst als auch über seine Zeitgenossen und ihre wissenschaftlichen Bestrebungen manche interessante Aufschlüsse geben. Es ist nur zu bedauern, dass fast alle diese Werke nur in einer einzigen Handschrift erhalten sind, weshalb trotz ABEL's erfolgreichen Bemühungen, den häufig äusserst corrupten Text durch Coniectur zu heilen, immerhin noch manche Wunden des Textes der Heilung durch neu aufgefundene Handschriften harren.

Es folgen dann mehrere an Janus Pannonius gerichtete Gedichte des Galeotto Marzio, Franciscus Durantus, Baptista Guarinus und Robertus Orsi, sowie an denselben gerichtete Dedicationsschreiben des Georgius Trapezuntius und Marsilius Ficinus, desgleichen zwei Briefe des Baptista Guarinus, welche eine Menge bisher unbekannter höchst interessanter Daten über Janus Pannonius enthalten.

Der übrige Theil der *Analecta* beschäftigt sich grösstentheils mit

Johannes Vitéz, mit Ausnahme einiger Briefe des König Ladis'aus V. (a. 1454), des Poggio und des Augustinus Zagrabiensis, sowie einer an Petrus Garasda gerichteten Elegie des Baptista Guarinus und Auszügen aus einem «de Regiis Virtutibus» betitelten unedirten Werke des Andreas Pannonius, welche sich auf die ersten Anfänge des Humanismus in Ungarn beziehen. Ueber Johannes Vitéz geben uns Nachrichten Philippus Callimachus in seiner Biographie des Gregorius Sanocensis, Johannes Dlugosch und der Cardinal Sbigneus Olesnicki in ihren Briefen, Nicolaus Episcopus Modrusiensis, Joannes Regiomontanus, Joannes Argyropulos, Galeottus Martius, Georgius Trapezuntius und Johannes Peuerbach in ihren an Vitéz gerichteten Dedicationen und der Modeneser Dichter Gaspar Tribachus in seinen Vitéz gewidmeten Eclogen. Alle diese zum grossen Theil unedirten Schriften sind zwar von FRANKÓI in seiner Vitéz-Biographie erwähnt und benützt worden, doch lassen sich noch immerhin manche interessante Nachrichten, die in FRANKÓI's gedrängter Darstellung keinen Platz finden konnten, aus denselben entnehmen, und ist es auch sonst von Interesse, diese von FRANKÓI nur excerptirten Schriftstücke in ihrer ganzen Ausdehnung im Original lesen zu können.

Den Schluss bildet eine ausführliche Biographie des bekannten und für Ungarn sehr bedeutenden Humanisten Galeotto Marzio; eine Biographie, die wohl als endgiltig abschliessend betrachtet werden kann. Der Verfasser hat zu derselben nicht nur die älteren Galeotto-Biographien von Naude, Varillas, Serdonati, Jovius, Tiraboschi, Weiss, Kazinczy und besonders Eroli (1858) benützt, sondern auch alle nicht nur edirten, sondern auch unedirten Gedichte und Prosawerke Galeotto's, sowie zahlreiche ältere und moderne Werke, worin Galeotto's erwähnt wird, einer gründlichen Untersuchung unterzogen, wodurch er in die Lage versetzt war, fast über jede einzelne bedeutendere Begebenheit aus Galeotto's Leben neue und sichere Aufschlüsse zu geben und mehrere Jahre umfassende Lücken in Galeotto's Biographie auszufüllen. So z. B., um nur einiges zu erwähnen, ist das Geburts- und Todesjahr Galeotto's, das Jahr der Entstehung seiner einzelnen Schriften, sein Aufenthalt zu Padua, Bologna, in Ungarn und Frankreich, sein Process mit der Inquisition, u. s. w., in ABEL's Werk zum ersten Mal bestimmt, respective richtig gestellt worden.

Hoffentlich wird der zweite Band der *Analecta* an Reichhaltigkeit und Wichtigkeit des Gebotenen hinter diesem ersten Bande nicht zurückbleiben!



## SITZUNGSBERICHTE.\*

### I. VIERZIGSTE FEIERLICHE JAHRESSITZUNG DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER WISSENSCHAFTEN AM 28. MAI 1880.

Das ausserordentliche Fest, mit welchem die vierzigste feierliche Jahresversammlung der ungarischen Academie der Wissenschaften verknüpft war, die *Enthüllungsfeier des Denkmals des eigentlichen Gründers der Academie, des Grafen Stefan Széchenyi*, verlieh auch dem Prunksaale des Academiepalastes, in welchem die Versammlung stattfand, und dieser Versammlung selbst ein solennes Gepräge. Der Zuhörerschaft gegenüber, auf der für die Functionäre und Mitglieder der Academie reservirten, teppichbelegten Estrade erhob sich rechts vom Präsidententische, im Hintergrund, über einer geschmackvoll arrangirten Gruppe von Gewächsen und Blumen das überlebensgrosse Oelbild des Grafen Stefan Széchenyi, während links vom Präsidententisch auf einer teppichgeschmückten Erhöhung ein rothsammtner Prachtsitz für den Vertreter Sr. Majestät des Königs, Se. k. und k. Hoheit den Erzherzog Josef, hergerichtet war. Lange vor 10 Uhr, der für den Beginn der Festsitzung anberaumten Stunde, füllten sich alle Räume des weitläufigen Prunksaales, die Gallerien wie das Parquet, mit einer glänzenden Zuhörerschaft und die dichten Reihen der Sitzenden waren allen Wänden entlang von noch dichterem Reihen Stehender umgeben. Der in prächtigen Frühlingstoiletten prangende Damenflor füllte die vordere Hälfte der Parquetsitze, während das Herrenpublikum die hintere Hälfte derselben einnahm.

Schlag 10 Uhr öffnete sich die Thür im Hintergrund der Estrade und es traten herein Se. k. und k. Hoheit Erzherzog Josef, gefolgt von seinem Adlatus FML. Graef und Obersthofmeister GM. Baron Nyáry, der erste Präsident der Akademie Graf Melchior Lónyay, begleitet vom Generalsecretär Wilhelm Fraknoi und Classensecretär Gyulai, hinter ihnen eine dichte Schaar von Akademikern und Festgästen, darunter die Spitzen der hohen Geistlichkeit und Aristokratie, der Behörden und Körperschaften.

\* Wir führen hiemit den Bericht über die Wirksamkeit der Academie bis zum Schlusse des Academie-Jahres 1879/80 herab. D. Red.

Es seien von diesen in grosser Gala Erschienenen genannt: Se. k. Hoheit Prinz Philipp von Koburg, sämmtliche Minister, der gemeinsame Finanzminister Josef v. Slávy, der Präsident des gemeinsamen obersten Rechnungshofes Wilhelm v. Tóth, Graf Julius Andrássy in Honvéd-Generalsuniform, der Landes-Commandirende Baron Edelsheim-Gyulai, die Präsidenten und Senatspräsidenten der Curie und der königlichen Tafel, der Cardinal-Erzbischof Dr. Ludwig Haynald, die Bischöfe Ipolyi und Krajcsik, Graf Franz Zichy, der gewesene österreichisch-ungarische Botschafter bei der Hohen Pforte und dessen Söhne Josef, der gewesene Handelsminister, und August, der neue Akademiker, Graf Béla Széchenyi und Graf Franz Széchenyi, Graf Georg Festetics, Graf Johann Cziráky, Graf Dionys Kálnoky, Markgraf Eduard Pallavicini, Kronhüter Baron Nicolaus Vay, Judex Curiae Georg v. Mailáth, Baron Béla Radvánszky, Baron Smaics, Ernst Hollán, Béla Perczel, der Oberbürgermeister und die Bürgermeister der Stadt Budapest, der Rector Magnificus und die vier Decane der Universität, von Spitzen der Literatur Johann Arany, Moriz Jókai, Paul Gyulai, Karl Szász u. A. Nachdem der Erzherzog Josef, welcher beim Eintreten von der Versammlung mit lebhaften Eljen-Rufen empfangen wurde, und die übrigen Eingetretenen ihre Plätze auf der Estrade eingenommen hatten, eröffnete der Präsident Graf Melchior Lónyay die Festsitzung mit der folgenden Rede:

Zwanzig Jahre sind verstrichen, seitdem die ungarische Academie der Wissenschaften eine feierliche Sitzung hielt zum Andenken ihres hochherzigen Gründers, des Grafen Stefan Széchenyi. Um ein neuerliches Zeichen zu geben ihrer ewigen Dankbarkeit gegen ihn, begehrt sie am Tage der Enthüllung seines Standbildes gleichsam ein Fest, liess sie, damit das Andenken dieses Tages erhalten bleibe, eine Medaille prägen und gab ein mit seinem Bildniss geschmücktes Gedenkbuch heraus.

Indem mir das Glück zu Theil wird, diese feierliche Sitzung zu eröffnen, begrüsse ich vor allen Anderen im Namen der ungarischen Academie der Wissenschaften den Vertreter Sr. kaiserlichen und apostolisch königlichen Majestät, Se. k. und k. Hoheit Erzherzog Josef, der anlässlich der Enthüllung der Széchenyi-Statue, zu des Vaterlandes und unser Aller grosser Freude, zu der, den Beginn der Feier bildenden Generalversammlung in unserm Kreise zu erscheinen die Gnade hatte.

Von Freude schwillt die Brust eines Jeden von uns, da wir sehen, dass Se. Majestät der König mit seiner Vertretung Se. k. und k. Hoheit Erzherzog Josef, den Sohn des grossen Palatins unseres Vaterlandes, JOSEF, der ein halbes Säculum hindurch der unsere gewesen, betraute. In der dankbaren Erinnerung der ungarischen Academie der Wissenschaften wird das Andenken seines glorreichen Vaters, des Palatin JOSEF, ewig fortleben, der einen Beweis seiner Liebe zur ungarischen Nation auch dadurch gab, dass er die ungarische Academie der Wissenschaften von ihrem Entstehen an unter seine schirmenden Fittige nahm und in der ersten Generalversammlung unserer neu gegründeten Academie erscheinend — um mich



der Worte meines grossen Vorgängers, des Grafen JOSEF TELEKI zu bedienen — ein eben so eifriger als gnädiger Protector, die Vertheilung der ersten Blüthen des liebevoll von ihm gepflegten Setzlings durch seine Gegenwart zu verherrlichen und Zeuge unserer allgemeinen Freude, Theilnehmer an unseren patriotischen Gefühlen zu sein wünschte. Gesegnet sei das Andenken des glorreichen Vaters und inniger Dank dem an Patriotismus ihm gleichenden Sohne, für sein erstes Erscheinen in unserer Mitte! Auch hier fürwahr empfängt Se. Hoheit jene allgemeine Liebe und huldigende Verehrung, die ihn überall im Vaterlande umgibt!

Vor zwanzig Jahren durchdrang bei dem Tod Széchenyi's das schmerzliche Gefühl des erlittenen grossen Verlustes das Vaterland. Auf den Aufruf des damaligen Präsidenten der Academie, Grafen Emil Dessewffy, beeilte sich die dankbare Nation freiwillige Spenden darzubringen zur Errichtung einer Denkmal-Statue. Nach Jahren erfüllt sich heute der Wunsch der Nation.

Indem ich mich anschicke, innerhalb der engen Schranken einer Eröffnungsrede das Andenken Széchenyi's zu feiern, fühle ich tief meine ungenügende Kraft, und nur das kann mir Muth einflössen zur Erfüllung dieser Aufgabe, dass ich zu Beginn meines Jünglingsalters Zeuge der letzten Jahre der Széchenyi'schen Zeitperiode, ein Nachfolger seiner Richtung und einst ein gleichzeitiger bescheidener Handlanger seiner Thätigkeit gewesen.

Ich spreche nicht von seinen Thaten — die Geschichte hat sie aufgezeichnet; ich will nur kurz davon sprechen, was, seitdem Széchenyi von der politischen Laufbahn zurückgetreten, von den grossen Ideen, die er verkündete, den Zielen, für die er wirkte, von den Hoffnungen, die er nährte — was von all dem und wie es in Erfüllung gegangen.

Széchenyi hatte — wie aus seinen Tagebuch-Aufzeichnungen hervorgeht — bevor er als ein Meteor am Himmel des Vaterlandes auftauchte, die Vergangenheit sorgfältig studirt, mit der Gegenwart sich bekannt gemacht und war mit sich ins Reine gekommen über die Mittel und die Aufeinanderfolge ihrer Anwendung. Die Geschichte hat keinen Staatsmann aufzuweisen, der mit unerschütterlicherer Ueberzeugung und selbstbewussterer, wahrerer Begeisterung des Glaubens und mit grösserer Consequenz sein ganzes öffentliches Leben hindurch sein reformatorisches Werk fortgesetzt hätte, als er.

Von seinem ersten Auftreten an war sein höchstes Ziel die Aufrechterhaltung und Kräftigung der ungarischen Nationalität, die geistige und sittliche Hebung des ungarischen Volkes. Dieses Ziel stellte er jedem andern voran, beipflichtend dem zum Dogma gewordenen Ausspruch des Redner-Koriphäen des damaligen Reichstages, Paul Nagy: «Die Verfassung kann man zurückerobern — die verloren gegangene Nationalität niemals!» Wie formulirte er in dieser Richtung sein Ziel? «Unsere Aufgabe — sagt er — ist, der Menschheit eine Nation zu erhalten und ihre Eigenthümlichkeiten wie ein Kleinod zu hüten, ihre Kräfte und Tugenden in makelloser Eigenart

zu entwickeln und zu veredeln, und indem wir so in einer ganz neuen, bisher ungekannten Weise sie ausbilden, zu dem Hauptziele: der Verherrlichung der Menschheit, sie hinzuleiten. Das ist die Aufgabe. Unser Beruf ist kein geringerer, als die Welt mit einer neuen Nation zu bereichern.»

Er war davon überzeugt, dass die ungarische Nationalität, wenn sie sich erst gekräftigt hat, ob auch gefährvolle Zeiten, schwere Tage des Kampfes und der Prüfung über uns kommen mögen, unter ihrer Last nicht zusammenbrechen, sondern erstarken wird.

Ist dieses Hauptziel seines Lebens heute erreicht? Wir besitzen eine gebildete ungarische Sprache, in welcher der Schriftsteller, der Gelehrte und das Volk gleichmässig sprechen, und die Verbreitung der Wissenschaften in ungarischer Sprache macht stetige Fortschritte; die geistige Bildung hebt sich beständig. Der Einfluss unserer Academie und der nach ihrem Beispiel gegründeten anderen wissenschaftlichen und literarischen Gesellschaften hat in der neueren Zeitperiode des höhern wissenschaftlichen Unterrichts bedeutende Resultate bewirkt.

Dieses grosse Werk hat Tausende von Theilnehmern, der Ruhm aber gebührt ihm, der so begeistert die Initiative ergriff. Dieses Verdienst ist ein so grosses, dass wenn er auch nichts Anderes gethan hätte für das Vaterland, er schon dafür unsterblichen Ruhm sich erworben hätte.

Indem wir mit Freuden sehen, wie unsere Nationalität zunimmt und sich hebt, erinnern wir uns der Worte, welche Széchenyi vor beinahe vierzig Jahren in der am 22. November 1842 gehaltenen Sitzung gesprochen. Es war dies eine denkwürdige Rede und charakteristisch für seine Zeit. Hätte man nur auch seinen Warnungsruf befolgt! Die Intelligenz Ungarns verlangte damals zur Verbreitung der Nationalsprache die energischsten Massnahmen, die strengste Durchführung des Gesetzes. Széchenyi sah den Zeitpunkt gekommen, um seine Nation zur Behutsamkeit zu ermahnen; seine Rede erregte damals grossen Resens, er fühlte das und schloss seine Rede, indem er sagte: «Wie mag das kommen, dass ich mich bei dieser Frage sozusagen isolirt finde? Liebe ich etwa mein Vaterland nicht so sehr, wie Jene, die immer Feuer und Flamme sind und von Begeisterung überströmen? Oder besitze ich vielleicht nicht so viel Muth, wie Diejenigen, die immer die Rolle des Löwen zu spielen geneigt sind?» Und er sagte seiner Nation eine grosse Wahrheit, die wir auch heute nicht vergessen dürfen: «Bei dem friedlichen Umgestaltungsprocess der Nationen trägt, da die geringste Gewaltthätigkeit Widerstand erzeugt, den Sieg einzig und allein die geistige Ueberlegenheit davon. Und siehe, das ist das ganze Geheimniss! Womit können wir unsern Stamm vor dem Untergang bewahren und wie können wir uns auf die Höhe einer grossen, mächtigen und ruhmreichen Nation erheben? Schlechterdings nur durch Ueberlegenheit — durch das unwiderstehliche Gewicht moralischer Ueberlegenheit und durch die Zaubermacht der Civilisation.

«Und wie können wir uns diese erwerben? Eine Nation besitzt Tüchtigkeit und Ueberlegenheit nur in dem Maasse, in welchem die möglichst



grösste Zahl ihrer einzelnen Mitglieder auch wirklich ihren Platz mannhaft und makellos ausfüllt. Wir müssen daher eine assimilirende Ueberlegenheit besitzen. Besitzt nun aber eine solche Derjenige, der an Andern das nicht zu schätzen vermag, wovon er verlangt, dass Andere es an ihm schätzen? der Andere, anstatt sie in ritterlichem Geiste zu sich emporzuheben, grausam schlägt? Oder ist vielleicht Derjenige ein Meister von tiefer Auffassung in der Assimilirungskunst, der unter den Verlockungen der Gewalt den noch unentwickelten Ungar für einen Löwen ausschreit?»

Diese mahnenden Worte sprach er ein Jahr vorher, als der erste durch Uebereifer verursachte Fehler begangen wurde, dessen Folgen wir noch heute schmerzlich empfinden, — als im Jahre 1843 das seit Jahrhunderten mit Croatien bestandene brüderliche Verhältniss einer feindseligen Richtung Platz machte.

Von dem treuen Festhalten an unserer Sprache und von dem aus dem moralischen Gewicht der zu einer höhern Bildungsstufe emporgehobenen Nation sich naturgemäss entwickelnden Einflüsse erwarten wir die stetigen und heilsamen Resultate und die Erfüllung alles dessen, was Széchenyi der Nation als Ideal hingestellt hat.

Das zweite Hauptbestreben Széchenyi's, für das er mit grösster Wärme kämpfte, war die stufenweise und vorsichtige, doch radicale Umgestaltung der ungarischen Verfassung in liberaler Richtung, damit Jeder — wie er sich ausdrückte — der ungarische Luft athmet, sagen könne: «Auch ich bin ein Bürger dieses Vaterlandes», das heisst: gleiche Lasten trage und gleiche Rechte geniesse.

Er war es, der die politische Umgestaltung unseres Vaterlandes initiierte. Richtig bemerkte — vor zwei Decennien — Eötvös von diesem Platz aus: «Unter den Männern, welche bei den verschiedenen Nationen die Fahne der Reform entfalteten, finden wir kaum einen, der es mit grösserer Kühnheit gethan als Széchenyi; und ob wir das Wesen seiner Vorschläge, ob wir die Manier, in der er es that, betrachten: Niemand wird es bestreiten, dass er der erste Agitator des Landes war.» Ja wohl! er war es, der, der Erste, die durch altersgraue Jahrhunderte hindurch bestehende Feudalverfassung, welche die Besten des Landes von Generation zu Generation eifersüchtig bewachten, erschütterte — erschütterte, um ihre bereits verwitterten Theile durch dem Geist der Zeit entsprechende, den Forderungen des Fortschritts, den Bedürfnissen der Nation angepasste Institutionen zu ersetzen. Nichts überstürzend indessen, sondern in richtigem Nacheinander, die Eigenthümlichkeit der Nation bewahrend, wollte er ihre Regeneration durchführen. Der Geist der Freiheit, die Macht der grossen Ideen, die er heraufbeschwor, machte kühn die Nation, die seinen gemässigten guten Worten kein Gehör schenkte. Man achtete nicht mehr seiner Führerspur. Und gleichwie der urplötzlich losbrechende Orkan den auf den Bergesgipfel Jahrhunderte hindurch vermoost ruhenden Fels von seiner Stelle hinweg in die Tiefe hinabschleudert: so auch ward durch den 1848er politischen Sturm die erschütterte alte Verfassung in die Tiefe der Vernichtung hinabgerissen.

Die pietätvolle Erinnerung wachte über unsere alte Verfassung! Das alte Recht, die alte Freiheit war sie dem Magyaren; eine enge Behausung zwar, aber ein sicheres Asyl Jahrhunderte hindurch unter so vielen Prüfungen und Krisen.

Die plötzliche Umwandlung erweckte Besorgnisse in Széchenyi's Brust — anfangs jedoch empfing er sie mit Freude und Vertrauen. Interessant ist es, was wir hierüber unterm 28. Mai 1848 in seinen Tagebuch-Notizen aufgezeichnet sehen. «Ein neuer, bisher kaum, oder doch nur als Ahnung späterer Zeit, erhoffter herrlicher Morgen bricht in unserm so lange niedergetretenen Vaterland heran. Muthiger, kühner als ich, und gleichwie mit grösseren, unsichtbaren Mächten in engem Bunde, haben sie in wenigen kurzen Tagen die Zukunft unseres Vaterlandes auf eine Basis gestellt, welche wir trägen Arbeiter niemals oder doch nur nach Generationen zu begründen fähig gewesen wären. Ich frage: wer freute sich nicht einer solchen Entwicklung und wer wäre unter solchen Umständen genug scheelsüchtig, die Pflicht zu vergessen, welche jeder Ungar seinem Vaterland schuldet!» Er beruhigte sich also, ja er freute sich sogar der grossen Umgestaltung, doch gleich darauf bezeichnet er den Weg, der nun zu wandeln, indem er sagt: «Zeigen wir es durch Thaten, beweisen wir es durch Nüchternheit und Pflichterfüllung, dass, wenn Europa zerfällt — und mehr als ein Thron ist im Stürzen —: wir nicht allein keine Ordnungstörer, oder gar treulos wider unsern Souverän sind, sondern die sicherste Stütze des Thrones!»

Als indessen die Prüfung dennoch kam über seine Nation und die schweren Tage seiner Leidenschaftlichkeit, brach sein grosses Patriotenherz und erst später, als sein Leben zur Neige ging, erwachte, sehend die Ausdauer und die vereinte Kraft, welche die Periode charakterisirt, aufs neue der Glaube in seiner Brust: dass doch noch eine bessere, sicherere Zukunft unserm Vaterland anbrechen werde.

Das Schicksal wollte es nicht, dass er erlebe und sehe, wie die unentwegte Anhänglichkeit der Nation an ihre Rechte die constitutionelle Freiheit wiedererlangte, mit weiser Mässigung und Benützung der günstigen Umstände.

Wir aber schulden es seinem Andenken sowohl als auch dem Vaterland — und dies ist seinem Geiste das pietätvollste Opfer — dass wir, gleich ihm, unserer wiedererlangten Verfassung mit Begeisterung anhängen, dass wir sie mit derselben Vorsicht kräftigen und pflegen wie er; nicht horchend auf die verlockenden Theorien, sondern auf die Inspirationen des practischen Lebens und das Endziel ins Auge fassend: dass das Land frei sein und blühend sein, aber zugleich auch immerdar Ungarn sein müsse!

Der dritte Kreis der Thätigkeit Széchenyi's war: die Hebung der materiellen Kraft der Nation und die Steigerung ihrer volkswirtschaftlichen Entwicklung. Er stellte die Lehre auf, dass jene Nation ihre Freiheit am sichersten erhalte oder — wenn Unglück sie derselben beraubt — dass jene Nation die verlorne Freiheit wiedererlange, welche nicht allein geistig gebildet ist, sondern auch materiell fortwährend erstarke, denn so wie bei Ein-



zeln, so auch bei Nationen, ist der Wohlstand nothwendig zur Erlangung eines höhern Grades von Bildung.

Der materielle Wohlstand, die Wohlhabenheit macht den Einzelnen unabhängig; dasselbe sichert auch der Nation ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit, macht sie fähig, diese Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu bewahren. Eine reiche Nation kann keine Dienerin sein; die reichste selbst, wenn sie verarmt, sinkt früher oder später zur Dienerin herab. Diese Wahrheit verkündete er; und aus diesem Grund entfaltete er seine in allen Richtungen seltene Thätigkeit und trotz aller Hindernisse erreichte er glänzende Resultate.

Wäre doch auch die jetzige Generation durchdrungen von dieser grossen Wahrheit, welche Széchenyi aufgestellt und die auch von der Geschichte der Nationen so häufig bestätigt wird! Vermöchte sie doch die Fehler und Versäumnisse der letzteren Jahre zu erkennen, und vermöchte es die Nation, die zur Beförderung ihres Wohlstandes dienlichen Mittel erkennend, sich auf jene Höhe hinaufzuschwingen und die Mittel mit solcher Consequenz zu erfassen, wie Széchenyi es that!

Erstünden doch Männer, patriotisch genug und beiseitesetzend persönliches Interesse und Eitelkeit, die einzig und allein das Wohl des Landes als ihre Aufgabe ansähen und jenen Muth der Meinung besässen, wie ihn unter seinen Zeitgenossen Széchenyi besessen — und nach ihm vielleicht keiner mehr in dem gleichen Maasse — Männer, die nicht achtend dessen, was volksthümlich, was gefalle und nicht, ihrer Ueberzeugung nicht allein folgen, sondern sie auch offen und, wenn es sein muss, rücksichtslos zum Ausdruck bringen!

Széchenyi's Genie und seine gründliche Einsicht zeigt sich auch darin, dass bei ihm das Streben nach materiellem Wohlstand ein wohldurchdachtes, mit den Principien der Nationalöconomie übereinstimmendes, auf gründlicher Kenntniss der localen Verhältnisse basirtes Ganzes bildete. Es war darin ein richtiges Nacheinander. Auch seine geringfügigeren Vorschläge bildeten Details des grossen Ganzen. Seine staunenswerthe Thatkraft kannte kein Ermatten; die Resultatlosigkeit, welche aus der damaligen Lage floss, schreckte ihn nicht ab.

Die Hindernisse stammten aus zwei Gründen, und zwar vor Allem aus jenem Verhältniss der Unterordnung, in dem wir uns damals der österreichischen Regierung gegenüber befanden. Mit Bleies Schwere lastete dies auf unserer Nation, hinderte dies offen oder unter der Hand, Alles, selbst auch die Reformbestrebungen auf materiellem Gebiete. Széchenyi streifte jeden Stolz ab und bemühte sich wiederholt die österreichischen Staatsmänner davon zu überzeugen, dass ein wohlhabendes, gebildetes Ungarn die grösste Garantie der gemeinsamen Monarchie und des Thrones sei, dass die Interessen der beiden Hälften der Monarchie nicht gegensätzliche seien.

Nicht ihm und nicht in seiner Zeit, sondern hernach ist es gelungen, auf friedlichem Wege jene schwere Frage zu lösen, nach welcher er allezeit

gestrebt, nämlich zwischen Ungarn und der andern Hälfte der Monarchie nicht nur in staatsrechtlichen Fragen, sondern auch in den materiellen Angelegenheiten auf der Basis der gegenseitigen und billigen Versöhnung der Interessen einen Ausgleich zu Stande zu bringen. Er war der erste, der schon zu Beginn der Reformepoche die Nothwendigkeit des Ausgleichs mit Oesterreich erkannte, verkündete und zu verwirklichen strebte.

Ein zweites Hemmniss, das ihm im Wege stand, war jener aus den alten feudalen Verhältnissen übrig gebliebene Zustand, welcher die Entwicklung des Landes zu einer höhern Culturstufe, sowie das materielle Aufblühen desselben verhinderte. Széchenyi wusste recht gut, dass dieser an schätzender Natur so reiche Boden, welchen die göttliche Vorsehung der ungarischen Nation beschieden, der Hauptfactor ihres wirthschaftlichen Aufschwunges ist. Er wusste auch, dass diese Schätze der Natur durch die Kraft der Arbeit und durch die Macht des Credits rascher fructificirt werden können; darum urgirte er die Ablösung des Bodens, damit die Arbeit frei sei, und die Abschaffung der avitischen Vorrechte, damit der Credit sich entwickeln könne. Andererseits war er bestrebt, durch Regulirung der Flüsse und durch Schutzarbeiten gegen Hochwasser der Cultur neue reiche Strecken zu erschliessen.

Und damit das Land alle Factoren des materiellen Aufblühens besitze: urgirte er gleiche Tragung der öffentlichen Lasten; und weil er unter den damaligen Verhältnissen keine Hoffnung hatte, dieses auf einmal durchzuführen, brachte er zu diesem Behufe die Besteuerung der damaligen privilegierten Classe zu öffentlichen Zwecken in Vorschlag.

Zum Zweck der Entwicklung von Handel und Gewerbe und der sichern Verwerthung der Bodenproducte machte er sich die Vervollkommnung der Communicationsmittel, die Schiffbarmachung der Flüsse, den Bau von Eisenbahnen zur Aufgabe.

Es sind nun 13 Jahre her, seitdem die zwei hauptsächlichsten Hindernisse, welche Széchenyi's heilsame Thätigkeit und seine auf den materiellen Aufschwung der Nation gerichteten Bestrebungen vereitelten, beseitigt sind.

Hätte die göttliche Vorsehung es gestattet, dass er oder ein anderer Mann, der mit seinen Eigenschaften ausgestattet, auf die Nation eine solche zauberische Macht ausüben würde, dann wäre gewiss jener Wunsch Széchenyi's in Erfüllung gegangen, dass Ungarn ein materiell blühendes, an culturellem und morälischem Gewichte zunehmendes, das Gefühl der Macht besitzendes Land sei.

Unter dem Druck des materiellen Niederganges wird heute die Ueberzeugung immer allgemeiner, dass wir auf dem bisher befolgten Wege nicht weiter gehen dürfen; dass zielbewusstes, einträchtiges Wirken uns noththut. Hoffen wir, dass nach Erkenntniss der Gefahren, welche die Unthätigkeit herbeiführen kann, sich in Bälde das Wort Széchenyi's bewahrheiten wird: «die Zeit wird kommen, in der die Stimmen der Parteien verstummen und die ganze Nation die Gefahr sehend, in der sie schwebt, die einzelnen Fragen vergisst, um deren willen sie in Parteien



zerfallen ist, und sich um die gemeinsame Fahne des Vaterlandes schaaren wird.»

Diesen, dem Andenken Széchenyi's geweihten Tag können wir nicht würdiger begehen, als indem wir Alle, die wir durchdrungen sind von der Wahrheit seiner Richtung und seiner Bestrebungen, das so oft wiederholte Wort des grossen Verbliebenen befolgen: «Reichen wir einander die Hände und heben wir, Mann an Mann, die gute und gerechte Sache des Vaterlandes auf eine höhere und würdigere Stufe!» Seien wir dessen eingedenk, woran er uns so oft erinnerte, dass «die Kraft, uns zu erheben, in uns selbst ruht» und dass der Selbsterhaltungs- und Entwicklungskampf der Nation ein so wonnevoller Anblick ist, dass es in der Welt kein so niedriges Gemüth geben könne, welches dieses Schauspiel nicht zu aufrichtiger Sympathie erwärmen würde.

Wird die Nation dieser grossen, mit vielen schweren Kämpfen, mit Selbstüberwindung, mit ausdauernder Zähigkeit verbundenen Aufgabe entsprechen? Ich glaube: sie wird ihr entsprechen, denn ich habe gesehen, mit welch' ernster Entschlossenheit und Consequenz unsere Nation in den schwierigsten Zeiten in jenen Angelegenheiten, von welchen sie ihre Existenz abhängig erachtete, zusammenzuhalten, und wie sie in der Vertheidigung ihrer Rechte standhaft zu bleiben wusste. So wie die Nation von jener Wahrheit überzeugt wird, welche Széchenyi verkündete, dass nämlich jene Nation, welche materiell fortwährend sinkt und von Jahr zu Jahr ärmer wird, früher oder später in Abhängigkeit geräth, ihre Selbständigkeit und Freiheit verliert: wird sie sofort mit unwiderstehlicher Macht und vereinten Kräften die Anwendung der eine bessere Zukunft sichernden Mittel fordern und sich zu dieser Forderung vereinigen.

Die Nation, für deren Aufschwung Széchenyi sich begeisterte und sein ganzes Leben opferte, kann jener Wahrheit nicht uneingedenk sein, welche er verkündete: ein Volk, das sich für hohe Ziele erwärmt und hohen Zielen nachzustreben vermag, wird auch hohe Ziele erreichen und muss sie erreichen.

Das Denkmal von Erz, welches wir heute enthüllen, ist nur ein sichtbares Zeichen des Dankes, welchen das Vaterland Széchenyi schuldet. Es kann an keinem seiner würdigern Orte errichtet werden; es steht auf dem prächtigsten Platz der ungarisch gewordenen und herrlich erblühten Hauptstadt Ungarns, jener Hauptstadt, für deren Ausbau und Hebung er so viel gestrebt; es steht vor der Academie, die er geschaffen.

Seine hehre stumme Gestalt blickt auf die mit einem Schwarm von Dampfern bedeckte herrliche grosse Donau, auf jenen mächtigen Strom, dessen Verkehr zu heben er zu allererst bemüht war; vor ihm erhebt sich die die beiden Hauptstädte factisch vereinigende Kettenbrücke, vor ihm, der zuerst diese Vereinigung betonte, ja den Schwesterstädten ihren gegenwärtigen Namen gab. Er blickt auf die königliche Burg, wo der constitutionelle König von Ungarn in Ausübung seines Herrscheramtes residirt und so die Resultate seiner Politik, in der von ihm ersehnten Lösung, ver-

wirklicht. Die süssen Laute der ungarischen Sprache tönen zur stummen Gestalt seines Erzdenkmals, von den Lippen des freigewordenen und gleichberechtigten Volkes empor, segnend und preisend das Andenken des Mannes, der das meiste gethan für seine Nationalität, der als Erster gekämpft für seine Freiheit. Sein Andenken sei gesegnet!

Nachdem der Academie-Präsident seine Eröffnungsrede unter lautem Beifall der Zuhörerschaft beendigt hatte, verlas Generalsecretär WILHELM FRANKÓI den *Bericht über die Thätigkeit der ungarischen Academie der Wissenschaften* im abgelaufenen Jahre 1879/1880, welchen wir nachstehend in einem ausführlicheren Auszuge reproduciren.

Gehrte Versammlung! Heute, da die Nation das Andenken jenes grossen Mannes feiert, in dem wir den Gründer unserer Academie verehren; da wir seine Kämpfe und Schöpfungen uns in Erinnerung rufend über die Wirkung und Früchte derselben nachdenken: taucht naturgemäss die Frage auf, wie dieses Institut den von seinem Gründer vorgezeichneten Beruf erfüllt, in wie weit es dem von ihm ausgesteckten Ziel nahe gekommen, ob es die seiner Obsorge anvertrauten heiligen Interessen treu gewahrt hat.

Die Antwort auf diese Frage müssen wir nicht erst in der halbhundertjährigen Vergangenheit der Academie suchen; wir finden sie auch in den Arbeiten des letztverflossenen Jahres.

Gleichwie der Palast, welchen die Begeisterung der Nation der nationalen Wissenschaft errichtete, an Glanz und Grösse die bescheidene Stätte weit übertrifft, welche die «Ungarische Gelehrten-Gesellschaft» bei ihrer Gründung in ihre Mauern aufgenommen, — in dem nämlichen Maasse fast hat sich der Kreis ihrer Thätigkeit ausgedehnt. Doch hat sie sich nur entwickelt, nicht verändert; sie ist nur fortgeschritten, hat aber keine andere Richtung genommen.

Die Pflege der ungarischen Sprache war das höchste, sozusagen das einzige Ziel, welches Széchenyi sich ausgesteckt. In einer seiner Eröffnungsreden in der Academie betonte er, «dass wir keine andere Gesellschaft als eine philologische und nur eine solche gründen wollen, die nach innen wirkt.» Allein, Széchenyi wusste sehr gut, dass die Philologie allein die Aufgabe der Cultivirung der Sprache nicht zu lösen vermag. Einer gebildeten und entwickelten Sprache kann nur jene Nation sich rühmen, welche ihre gesammten geistigen Bedürfnisse in ihrer eigenen Sprache zu befriedigen und an dem grossen Werk des Fortschrittes der Menschheit in dieser Sprache mitzuwirken im Stande ist.

Dies war Széchenyi's Ideal. Nach der Verwirklichung dieses Ideals strebt unsere Academie von Anbeginn und dieser Gedanke ist das Band ihrer hundertfältig sich verzweigenden Thätigkeit.

Die Herausgabe eines ungarischen sprachgeschichtlichen Wörterbuches bildet seit Jahrzehnten den höchsten Wunsch unserer Linguisten. Die wiederholt gemachten Versuche scheiterten einmal an dem Mangel an berufenen Individuen, ein andermal an dem Mangel an materiellen Kräften.



Heute verfügen wir über beide Erfordernisse. Das Material ist gesammelt, die Aufarbeitung im Zuge und es liegt uns auch schon eine Probe vor, welche uns über die Art und Weise der Redaction, sowie über den Werth der Arbeit Aufschluss ertheilt.

Rascher als dieses Werk schreitet fort und naht sich der Vollendung die *Sammlung ungarischen Sprachdenkmäler*. Aus der Reihe der prosaischen Sprachdenkmäler ist gegenwärtig der *neunte* Band unter der Presse; aus der *Sammlung alter ungarischer Dichter* ist soeben der *zweite* Band erschienen. Dieser umfasst 21 Dichter aus den zwei Jahrzehnten, welche der Schlacht bei Mohács folgten, darunter Johann Silvester, Mathias Dévai Biró, Andreas Batizi, Paul Istvánfi. Wir finden auch ihre Biographien, auf Grund sorgfältigen Quellenstudiums von dem eifrigen Redacteur ARON SZILÁDY (o. M.) verfasst. Die Zahl ihrer Werke beläuft sich auf 73. Noch in diesem Jahre erhalten wir eine vollständige und würdige Ausgabe der TINÓDI'schen Gesänge.

Diese Sammlung erschliesst der Literaturgeschichte und der Sprachwissenschaft reiche Quellen. Dasselbe lässt sich von der Biographie des *Pelbart von Temesvár* sagen, die wir gleichfalls ARON SZILÁDY verdanken. Diesen angesehenen Theologen aus dem Mittelalter führt uns sein Biograph als einen hervorragenden Arbeiter der *ungarischen* Literatur vor. Er weist nach, dass die Legende von der *heiligen Katharina von Alexandria* und die Uebersetzung des *Hymnus vom heiligen Bernhard von Pelbart von Temesvár* herrühren.

Die im vorigen Jahre constituirte *literaturgeschichtliche Commission* hat mit diesem Werk die Reihe ihrer Editionen würdig eröffnet. Eine andere ihrer Ausgaben: *Beiträge zur Geschichte des Humanismus in Ungarn* wird uns zeigen, welch ansehnlichen Platz unser Vaterland in der literarischen Bewegung der Renaissance einnimmt. Diese Glanzzeit unseres geistigen Lebens ist mit dem Tode des König Mathias nicht abgeschlossen. Die Arbeit des Dr. EUGEN ÁBEL: *Conrad Celtes und die Societas Danubiana* beweist uns durch neue und reiche Daten, dass Ungarn inmitten der politischen und wirthschaftlichen Decadenz unter Wladislaus II. der Schauplatz eines regen literarischen Lebens geblieben ist.

Zur neuern Literaturgeschichte trugen bei die Studien des ordentlichen Mitgliedes ALEXANDER IMRE über PETER BENITZKY und PAUL NAGY von Beregszász, sowie der Antrittsvortrag des correspondirenden Mitgliedes ZOLTAN BEÖTHY, welcher den gefeierten Autor der «Briefe aus der Türkei», CLEMENS MIKES, als Novellendichter gewürdigt hat.

Die Academie hat die durch ihre Statuten gestattete Gelegenheit dazu benützt, um ihrer Pietät für FRANZ TOLDY, den Schöpfer der Literaturgeschichte, neuerdings Ausdruck zu verleihen. Sie krönte sein letztes Werk, die zweite, neu umgearbeitete Ausgabe des «Handbuches der ungarischen Poesie», mit dem Marczibányi-Preis.

Der Lorber, den die Academie auf das Grab dieses verdienstvollen Mannes gelegt, verkündet zugleich, dass sie in ihren Urtheilen unabhängig

ist von den persönlichen Beziehungen und vom Einfluss des momentanen Eindrucks. Aber mit nicht geringerer Bereitwilligkeit und Freude war sie der Dolmetsch des nationalen Gefühls, indem sie den diesjährigen, den schönen Wissenschaften gebührenden Preis dem Epos JOHANN ARANY'S «Toldi szerelme», diesem ewigen Schmuck unserer nationalen Poesie, zu Theil werden liess. Mit der Verleihung des Sámuel-Preises und des Marczibányi-Preises hat die Academie zwei jungen Pflegern der Sprachwissenschaft: dem correspondirenden Mitglied SIGMUND SIMONYI und IGNAZ HALÁSZ ihre Anerkennung für die Bestrebungen derselben ausgedrückt, welche auf die Klärung des innern Organismus unserer Sprache hinzielen.

Auch in der Pflege der vergleichenden Sprachwissenschaft trat keine Pause ein; das ordentliche Mitglied JOSEF BUDENZ widerlegte die von Andersen aufgestellte Theorie von der Verwandtschaft der ugrischen und der indogermanischen Sprachen und veröffentlichte seine Studien über die wenig bekannte Sprache der Zürjenen. Das ordentliche Mitglied PAUL HUNFALVY und das correspondirende Mitglied FERDINAND BARNÁ beluchteten, die Resultate der vergleichenden Linguistik benützend, mehrere Daten der Urreligion der Ungarn und des gesellschaftlichen Lebens der Urzeit. Dabei wird aber das Studium der Meisterwerke der fremden Literaturen nicht vernachlässigt. Dante und Shakespeare beschäftigen die Mitglieder KARL SZÁSZ und AUGUST GREGUSS, die portugiesische Volksdichtung das correspondirende Mitglied WILHELM GYÖRY.

Die kundigen Kenner der Völker des Orients: das ordentliche Mitglied VÁMBÉRY und das correspondirende Mitglied IGNAZ GOLDZIEHER, fehlten auch in diesem Jahre nicht unter den Vortragenden; der erstere entzifferte erfolgreich die tausendjährigen Inschriften der südsibirischen Felsen und abstrahirte daraus namhafte Consequenzen auf den Ursprung des türkischen Volkes; der letztere stellte uns ein grösseres Werk über die Culturgeschichte des Islam zur Verfügung. Aus noch fernem Osten brachte uns Graf AUGUST ZICHY seine interessanten Beobachtungen über die japanische Kunst.

Häufig suchte Graf BÉLA SZÉCHENYI mit seinen überaus werthvollen Berichten die Academie auf. Einen der Zwecke seiner wissenschaftlichen Reise, die Auffindung der etwa erhaltenen Stammverwandten der ungarischen Nation in der Urheimat, vermochte er nicht zu erreichen. Auch vor seiner heldenmüthigen Entschlossenheit öffnete sich nicht das geheimnissvolle Tibet. Sein Opfermuth wird aber doch reiche Erfolge haben. Mit wissenschaftlichen, von ganz Europa beneideten Schätzen bereichert er das Landesinstitut, das sein Grosvater begründet hat; die wissenschaftlichen Erfolge seiner Reise wird er in dem Institut darlegen, das seinen Bestand seinem noch grössern Vater dankt und das ihn schon als sein Mitglied verehrt. Ausserdem hat er durch seine Expedition den Ruf seiner Nation von der Themse bis zum Ganges erhöht.

Es ist gewiss erfreulich, dass unsere Landsleute auch fern liegende Gebiete der Wissenschaft pflegen; aber eines ist darunter, an dessen Pflege



theilzunehmen unsere Pflicht ist. Es ist die Geschichte Roms, das auch einen grossen Theil unseres Landes der Civilisation eroberte. Unsere Aufgabe ist die Darstellung der Denkmäler und der Geschichte der pannonischen und dacischen Provinzen. Dies hielt die Academie immer vor Augen. Aus dem abgelaufenen Jahre ist zu erwähnen: das Werk KARL TORMA's über den «limes dacius». Seine Entdeckung zog ein 1858 gefundener Votivaltar nach sich, den der Aufschrift zufolge Valerius Valentinus errichtete, als er die Steuerconscription des trans vallum liegenden Theiles Daciens vornahm. Torma bestimmte die Linie dieses vallum an der Grenze der Szilágyság und Siebenbürgens in einer Ausdehnung von ca. 60 Kilometer und bereiste im Vorjahr ungefähr den vierten Theil desselben mit überraschendem Erfolg. Längs der Schanze entdeckte er die Ruinen von 25 propugnacula; er untersuchte die riesigen Befestigungen Parolissums und bestimmte längs der Schanzen die Richtung der Heeresstrassen. So wird von nun an in der römischen Alterthumskunde auch das dacische vallum seinen Platz erhalten. Nicht geringere Dienste wird dieser Wissenschaft das Repertorium leisten, welches die Literatur Daciens, die Werke von 803 Schriftstellern, enthält.

Unsere mittelalterliche Kunst- und Culturgeschichte wurde hauptsächlich durch den Band der «Arch. emlékek» gefördert, in welchem von VICTOR MYSKOVSKY die Kunstdenkmäler Bartfelds dargestellt werden. Bekanntlich wurde Bartfeld im Mittelalter durch seinen weitreichenden Handel zu einer der reichsten Städte Oberungarns. Seine Bürger, wahre Patricier, opferten viel für die Hebung der Kunst und setzten, nach dem Beispiel der italienischen Städte, ihren Stolz darein, durch die Grossartigkeit ihrer öffentlichen Gebäude ihre Nachbarn zu überflügeln. Die Pfarrkirche glänzt durch Meisterwerke der Bildhauerkunst und Malerei und das im Renaissance-Stil erbaute Rathhaus hat seinesgleichen nicht in unserm Lande. Die mittelalterlichen Mauern und Thore der Stadt stehen zum Theil noch, auch viele Privatgebäude sind erhalten, so dass man Bartfeld mit Recht das ungarische Nürnberg nennen kann. Sein Archiv enthält ausser den Privilegien der Könige und der Correspondenz des Magistrats auch die auf den Bau der Kunstdenkmäler bezüglichen Rechnungsbücher. Von dem Vertrag angefangen, welchen die Stadt am Ostersonntag 1448 mit dem Steinmetz Miklós in Angelegenheit des Baues des Sanctuariums abschloss, können wir die ganze Reihe der Bauten verfolgen; wir lernen die Baumeister, Bildhauer, Maler kennen und es entrollen sich vor unseren Augen die anziehenden Bilder des mittelalterlichen Lebens.

Unsere geschichtlichen Vorlesungen und Quelleneditionen bezogen sich in diesem Jahre vornehmlich auf die politische und Culturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Eine den Anforderungen des grossen Publikums entsprechende umfangreichere Monographie veröffentlichten wir mit KOL. THALY's Arbeit, welche das abenteuerliche Leben eines der Generale Franz Rákóczy's II., des Ladislaus Ocskay, erzählt und bis in die Zeit des vom letzten Rákóczy geleiteten Aufstandes zurückführt, der uns zeitlich nahe, aber in Folge der

seit damals eingetretenen grossen Umgestaltung in den Ideen und Institutionen so fern liegt.

Eine noch wichtigere Lebensfrage behandelt das ordentliche Mitglied ALEXANDER KONEK in seinem Vortrag, in welchem er die auf die Populationsbewegung des Jahres 1876 bezüglichen Daten des statistischen Amtes bearbeitet. In Anbetracht des Sterblichkeits-Verhältnisses, sowie der aus dem Plus der Geburten stammenden Vermehrung scheint das genannte Jahr den Charakter eines normalen Jahres zu besitzen, keineswegs darf es aber als ein Zeichen der Besserung der volkswirtschaftlichen Zustände betrachtet werden, ja, das auffallende Sinken der Zahl der Trauungen kann sogar ein beängstigendes Symptom genannt werden. Allgemeines und lebhaftes Interesse erweckte in seinem Vortrag die Constatirung der Thatsache, dass die Populationsbewegung der Stadt Szegedin im Jahre 1876 günstigere Verhältnisse aufweist, als die aller anderen Städte des Landes; der Vortheil ist um so auffallender, wenn wir die Periode 1870—1876 in Betracht ziehen. In diesen sieben Jahren ist unter der Wucht der Schläge und der epidemischen Krankheiten in allen Städten ein Rückfall eingetreten, blos die Lebenskraft Szegedins hat diese besiegt, wie die Palme, deren Kraft unter dem Gewicht der Last zunimmt. Aus den trockenen Zahlen der Statistik strahlt also auch das Morgenroth einer schöneren Zukunft hervor, welche der vielerprobten Stadt bevorsteht.

Mit der wissenschaftlichen Pflege der Statistik hat auch deren Verwerthung in allen Zweigen des öffentlichen Lebens grosse Fortschritte gemacht. Dies bewies in allgemeinen Umrissen der Antrittsvortrag des correspondirenden Mitgliedes JOSEF KÖRÖSI über internationale Statistik und eine Vorlesung des letzteren über den Einfluss des Klimas auf die Blattern.

Die Besserung unserer Sanitätsverhältnisse mit Anwendung der Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen bildete stets den Gegenstand der besondern Aufmerksamkeit der Academie. Auch jetzt hat das correspondirende Mitglied JOSEF FODOR im Auftrag der mathematischen und naturwissenschaftlichen Commission ein Werk verfertigt, welches die Ergebnisse seiner vieljährigen, hier angestellten Forschungen über die chemische Beschaffenheit der Atmosphäre unserer Hauptstadt enthält.

Die Academie fördert auch die Nutzbarmachung unserer Heilwässer, indem sie die chemische Analyse derselben in ihren Ausgaben veröffentlicht. Im laufenden academischen Jahre wurden die Analysen des artesischen Brunnens im Stadtwäldchen, sowie der Mineralwässer in Ránk-Herlein, Szejte, Alsó-Kéked, Felső-Rákos und Felső-Ruszká eingereicht. Das ordentliche Mitglied KARL THAN und das correspondirende Mitglied BÉLA LENGYEL erstatteten auch über anderwärtige Ergebnisse der Wirksamkeit der chemischen Laboratorien an der Universität und am Polytechnicum von Zeit zu Zeit Bericht.

Sowohl diese, als die Berichte über die durch das correspondirende Mitglied NICOLAUS KONKOLY in Ó-Gyalla gemachten Wahrnehmungen bilden



werthvolle Daten zur Entwicklung dieser Fachwissenschaften und erwerben sich dieselben nach und nach auch die Anerkennung auswärtiger Fachkreise.

In dieser Hinsicht haben wir aus der Inaugural-Dissertation des Baron ROLAND EÖTVÖS, welche die Theorie der zusammengestellten Verkettungen electricischer Condensatoren entwickelt, mit Freuden ersehen, dass wir mit Stolz auf die Geschichte der auf diesen Gegenstand bezüglichen Kenntnisse blicken können. Ein unermüdlicher Veteran unserer Academie, das Ehrenmitglied ÁNYOS JEDLIK, war es, welcher diesen Gegenstand durch die überraschenden Resultate seiner Experimente wichtig und interessant zu machen wusste. Durch den von ihm angefertigten Entladungsapparat lockte er aus der Leydener Batterie um zwei Fuss längere electricische Funken hervor, als bisher hervorzurufen gelungen war, und liess die jetzt schon beinahe nur mehr für ein wissenschaftliches Märchen gehaltenen Experimente Van Morum's weit hinter sich zurück.

Auf dem Gebiet der Naturwissenschaften wird unsere Academie in Hinkunft eine noch grossartigere Thätigkeit entwickeln. Gelegentlich der diesjährigen Wahlen hat sich die Zahl ihrer Mitglieder um acht vermehrt, die sämmtlich am Beginn einer vielversprechenden Laufbahn stehen. Im Ganzen beläuft sich die Zahl ihrer neuen Mitglieder auf siebzehn, welche Zahl seit zwei Decennien keine Generalversammlung erreicht hat. Dagegen schien der Tod in diesem Jahre gegen unsere Academie schonender aufzutreten. Er entriss uns nur fünf Genossen. Obwohl aber, numerisch genommen, unser Verlust nicht so gross ist, wie gewöhnlich, trifft er uns doch schwer genug.

An erster Stelle müssen wir gedenken des correspondirenden Mitgliedes VINCENZ WENINGER, nicht allein wegen der chronologischen Reihenfolge des Ablebens, sondern auch hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Bedeutung. Denn ehe er durch Leitung staatlicher Creditoperationen und grosser Geldinstitute den öffentlichen Angelegenheiten wesentliche Dienste zu leisten vermochte, war er einer der hervorragendsten unter unseren volkswirthschaftlichen Schriftstellern und konnte Anspruch erheben auf den Ruhm eines Bahnbrechers. Noch bevor ihn die Geldmächte Europas für seine erfolgreiche und ehrliche Betriebsamkeit mit ihrem Vertrauen und ihrer Anerkennung belohnten, hatte ihm schon viele Jahre (1860) vorher unsere Academie für seine politische Arithmetik den Lorber des zweiten grossen Preises gereicht. In Intervallen von wenigen Wochen folgten ihm drei Collegen ins Jenseit: das correspondirende Mitglied ALBERT KENESSEY, der erste und vielleicht einzige Pfleger der Schifffahrtskunde in unserm Vaterland, das correspondirende Mitglied FRANZ SOMHEGYI, ein bis ans Grab eifriger Arbeiter auf dem Gebiet des Unterrichtswesens und Verfasser eines verbreiteten Lehrbuches der Weltgeschichte, und das Ehrenmitglied Baron JOSEF RUDICS, einst ein begeisterter Freund der Kiszaludy und Förderer ihrer literarischen Bestrebungen. Zwei Monate später zog auch das correspondirende Mitglied JONATHAN HABERERN aus unserm Kreis

hinweg; er nahm zwar eine bescheidene Stellung ein in unserer Literatur, aber er hatte sein ganzes Leben einem grossen und edlen Gedanken geweiht: er übertrug die Werke des weisesten Philosophen des Alterthums, des Aristoteles, ins Ungarische.

Der Erfolg und das Maass der Arbeit der Academie hängt von der Anzahl ihrer Mitglieder, ihrer Arbeitsfähigkeit und ihrem Eifer, in hohem Grade aber auch von unserer materiellen Lage ab.

Ueber die Vermögensverhältnisse unseres Instituts gibt der zur Vertheilung gelangte Cassenausweis gehörige Aufklärung. Der von unserem Gründer niedergelegte Same hat sich zum schattigen Baum entwickelt. Die erste Stiftung von 60,000 fl. hat sich zu einem Werthe von nahezu 2 Millionen erhöht. Ausser den von der Legislative votirten ansehnlichen Unterstützungsbeträgen mehrte auch die Theilnahme der Nation beständig die materielle Kraft unseres Instituts.

Namentlich in den beiden letzten Jahren konnten wir zahlreiche und bedeutende Beweise der Opferwilligkeit verzeichnen. Die Summen der Stiftungen, Spenden und Vermächtnisse beläuft sich auf 113,000 fl. Die Brüder Bernhard und Josef Deutsch vermehrten unser Stammcapital um 20,000 fl., Graf Samuel Gyulai um 10,000 fl., der Eisenbahndirector Julius Born um 10,000. Diese Beträge wurden dem königl. ungarischen Minister-Präsidenten zur Disposition gestellt und seinem edlen Interesse für unsere Zwecke haben wir es zu verdanken, dass sie uns zukamen. Ferner haben Herr Heinrich Lévy 10,000 fl., die allgemeine Versicherungsgesellschaft 10,000 fl., der Abt von Martinsberg Chrysostomus Kruesz 5000 fl., die Erben nach Karl Ullmann 3000 fl. gewidmet, u. s. w.

Noch ist zu erwähnen, dass aus dem Ueberschuss der Spenden für das Eötvös-Denkmal der Academie 20,000 fl. übergeben wurden. Und so hat er, der im Leben mit seinem glanzvollen Namen und seinem mächtigen Geist, als unser Präsident und Unterrichtsminister, unserer Academie so viele Dienste geleistet hat, zu deren Gunsten auch nach seinem Tod die Pietät der Nation für sein Andenken verwortheet.

Anlässlich unserer vorjährigen Gesammtsitzung wurde dieses Denkmal enthüllt. Dort steht es seither, diesem Palast zugewandt, in welchem er unsere Academie geleitet. Das auch im Erz durchgegeistigte Antlitz wird heute jenem grossen Mann begegnen, mit welchem uns die Bande des Landes noch enger verknüpfen.

Wir wünschten unsere Gesamtsitzung zu einem ergänzenden Theile der dem Dank und der Verehrung gewidmeten Feier zu erheben. Der Verewigung des Dankes und der Huldigung dient jene Medaille, welche die Academie zu seinem Andenken hat prägen lassen und jenes Gedenkbuch, in welchem das ordentliche Mitglied KARL SZÁSZ seine grösste That, die Gründung der Academie, in den Rahmen der Zeitgeschichte eingefügt, würdigt. Diesem Werke stellen wir sein gelungenes Porträt voran, und zum Schluss folgen jene Reden, mit welchen er dreimal unsere Gesamtsitzung eröffnete und den Beruf der Academie mit gewaltiger Beredtsamkeit und



staatsmännischer Weisheit bestimmend, diese zum Depositeur seiner erhabenen Ideen und seiner heiligsten Gefühle, gleichsam zur Erbin derselben einsetzte.

Diese pflegend, jene zu verwirklichen strebend, werden wir am würdigsten Ausdruck geben unserm Dank und unserer Ehrfurcht für sein Andenken.

Nachdem der Generalsecretär seinen, mehreremal, namentlich an den auf den Erzherzog Josef, auf Stefan Széchenyi, Béla Széchenyi, Franz Toldy, Johann Arany bezüglichen Stellen von Beifall unterbrochenen Jahresbericht zu Ende gelesen, bestieg das ordentliche Mitglied KARL SZÁSZ die Rednerbühne, um die Denkrede des abwesenden ordentlichen Mitgliedes FRANZ SALAMON auf das am 19. August 1878 verstorbene Ehrenmitglied MICHAEL HORVÁTH vorzulesen, welche wir im 2. Heft dieses IV. Bandes unserer «Literarischen Berichte aus Ungarn» vollständig mitgetheilt haben.

Nach Beendigung dieser Denkrede schloss der Academiepräsident Graf MELCHIOR LÓNYAY die vierzigste feierliche Jahressitzung der ungarischen Academie der Wissenschaften mit einigen Worten des Dankes für die Huld, mit welcher Se. Majestät der König geruht hat, sich bei dieser mit der Denkmal-Enthüllungsfeier des «grössten Ungars», des Grafen Stefan Széchenyi, des Hauptgründers der Academie, verbundenen Festsitzung durch Se. k. und k. Hoheit den Erzherzog Josef vertreten zu lassen, und forderte diesen, sowie die übrige glänzende Versammlung auf, der nun folgenden Enthüllungsfeier anzuwohnen. Erzherzog Josef begab sich nun, gefolgt von der Versammlung der Akademiker und Gäste, auf den in glänzendem Fahnen- und Blumenschmuck prangenden, von einer unabsehbaren Menschenmenge umringten Festplatz vor dem Academiepalast, in dessen Mitte das verhüllte Monument emporragte.

Éljen-Rufe erschollen, als kurz nach 12 Uhr Erzherzogin Klotilde, Herzog August von Koburg und Prinzessin Louise von Koburg sammt Suite beim Academiepalast vorfuhren und sich Erzherzog Josef anschliessend, das Tribünenzelt bestiegen, um daselbst auf rothen Sammtfauteuils Platz zu nehmen. Zu beiden Seiten der Tribünen stellten sich die Minister, Magnaten und andere Würdenträger, die anwesenden Vertreter der auswärtigen Staaten, sowie die Deputationen aus der Provinz auf. Nächst dem Tribünenzelt standen die Söhne des Grafen Stefan Széchenyi, Graf Béla im Nationalcostüm, Graf Edmund in türkischer Generalsuniform, rechts vom Zelt stand eine zahlreiche Deputation der Honvéddarmee (die Generalität vollzählig). Die Feier begann mit dem Vortrag der von LADISLAUS MACHIK verfassten «Széchenyi-Hymne» (die Musik hatte Chormeister SCHWEIDA componirt) durch die Gesangvereine und die Regimentscapelle. Während des Vortrages wurde auf ein Zeichen die Hülle des Monuments weggezogen; diese Operation verlief sehr rasch, nur bei einer der Nebenfiguren geschah eine «Verwicklung», die jedoch durch die gewandt hinankletternden Feuerwehrmänner rasch behoben wurde. Nachdem die Éljen-Rufe der Tausende

verklungen waren, betrat FRANZ PULSZKY eine Stufe des Monuments und hielt entblösten Hauptes die folgende Festrede:

Ew. Hoheit Herr Erzherzog, aus diesem Anlass Vertreter Sr. kaiserl. und apost. königl. Majestät! Geehrtes, aus dem ganzen Vaterland zusammengeströmtes Publikum!

Grosse Männer verbreiten Ruhm über ihr Vaterland und wenn die Nation ihren tiefgefühlten Dank dadurch ausdrückt, dass sie ihnen Denkmäler errichtet, verherrlicht sie nicht diese Männer, sondern sich selbst. Indem die Nation dem Grafen Stefan Széchenyi, dem grossen Sohn unseres Vaterlandes, den die Zeitgenossen schon zu seinen Lebzeiten den grössten Ungar nannten, ein Denkmal errichtete, vermochte sie seinem Ruhm nichts hinzuzufügen, sondern wollte nur den ihm schuldigen Tribut des Dankes abtragen.

Zweieunddreissig Jahre sind vergangen, seitdem der grosse Patriot aus dem öffentlichen Leben verschwunden ist, fünfundzwanzig Jahre, seitdem das Publikum seinen Namen aussprechen lernte. Nur kurze fünfundzwanzig Jahre währte sein öffentliches Leben und doch ist der Eindruck unverwischlich, den er auf den Charakter der Nation übte und den die Geschichte noch eher verewigt, als dieses Denkmal, nicht nur weil in diesen fünfundzwanzig Jahren sein ganzes Fühlen und Denken, sein ganzes Streben ausschliesslich dem Vaterland gewidmet war, sondern auch darum, weil jedem seiner Schritte seltenes Gelingen folgte — nicht als Gabe des blinden Glückes, sondern als nothwendige Consequenz des berechnenden Verstandes.

Eine Menschenspur ist verschwunden, seitdem er die öffentliche Laufbahn verlassen; nur einen oder zwei von seinen Zeitgenossen sehen wir noch unter uns; aber die Gesellschaften, die Institute, die er gegründet, blühen und gedeihen, und in der Zeit, da so viele Unternehmungen, kaum begründet, nur durch ihre Ruinen bekannt sind, müssen wir den verehren, von dessen Schöpfungen keine einzige hinfällig geworden, von denen jede dem Lande zum Vortheil gereicht.

Die Idee der ungarischen Academie beschäftigte die Patrioten seit länger als einem halben Jahrhundert erfolglos; Graf Széchenyi war es, der unter Beseitigung aller Hindernisse die längstgehegten Wünsche der Nation verkörperte. Der Beginn war bescheiden, aber lebensfähig; jetzt ist die Academie der Hüter der Wissenschaften, der Stolz der Nation, und ihr Palast, der sich hier erhebt, zeugt für die ungarische Opferwilligkeit und die Achtung vor der Wissenschaft.

Das erste Buch, das der Graf schrieb, handelte «von den Pferden»; die Pferdeveredlung und Pferderennen gehörten stets zu seinen Haupt Sorgen; er führte bei uns die Pferderennen ein, er hob den verweichlichten ungarischen Magnaten aus der Batarde aufs Pferd. Und jetzt trägt die Pferdezucht dem Lande jährlich Millionen, der Budapester Turf concurrirt mit den ausländischen, und ungarische Pferde gewinnen die Preise des Derby und auf dem Longchamp.

Wir kennen den Einfluss, den die geselligen Clubs auf die Veredlung



des Verkehrs ausübten. Es ist dies das Werk Széchenyi's; er gründete das ungarische Nationalcasino zu einer Zeit, da die Regierung jeden Geselligkeitsclub misstrauisch beobachtete. Nur diese Gründung machte die Bildung der geselligen, politischen und Parteiclubs möglich, ohne deren Wirksamkeit wir uns jetzt das öffentliche Leben gar nicht denken können.

Als Graf Széchenyi die Brücke projectirte, welche hier vor unseren Augen als eines der edelsten Muster moderner Baukunst, die schönste Zierde der Hauptstadt ist, verband er sich mit den grossen Geldmächten, mit den weltberühmten Häusern Sina und Rothschild und mit Baron Moriz Wodianer; damals lenkte er die Aufmerksamkeit der Finanzwelt zum ersten Mal auf unser Land und legte den Grund zu jener finanziellen Verbindung, die mit den Capitalien des Auslandes die Ausführung des Verkehrsnetzes ermöglichte. Aber der grosse Patriot wollte nicht nur dem Verkehrsbedürfniss entsprechen, sondern auch eine Bresche legen in das Princip der Steuerfreiheit des Adels, den Pfad des Fortschritts mit weiser Vorsicht ebnen, die Bollwerke mittelalterlicher Vorurtheile friedlich abtragen, damit sie nicht auf einmal von der Revolution hinweggefegt werden.

Er war der eifrigste Beförderer der Begründung und Weiterentwicklung der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft, er fühlte, dass die Donau die Lebensader des ungarischen Handels, dass sie es ist, die uns mit der Welt verbindet, dass sie den Weg unserer auswärtigen Politik bezeichnet; ihr widmete er daher den grössten Theil seines öffentlichen Lebens, er sprengte die Felsen auf der Strasse, die in der Enge das Eisernen Thor umgeht und auch jetzt noch seinen Namen trägt. Damals erhielten nur wenige Schiffe diese Verbindung, jetzt verfügt diese Gesellschaft über eine Flotille, und wenn uns die Hoffnung nicht täuscht, wird noch die jetzige Generation die Verwirklichung des Ideals Széchenyi's schauen: dass durch die Sprengung der Felsen des Eisernen Thores Budapest zu einem Hafen und zu einem der grossen Brennpunkte des Welthandels werden kann.

Die Theissregulirung ist ebenfalls ein Werk des grossen Mannes; nicht im Auslande wollte er Eroberungen machen, sondern innerhalb der Landesgrenzen vergrösserte er um 200 Quadratmeilen den Getreideboden für die Ungarn. Damit wir aber in diesem Getreide nicht ersticken, damit die bessere Ernte die allgemeinen Preise nicht drücke, sorgte er auch dafür, dass es in der geeignetsten Form das Ausland befriedige — er gründete die Walzmühle, das Mutteretablissement jener grossartigen Mühlenindustrie, deren Producte nicht nur in Europa, sondern auch jenseits des Meeres in Amerika, das mit seinem Getreide Europa überschwemmt, ihren Markt finden.

Das Ideal seiner Seele war, dass Ungarn reich und glücklich werde und dass das Herz des Landes, die Hauptstadt, immer schöner sich entfalte. Mit unermüdlichem Eifer förderte er daher die Verschönerung von Budapest zu einer Zeit, wo das Vorurtheil die Bäume aus der Stadt verbannte und die Expropriation für das non plus ultra der Ungerechtigkeit hielt.

Wenn Széchenyi jetzt Budapest sehen könnte, als Weltstadt: sein

Herz würde stolzer pochen, denn er würde sehen, dass seine Idee lebt und sich immer schöner entfaltet, und er würde sich vor jenem grossen Sohn des Landes neigen, der die schönste Perle der Donau, die Margaretheninsel, an den Busen der Hauptstadt geheftet hat.

Und wenn er die Eintracht sähe, die zwischen Nation und Krone besteht, er, dessen Herz die Sorge brach, als er darüber verzweifelte, dass das Verhältniss zwischen Ungarn und den Nachbarländern, zwischen Ungarn und der Krone friedlich geordnet werden könne! Die Thatsache, dass die Nation gegenwärtig mit der Krone inniger denn je vereinigt ist und dass zwischen Ungarn und den Erbländern ein Verhältniss hergestellt ist, das die Aufhebung der Zwischenzollschranken ermöglichte und das friedliche Beisammenleben: diese Thatsache verwirklichte den kühnsten Traum Széchenyi's. Denn sie ist die Verkörperung jener Ideen und glühenden Wünsche, für die er zeitlebens kämpfte. Die gemischte Ehe, die er so oft erwähnte, besteht auch jetzt noch, aber der Streit ist nicht mehr alltäglich, sondern erneuert sich nur einmal in zehn Jahren. Den heissgeliebten Fürsten der Nation vertritt bei der Feier des Andenkens Széchenyi der Obercommandant der ungarischen Honvédschaft!

Wer konnte dies hoffen zu einer Zeit, da der Strahl der Hoffnung auf dem Himmel des Landes ganz verdunkelt war? Das öffentliche Leben der Nation ist das erhabenste Andenken des Grafen Stefan Széchenyi, denn er war es, der die Nation aus ihrer Erstarrung auferweckte, und das wird ein bleibenderes Denkmal sein, als diese Erzstatue, die wir soeben enthüllt haben und die jenen Platz von Budapest ziert, wo jeder Stein ein Zeuge des Ruhmes von Széchenyi ist. Hier ist der Palast der Academie, dort ist das Haus, wo er so lange gewohnt, dort der Ort, wo das Casino gegründet wurde, vor uns die Kettenbrücke, dieses Meisterwerk der Baukunst, und hier auf den Wellen die Flotte der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft — wir können kühn sagen: «Si monumentum videre vis, circumspice!» Nicht blos die Statue, sondern ihre ganze Umgebung ist ein grossartiges Denkmal.

Indem wir das Fest der Enthüllung der Statue Stefan Széchenyi's feiern und als Symbol des innigen Zusammenhanges, welcher gegenwärtig zwischen dem Lande und der Krone besteht, unter uns erblicken, den Vertreter Sr. Majestät, rufen wir mit voller Begeisterung und im Sinne Széchenyi's dem König das erste «Éljen!» Möge das Vaterland blühen, so wie es Graf Széchenyi immer gewünscht und die Eintracht zwischen der Nation und der Krone nie wieder aufhören.

Und jetzt muss ich den Zoll der Pietät abtragen dem Andenken der verblichenen drei Präsidenten des Denkmal-Comités: des Grafen Emil Dessewffy, des Freiherrn Josef Eötvös und des Grafen Johann Waldstein, die uns vom Schicksal entrissen wurden, bevor die Statue aufgestellt wurde.

Eine angenehme Pflicht ist es mir ferner, den Schöpfer des Werkes zu erwähnen, Josef Engel, den bescheidenen Bildhauer, und die Erzgiesser Röhlich und Ponninger, die das gigantische Denkmal verfertigt, und den



Architekten Anton Weber, der das Postament entworfen. Freudig erblicken wir in unseren Reihen die aus fernem Osten zurückgekehrten Söhne des grossen Patrioten, die von dem erhabenen Andenken ihres Vaters erfüllt sind. Der eine hat im äussersten Osten für die Civilisation Eroberungen gemacht; an den Namen des andern knüpft sich ein gemeinnütziges Werk, das wir vor unseren Augen sehen: die Öfner Bergbahn.

Und jetzt wende ich mich an die Vertreter der Hauptstadt, an den Oberbürgermeister, beziehentlich an den Bürgermeister, und übergebe im Namen des Széchenyi-Denkmal-Comités dieses Denkmal feierlich der Hauptstadt, deren bedeutendsten Platz es ziert; möge sie dasselbe in ihren Schutz und ihre Obsorge nehmen.

Die Rede FRANZ PULSZKY's wurde an vielen Stellen mit lebhaften Eljen-Rufen unterbrochen.

Oberbürgermeister KARL RÁTH erklärte nunmehr in seiner Ansprache an die Denkmal-Commission, dass die Hauptstadt das Monument jenes grossen Mannes, dem namentlich die Hauptstadt so Vieles verdanke, jenes Mannes, der das Aufblühen Budapests mit seherischem Geist vorausgesehen und so genial gefördert hatte, sorgsam hüten werde, um dasselbe als heiliges Erbe den dankbaren Nachkommen zu überliefern.

EMERICH NAGY, Mitglied des Nationaltheaters, declamirte nun das vor zwanzig Jahren verfasste Festgedicht ARANY's, welches hier als Schluss dieses Berichtes folgen mag:

### *Széchenyi's Andenken.*

Von JOHANN ARANY.

Es macht ein Wort das Vaterland erzittern,  
Ein flüchtig Wort und darin solch' ein Schmerz;  
Wir sahen Berge, Thäler es erschüttern  
Und fühlten beben selbst der Erde Herz.  
Der dieses Wort zuerst entfuhr, die Kunde,  
War vor dem eig'nen Laut zurückgebebt;  
Der erste Schrecken frug mit Zweiflermunde,  
Ob denn ein Gott noch dem Magyaren lebt?

Es war ein Fest, ein Fest geweiht dem Hoffen,  
An dem uns die Verzweiflung überwand;  
Von Tod und Trauer tief das Herz betroffen,  
Am Tage, da der Heiland auferstand.\*  
Auch die Natur schon, ihrer Fesseln ledig,  
Aus langer Winterstarre froh befreit,  
Liess neue Blumen spriessen, um sie gnädig  
Zu streu'n dir, hehre Auferstehungszeit.

\* Széchenyi entlebte sich in der Nacht auf den Ostersonntag 1860 in einer Privatanstalt zu Döbling bei Wien.

Der Himmel selbst sandt' lächelnd frohe Grüsse,  
 Er, der bislang so frostig uns und kalt;  
 Im Lande der drei Berge und vier Flüsse,  
 Da herrscht' aufs neu' des Lenzes Allgewalt.  
 Und junges Leben sahen wir entspriessen  
 Den kranken Wüsten, die verdorrt und brach,  
 Voll Selbstgefühl dahin die Ströme fliessen,  
 Voll Stolz dahin den ungestümen Bach.

Wie Wetterleuchten zuckt's am Horizonte, —  
 Ein gutes Obstjahr das bedeuten mag, —  
 Auch fernes Rollen man schon hören konnte,  
 Da traf uns plötzlich jäh ein Blitzesschlag.  
 «Széchenyi todt» — so log, Lenz, deine Miene,  
 So loget, lachende Gefilde, ihr! . . .  
 «Széchenyi todt» — und während er Ruine,  
 Ist möglich es, dass noch am Leben wir?

Wenn leben mehr als träg' und siech erschlaffen,  
 Mehr als viel Zeit unnütz verbringen heisst;  
 Wenn es vielmehr ein reges munt' res Schaffen,  
 Wo's frisch und fröhlich in den Adern kreis't;  
 Wo in dem Kampf für höhere Idole  
 Herz, Hand und Hirn im innigsten Verein;  
 Wo «Klugheit» Wahlspruch, «Vorwärts» uns Parole:  
 So müssen ihm wir danken dieses Sein.

An alten Flüchen siechend und an Sünden,  
 Wie warst du krank, o Ungar, krank so sehr!  
 Kein Heim war mehr daheim für dich zu finden,  
 Ein Grab bot dir die Scholle und nichts mehr.  
 Und wie am Lichte sich berauscht die Mücke,  
 So ins Verderben der Genuss dich trieb;  
 Noch blickte manches Herz betrübt zurücke,  
 Die Hoffnung schwand und nur Erinnerung blieb.

Doch mochte sich von dir nicht Jener wenden,  
 Der gütig aller Völker Träume lenkt;  
 Széchenyi liess dir Gottes Gnade senden;  
 Da ward ein Herz dem starren Leib geschenkt,  
 Auf dass den Sterbenden ein neues Leben,  
 Den stumpfen Nerv' durchzuck' ein neues Sein,  
 Um Hoffnung dem, der hoffnungslos, zu geben,  
 Ihm Selbstgefühl und Aufersteh'n zu leih'n.

Als sich sein Stamm, zueilend seinem Ende,  
 Schon selbst verabscheut, liebte *er* ihn noch.  
 Dass nie, mein Volk, dir aus dem Sinne schwände,  
 Wie er getragen deiner Leiden Joch,  
 Wie er gekämpft die Kämpfe der Entsagung  
 Gar viele schlafberaubte Nächte lang,  
 Bis er zu der erhebenden Weissagung:  
 «Ungarn wird sein!» — empor sich endlich rang.

Und griff aus unsern tausend Uebelständen  
 Den einen allumfassenden heraus.



«Zu Grunde geht mein Volk, ich seh' es enden,  
Weil Wissenschaft ihm fremd», so rief er aus.  
Und da die Weisheit schwankt', die Thatkraft zagend,  
Die Selbstsucht feig' und scheel der Hochmuth war:  
Kam er, ein neuer Stern am Himmel ragend,  
Und zündet an die Flamme am Altar.

Die Flamme lodert. Die der Sturm zerstreute,  
Wir stehen wieder rings um sie geschaart,  
Die heil'ge Glut entfacht' in uns auch heute,  
Die unsres Schicksalsweges Leuchte ward.  
O nährt die Glut, dass späterem Geschlechte,  
Dem nachgebor'nen, sie erhell' den Pfad.  
Der Dank wird's sein, der würdige, der echte,  
Für all' das Grosse, das er an uns that.

Doch soll das Lied denn folgen seiner Fährte?  
Verstumme Leier, denn dein Klang ist matt!  
Weih't ihm ein Buch, Landsleute ihr, Gelehrte!  
Du, Klio, widme ihm dein schönstes Blatt.  
Nimm, was an Bürgertugenden inmitten  
Jahrtausenden man Preises würdig sah,  
Was gilden du in blankes Erz geschnitten:  
Und sein Charakterbild steht leuchtend da!

Denk dessen, der sein Volk geführt durch Oeden;  
Dessen Posaune alte Mauern fällt;  
In dem Tarquin gesehen einen Blöden,  
Der gegen Philipp Flammenreden hält;  
Der einst durch List Athener zwang zu siegen;  
Der, weil gerecht, vom Haufen ward verdammt;  
Der starb, weil Roma er sah unterliegen:  
Wie schmerzt solch' Beispiel! — Er ist's insgesammt.

Er spricht: Und die Nation, die gleich dem Weibe  
Des Lot nur rückwärts blickt, erstarrt zu Stein:  
O seht, sie lebt, sie bebt am ganzen Leibe,  
Des Nichtseins Schauder zuckt ihr durch's Gebein.  
Er spricht nochmals: da färbt sich ihre Wange,  
Da wird ihr Auge einer Seele Thron.  
Zum dritten Male: und im stolzen Drange  
Strebt sie zu schaffen, wirken, kämpfen schon.

«Hitel», «Világ» und «Stadium», ihr Bücher —  
Die ihr nicht Weisheit blos uns lehrt und sagt,  
Die auf des Seins und Nichtseins Grenze sicher  
Als Pyramiden himmelhoch ihr ragt:  
Umheulen mögen uns des Samums Schrecken,  
Mit Sand verweh' der Westwind uns're Bahn  
Sie können nie und nimmermehr verdecken  
Die Spur, die Ihr dem Wanderer zeigt an.

Und eine neue hoffnungs-, thatenreiche  
Zeit brach heran, weit floh die alte, weit —  
«Aus winz'ger Eichel ward die starke Eiche»:  
Merk', Jüngling, Dir's, das ist «Széchenyi's Zeit!» —

Sieh', welche Kraft, wie ist ihr Schaffen mächtig! —  
 Doch bet' nicht an, da waltet Menschenhand —  
 Wie fördern das gemeine Wohl einträchtig  
 Die Selbstsucht und die Lieb' zum Vaterland!

Da fing sein Himmel an sich zu unnachten,  
 Magyaren, die geworden wir durch ihn,  
 Der Führerspuren wollen wir nicht achten,  
 Und Icarus gleich sonnenwärts nur zieln.  
 O, wie er auffuhr mit dem Sehermunde! —  
 Und als entfacht des Kainkampfes Wuth,  
 Wie stand, das Haar gesträubt, das Herze wunde,  
 Er da, Kassandren gleich, in Trojas Glut!

D'rauf war die lange, bange Nacht gekommen,  
 In der nur ein verlarvter Tod die Ruh',  
 Und da ein neues Hoffen uns entglommen,  
 O grosser Geist, da warst bei uns nicht du.  
 O welch' ein neidisch Los hiess dich entschlafen  
 Bei unseres Erwachens Morgenroth,  
 Und uns're Auferstehung Lügen strafen  
 Durch deine letzte That als Patriot?!

Nein, nein, Verklärter, deine Asche schmähe  
 Kein Wort bei uns'res Schmerzes Heftigkeit:  
 O blicke freundlich nieder aus der Höhe  
 Auf dies dein Volk, das dir sich freudig weiht.  
 Wir knien an deinem Grab voll heil'gem Beben —  
 Des Ew'gen Arm fiel schwer auf uns herab —  
 Jedoch, zu neuem Kampf gestählt, erheben  
 Antäus gleich, wir uns von selbem Grab.

Welch Denkmal ziemte seiner Ruhestätte,  
 Mein Vaterland! O Ungar, blick' dich um,  
 Sieh' nach dem Ort, wo nicht verewigt hätte  
 Széchenyi's Namen strahlenreicher Ruhm?  
 Wenn stolz dein Ross auf heisser Rennbahn sieget,  
 Wenn Ihr, ein hehrer Kreis, Gedanken wägt,  
 Wenn Ihr auf Fittigen des Dampfes flieget,  
 Und im Verein das Gute, Schöne pflegt —

Donau und Theiss . . . wie *die* in ihrem Bette  
 Gebändigt, dem Gesetze unterthan,  
 Und *jene* spottend noch der Felsenkette,  
 Auf's neue uns gemahnet an Trajan;  
 Hinüber reicht die Hand Pest's junge Schöne,  
 Die Corvin's alte Veste Schwester nennt,  
 Sie lallt der Heimatssprache süsse Töne —  
 All' das ist Széchenyi ein Monument.

Széchenyi's Ruhm und seines Genius Wunder —  
 Ihr Glanz durchdringt das ganze Vaterland;  
 Doch auch sein Herz verehren wir jetzunder,  
 Das wir so lange leider nicht erkannt.  
 Nicht wussten wir, was dies Herz im Geheimen  
 Barg unter Gleichmuths Schnee und Hohnes Eis,



Um zu bewahren seinen zarten Keimen,  
Den treugehegten, seine Gluten heiss.

O Herz, für uns geglüht, für uns gebrochen,  
Das der Verwesung schon bereits geweiht!  
Uns ruft die Pflicht, die längst schon hat gesprochen,  
Zu weihen Dir den Zoll der Dankbarkeit,  
Wir mussten fallen — o welch' ein Verhängniss!  
Du musstest brechen — ach welch' Opfermuth!  
Damit in uns'rer bittersten Bedrängniss  
Dir werde der Gerechtigkeit Tribut.

Geweiht dünkt uns die heimatliche Krume,  
Seitdem du grosses Herz gebettet d'rein,  
Seitdem es voll von deinem grossen Ruhme,  
Scheint heil'ger uns der Zeiten Buch zu sein —  
Her einen Kranz! Was soll der Thräne Glänzen?  
Das ist die Stunde der Vergöttlichung!  
Lasst uns mit Myrthenlaub das Haupt bekränzen,  
In Hoffnung wandle sich Erinnerung!

Kann sterben, wer von seines Lebens Fülle  
Für Millionen Gaben hat bescheert?  
Abstreift er nur von sich die ird'sche Hülle,  
Zu segenspendender Idee verklärt,  
Die bleibt besteh'n und wächst an Glanz und Reine,  
Je mehr sie sich in Zeit und Raum entfernt:  
Aufschaund zu ihr, zu ihrem hehren Scheine,  
Der Nachfahr hoffen, glauben, beten lernt.

Auch du bist zu den Todten nicht entboten,  
Nicht fasst dich ganz und gar zu Czenk das Grab;  
Mag dein Geschlecht beweinen dich als Todten —  
Für solche Wunde Balsam nie es gab.  
Doch wollen wir uns an dem Trost erheben,  
Den eines Volkes Trauer uns gewährt:  
Das Volk hat Glauben, Recht und Kraft zu leben,  
Das Hehres und Erhab'nes also ehrt!

Uebersetzt von ALBERT STURM.

## II. PHILOLOGIE UND SPRACHWISSENSCHAFT.

Wir fassen unter dieser Ueberschrift wieder nur die *einschlägigen Sitzungen der ungarischen Academie der Wissenschaften* während der letztvergangenen Sitzungsperiode (October 1879 bis Juni 1880 incl.) zusammen, wie es im III. Band III. Heft der «Literarischen Berichte» mit den gleichnamigen Sitzungen der Sitzungsperiode 1878/9 geschehen ist. Die in das Bereich der Philologie und Sprachwissenschaft fallende Thätigkeit der «Ungarischen philologischen Gesellschaft» und beziehungsweise der «Kisfaludy-Gesellschaft» betrachten wir nach wie vor in separaten Berichten über diese beiden Gesellschaften. Von den Sitzungen der ungarischen

Academie der Wissenschaften gehören hieher durchweg die Sitzungen der *ersten*, sogenannten *sprach- und schönwissenschaftlichen Classe* und ausserdem einige von den *Plenarsitzungen* der Academie. Wir betrachten die hiehergehörigen Academiesitzungen durchweg, ohne Scheidung der Classen- und Plenarsitzungen, nach ihrer chronologischen Aufeinanderfolge.

*Sitzung der sprach- und schönwissenschaftlichen Classe am 6. October 1879.*

Gegenstände der Sitzung: 1. WILHELM GYÖRY, über portugiesische Volkspoesie; 2. IGNAZ HALÁSZ, Sajnovics' Einfluss auf die ungarische Literatur.

WILHELM GYÖRY gab in seinem Vortrag über die *portugiesische Volkspoesie* zunächst einen Ueberblick über die Literatur der portugiesischen Volksliedersammlungen. Diese sind weit jünger als die spanischen, deren erste, von Hernando del Castillo, schon 1511 erschien, während man in Portugal erst im gegenwärtigen Jahrhundert die Reste der Volkspoesie zu sammeln anfang. Dann folgte eine Parallele zwischen der spanischen und portugiesischen Volkspoesie, die im Ganzen mehr lyrisch, während die erstere mehr episch ist. Die spanischen Romanzen sind reicher an historischen Stoffen als die portugiesischen. Unter letzteren zeichnen sich die Schifferabenteuer und die Ritterromanzen besonders aus. Györy hat es sich zur Aufgabe gemacht, so wie die spanischen, auch die schönsten portugiesischen Romanzen in die ungarische Literatur zu verpflanzen und liest einige seiner Uebersetzungen vor. — Der zweite Vortrag, von IGNAZ HALÁSZ verfasst und von Paul Gyulai vorgelesen, behandelt den Einfluss Sajnovics' auf die ungarische Literatur. Sajnovics war nämlich der erste, der die Verwandtschaft der finnischen und magyarischen Sprache darlegte, und diese beeinflusste Dugonics bei einigen seiner Romane, sowie Kerecsényi bei seiner epischen Dichtung «Szakadár».

*Sitzung der sprach- und schönwissenschaftlichen Classe am 3. November 1879.*

Gegenstände der Sitzung: 1. Dr. Graf AUGUST ZICHY, über die Kunst der Japanesen; 2. Dr. JOSEF BUDENZ, über Nicolai Anderson's «Studien zur Vergleichung der ugrofinnischen und indogermanischen Sprachen».

Diese beiden Vorträge haben wir vollinhaltlich im 1. Heft dieses IV. Bandes unserer «Literarischen Berichte aus Ungarn» mitgetheilt.

*Sitzung der sprach- und schönwissenschaftlichen Classe am 1. December 1879.*

Gegenstände der Sitzung: 1. KARL SZÁSZ, aus Dante's Divina Comedia; 2. HERMAN VÁMBÉRY, über den Ursprung der Türken.

KARL SZÁSZ brachte wieder Theile seiner Dante-Uebersetzung zum Vortrag, diesmal aus dem «Paradies». In der Einleitung setzte er die Gründe auseinander, wegen deren dieser Theil der göttlichen Comödie weniger beliebt ist als die anderen, und die in dem scholastisch theologischen Apparat des in Rede stehenden Theiles zu suchen seien. Die ungarische Literatur erhält in der Uebersetzung von Karl Szász und in der



dazu geschriebenen literaturgeschichtlichen und erläuternden Studie eine dankenswerthe Bereicherung. Professor VÁMBÉRY, der gegenwärtig mit einer Monographie der Türkei beschäftigt ist, legte einen Abschnitt aus dem den Ursprung der Türken betreffenden Theile dieses Werkes vor. Demnach kann man die Abkunft des türkischen Volkes 1. durch die historischen Traditionen, 2. durch Alterthümer, 3. durch Sprachvergleichung erklären, welche letztere das meiste und stärkste Beweismaterial darbierte. Die vorgelesene Probe behandelt zumeist die südsibirischen Alterthümer, namentlich die Kurgonen und die bei denselben gefundenen Götzenbilder, die buchstabenähnlichen Zeichen und die Uigur-Inschriften, deren Inhalt bisher unbekannt geblieben ist.

*Sitzung der sprach- und schönwissenschaftlichen Classe am 5. Januar 1880.*

Gegenstand der Sitzung: Dr. EUGEN ABEL, ungarländische Humanisten und die gelehrte Donaugesellschaft des Conrad Celtes.

Diesen Vortrag haben wir im 3. Heft dieses IV. Bandes der «Literarischen Berichte aus Ungarn» in einem ausführlichen Auszuge mitgetheilt.

*Sitzung der sprach- und schönwissenschaftlichen Classe am 2. Februar 1880.*

Gegenstände der Sitzung: 1. Dr. IGNAZ GOLDBZIEHER, über die Baudenkmäler des Islam; 2. IGNAZ KONT, Lessing als Philolog.

Dr. IGNAZ GOLDBZIEHER betrachtet die Baudenkmäler des Islam im Zusammenhang mit der mohamedanischen Weltanschauung. Der Vortrag, welcher das fünfte Capitel einer demnächst erscheinenden Sammlung von Studien des Verfassers über die Entwicklungsgeschichte des Islam bildet, hat nicht die Darstellung des maurischen Baustils und der maurischen Kunst zum Gegenstande. Der Verfasser beschäftigt sich in demselben mit der Erklärung einer den Beobachtern orientalischer Baudenkmäler in die Augen fallenden Erscheinung, nämlich der, dass wir in keinem Lande so vielen Ruinen begegnen, wie in den mohamedanischen und speciell den arabischen. Nachdem die Annahme des Engländers Manning, wonach diese Erscheinung in dem mangelhaften religiösen Sinn des Orientalen ihre Begründung fände, zurückgewiesen wird, verbreitet sich der Verfasser über zwei Gruppen von Ursachen der besagten Erscheinung, nämlich den technischen und psychologischen. Aus den Originaldocumenten der Baugeschichte hervorragender Moscheen von Kairo wird nachgewiesen, wie oberflächlich und unsolid die Richtung mohamedanischer Architecten sowohl in Bezug auf die Wahl der Materialien, als auch in Bezug auf die Proportion derselben war: namentlich wird das Protokoll des Baues der Muajjad-Moschee erwähnt. Unter den psychologischen Ursachen des Verfalles mohamedanischer Bauten wird die von der Vergänglichkeit des Irdischen ausgehende Weltanschauung des Islam hervorgehoben. — Die Abhandlung IGNAZ KONT's beabsichtigt jenen Einfluss darzustellen, den Lessing auf die Entwicklung der classischen Philologie geübt hat. Sie zerfällt in zwei Theile; im ersten ist Lessing's literarhistorische Wirksamkeit gezeichnet. Hier wird besonders

sein Streben nach Auffindung des Kerns des Alterthums behandelt, wie Lessing immer bemüht war, das ewig Schöne dieser classischen Muster in die deutsche Literatur einzuführen. Der zweite Theil bespricht Lessing's archäologische Werke. Besonderes Gewicht wird auf den Laokoon gelegt, ferner auf den Streit mit Klotz und die daraus entsprungenen «Antiquarischen Briefe» und die Abhandlung: «Wie die Alten den Tod gebildet». Zum Schluss wirft Redner einen allgemeinen Rückblick auf den Stand der Philologie zu Lessing's Zeiten und seine mächtige Wirkung auf dieses Fach als Vorläufer Fr. Aug. Wolf's.

*Sitzung der sprachwissenschaftlich-belletristischen Classe am 1. März 1880.*

Gegenstände der Sitzung: 1. FERDINAND BARNÁ, Studien zur magyarischen Mythologie; 2. ALEXANDER IMRE, Peter Beniczky und die magyarischen Sprichwörter.

FERDINAND BARNÁ liest unter dem Titel: «Die Götter unserer Urreligion» die Ergebnisse seiner auf Grund von Arnold Ipolyi's «Magyarischer Mythologie» (Magyar Mythologia, 1854) gemachten Forschungen.

Vor allem beschäftigt er sich mit dem obersten Gott (föisten). Diesen erkennt er in dem «Ukkon», dessen Name in der in magyarischen Gegenden bei Verkäufen bis heute üblichen Ceremonie der «Erhebung des Ukkon-Bechers» erhalten ist. Bei den stammverwandten Finnen war Ukko der Name des obersten Gottes; «Ukko» bedeutet aber so viel wie das ungarische «öreg» (der Alte), und weil in ungarischen Gegenden die Redeweise «öreg isten» noch immer gebräuchlich ist, glaubt Vortragender, dass sich in dem Ukko jener Ceremonie der Name des den Finnen und Magyaren gemeinsamen obersten Gottes berge.

Hierauf geht er zu zwei oberen National-Gottheiten über, welche jedoch vom obersten Gott verschieden waren, nämlich «Magyarok istene» und «Hadak istene». Der «Hadak istene» (Gott der Heere) war nicht der Gott des Krieges, sondern blos der Gott der verwandten Stämme, der «Hadak utja» (Strasse der Heere, Name der Milchstrasse) aber ist die Strasse der sich von einander trennenden Stämme. Der Gott des Krieges ist der «Magyarok istene» (der Gott der Magyaren).

Die grösste Gottheit nach dem obersten Gott war «A természet tündére» (die Fee der Natur), welche die Vorfahren der Ungarn «Kisasszony», «Nagy boldogasszony», «Bába isten» und «Kedv asszonya» nannten, welche Namen bei der Einführung des Christenthums als Bezeichnungen der Mutter Gottes verwendet wurden. Die Kinder dieser «Fee der Natur» waren die Gottheiten der vier Elemente, des Feuers oder der Sonne, der Luft, des Wassers und der Erde, ferner die Gottheiten des Waldes, der Jagd und des Ackerbaues. Hierauf folgten die kleineren «tündérek» (Feen, Elfen), welche sich in gute und böse theilten. Vortragender reflectirt bei der Erklärung der im ungarischen Volksmund erhaltenen mythischen Anklänge auf den Mythos der stammverwandten Mordwinen und erklärt die überraschende Übereinstimmung des altmagyarischen und des mordwinischen



Mythos durch die Annahme langdauernden Nebeneinanderwohnens der beiden verwandten Völker in den asiatischen Ursitzen.

ALEXANDER IMRE will mit seiner Abhandlung die Aufmerksamkeit der Literaturforscher auf die Sprichwörter eines bekannten Dichters des 17. Jahrhunderts, Peter Beniczky, lenken. Er hält diesen Gegenstand für wichtig, weil wir trotz unseres Strebens nach Volksmässigkeit in Dichtung und Sprache bis jetzt unseren Sprichwörtern nicht jene Aufmerksamkeit zugewendet haben, welche dieselben verdienen. Im Jahrhundert Beniczky's sind keine Sammlungen von Sprichwörtern gemacht worden, wie in den vorangegangenen und nachfolgenden. Aber ein Schriftsteller desselben kleidet diese Blüten des Volksgeistes in ein herrschaftliches Gewand; er entkleidet sie dadurch ihrer ursprünglichen echten und wahrhaft schönen Form oder er schmückt die ursprünglich formlosen, noch nicht ausgestalteten in seiner Weise aus. Dieser Dichter ist Peter Beniczky. Er nimmt 250 «Sprichwörter» vor, oder gibt, genauer gesprochen, so viele Verslein unter diesem Titel. Denn ein grosser Theil seiner sogenannten Sprichwörter gründet sich gar nicht auf eine volkmässige Redeweise, sondern auf irgend eine religiös-moralische Wahrheit oder Lehre.

Vortragender führt hierauf interessante Beispiele verschiedener Art aus den Sprichwörtern Beniczky's vor und beantwortet dann die Frage: ob Beniczky vom Volke entlehnt habe? oder umgekehrt: ob heutige Volkssprichwörter Entlehnungen aus dem Beniczky'schen Werke seien? dahin, dass im Grunde oder im Wesen der Sache nur Beniczky der Entlehner sein könne. Er hat sie vom Volke übernommen, sie erweitert und ausgeschmückt; das Volk aber hat dann wieder von ihm zurück übernommen, was ihm in der veränderten Gestalt zugesagt hat. Dieser Tauschverkehr ist natürlich und kommt auch bei anderen, grösseren Geistesproducten, Märchen, Sagen u. dgl. vor, wie Vortragender an Beispielen nachweist. Vortragender charakterisirt hierauf die Manier, in welcher Beniczky den vom Volke entlehnten Kern des Sprichwortes aufgeputzt hat. Zum Schluss spricht Vortragender den Wunsch aus, es möchte von berufener Seite endlich an eine Sichtung des bisher gesammelten magyarischen Sprichwörter-Materials gegangen werden.

Der interessante Vortrag wird in dem nächstens von der Kisfaludy-Gesellschaft herauszugebenden «Szegedi árvizkönyv» (Album zum Besten der Szegediner Ueberschwemmten) erscheinen.

*Ausserordentliche Plenarsitzung am 19. März 1880.*

Am 19. März fand unter dem Vorsitz des Academiepräsidenten Grafen MELCHIOR LÓNYAY zum Zweck der Zuerkennung des vom Grafen Josef Teleki für dramatische Werke gestifteten 100 Ducatenpreises die alljährlich am Namenstag des Stifters abgehaltene ausserordentliche Plenarsitzung statt. Um den Teleki-Preis concurrirten in diesem Jahre Lustspiele. Das Preisrichter-Comité bestand unter dem Präsidium Anton Zichy's aus den Akademikern August Greguss und Gregor Csiky und den Mitgliedern des Nationaltheaters Julius Kovács und Julius Vizváry. Das Referat hatte

Gregor Csiky. Aus demselben ergibt sich, dass im Ganzen zwölf Stück zur Concurrenz eingesandt wurden, unter welchen jedoch Nr. 9 «Appius Claudias» und Nr. 10 «Koppány», als Tragödien, zur Concurrenz nicht zugelassen werden konnten, so dass also nur 10 Stück concurrirten. Von diesen erwiesen sich Nr. 2 «Házassági három boldogság» (Das dreifache Glück der Ehe), Nr. 1 «Ösi vér» (Ahnenblut), Nr. 6 «Hölgy-ék vagy korhibák és nő-erények» (Frauens Schmuck oder Zeitfehler und Frauentugenden), Nr. 12 «A nagyon okos asszony» (Die überkluge Frau), Nr. 5 «A mi nevelésünk» (Unsere Erziehung), Nr. 7 «Isten akarta» (Gott hat es gewollt) als sehr schwach. Nr. 3 «Szeget szeggel» (Gleiches mit Gleichem), Nr. 4 «A műkedvelők» (Die Dilettanten), Nr. 11 «A házasság iskolája» (Die Schule der Ehe) und Nr. 8 «A tör» (Die Falle) zeigen neben bedeutenden Schwächen auch aner kennenswerthe Vorzüge. Unter diesen vier Stücken erachten die Preisrichter Nr. 8, ein einfaches Situations-Lustspiel mit belustigenden Situationen, obgleich ärmlich in Erfindung, mangelhaft in Charakterzeichnung und Verwicklung, aber Bühneneffect versprechend, hauptsächlich aus diesem Gesichtspunkt als dasjenige, welches die Zuerkennung des Preises im Sinne der Stiftungsstatuten am meisten verdiene. Bei der hierauf durch den Präsidenten vorgenommenen Eröffnung des den Namen des Verfassers bergenden Devisenbriefes fand sich in diesem der Wunsch des Verfassers ausgedrückt, unbekannt zu bleiben, bis eine dreimalige Aufführung auf der Bühne über den Werth seines Stückes entschieden habe. Da den Stiftungsstatuten gemäss derlei Bedingungen nicht berücksichtigt werden können, wurde nach einer längern Debatte auf Beschluss der Majorität auch der Einschluss des Devisenbriefes geöffnet, welcher als Verfasser des preisgekrönten Lustspiels «A tör» (Die Falle) Dr. ANTON VÁRADY ergab.

*Sitzung der sprach- und schönwissenschaftlichen Classe am 4. April.*

Gegenstände der Sitzung: 1. Clemens Mikes und seine Novellen. Antrittsvortrag von ZOLTÁN BEÖTHY, vorgelesen von Georg Wolf; 2. Schopenhauer's Aesthetik. Abhandlung von Dr. KOLOMAN RUZSICKA, vorgelesen von August Greguss.

Der Antrittsvortrag ZOLTÁN BEÖTHY's zerfällt in drei Theile. Der erste Theil charakterisirt den französischen heroischen Roman des 17. Jahrhunderts. Der zweite Theil weist die Spuren desselben in unserer Literatur nach und analysirt den Stil der «Törökországi levelek» (Briefe aus der Türkei) von Clemens Mikes. Der dritte Theil beleuchtet die Composition und den Stil der «Mulatságos napok» (Amüsante Tage), welche Clemens Mikes mit wenigen Aenderungen einfach aus den «Journées amusantes» der Madame Madeleine Gomez-Poisson ins Ungarische übersetzt hat. Der Verfasser stellt den Stil der «Törökországi levelek» in jeder Beziehung über den Stil der «Mulatságos napok». Am Schluss seines Antrittsvortrages macht Beöthy auf eine Eigenthümlichkeit Clemens Mikes' aufmerksam. Mikes hat, seine Kindheit ausgenommen, sozusagen sein ganzes Leben im Ausland zugebracht, wie die meisten unter unseren älteren Prosaisten, namentlich Pázmán, Szenczi-Molnár, Faludi. Und während der langsamen Ent-



fernung vom Vaterland, grösstentheils unter fremden Menschen lebend, fremde Sprachlaute hörend, fremdsprachige Lectüre pflegend, ist er dennoch eines der grössten Muster des reinen, unverfälschten, kernhaften ungarischen Stiles geworden.

Dieses staunenerregende Intactbleiben seines Sprachgefühles lässt sich nur durch die unauslöschliche Wirkung der Kindheitseindrücke erklären. Und an eine solche Wirkung müssen wir ganz besonders bei Mikes denken, dessen Gestalt uns nicht allein mit der Ruhe des Weisen und mit der Festigkeit des Mannes, sondern von Anfang bis zu Ende auch mit dem naiven Lächeln eines unschuldsvollen Kindes anblickt.

Die von AUGUST GREGUSS vorgelesene Abhandlung KOLOMAN RUZSICKA'S «Schopenhauer's Aethetik» dreht sich um den Nachweis, dass — im Gegensatz zu der gegentheiligen Ansicht einiger Beurtheiler Schopenhauer's — *auch dessen Aesthetik mit dem ganzen System seiner pessimistischen Philosophie im Einklang stehe.*

Am Schluss der Sitzung legte der Classensecretär PAUL GYULAI den eben erschienenen ersten Band der ungarischen Aristophanes-Uebersetzung von JOHANN ARANY vor, welche die Academie mit den 400 Ducaten des mehrmals unausgefolgt gebliebenen Karácsonyi-Dramenpreises honorirt. Der erste Band enthält die Biographie des Dichters von Emil Ponori-Thewrewk und vier Comödien: «Der Ritter», «Die Wolken», «Die Wespen» und «Der Friede», übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Johann Arany. Die demnächst erscheinenden zwei Bände werden die rückständigen sieben Comödien enthalten.

*Plenarsitzung am 25. April.*

Gegenstände der Sitzung: 1. JOSEF BUDENZ: Denkrede auf das auswärtige Mitglied F. A. Schiefner; 2. Laufende Angelegenheiten.

Der am 4. November v. J. dahingeschiedene ausgezeichnete Sprachgelehrte Franz Anton Schiefner wurde am 6. Juli 1817 zu Reval geboren, woselbst sein aus Deutsch-Böhmen stammender Vater Kaufmann war, erhielt seine Gymnasialbildung auf der Ritter- und Domschule seiner Vaterstadt und absolvirte 1836—1840 auf der Universität zu Petersburg den juristischen Cursus. Hierauf wandte er sich nach Berlin, wo er sich aus Neigung bis 1842 vorzugsweise philologischen und seit 1846 orientalischen Studien widmete. Nachdem er eine Reihe von Jahren als Oberlehrer der alten Sprachen an einem der Petersburger Gymnasien gewirkt, wurde Schiefner 1852 als Mitglied in die kaiserliche Academie aufgenommen, an welcher er seit 1863 auch die Stelle eines Bibliothekars bekleidete. 1865 wurde er zum wirklichen Staatsrath befördert. Schiefner war wohl der gründlichste Kenner der grossen mongolischen, turko-tatarischen, uralisch-finnischen Sprachfamilien, sowie der kaukasischen und tibetanischen Sprachen. Seine besonderen Forschungsgebiete bildeten die tibetanische Sprache und Literatur, der Buddhismus in seinen verschiedenen Formen und die verschiedenen Idiome des Kaukasus. Ausser zahlreichen Beiträgen zu den «Bulletins» der Petersburger Academie, zu verschiedenen Fachzeit-

schriften und Sammelwerken gehören hieher: «Ergänzungen etc. zu Schmidt's Ausgabe des Dsangling» (1852) und andere Beiträge zur tibet. Literatur; ferner die Arbeiten über die Tschusch-Sprache (1856), das Awarische (1862), das Udische (1863), das Abchasische (1862), das Tschetschenzische (1864) und das Kasikumükische (1866). In den Jahren 1853 bis 1862 gab er im Auftrage der Academie Castrén's «Nordische Reisen und Forschungen» heraus, für welche er selbst die von Castrén gesammelten grammatischen und lexikalischen Materialien über das Ostjakische (1858), die samojedischen Sprachen (1854 bis 1855), das Tungusische (1856), das Burätische (1857), das Koibalische und Karagassische (1857), das Jenisei-Ostjakische und Kottische (1859) redigirte und bearbeitete. Von seinen übrigen Schriften sind noch eine deutsche Uebersetzung des finnischen Nationalepos Kalevala (1852) und eine rhythmische Bearbeitung der «Heldensagen der minussinschen Tataren» (1859) hervorzuheben. Budenz hob aus dem weiten Gebiete der sprachwissenschaftlichen Studien Schiefner's insbesondere diejenigen hervor, welche die mit der ungarischen Sprache stammverwandten ural-altaischen und unter diesen insbesondere die engverwandten ugrofinnischen Sprachen betrafen. Ferner gedachte er jener unbegrenzten Gutherzigkeit und Dienstfertigkeit mit welcher der wissenschaftlich so vielbeschäftigte Mann jedem Ernststrebenden in wissenschaftlichen und ausserwissenschaftlichen Dingen mit Rath und That zu Diensten stand. Er erwähnte insbesondere der Dienste, welche derselbe den ungarischen wissenschaftlichen Reisenden Gabriel Bálint, Koloman Géresi, Paul Hunfalvy, Josef Budenz, erwiesen, und des Interesses, welches Schiefner für Ungarn auch durch das Studium der ungarischen Sprache und der ungarischen Volksmärchen an den Tag gelegt hat.

*Sitzung der sprach- und schönwissenschaftlichen Classe am 3. Mai.*

Gegenstände der Sitzung: 1. Ueber das Leben und die Werke des Paul N. Beregszászi, Antrittsvortrag des ordentlichen Mitgliedes ALEXANDER IMRE, Universitäts-Professor in Klausenburg, vorgelesen von KARL SZÁSZ; 2. STEFAN SZÉCHENYI als Redner, Vortrag des Ehrenmitgliedes ANTON ZICHY.

Alexander Imre's Antrittsvortrag erneuert in höchst anerkennenswerther Weise das Gedächtniss des — gleich manchem andern unserer Vortrefflichen — beinahe vergessenen ältern ungarischen Sprachforschers Paul Nagy de Beregszász, oder Beregszászi. Derselbe wurde als Sohn wenig bemittelter adeliger Eltern Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Muzsaly geboren, erhielt seine erste Schulbildung in Beregszász, kam im Jahre 1774 als Studirender an das reform. Collegium zu Sárospatak, wirkte später als Schullektor in M.-Keresztes (Borsoder Comitatus) und taucht 1793 an der Universität Erlangen auf, wo er 1794 zum Doctor promovirte und drei philologische Abhandlungen veröffentlichte. 1. Tentamen philologico-criticum in loca quaedam Aeschyli et Theocriti obscuriora. 2. Parallelon inter linguam persicam et magyariam ductum. 3. Comparatio linguae turcicae cum hungarica, welche ihn in Deutschland bekannt und an der Universität Erlangen so beliebt machten,



dass gelegentlich einer Universitätsfeier im Jahre 1795 er die Festrede hielt (4. Ueber die Selbstkenntniss) und in demselben Jahre sein Hauptwerk: 5. «Ueber die Aehnlichkeit der hungarischen Sprache mit den morgenländischen, nebst einer Entwicklung der Natur und mancher bishero unbekannten Eigenschaften derselben» (Leipzig 1796) im kön. Institut der Moral und der schönen Wissenschaften daselbst vorlesen durfte. In Folge dieser Vorlesung vielseitig um Unterricht in der ungarischen Sprache gegangen, verfasste er sofort sein zweites grösseres Werk: 6. Versuch einer magyarischen Sprachlehre mit einiger Hinsicht auf die türkische und andere morgenländische Sprachen (Erlangen 1797). Trotz hier genossener Beliebtheit und lockender Amts-Anerbietungen fand sich Beregszászi, an das Sárospataker Collegium als Professor für Theologie und orientalische Sprachen berufen, durch seine Vaterlandsliebe bewogen, im Jahre 1798 das Ausland und die herzliche Bevölkerung Erlangens zu verlassen, um sich daheim den bessern Theil seines Lebens und sein weiteres wissenschaftliches Wirken verkümmern zu lassen. Die Verhältnisse in Patak bildeten einen so schreienden Contrast gegen die Erlanger Verhältnisse, dass sich Beregszászi nach fünfjährigem, vielfach verbittertem Wirken daselbst bewogen fand, 1803 seine Professur niederzulegen, worauf er drei Jahre in Kaschau, acht Jahre auf seinem kleinen Familienbesitz in seinem Geburtsorte Muzsaly zubrachte, bis er sich, nach kurzem Aufenthalt in Pest, auf den Ruf eines Wohlthäters, des Baron Sigmund Perényi, als dessen Sekretär und Archivar, dauernd in Ardó niederliess, wo er im Jahre 1828 auch starb.

In die übrigens literarisch unfruchtbare Zeit seiner Pataker Professur fällt seine, durch eine Controverse mit Hager (Verfasser von «Neue Beweise der Verwandtschaft der Hungarn mit den Lappländern. Wien, 1794» und «De *vár* hunnorum contra P. Beregszászi. Londini, 1800.») veranlasste, sprachwissenschaftliche Correspondenz mit dem Cardinal Borgia und dem sprachgelehrten Carmeliter P. Paulinus de Sto Bartholomaeo und seine Abhandlung: 7. Etwas über die magyar. Orthographie. (Zeitschr. v. n. f. Ungarn. 1803.) In den ersten Jahren seines Privatlebens schrieb er die zwei Abhandlungen; 8. Ueber die Natur und Eigenheiten mancher magyarischen intransitiven Zeitwörter und ihrer Abwandlung (Zeitschr. v. u. f. Ungarn. 1804) und 9. Ueber die unregelmässigen Zeitwörter im Magyarischen (erst später als Anhang der «Derivatio» erschienen). Von da an bis 1815 gab er kein Zeichen seiner literarischen Thätigkeit, aus Mangel an einem Verleger, Mäcenas und eigenen Mitteln. Erst nach elfjähriger Pause konnte er mit Unterstützung Stefan Kulcsár's eine grössere selbständige Arbeit: 11. Dissertatio philologica de vocabulorum derivatione ac formatione in lingua magyarica (Pestini, 1815) veröffentlichen. Auf die im «Tudományos Gyűjtemény» (Magazin für Wissenschaft) 1817 erschienene Kritik Franz Kazinczy's schrieb er die Gegenkritik: 12. Pennaháború nemzeti nyelvvünk ügyében (Federkrieg in Angelegenheit unserer Nationalsprache), welche, vom «Tudományos Gyűjtemény»

wegen ihres Umfanges zurückgewiesen, erst 1820 mit einer andern dort zurückgewiesenen Abhandlung (unter dem Titel: *A Tudományos Gyűjteményből kihagyott két értekezés*) selbständig erschien. Die Jahrgänge 1819 bis 1828 des «*Tudományos Gyűjtemény*», ferner *Felső-Magyarországi Minerva* und *Élet és Literatura* (Oberungarische *Minerva* und *Leben und Literatur*) 1826—1828 bringen von *Beregszászi* 12 grössere und kleinere ungarisch geschriebene Beiträge zur ungarischen Sprachwissenschaft (13—24). Sein letztes selbständig erschienenes Werk ist: 25. *Dissertatio de natura, indole et qualitate linguae magyariae seu de primis grammaticae principiis ac elementis, ad promovendam linguae hujus cognitionem, studiumque ejusdem facilitandum*. Pestini, 1828. Als Beweise der Theilnahme, Verehrung und Anerkennung müssen wir anführen, dass *Beregszászi* anlässlich des Erscheinens seiner «*Derivatio*» vom Districtual-Convent der Reformirten jenseits der Theiss 100 fl., von den Ständen des Szatmárer Comitats 1000 fl. als Ehrenhonorar erhielt, und nicht nur Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu Göttingen, Erlangen, Jena und Veletri, sondern auch Gerichtstafel-Beisitzer der Comitats Pest, Máramaros, Ugocsa, Zemplin, Borsod wurde. Die aus den echtsten ungarischen Gegenden kommenden Auszeichnungen des Orthologen *Beregszászi* sind zugleich Demonstrationen gegen die damals grassirenden Neologen als «*Sprachverderber*». Die sprachwissenschaftliche Thätigkeit *Beregszászi*'s ist anfangs vorzugsweise auf die Sprachvergleichung, später besonders auf die inneren Gesetze der ungarischen Sprache gerichtet. Eine äusserst sorgfältige und gründliche Analyse und Charakteristik dieser seiner Werke bildet den weitem Inhalt des Antritt-Vortrags A. Imre's.

Nachdem Karl Szász die Vorlesung desselben beendigt, las ANTON ZICHY wieder eine interessante Partie aus seiner grössern Studie über den Grafen Stefan Schéchenyi, in welcher er denselben als Redner charakterisirt. Széchenyi, sagte er, war gerade der Redner, welcher dem Kreise, in dem er sich bewegte, und der Zeit, in der er lebte, am meisten noth that. Für sein grosses Rednertalent zeugt auch die Thatsache, dass er so hinreissenden und ganz nach dem Geschmack des grossen Publikums sprechenden Rednern, wie damals Wesselényi, Balogh u. a. mehr waren, das Gleichgewicht zu halten im Stande war. Er wurde nicht nur immer mit angehaltenem Athem angehört, sondern seine, wenn auch noch so geringfügigen Enunciationen wurden von seinen Freunden und Gegnern gleicherweise als Ereignisse angesehen. Wo Széchenyi redete, dahin drängte sich wer nur Platz fand; seine Worte wurden aufgegriffen, wiederholt, erläutert; mit ihm fühlte man sich gehoben, mit ihm weinte und lachte, hoffte und verzweifelte man. Aber seinen Worten gingen Thaten voran und folgten Thaten. Der Glanz der Sonne lässt uns die Sterne nicht sehen: der Glanz seiner Verdienste verdunkelte seine Worte. Daher kommt es, dass Diejenigen, die in ihm den Mann der That sehen und verehren — und wer sähe und verehrte diesen in ihm nicht? — dasjenige vergessen



oder gering anschlagen, was er mit der Gewalt seines Wortes gethan und gewirkt hat.

Sein bekanntes Auftreten im Unterhause, wo er nicht einmal das Recht hatte zu reden, ist dem Gedächtniss der dankbaren Nachwelt mit unauslöschlichen Lettern eingegraben geblieben. Heutzutage würde kein Präsident und keine Hausordnung Jemandem, der nicht Mitglied des Hauses ist, unter welchem Vorwande immer gestatten, daselbst seine Stimme zu erheben. Schon aus diesem Grunde dürfen wir eine Wiederholung jener glanzvollen Scene nicht besorgen, wo ein unbekannter junger Magnat, ein Officier, in der Sitzung des Unterhauses das Wort verlangt, um ein ganzes einjähriges Einkommen auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Aber wenngleich einer unserer ehrgeizigen jungen Magnaten diesem Beispiel in einer den Ansprüchen der heutigen Zeit entsprechenden, regelrechtern Form folgen und an der Schwelle seiner öffentlichen Laufbahn einen ähnlichen «Eintrittspreis» zahlen wollte: so würde er dadurch durchaus noch nicht in die Lage kommen, sich, wie Széchenyi, als Führer, was sage ich, als Regenerator der Nation, als Repräsentanten einer Epoche betrachten zu können! . . . Im Irrthume ist auch jener Biograph Széchenyi's, der von dessen Reden behauptet hat, dass dieselben gelesen eine grössere Wirkung ausgeübt haben, als angehört. Széchenyi war in seinem ganzen Wesen, schon in seiner äussern Erscheinung so originell, dass derjenige viel verlor, der ihn nicht sah: man musste ihn nicht nur hören, sondern auch sehen. Sein lebendiges Mienenspiel, die tiefen Falten seiner gewölbten schmalen Stirn, die fortwährende Bewegung der von Dessewffy besungenen dicken Augenbrauen, welche er bisweilen, wie einen Schnurbart, mit den Fingern herabzustreicheln pflegte, das um seinen Mund spielende Spottgelächel, welches von einem gewissen ständigen herben Zug seiner Gesichtsmuskeln begleitet war, ein gewisses Heiserwerden seiner Stimme in Momenten der Rührung, die Unmittelbarkeit alles dessen, was er sagte oder verschwie, der eigenartige, originelle, nie vorher einstudirte, immer improvisirte, bisweilen gleichsam eines von seinem Nachbar entlehnten Wortes sich bedienende Ausdruck, beziehungsweise das Errathenlassen seiner Gedanken, die Ausserachtlassung jeder Regelmässigkeit, jeder schulgerechten Eintheilung: Alles dies machte auf seine Hörer oft den Eindruck des Lautdenkens, liess sie aber immer die Nähe einer höheren Gewalt, einer im menschlichen Herzen verborgenen göttlichen Kraft ahnen.

Nach mehreren kleineren, interessanten, charakteristischen Einzelheiten, welche die Leser der «Budapesti Szemle», in welcher die Studie Anton Zichy's erscheinen soll, seinerzeit gewiss mit Vergnügen lesen werden, erwähnt der Vortragende, dass der 1832—1836er organisatorische Reichstag — dieses «lange Parlament» unseres Vaterlandes — einen Chronisten gefunden habe, dessen Name allein schon alle die grossen und kleinen Männer vor Vergessenheit schützt, die sich damals auf der politischen Bühne Ungarns bewegten und deren bei namhaftern Gelegen-

heiten gesprochene Worte Ludwig Kossuth in seinen Reichstagsberichten verewigt hat. Nach dieser werthvollen Quelle theilt Vortragender aus den insbesondere in Angelegenheit der ungarischen Sprache gehaltenen grossartigen Reden Széchenyi's mehrere in vieler Hinsicht höchst lehrreiche Partien mit. Während die Conservativen Széchenyi selbst für die Cholera-Aufstände verantwortlich machten, seine Principien als eine «im Lande sich ausbreitende wahre Pest» denuncirten und sein überempfindliches Gemüth mit ihrer Furcht vor den «früher oder später sicher eintretenden traurigen Folgen seiner Agitationen» zu erfüllen bemüht waren: während andererseits Wesselényi, «vom Dämon des Ehrgeizes fortgerissen», sich von Széchenyi, ungeachtet ihrer Jugendfreundschaft, augenscheinlich entfernt: hängt der damals noch unbekannte Kossuth mit naiver Begeisterung an ihm, registriert sorgfältig seine Worte, posaunt seinen Ruhm.

Mit welcher Gluth und hinreissenden Beredsamkeit Széchenyi allezeit für die natürlichen Rechte des Landes plaidierte, mit eben so grosser Entschiedenheit wies er die «plumpen Uebertreibungen» von sich, die «despotische Einmischung in das Privat- und Familienleben», die «unbesonnene Entfremdung Derjenigen, welche an uns zu ziehen unsere Pflicht wäre.» Diese merkwürdigen Stellen seiner Reden sind auch heute, wieder und wieder gelesen, in der That instructiv!

Unter den damaligen schwierigen Verhältnissen legte Széchenyi auf den materiellen Fortschritt und auf geistigem Gebiete auf die Nationalität das Hauptgewicht und ordnete diesen Errungenschaften, wir sagen nicht gern, sondern nothgedrungen, aber jedenfalls mit richtiger Berechnung, die eifersüchtige Huth der verfassungsmässigen Rechte unter. Hierin wich er von Deák und noch mehr von Wesselényi ab. Ihn schmerzte es, dass diese ihn verlassen haben. Bei seinem Erscheinen in der sogenannten «Csárda», empfangen ihn die Anwesenden mit kalten Mienen, wenden sich von ihm ab. Er bittet Deák, ihm eine Zeit zu bestimmen, wo er mit ihm reden könnte: dieser kehrt ihm den Rücken und antwortet, dass er keine Zeit habe. Wesselényi schreibt, in Melancholie verfallen, sein Testament und empfiehlt sein der Errichtung einer höheren Töchterbildungs-Anstalt gewidmetes Vermächtniss von 60,000 fl. C.-M. der Protection seines «gewesenen» Freundes Széchenyi. «Der wird» — so prophezeit der von ihm nichts mehr erwartende Széchenyi — «entweder im Duell, oder im Gefängniss, oder im Tollhaus sterben!» — Inmitten so peinlicher Erregungen sucht Széchenyi gegenüber den ihn theils stillschweigend, theils offen treffenden Vorwürfen «in der Reinheit seines Gewissens Trost, ohne welche, wie er sagt, seine Situation «in der That fürchterlich» wäre. Damals schrieb er, gleichsam als Herzensstärkung, in sein Tagebuch den folgenden Ausspruch eines alten ungarischen Dichters: «Ein guter Patriot zu sein ist schwer, aber nicht unmöglich.»

*Sitzung der sprach- und schönwissenschaftlichen Classe am 7. Juni.*

Den Vorsitz führte Classenpräses FRANZ PULSZKY; auf der Tagesordnung standen: 1. GEORG VOLF: Ueber das neu aufgefundenen Fragment des



Jordanszky-Codex; 2. WILHELM PECZ (als Gast): Die Tropen des Euripides in culturhistorischer und poetischer Hinsicht, verglichen mit den Tropen des Aeschylos und Sophokles. Ein Beitrag zur vergleichenden Tropik der Poesie.

Der erste Vortrag unterblieb wegen Erkrankung des Verfassers. Die WILHELM PECZ'sche Abhandlung wurde von WILHELM GYÖRY vorgelesen.

Der Verfasser constatirt einleitend die Unzulänglichkeit der bisher bei Betrachtung der Tropen befolgten Methoden; würdigt sodann den neuesten in Schwung kommenden culturhistorischen und poetischen Standpunkt, welcher nachweist, in welchem Zusammenhang Zeitalter, Dichter und Tropen stehen und welches Licht die Tropen auf Zeitalter und Charakter des Dichters werfen; erörtert das Wesen der Tropen, betont die Verschiedenheit der Tropik der Sprache und Poesie, stellt die Tropen des Euripides systematisch zusammen, vergleicht sie mit denen des Aeschylus und Sophokles und gelangt dabei zu folgenden Resultaten:

Aeschylus, der Held von Marathon, schmückt mit den Blumen seiner Phantasie den griechischen Krieger, Euripides, der skeptische und erbitterte Dramatiker, zerreisst mit seinen Synekdochen und zergliedert mit seinen Metonymien den Menschen, besonders das Weib. Aeschylus, der eifrige Gläubige, schmückt mit seinen Bildern die Religion und Mythologie, Euripides verehrt theils den durch seine eigene Philosophie geschaffenen Gott, theils bestürmt er mit den Waffen der Synokdoche und Metonymie die eigentliche Religion. Aeschylus interessirt sich mehr für Staat und Krieg als Sophokles und Euripides. Die herzerreissenden Erfahrungen des Aeschylus auf dem Schlachtfeld bieten ihm kühne Bilder aus der Arzneikunde. Die gleichförmige Rolle mehrerer Categorien der Bilder bei den drei Dichtern widerspiegelt das grosse attische Zeitalter. Aeschylus und Sophokles lassen uns in ihren vielen wunderschönen und gewaltigen Bildern die grosse Seemacht Athens und ihre glühende Liebe für die Natur entgegenglänzen.

Die Phantasie des Aeschylus ist um Vieles reicher als die des Sophokles, aber bei Sophokles ist die Reflexion grösser. Die Phantasie des Euripides ist nicht nur kleiner als die des Aeschylus, sondern auch als die des Sophokles; aber seine Reflexion ist grösser nicht nur als die des Aeschylus, sondern auch als die des Sophokles. Aeschylus ist der plastischste, Euripides der weiseste Tragiker der Welt, Sophokles der grösste Tragiker der Griechen. Die Waffe des Dialogs: die Synekdoche und Metonymie, ist schärfer bei Aeschylus als bei Sophokles, am schärfsten bei Euripides. Die bei den Categorien der Bilder erscheinende Aehnlichkeit einerseits zwischen Aeschylus und Sophokles, andererseits zwischen Sophokles und Euripides ist der Ausfluss einerseits des Zeitgeistes, andererseits des individuellen Geistes. Die bei Aeschylus vorkommende Polychromie der Dichtkunst verliert sich beinahe ganz bei Sophokles, wie denn auch überhaupt in welchem Masse sich der plastische Geist bei den Griechen in der Architektur und Bildhauerei entwickelte, derselbe in demselben Masse in ihrer Dichtkunst schwand. Die fortwährende Ebbe und Fluth der Bilder bei Euripides bezeugt dessen abnehmende Phantasie.

Nach der Behandlung der aus zweifachen Bildern bestehenden Gruppen

und der Doppelbilder erklärt der Verfasser, dass bei der Ausarbeitung seiner Abhandlung in seiner Seele Fragen aufgetaucht seien, deren richtige Lösung zur vergleichenden Tropik der Poesie führen könnte, zu welcher seine Arbeit nur einen Beitrag liefern will.

### III. NATURWISSENSCHAFTEN UND MATHEMATIK.

Wir geben im Folgenden eine gedrängte Uebersicht der Thätigkeit der dritten Classe der ungarischen Academie der Wissenschaften und der königl. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft im verflossenen Jahre und gruppieren die Arbeiten nach den einzelnen Fächern.

In der Academiesitzung am 24. Mai legte Professor MARGÓ eine Arbeit B. DEZSŐ's vor: Ueber die Spongien-Fauna des ungarischen Küstengebietes.

In der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 20. October sprach B. DEZSŐ über die Resultate seiner Ausflüge ins ungarische Meer zum Studium der Spongien und über den gegenwärtigen Stand der Spongelogie. Vortragender fand nicht nur alle bisher bekannten Arten, sondern auch neue Arten, sogar Genera, welche für den Quarnero-Busen, vielleicht auch überhaupt noch nicht angegeben waren. Das Detail dieser Resultate verarbeitet DEZSŐ in der grösseren Monographie, welche er im Auftrag der naturwissenschaftlichen Gesellschaft abzufassen hat.

Als Fortsetzung seiner der Academie am 24. Mai vorgelegten Abhandlung liest DEZSŐ in der Sitzung am 13. December ebenfalls über die Spongien-Fauna des ungarischen Küstengebietes. Die Schwämme kommen in unseren Gewässern stets in grossen Gruppen, in sogenannten Schwammgärten vor, deren es bei uns 30—40 gibt; die schönste Schwammcolonie ist die von Abbazia; die Schwämme kommen in fünferlei Spiegelschichten vor, hoch oben die Calcispongien und Myxospongien, in mittleren Tiefen die Fibrospongien und in grossen Tiefen die Halichondirae. Vortragender besprach hierauf die Anatomie, Histologie und Embryologie der Schwämme.

Ueber den Schutz gegen die Phylloxera und über die amerikanischen Rebenarten sprach G. HORVÁTH in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 17. November. Nachdem HORVÁTH die bisherigen Schutzmassregeln gegen die Phylloxera besprochen, legte er einige amerikanische Rebenarten vor, die der Phylloxera widerstehen, und erklärt das Wesen ihrer Widerstandsfähigkeit; schliesslich zeigt er einzelne Arten der Rebenpfropfung vor.

Einen aussergewöhnlich grossen Süsswasserschwamm aus Deregnye legte J. PASZLAUSZKY in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 17. November vor; das Volk nennt ihn Wasserperle und benützt ihn als Heilmittel. Zugleich zeigte er auch einen Schwamm aus der Donau, den V. BORBÁS gefunden und an dessen Gemmulis statt Amphidiscen, in verschiedenem Masse gekrümmte kleine Nadeln von rauher Oberfläche vorhanden sind. Demnach entspricht diese Spongie derjenigen Art, die Liberkühn er-



wähnte, welcher er jedoch keinen Namen gab, wohl aber ihre Nadeln beschrieb; die Feststellung der Art stellte er späteren Untersuchungen anheim. Diese Form der Spongillen war in der vaterländischen Fauna bisher unbekannt.

V. BORRÁS hielt über den am 31. December v. J. verstorbenen Botaniker Tommasini eine kurze Denkrede in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 17. März. Hierauf zeigte Borrás zwei Rosen-Monstrositäten vor; die erstere scheint zu erweisen, dass der untere Theil der Rosenfrucht von morphologischem Standpunkt ein Blattgebilde; hingegen die andere Abnormität, dass dieselbe ein Zweiggebilde sei.

In derselben Sitzung legte Professor KRIESCH zwei Exemplare der *Vipera ammodytes* aus Déva vor und referirt über die bisherigen Daten der geographischen Verbreitung dieser Arten.

Beiträge zur Kenntniss des Akazienbaumes lieferte Professor J. KLEIN in der Academiesitzung am 19. April. Vortragender weist auf Grund zahlreicher Daten mit, dass die im Freien vorkommenden Akazien Blüten sehr verschiedener Art haben, so dass man auf Grund dieser Unterschiede verschiedene Formen, auch Abarten unterschied. Indess sind diese Abweichungen nicht derart, dass man genöthigt wäre neue Arten aufzustellen. Klein erwähnt schliesslich einige von ihm beobachtete Unregelmässigkeiten und Ausnahmegebilde bei Blättern und Blüten von Akazien.

Ueber die Bildung der Rosengalle sprach Professor PASZLOVSKY in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 26. Mai. Die Beobachtungen des Vortragenden beweisen in mehrfacher Beziehung anderes, als die bisherigen Beobachtungen, insbesondere konnte Paszlovsky während des Eierlegens nicht die Einspritzung des sogenannten giftigen Saftes beobachten, auch spricht die langsame Entwicklung der Galle dafür, dass noch andere Factoren auf dessen Bildung Einfluss haben. Vortragender bemerkt ferner, dass die Gallwespe ihre Eier auf die Haupt- und Nebennadern der Blätter lege, gleichsam einstecke in die Epidermis; dass die Galle sich in den meisten Fällen aus dem untersten Blatt oder den über denselben befindlichen drei Blättern bilde, dass die Vegetationsspitze nie verletzt werde und das Längenwachsthum des Astes ungestört fortschreite. Professor Paszlovsky erwies seine Ansicht durch Vorzeigung von Trocken- und in Spiritus befindlichen, als auch durch microscopische Präparate.

Ueber die Krystalloide der *Pinguicula* und *Utricularia* las Professor KLEIN in der Academiesitzung am 18. October. Vortragender hatte schon in einer früheren Untersuchung nachgewiesen, dass in den Zellkernen der *P. alpina* Krystalloide vorkommen; in gegenwärtiger Arbeit wird gezeigt, dass die *Pinguicula* und *Utricularia* zu derselben Familie gehören, da in beiden Krystalloide vorkommen, welche wieder denen ähnlich sind, die in der *Lathraea* auftreten.

In der Academiesitzung am 19. April lieferte J. БӨКН «Beiträge zur Kenntniss des Mecsekgebirges und seines Hügellandes, bezüglich deren jurassischen Ablagerungen». Das Mecsekgebirge erhebt sich im nördlichen Theil

des Baranyaer Comitates und ist der nordöstliche Ausläufer des 36 Kilometer langen Mittelgebirges; das südöstlich liegende Hügelland enthält Juraformation in sehr ausgedehntem Maasse. Böckh erläutert das Detail der in der Gegend von Pusztafalu, Ó-Bánya und Eszter beobachteten Schnitte, bestimmt das Alter der darin unterscheidbaren Schichten. In dem untersuchten Theile des Mecsekgebirges und seines Hügellandes scheinen fünf Fauna begraben, mittels welchen man ebensoviele Schichten unterscheiden kann; die chronologische Reihenfolge dieser Schichten von unten nach oben ist wie folgt:

1. Schichten des *Cosmoceres subfurcatum*
3.       "       "       "       *dubium*
3.       "       "       *Stephanoceres rectelobatum*
4.       "       "       "       *Esterense*
5.       "       "       "       *macrocephalum et bullatum*.

Diese fünf Ablagerungen zusammen bilden, mit Mediterran-Charakter, das Schichtensystem, welches in Deutschlands brauner Jura, nach Quenstädt's Eintheilung das oberste  $\delta$  und das ganze  $\epsilon$  bildet.

Professor WARTHA las in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 17. März über die Substanzen, welche zur Färbung des Weines und sonstiger geistiger Getränke benutzt werden; insbesondere die Theerfarben, schwefelige Säure und Glycerin, deren Gebrauch gesundheitschädlich ist.

In derselben Sitzung las Prof Wartha eine Abhandlung R. ULBRICHT's: Neue Daten zur Wein- und Most-Analyse, insbesondere über die Methoden der Bestimmung und Analyse der Aschenbestandtheile. Ulbricht erzielt die Asche des Weines in Gegenwart von Schwelsäure und gelangt so zu genaueren Resultaten.

Die Analyse der «Agnes»-Quelle des artesischen Brunnens zu Moha las Professor LENGYEL in der Academiesitzung am 21. Juni.

Professor LENGYEL legte der Academie am 24. Mai folgende Arbeiten des Klausenburger Professor OSSIKOVSKY vor: 1. Daten zur chemischen Constitution des Tyrosins und des Skatols; 2. Ueber das Skatol, als ein Zersetzungsproduct des Tyrosins; 3. Das Schwefel-Arsen als Gift und dessen Rolle bei Gerichtsällen; 4. Darstellung des Tellurs aus den Golderzen in Nagyág; 5. Darstellung des Tellurs aus dem nach Löwe's Methode gewonnenen rohen Tellur.

Derselbe legt auch eine Arbeit Dr. W. HANTHÓ's vor: Chemische Analyse des Szovátaer Fekete-tó-Wassers.

Die Analyse der Therme des artesischen Brunnens im (Budapester) Stadtwaldchen legte Professor C. THAN der Academie am 19. April vor. Es fand sich in 10,000 Gewichtstheilen Wasser:

Calciumbicarbonat ... ..	$\text{CaH}_2(\text{CO}_3)_2$	5,7303 Gew.-Theile
Magnesiumbicarbonat ... ..	$\text{MgH}_2(\text{CO}_3)_2$	1,4593       "
Eisenbicarbonat ... ..	$\text{FeH}_2(\text{CO}_3)_2$	0,0613       "
Manganbicarbonat ... ..	$\text{MnH}_2(\text{CO}_3)_2$	0,0107       "
Natriumsulphat ... ..	$\text{Na}_2(\text{SO}_4)$	1,7359       "
Calciumsulphat ... ..	$\text{Ca}(\text{SO}_4)$	0,7445       "



Kaliumsulphat .. .. .	$K_2(SO_4)$	0,5419 Gew.-Theile
Strontiumsulphat .. .. .	$Sr(SO_4)$	0,0670 „
Bariumsulphat .. .. .	$Ba(SO_4)$	0,0010 „
Natriumchlorid .. .. .	$NaCl$	2,5361 „
Magnesiumchlorid .. .. .	$MgCl_2$	0,4632 „
Ammoniumchlorid .. .. .	$(HN)Cl$	0,0297 „
Lithiumchlorid .. .. .	$LiCl$	0,0009 „
Magnesiumjodid .. .. .	$MgJ_2$	0,0003 „
Magnesiumborat .. .. .	$Mg(BO_2)_2$	1,0393 „
Calciumfluorid .. .. .	$CaF_2$	0,0014 „
Calciumphosphat .. .. .	$Ca_3(PO_4)_2$	0,0012 „
Aluminiumhydroxyd .. .. .	$Al_2(OH)_6$	0,0008 „
Hydogensilicat .. .. .	$H_2SiO_3$	0,7228 „
Freie Kohlensäure .. .. .	$CO_2$	4,6135 „
Nitrogengas .. .. .	$N_2$	0,0776 „
Schwefelhydrogen .. .. .	$H_2S$	0,0077 „
Summe der im Wasser gelösten Stoffe .. ..		18,8014 Gew.-Theile
Volumen der in 10,000 Gramm Wasser gelösten Gase:		
Kohlensäure .. .. .	$CO_2$	2347,57 c. c.
Nitrogen .. .. .	$N_2$	61,79 „
Schwefelhydrogen .. .. .	$H_2S$	5,04 „
Zusammen .. .. .		2414,40 c. c.
Aus der Quelle emporschäumende Gase:		
Kohlensäure .. .. .	$CO_2$	77,77 Volumtheile
Nitrogen .. .. .	$N_2$	20,24 „
Sumpfgas .. .. .	$CH_4$	1,08 „
Hydrogen .. .. .	$H_2$	0,46 „
Kohlenoxyd .. .. .	$CO$	0,24 „
Schwefelhydrogen .. .. .	$H_2S$	0,21 „
Zusammen .. .. .		100,00 Volumtheile

Temperatur des Wassers 73-92 C.

Dichte des Wassers bei 15° C.: 1,00138.

Man sieht aus dieser Zusammenstellung, dass das charakteristische Merkmal des artesischen Brunnenwassers seine ausserordentlich hohe Temperatur ist; ferner, dass trotz der hohen Temperatur und des am Grund der Quelle vorherrschenden Druckes von nahezu 100 Atmosphären, das Wasser viel freie Kohlensäure enthält. Neben der Kohlensäure ist eine geringere Menge von schwefelhaltigen Gasen vorhanden. Die Menge der gelösten festen Substanzen ist im Ganzen genommen gering. Unter den letzteren ist Calciumbicarbonat, Kochsalz, Glaubersalz und Magnesiumbicarbonat hervorzuheben. *Demnach gehört dies Wasser zu den nicht alkalischen kohlen-sauren Thermen.*

Die Vergleichung dieser Analyse mit der der Quelle der Budapester Margaretheninsel ergab einen in den Hauptzügen übereinstimmenden Charakter beider Thermen. Die Salzmenge im Stadtwäldchenwasser ist um etwa 1-86 Gewichtstheile grösser als die der Margarethenquelle. Im ersteren ist

Kochsalz und Glaubersalz überwiegend, es fehlt aber das kohlensaure Natrium. Die Menge der freien Kohlensäure in 10,000 Gewichtstheilen Wasser übersteigt die der Margarethenquelle um 1.44.

Mit dem Karlsbader Sprudel lässt sich diese Therme nur bezüglich der Temperatur vergleichen, die für beide nahezu gleich ist; die des artesischen Brunnens beträgt 73.92, die des Karlsbader Sprudels 73.8 C. Gemeinschaftliche Bestandtheile beider Wasser sind Calcium und Magnesiumcarbonat; Kaliumsulphat und Glaubersalz, schliesslich Kochsalz. Hingegen ist es für den Sprudel charakteristisch, dass er von den letztgenannten Salzen viel mehr, und zwar vom Glaubersalz vierzehnmal so viel, ferner dass er bedeutende Mengen Soda enthält, weshalb er auch zu den alkalisch-salzigen Thermen gezählt werden muss. Soda fehlt gänzlich im Stadtwäldchenwasser, freie Kohlensäure enthält es 2.4 Mal mehr als der Sprudel und ist ausserdem schwefelhaltig.

Ueber Friedhöfe sprach Dr. A. RÓZSAHEGYI in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 21. April. Vortragender untersuchte den Pester Kerepescher Friedhof und dessen Umgebung, um den Grad der Fähigkeit des Bodens, Leichen zu zersetzen, zu constatiren. Ausserdem fand Rózsahegy, dass das Wasser der Friedhofbrunnen in geringerem Maasse durch organische Stoffe vereinigt sei, als manche Brunnen einzelner Vorstädte.

In der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 21. April zeigte F. TATSZ eine von ihm construirte Maschine zur schnellern Herstellung von Dünnschliffen, welche in zehnmal kürzerer Zeit dasselbe leistet wie das Schleifen mit der Hand.

Das Hiller'sche Wassermeter zeigte J. BALLAGI in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 21. April und knüpfte daran einige Bemerkungen bezüglich der Verlässlichkeit dieses Instrumentes.

In der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 26. Mai sprach D. FUCHS über unreine Milch vom sanitären Standpunkt; ferner über die Nachweise der Fälschung der Milch mit Wasser. Letztere beruhen auf dem Umstand, dass Brunnenwasser Salpetersäure in unnachweisbarer Menge enthält.

Ueber die Bestimmung der Kohlensäure in der atmosphärischen Luft las Dr. A. RÓZSAHEGYI in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 20. October. Vortragender erwähnt die hygienische Bedeutung der Kohlensäure in freier Luft oder geschlossenen Räumen und betont die Wichtigkeit der Luftanalyse. Hierauf beschreibt Rózsahegy die einzelnen Methoden, welche zur leichten Bestimmung der Kohlensäure dienen und zeigt selbe zugleich practisch vor; schliesslich gibt er der Methode von Pettenkofer den Vorzug.

Ueber den Einfluss des Clima auf das Vorkommen der Blattern las J. KÖRÖSI, Director des Budapester städtischen statistischen Bureaus, in der Academiesitzung am 15. März.

Dr. A. BÓKAI las in der Sitzung der naturwiss. Gesellschaft am 17. März über einige experimentelle Daten bezüglich der Lungennerven.



Wird bei Thieren der nervus vagus gereizt, dann zieht sich das Gewebe der Lunge zusammen, während die Lungenbläschen, die keine flachen Muskelemente haben, unverändert bleiben. Ferner entspringen die die Lungengefäße bewegenden Nerven nicht aus dem nervus vagus, sondern dem nervus sympathicus des Halses und dass sie aus den sternförmigen Knoten des Sympatici zur Lunge herabsteigen.

In der Academiesitzung am 19. April las Professor BALOGH die Untersuchung des Klausenburger Professors E. HÖGYES: Ueber den Nervenmechanismus der unwillkürlichen associirten Augenbewegungen, oder über den reflexen Zusammenhang der Augenmuskel mit den Nervenenden der zwölf Ampullen. Bekanntlich bewegen sich beide Augen bei willkürlichen oder unwillkürlichen Augenbewegungen gleichzeitig und in gleicher Richtung. Nach der Ansicht der Naturalisten ist ein angeborener Nervenmechanismus vorhanden, der diese Bewegungen vermittelt; hingegen behaupten die Empiriker, dass die gleiche Bewegung zur Erzielung des genauen Sehens durch Uebung erlangt wird.

Um die Frage zu entscheiden, untersucht Högyes diejenigen associirten Augenbewegungen, welche bei activer oder passiver Lagenveränderung unwillkürlich geschehen, und die man bei Säugethieren künstlich hervorrufen kann. Er forschte, bei Zerstörung welcher Gehirntheile die sogenannten compensatorischen Bewegungen ausbleiben, ferner, welche Theile des Nervensystems gereizt werden müssen, damit ähnliche, bilaterale Bewegungen entstehen.

Es ergab sich, dass bei Säugethieren ein besonderer associirender oder coordinirender Nervenmechanismus vorhanden ist, welcher die associirten, unwillkürlichen Augenbewegungen vermittelt. Die Abhandlung enthält das Detail dieses Mechanismus und seiner Functionirung.

In der Academiesitzung am 21. Juni legte Professor LENHOSSEK eine Arbeit Dr. L. DAVIDÁS vor: Ueber die Mehrheit der Rückenmarksknoten.

Eine Studie Dr. O. PERTIK's über «Myelin und das Nervenmark» legte Prof. BALOGH in der Academiesitzung am 18. October vor. Die Arbeit beschäftigt sich mit dem Nervenmark, mit den allgemeinen morphologischen Eigenschaften der Markhülle und den daselbst auftretenden Erscheinungen, die bisher noch nicht genügend erklärt sind.

In der ersten Abtheilung betrachtet PERTIK die sogenannten Zersetzungsbilder, die Strömungserscheinungen, die Frage der Markerstarrung und die postmortalen Erscheinungen, und sucht dieselben einheitlich zu erklären; die zweite Abtheilung behandelt die Osmiumbilder der Marknerven; in der dritten Abtheilung wird die Frage der Ewald-Kühne'schen Homhüllen experimentell untersucht.

In der Sitzung der naturwiss. Gesellschaft am 21. October zeigte Professor THANHOFFER sein Mikroskopmesser, welches mit Wasser bedeckbar ist. Vortragender erwähnte die Methoden von Betz, Welcker und das Guddin-Forrel'sche Microtom, die zur Herstellung brauchbarer Schnitte für das Mikroskop dienen. Vortragender wollte nicht das letztere, vorzügliche

Instrument durch ein anderes ersetzen, sondern ein wohlfeiles, leicht zu gebrauchendes und zur Ausführung von Schnitten mittlerer Grösse geeignetes Messer herstellen. Dieses Messer hat ein rechtwinkelig gebogenes und der Länge nach durchbohrtes Heft; die Klinge ist etwa  $2\frac{1}{2}$   $\frac{cm}{m}$  breit und 11  $\frac{cm}{m}$  lang und ist mit Löchern versehen, die mit der im Heft befindlichen Röhre communiciren. Diese Röhre lässt sich mit der Wasserleitung oder einem Irrigator verbinden, oder auch nach Belieben abschliessen, so dass man, wenn nöthig, das Messer immer mit einer Wasserschicht bedeckt halten kann, was bei Anfertigung von Schnitten nothwendig ist.

Unter dem Titel: die Bedeutung des menschlichen Gebisses in der Anthropologie las Dr. IZSLAY eine interessante Abhandlung von allgemeinem Charakter in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 16. December und illustrirte seinen Vortrag mit Vorzeigung zahlreicher Schädel verschiedener Racen.

«Zur Theorie der Electrostatik» war der Titel der Antrittsrede des Professor Baron EÖTVÖS, welche er in der Sitzung der Academie am 17. Jänner las. Dieselbe bezieht sich auf die Theorie der in Cascadenform verbundenen elektrischen Condensatoren, wendet die Theorie auf die von Jedlik construirten Condensatoren an; schliesslich wird eine besondere Art der elektrischen Condensation, die Vortragender successive Condensation nennt, betrachtet, welche ebenso zur Herstellung grosser elektrischer Spannung, als auch zur Messung kleinerer Spannungen geeignet ist.

Derselbe sprach über dasselbe Thema fortsetzungsweise in der Academiesitzung am 17. November. Nachdem er eine allgemeine Theorie der Condensatoren gegeben, welche durch successive Condensation geladen werden, zeigt Vortragender einen einfach construirten Condensatorring, welcher aus einzelnen Kreissectoren besteht, die grosse Fläche besitzen und durch eine sehr dünne Isolatorschicht von einander getrennt sind. Jedem Sector gegenüber befinden sich zwei Sektoren, deren jeder den erstern zur Hälfte bedeckt und influirt, so dass das Ganze einen aus abwechselnd zu beiden Seiten der dünnen Isolatorschicht liegenden Metallsectoren zusammengesetzten Ring bildet, den man leicht mit einer Drehungsachse versehen kann. Durch successive Condensation mittels dieses einfachen Instrumentes lassen sich geringe Potentialdifferenzen fünf bis zehnfach vergrössern und mittels Electrometer leicht messen.

Professor C. SZILY las in der Academiesitzung am 21. Juni «Ueber das Gesetz der Spannung gesättigter Dämpfe». PIETET, der berühmte Genfer Physiker, hatte der Academie zu Paris eine Aufsehen erregende Arbeit vorgelegt, in welcher derselbe bezüglich des Druckes gesättigter Dämpfe ein theoretisches Gesetz aufstellt, welches, seiner Ansicht nach, den Zusammenhang zwischen Druck und Temperatur mit voller Strenge darstellt.

Szily weist nach, dass Pietet's Formel keinen Anspruch auf theoretische Genauigkeit hat, dass selbe auch unter den empirischen Formeln keinen Fortschritt bedeute, da dieselbe im Wesentlichen mit der schon seit 50 Jahren bekannten Roche'schen Formel vollständig übereinstimmt.



In der Academiesitzung am 15. März las der Klausenburger Professor M. RÉTHY seine Antrittsrede: «Ueber die Brechung und Reflexion des Lichtes mit Verallgemeinerung und Erweiterung der Neumann'schen Methode».

Der Reflexionstheorie von Cauchy und Fresnel lagen unter andern auch zwei Hypothesen zu Grunde: dass der Aether zur Polarisationssebene senkrecht schwinde und dass dessen Elasticität in allen Körpern dieselbe sei, während seine Dichte vom Brechungsindex abhinge.

Die Theorie Neumann's und Mac-Culloch's geht von gerade entgegengesetzten Voraussetzungen aus, nämlich, dass der Aether in der Polarisationssebene schwinde und seine Dichte in allen Körpern dieselbe bleibe, während seine Elasticität vom Brechungsindex abhinge.

Ueberall begegnet man der Ansicht, dass die Erklärung der Brechung und Reflexion des Lichtes nur zwischen diesen beiden entgegengesetzten Anschauungsweisen eine Wahl gestatte.

Réthy weist nach, dass diese allgemein verbreitete Ansicht falsch ist, dass diese Erscheinungen sich auch erklären lassen, wenn man mit Neumann annimmt, dass der Aether in der Polarisationssebene schwingt, hingegen bezüglich dessen Elasticität und Dichte in den verschiedenen Körpern keine Voraussetzung macht.

Der Beweis beruht auf des Einführung eines neuen Satzes statt dem allgemein angenommenen Principe der Erhaltung der Schwingungsgeschwindigkeiten; ersterer lautet:

Man construirt an der Grenzfläche einerseits die Resultante der Schwingungsgeschwindigkeiten des einfallenden und des reflectirten Lichtes, andererseits die des gebrochenen Lichtes, dann wird die Richtung dieser Resultirenden zwar dieselbe sein, hingegen das Verhältniss ihrer absoluten Grösse im Allgemeinen nicht gleich der Einheit, wie bisher vorausgesetzt wurde, sondern von der Natur der beiden berührenden Substanzen abhängen.

Mittels diesem und dem Principe der lebendigen Kraft werden die Gesetze der Brechung und Reflexion hergeleitet, auch wird das Gesetz bestimmt, nach welchem das soeben erwähnte Verhältniss der resultirenden Schwingungen von dem Verhältniss der Aetherdichten abhängt: das erstere ist nämlich gleich der reciproken Wurzel des zweiten Quotienten.

Besonders interessant ist die Erklärung der Jamin'schen Reflexionsversuche, die von den bisherigen gänzlich abweicht. Aus den genannten zwei Principien folgt unmittelbar eine Relation zwischen dem reducirten Azimuth und der Phasendifferenz, die durch experimentelle Daten verificirt erscheint. Ebenso ergab sich eine zweite Relation aus den Neumann'schen Hypothesen. Es wurde der Werth des grössten Druckes berechnet, den die penderable Materie auf die Flächeneinheit der Grenzfläche ausübt, und zwar aus den Vibrationsgeschwindigkeiten des einfallenden, reflectirten und gebrochenen Lichtes; hierauf wurde aus dem sich ergebenden Ausdruck mit Ausnahme des reducirten Azimuthes und der Phasendifferenz Alles eliminirt. Betrachtet man nun diesen Druck  $p$  als gegeben, dann gibt der

Ausdruck einen neuen Zusammenhang zwischen den genannten beiden Grössen, und lässt sich aus beiden Relationen das Azimuth und die Phasendifferenz bestimmen. In den gefundenen Ausdrücken spielt der Druck  $p$  eine ähnliche Rolle, wie der sogenannte Extinctionscoefficient in Cauchy's Theorie. Diese Analogie veranlasste Réthy folgende Formel zu versuchen:

$$p = \varepsilon \sin \frac{m}{\varphi}$$

wo  $\varepsilon$  eine von der Substanz abhängige constante,  $m$  eine davon unabhängige ganze Zahl bedeutet. Die Vergleichung mit Jamin's Versuchen ergab, dass  $m = 2$  die grösste Uebereinstimmung zeigt; übrigens werden bei dieser Annahme die Formeln identisch mit den bekannten abgekürzten Cauchy'schen. Setzt man  $m = 1$ , dann ist die Uebereinstimmung kleiner und ergeben sich Green's Formeln etc.

Schliesslich versuchte Réthy die folgende einfache Hypothese: der Druck der ponderablen Materie hängt mittels eines einheitlichen Gesetzes vom Einfallwinkel und den Amplituden der drei Wellen, gleichzeitig, ob die Schwingung in der Einfallenebene oder senkrecht darauf stehe: es sind nur die Coefficienten der Abhängigkeit von der Natur der Materie und den erwähnten zwei Schwierigkeiten abhängig. Auch die Voraussetzung führte zu den abgekürzten Cauchy'schen Formeln.

Die Theorie der Jaminschen Versuche wird ferner allgemeiner behandelt, da bezüglich der Dichte und Elasticität des Aethers keine Hypothese benützt wird, nur die soeben besprochene Hypothese bezüglich des Druckes der ponderablen Materie wurde zu Grunde gelegt. Die Rechnungen sind jedoch von sehr allgemeinem Charakter so, dass, wenn es einfacher

erscheint, auch die Annahme  $p = \varepsilon \sin \frac{m}{\varphi}$  genügt.

Schliesslich ergibt sich nun folgendes Resultat: nimmt man Réthy's Principien an und ausserdem Fresnel's Hypothese, wonach die Dichte des Aethers mit dem Quadrate des Brechungsindex direct proportional sei, dann erfordert die gegenseitige Reflexionstheorie, dass die resultirenden Vibrationsgeschwindigkeiten und die Elasticitätscoefficienten des Aethers zur ersten Potenz des Brechungsindex in verkehrtem Verhältnisse stehen.

In derselben Sitzung las derselbe Autor: «Ueber die Polarisation des gebeugten Lichtes». Fresnel's Theorie bezieht sich bekanntlich nur auf die relativen Intensitätsverhältnisse des gebeugten Lichtes, enthält aber nicht dessen Polarisation.

Stokes beobachtete letztere Erscheinung und stellte zu deren Erklärungen eine Theorie auf, nach welcher die Polarisations- und Schwingungsebene senkrecht zu einander stehen. Indess schienen die später angestellten Versuche Holtzmann's gerade das Gegentheil zu beweisen; jedoch stimmten Mascart's Versuche wieder mit Stokes Theorie. Quinke erwies später, dass bei dieser Erscheinung die Art des Gitters und die Richtung des einfallenden Lichtes allein entscheidend sei. Schliesslich zeigten die Versuche Fröhlich's, die in reflectirtem Lichte angestellt wurden, eine voll-



ständige Abweichung von Stokes Gesetz. Mit einem Worte, das Experiment war der Theorie weit voran.

In gegenwärtiger Arbeit versucht Réthy eine Erklärung der bisherigen Beobachtungen zu geben. Zum Ausgangspunct dient die Ansicht, welche Kirchhoff zur Erklärung der Beugungserscheinungen aufgestellt; nach derselben sind die Huygheus'schen Bewegungsgreentra in regelmässigen drehenden Schwingungen begriffen, deren Achsen mit einander und mit der Achse der eigentlichen Lichtquelle parallel sind.

Man kann zwei Typen solcher Bewegungen unterscheiden, der erste Typus umfasst Schwingungen, deren Vibrationen, der zweite Typus Schwingungen, deren Normalen der Vibrationsebenen senkrecht stehen auf einer bestimmten Richtung, der «Polarachse».

Daraus schliesst Réthy: 1. Es gibt möglicherweise Beugungsgitter, welche das einfallende linear polarisirte Licht derart beugen, dass die Polarisationsrichtungen in beliebigen (durchgehenden oder reflectirten) gebeugten Strahlen senkrecht stehen auf einer und derselben Geraden. 2. Es gibt möglicherweise Beugungsgitter, bei welchen die Normalen der Polarisations-ebenen in beliebigen gebeugten Strahlen senkrecht stehen auf einer und derselben Geraden. Er erweist nun, dass die Furchengitter von Mascart, Stokes und Fröhlich zur ersten Art, das Russgitter Holzmann's zur zweiten Art gehöre.

Zum Schluss behandelt Réthy die Beobachtungen Fröhlich's in ausführlicher Weise, und zeigt durch vergleichende numerische Zusammenstellungen der Beobachtungsdaten und der theoretischen Folgerungen eine genügende Uebereinstimmung.

Bezüglich der Lage der Polarisationssebene zur Schwingungsebene lässt sich jedoch nichts folgern.

In der Academiesitzung am 18. October las Professor FRÖHLICH seinen Antrittsvortrag über stationäre electrische Strömungen. Vortragender geht von der Voraussetzung aus, dass jede auf positive oder negative Electricität ausgeübte Kraft eine derselben proportionale Strömung der betreffenden Electricität hervorruft, was im mechanischen Sinne eine im widerstehenden Mittel von sich gehende Bewegung bedeute, wo der Widerstand der ersten Potenz der Geschwindigkeit proportional und die Bewegung schon stationär geworden ist. Es müssen dann die Bewegungsgleichungen für beide Electricitäten getrennt behandelt werden. Hierauf werden die Gleichungen der Continuität für das Innere und die Oberfläche des Leiters gebildet und dabei nichts vernachlässigt. Diese Gleichungen berechnet Vortragender für die Gesetze der unmittelbaren Fernwirkung von Clausius, Riemann und Weber; führt hierauf die Bedingung der stationären Bewegung ein. Es ergeben sich Strömungen, bei denen die Dichte der freien Electricität im Innern nicht Null ist und deren Geschwindigkeit beliebig ist. Die electrodynamische Aussenwirkung dieser Strömungen steht jedoch in Widerspruch mit der Erfahrung. Um die Allgemeinheit dieser Bewegungen zu beschränken, werden die Erfahrungssätze benützt, welche bezüglich der

Oberflächenladung, der Stromrichtung und der Arbeitsleistung des Stromes gelten. Es folgt nun, dass die Strömungen mit der Erfahrung übereinstimmen, wenn nur die von der an der Oberfläche ruhenden Electricität herrührende statische Wirkung als vorhanden betrachtet wird. Sollen die Gesetze der unmittelbaren Fernwirkung gelten, dann bewegen sich im galvanischen Strome sehr grosse Mengen Electricitäten mit geringer Geschwindigkeit, ein Umstand, dessen thatsächliches Vorhandensein höchst unwahrscheinlich, und für die Auffassungsweise der electrischen Erscheinungen als Folgen unmittelbarer Fernwirkung sehr ungünstig ist.

In der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 16. December sprach Professor LENGYEL über «strahlende Materie». Vortragender wiederholte fast alle die interessanten Versuche, welche vor etwa Jahresfrist durch Crookes angestellt und von ihm in einer ebenso benannten Vorlesung vorgezeigt wurden. Professor Lengyel zeigte diese Experimente an selbstgefertigten Apparaten in grosser Schärfe.

In der Academiesitzung am 13. December berichtete derselbe über eine «Quecksilberpumpe neuerer Construction.» Dieselbe unterscheidet sich darin von den bisherigen, dass sie mit einer Wasserluftpumpe in Verbindung steht und die Hebung und Senkung der Luft durch diese Wasser-Luftpumpe bewerkstelligt. Ihre Vortheile sind nachstehende: 1. Sie braucht wenig Quecksilber. 2. An solchen Stellen, wo sich das Quecksilber im Apparat bewegt, befindet sich kein Hahn, so dass das Quecksilber durch das Fett am Hahn nicht beschmutzt wird. Schliesslich ist die Construction um vieles wohlfeiler als die Geissler'sche Luftpumpe.

Professor HORVÁTH las in der Academiesitzung am 17. Februar und fortsetzungsweise am 15. März über die verschiedenen Werthe der Wassergeschwindigkeit in dem Donau-Querschnitt zu Budapest (Thonethof). Da die Messungen Horváth's im Verlage der Academie demnächst als besonderes Werk erscheinen, werden wir gelegentlich darauf zurückkommen.

In der Academiesitzung am 19. Januar legte N. von KONKOLY die in seiner Sternwarte zu Ó-Gyalla gemachten Studien vor:

1. Beobachtungen der Jupiterfläche im Herbst 1879. Die Beschreibung der Beobachtungen ist von 19 Abbildungen begleitet; ausserdem sind noch die Bilder des Mars beigelegt, welche im genannten Jahre den südlichen Eispol nicht zeigten.

2. Radiationspunkte der auf dem Gebiete der ungarischen Kronebeobachteten Meteore, abgeleitet aus den Beobachtungen in der Zeit 1871 bis 1879. Das Material, welches zur Herleitung von 410 Radianten diente, bestand in nicht weniger als 4999 Positionen, von denen jedoch nur 1641 zur Bestimmung von Radianten benützt werden konnten, die übrigen sind sporadische oder auch unerlässliche Beobachtungen. Aus den erhaltenen Radianten wurden nach der Methode der kleinsten Quadrate die wahrscheinlichsten Radianten hergeleitet; aus den 410 Radianten ergaben sich 80.

3. Beobachtungen von Sternschnuppen im Gebiete der ungarischen Krone im Jahre 1879. In Ó-Gyalla wurden im genannten Jahre am 25.,



26. und 28. Juli, am 11., 12., 13. und 14. August, und schliesslich am 13. und 14. November solche Beobachtungen angestellt, es wurden die Anfangs- und Endpositionen von 449 Sternschnuppen registriert. In Schemnitz nahm Professor Schwarz durch 7 Tage an der Beobachtung Theil, und registrierte 91 Sternschnuppen; ebenso beobachtete Professor J. Avéd in Gyula während 4 Tagen 77 Sternschnuppen. Die Positionen wurden alle in Aequatorial-coordinaten umgerechnet. Zusammen wurden 617 Sternschnuppen beobachtet.

Derselbe Autor las in der nächsten Academiesitzung am 16. Februar über die Beobachtung der Sonnenflecke an der Sternwarte zu Ó-Gyalla. Im Jahre 1879 wurde die Sonne an zusammen 285 Tagen beobachtet; an 155 zeigten sich keine Flecke, nur an 98 Tagen waren solche vorhanden. Fackeln zeigten sich an 32 Tagen. Zusammen wurden 333 Flecke beobachtet. Das Verhältniss der fleckenlosen Tage zu denen, an welchen solche erschienen, war wie 1·9 : 1·0. Die Häufigkeit der Sonnenflecke zeigt eine geringe Zunahme. Die für 1879 berechnete Relativ-Zahl  $R = 1·17$  Aus einer beigefügten Tabelle ist ersichtlich, dass von 1872 bis Ende 1879 an der Sternwarte zu Ó-Gyalla an 943 Beobachtungstagen zusammen 2715 Sonnenfleck-Registrierungen vorkamen.

In der Academiesitzung am 1. November zeigte Professor KÖNIG die mathematische Modelsammlung des Budapester Polytechnikums vor und gab erläuternde Bemerkungen zu diesen Flächen und Formen.

In der Academiesitzung am 16. November las Professor König eine Untersuchung zur Theorie der Functionen, in der Sitzung am 13. December las derselbe seinen Antrittsvortrag über die allgemeine Theorie der Differenzialgleichungen. Beide Arbeiten erscheinen demnächst in deutscher Sprache, wir begnügen uns daher mit Angabe dieser Titel.

In der Academiesitzung am 18. October las Professor HUNYADY:

1. Ueber die Bestimmung der Curven und Flächen zweiten Grades. Es wird die analytische Methode bei solchen Fällen benützt, wo der Kegelschnitt mittels conjugirter Formen und Punkte, oder conjugirten Formen und Tangenten, die Fläche zweiten Grades jedoch mittels conjugirten Formen und Punkten, oder conjugirten Formen und Tangentenebenen zu bestimmen ist.

2. Ueber einige Sätze solcher Determinanten, deren Elemente aus Elementen adjungirter Systeme zusammengesetzt sind. Vortragender nennt obige Determinanten gemischt-adjungirte und gibt einige bemerkenswerthe Sätze derselben.

3. Sätze einer besondern Art der componirten Determinanten.

4. Ueber die Kriterien, welche die Art des Kegelschnittes entscheiden, wenn derselbe mittels Punkte oder Tangenten und dem conjugirten Dreieck bestimmt ist. Diese Abhandlung hat vier Paragraphen. Der erste Paragraph bezieht sich auf die durch das conjugirte Dreieck und einen Punkt bestimmte Parabel. Der zweite Paragraph enthält die Untersuchung der Art des Kegelschnittes, der durch das conjugirte Dreieck und zwei Punkte bestimmt ist. Der dritte Paragraph die durch das conjugirte Dreieck und der Tangente

bestimmte Parabel; der vierte Paragraph den durch das conjugirte Dreieit und zwei Tangenten bestimmten Kegelschnitt.

Derselbe las über die Steiner'schen Kriterien in der Theorie der Kegelschnitte in der Academiesitzung am 13. December. Sind die Punkte gegeben, durch welche ein Kegelschnitt gehen muss und ist der Mittelpunkt des letzteren bekannt, so entsteht eine Ellipse oder Hyperbel, je nach dem der Mittelpunkt innerhalb oder ausserhalb der Flächentheile liegt, die entstehen, wenn man durch die Mittelpunkte der Seiten des durch die drei Punkte gegebenen Dreieckes unendlich lange Gerade führt. Steiner sprach obigen Satz ohne Beweis aus, Hunyady gibt einen analytischen Beweis desselben.

#### IV. GEOLOGISCHE GESELLSCHAFT.

Bericht von J. BERNÁTH.

In der am 5. November 1879 gehaltenen Fachsitzung machte Dr. MORIZ STAUB Mittheilungen über einige neuere phytopalaeontologische Entdeckungen und Theorien; namentlich über Munier-Chalmas' gequirlte Siphoneen, die Landflora des Silurs; über Otto Kuntze's Theorie über das salzfreie Urmeer und die Steinkohlenflora; endlich auch über die neuesten Publicationen O. Hahn's bezüglich der Urzelle und dem Beweis, dass Granit, Gneiss, Serpentin, Talk, gewisse Sandsteine, auch Basalt, endlich Meteorstein und Meteoreisen aus Pflanzen bestehen. Gegenüber Hahn's Publication glaubt der Vortragende so lange eine sceptische Zurückhaltung beobachten zu müssen, bis nicht die gemachten Angaben und Untersuchungsergebnisse auch von anderen verlässlichen Naturforschern bestätigt werden.

JULIUS HALAVÁTS berichtet über einen neuen Fundort (Dorfgemeinde Dubodél im Comitate Torna) des Mammuth (*Elephas primig.*), welches am 8. Juni 1879 gelegentlich eines starken Regens aus der Erde gewaschen und blogelegt wurde. Nach den eingeholten Erkundigungen dürfte das Skelet wohl erhalten und vollständig gewesen sein, welches aber die dortigen Landleute zertrümmerten, bevor Sachverständige von diesem Funde Nachricht erhielten, so dass nur einige Bruchstücke vorgezeigt werden konnten.

In der am 3. December abgehaltenen Fachsitzung sprach FRANZ SCHAFARZIK über das diesjährige Erdbeben, welches sich über Südungarn, Rumänien und Serbien verbreitete. Der Vortragende, welcher alle diesbezüglichen bisher bekannten und erhaltenen Berichte zusammenstellte, hat nach zwei Monaten (4. Februar 1880) nachträglich noch eingelaufene Berichte mitgetheilt. Dem Zusammenhange wegen werden die Resultate dieser Berichte vereinigt und weiter unten in Kürze mitgetheilt.

Oberingenieur Tomsics legte die eben aus Italien angelangten neuen Spezialkarten des Vesuv und Aetna sammt Umgebung vor und machte hiezu einige erklärende topographische Bemerkungen. FRANZENAU zeigte



eine aus Deutschland erhaltene instructive Dünnschliff-Sammlung von verschiedenen Gesteinen. Eine von Dr. PRIMICS eingesandte petrographische Abhandlung über siebenbürgische Eruptivgesteine wurde eingereicht.

In der am 7. Januar 1880 gehaltenen Fachsitzung berichtete JAKOB v. MATYASOVSKY über die gelungene Entwässerung einer Thalmulde mittels Bohrversuchen, d. h. mittels Herstellung eines artesischen negativen oder Sickerbrunnens. Es ist dies der erste Versuch in Ungarn, um stagnirendes Wasser mittels Sickerbrunnen unterirdisch abzuleiten, wo eine zweckentsprechende Canalisirung unmöglich ist oder sich bedeutend kostspieliger gestalten würde als die Herstellung des ableitenden Bohrbrunnens. Das entwässerte Grundstück, auf welchem der Versuch vorgenommen wurde, befindet sich nördlich von Budapest in der nahegelegenen Dorfgemeinde Pomáz. Selbstverständlich kann ein derartiger Sickerbrunnen nicht an jeder beliebigen Stelle angebracht werden, sondern es muss zuerst, wie es auch hier geschah, eine geologische Untersuchung des Terrains vorhergehen, damit die Bohrarbeit sich erfolgreich und günstig gestalte. — Der Vortragende skizzierte hierauf in grossen Zügen die geologischen Verhältnisse Ungarns und insbesondere jene der grossen ungarischen Ebene (des Alföld), woraus er folgerte, dass derartige Entwässerungsbrunnen in den meisten Theilen des Landes mit mehr weniger günstigem Erfolge angelegt werden können. Am Rande des grossen ungarischen Beckens sei entschieden ein günstigerer Erfolg zu erwarten als in der Mitte desselben, da gegen die Mitte die Mächtigkeit der zu durchbohrenden Schichten bedeutend zunimmt, und die hier angelegten Sickerbrunnen mindestens eine fünf- bis zehnfach grössere Tiefe erheischen als jene am Rande des Alföld-Beckens.

Professor ANTON KOCH gab einen kurzen Bericht über die trachytischen Gesteine der Umgebung von Rodna im nördlichen Siebenbürgen; es sind dies Andesite, theils mit, theils ohne Quarz.

THOMAS SZONTAGH sprach über die Basalt-Kuppe bei Somoskö, unter Vorzeigung einer Aquarell-Abbildung derselben und mehrerer Basalt-Prismen im geschliffenen Zustande.

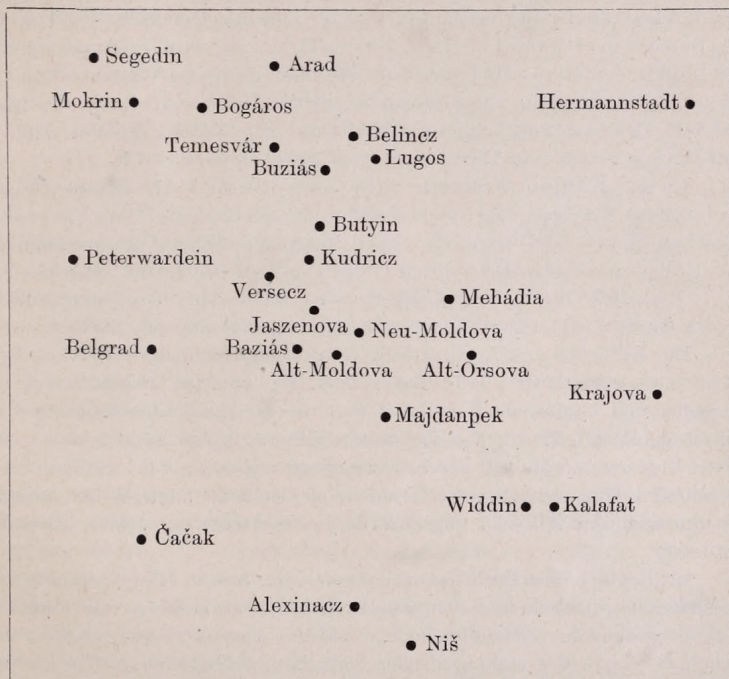
In der am 4. Februar 1880 abgehaltenen Fachsitzung machte Professor Dr. JOSEF SZABÓ interessante Mittheilungen über eigengeartete Calcit-Pseudomorphosen nach Quarzit aus Schemnitz und über das verschiedene Kaolin-Vorkommen im Hegyaljaer Gebirge.

Dr. J. KRENNER zeigte einige Mineralien Ungarns vor, welche theils an neuen Fundorten auftraten, theils durch ihre Gestalt (durch Spaltung, Verschiebung und nachheriges Zusammenwachsen) Interesse erregten.

B. v. INKEY beschrieb eine eigenthümliche Erscheinung an den vorgelagerten Bergen des Trachytgebirges zu Nagyág und suchte auf Grund seiner an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen darüber eine Erklärung zu geben.

FRANZ SCHAFARZIK machte zu seinen vor zwei Monaten vorgetragenen Mittheilungen über das Erdbeben in Süd-Ungarn und in den angrenzenden Ländern noch nachträgliche Bemerkungen und Ergänzungen.

Da höchstwahrscheinlich die meisten Leser dieses Berichtes eine Spezialkarte Ungarns nicht gleich bei der Hand haben werden, so möge behufs leichterer Orientirung über die erwähnten Orte nachfolgende kleine Skizze dienen.



Aus den auf zahlreichen Daten basirenden zwei Vorträgen entnehmen wir, dass im Banate in den Monaten October und November vorigen Jahres drei von einander ganz unabhängige Erdbeben verspürt wurden und zwar:

1. Das Erdbeben von Moldova mit den heftigsten Stößen am 10. und 11. October 1879.
2. Das Erdbeben von Bogáros-Mokrín mit den heftigsten Stößen am 31. October und 1. November 1879.
3. Das Erdbeben in Temesvár am 19. und 20. November 1879.

Von diesen drei Erdbeben war unzweifelhaft das von *Moldava* das bedeutendste, sowohl was die Heftigkeit des Auftretens, die Ausdehnung des Erschütterungsgebietes, als auch die Dauer desselben anlangt.

Durch die am 10. und 11. October mit bedeutender Stärke auftretenden Erdstöße bei Moldova wurde in einer Zone, welche sich gegen Norden von Moldova aus über Weisskirchen, Werschetz, Kudritz bei Buziás und Lugos, südlich dagegen die Donau übersetzend von Pekthate aufwärts bis in die Gegend von Maidanpek erstreckt, an den Gebäuden Schaden angerichtet,



welcher sich in Mauerrissen, Kamineinstürzen, ja sogar Mauereinstürzen offenbarte. Der Schaden war in Moldova und den benachbarten Orten am grössten. Ausserhalb dieser Zone wurden die Erschütterungen zwar verspürt, jedoch bei wachsender Entfernung mit abnehmender Stärke und zum Theil schon ohne vorhergegangenes unterirdisches Geräusch. — Das von den Stössen am 10. und 11. October berührte Terrain wird begrenzt im Norden durch die Maros und die Stadt Hermannstadt, im Westen durch die Theisz, die Städte Belgrad und Cacak in Serbien, im Süden durch die Städte Nis und Alexinac, und schliesslich im Osten von Widdin, Kalafat, Krajova und Hermannstadt; ein Terrain von circa 3000 □ Meilen.

Diesen heftigen Erschütterungen am 10. und 11. October folgten noch viele andere schwächere und stärkere Stösse, die zum Theil von unterirdischem Getöse begleitet waren. Nach einer statistischen Zusammenstellung der Erdbeben von Moldova durch Herrn Ingenieur K. Gartner ergeben sich bis 1. März 1880 bei 80 verschiedengeartete seismische Erscheinungen, die jedoch damit noch lange nicht zum Abschluss gekommen sein dürften.

Das Erdbeben von *Bogáros-Mokrin* trat hauptsächlich in der Umgebung dieser zwei Ortschaften auf; das Gebiet der grössten Erschütterung ist ungefähr von elliptischer Form und liegt in der durch die Maros und die Theisz gebildeten Ecke. Den Zeitungsberichten zufolge kamen blos in den Orten Bogáros und Mokrin Beschädigungen an Gebäuden vor; verbindet man diese beiden Orte mittels einer Geraden, so hat man zugleich den längeren Durchmesser der Ellipse; ungefähr in die Verlängerung dieser Linie fällt Temesvár.

Schliesslich das Erdbeben von *Temesvár*, dessen Gebiet der grössten Erschütterung zwischen denen der Erdbeben von Moldova und Bogáros-Mokrin gelegen ist; dasselbe konnte auf der vom Verfasser angefertigten Uebersichtskarte der südungarischen Erdbeben als Kreis ausgeschieden werden, da aus den zur Verfügung gestandenen Daten sich die Beschädigung der Gebäude blos auf Temesvár und dessen Weichbild beschränkte. — Die eigentliche Verbreitung dieses Erdbebens war eine viel grössere, ist jedoch blos gegen Süden und Südosten bekannt. — Es liegen nämlich zunächst Nachrichten aus Werschetz und Basias vor, denen zufolge die Stösse vom Temesvárer Erdbeben, namentlich aber der Stoss nach Mitternacht vom 19. auf den 20. Novemher daselbst sehr deutlich verspürt wurde, ohne jedoch irgend einen Schaden anzurichten. — Aus dem benachbarten Moldova liegen blos negative Nachrichten über dieses Erdbeben vor; keiner der Stösse dieses Erdbebens wurde in Moldova verspürt. Um so auffallender muss es erscheinen, dass dieses Erdbeben, besonders aber der mitternächtliche Stoss, in Alt-Orsova wieder verspürt wurde.

Dieses mitternächtliche Erdbeben wurde in Temesvár von einem starken unterirdischen Getöse begleitet, richtete daselbst einigen Schaden an und hatte die Richtung nach Südosten; in Bazias und Orsova trat dieser Stoss blos still auf, ohne Schaden anzurichten. Zufälligerweise wurde eine von Temesvár nach Orsova abgehende Depesche durch den Erdstoss unter-

brochen, aus der Differenz, welche sich zwischen der Unterbrechung der Depesche und dem Anlangen des Stosses in Orsova ergab, konnte berechnet werden, dass die Erdwelle von Temesvár nach Orsova den Weg mit einer Geschwindigkeit von 8—10 Kilometer in einer Secunde zurücklegte. Dies sind die durch Correspondenz festgestellten thatsächlichen seismischen Erscheinungen.

Zum Schlusse erörtert Autor die diesem Erdbeben zu Grunde liegende Ursache. Derselbe hält die gesammten seismischen Erscheinungen in Süd-Ungarn und den angrenzenden Ländern zu Ende des vergangenen (1879) und zu Beginn des gegenwärtigen (1880) Jahres für «tectonische» (im Sinne der R. Hoernes'schen Studien) und sucht die gesammten Erscheinungen auf an verschiedenen Punkten gewisser Erdspalten stattgehabte Bewegungen zurückzuführen. Mit Berücksichtigung aller ihm zu Gebote stehenden Daten gelangt derselbe zur Annahme zweier Spalten, von welchen die eine sich von Nord nach Süd (von Belincz über Kudritz über die Insel von Alt-Moldova im Pekthale aufwärts bis Majdanpek) erstreckt, die andere von West nach Ost (von Mokrin über Bogáros und Temesvár) zieht und nahezu senkrecht die erstere trifft. Mit Bezug auf das grosse südungarische Depressionsgebiet (Alföld) ist erstere als peripheriale Spalte, letztere dagegen als radiale zu betrachten, von denen die erstere sich wie bereits erwähnt nach Süden ins Pekthal fortsetzt.

Zu der Annahme der peripherialen Spalte wurde Autor vor allem andern durch das schmale von Nord nach Süd ziehende Gebiet der grössten Erschütterung veranlasst; die Mittellinie desselben läuft parallel mit den drei bekannten, von verschiedenen Eruptivgesteinen erfüllten Spalten des Banates und stellt gewissermassen eine vierte innerste Bruchlinie dar. Dass in dieser Richtung eine Bruchlinie existirt, wird durch die Basaltvorkommen von Belincz und Butyin, die genau in die Erdbebenlinie von Moldova fallen, noch wahrscheinlicher gemacht.

Die Annahme einer radialen Spalte erfolgte auf Grundlage der Richtung der Linie der grössten Erschütterung vom 31. October und 1. November (Mokrin-Bogáros, W—O), sowie in Folge des Umstandes, dass der Stoss-punkt von Temesvár (19. und 20. November) gerade in die östliche Fortsetzung der erwähnten Mokrin-Bogároser Stosslinie fällt.

Diese letztere radiale Stosslinie ist in ihrer ganzen Ausdehnung von einer mächtigen Decke diluvialer und alluvialer Schichten bedeckt, so dass sich auch an Ort und Stelle schwerlich ein positiver geologischer Beweis erbringen lassen würde.

Dass die Erdbeben von Bogáros-Mokrin und von Temesvár thatsächlich auf einer andern Spalte entstanden sein müssen und mit der Moldovaer Spalte nicht in Zusammenhang gebracht werden können, geht auch aus dem Umstand evident hervor, dass während dieser letzteren Erdbeben in Moldova selbst absolute Ruhe herrschte.

Es wäre für den Autor sehr wünschenswerth gewesen, längs dieser durch das Erdbeben verrathenen Spalten persönlich Daten über die stattgehabten Erschütterungen sammeln zu können.



In der am 3. März 1880 abgehaltenen Fachsitzung las M. v. HANTKEN, Director der k. ungar. geologischen Anstalt, eine Abhandlung über die alt-tertiären Gebilde der Gegend von Ofen vor. Der Vortragende, welcher schon seit vielen Jahren sich mit der microscopischen Untersuchung jener Gebilde beschäftigt, theilte das Resultat seiner Untersuchungen mit, woraus hervorging, dass der Ofner Mergel, der Nummuliten- und Orbitoiden-Kalk der Hauptmasse nach aus sehr kleinen Organismen bestehe und zwar vorzüglich aus Kalk-Algen (Lithothamnien), Bryozoen, Foraminiferen und Spongien-Nadeln, in mehr weniger defectem Zustande. Daraus, dass sowohl der Nummuliten- und Orbitoiden-Kalk als auch der Ofner Mergel der Hauptmasse nach identisch ist, folgert der Vortragende, dass die natürlichen Verhältnisse des damals bestehenden Meeres während der Ablagerung der vorher erwähnten Gebilde sich wesentlich nicht änderten, und dass während jener Zeit eine langsame und continuirliche Senkung des Bodens eintrat, woraus dann erklärlich ist, warum im Ofner Mergel gewisse Foraminiferen (die Globigerinen), welche gegenwärtig in grossen Tiefen des Meeres vorkommen pflegen, in bedeutenden Mengen gefunden werden, während in den darunter liegenden Kalken vorherrschend Kalk-Algen auftreten, die auf eine geringere Meerestiefe weisen. Wegen der Identität der Hauptmasse dieser Kalke und des Mergels glaubt Vortragender diese Gebilde in eine und dieselbe geologische Periode zu stellen und sie mit dem Kleinzeller Tegel absondern zu müssen von den übrigen tertiären Gebilden, welche letztere bezüglich ihrer Fauna von den ersteren wesentlich differiren.

Secretär ALEX. SCHMIDT zeigte Cölestine, die aus Schwefelgruben Peticara's bei Rimini in Italien stammen, vor, an denen er theils seltene, theils neue Krystallformen bestimmte.

Vicepräses Dr. J. SZABÓ besprach das vorgelegte Werk «Minéralogie micrographique» von Fouqué und Mihel-Lévy, und machte auf den hohen wissenschaftlichen Werth desselben die Fachsitzung aufmerksam.

In der am 7. April 1880 abgehaltenen Fachsitzung referirte LUDWIG ROTH ausführlich über seine Untersuchungsergebnisse des Bohrbrunnens zu Fűspök-Ladány, über welchen er vor einem Jahre blos vorläufige Mittheilungen machte (Lit. Berichte 1879, III., Seite 640) und damals die Hoffnung aussprach, dadurch im Centrum des ungarischen Tieflandes interessante Aufschlüsse über die dortigen geologischen Verhältnisse zu erhalten. Es wurden zwei Bohrungen vorgenommen, und zwar die Versuchsbohrung im Jahre 1877 bis zu einer Tiefe von 88·88 Meter und die Absenkung des eigentlichen artesischen Brunnens von grösserem Durchmesser (April 1878 bis August 1879) bis zu einer Tiefe von 209·5 Meter. Das gesammte, von beiden Bohrungen herstammende Material wurde dem Vortragenden zur Untersuchung überlassen. Im Ganzen liessen sich 38 Schichten unterscheiden, welche meist thoniger und in geringerem Masse sandiger Natur waren, und aus der Beschaffenheit des Materiales schliesst der Vortragende, dass eine längere, durch die Schichtenmächtigkeit angedeutete Zeit hindurch ein unausgesetzter Absatz der Sedimente aus vorherrschend ruhigem, nur

zeitweise mehr, und auch dann nur mässig bewegtem Wasser stattgefunden hat, mit welch' stärkerer Wasserbewegung gleichzeitig auch die Einschwemmungen von dem umgebenden Festlande her naturgemäss zusammenfallen. Abgesehen von den wiederholt in den Schichten wie eingestreut auftretenden Landthierresten, ist der übrige überwiegende Theil der Fauna von reinem Süsswassergepräge. Es ist eine grosse Schwierigkeit nach den gefundenen Fauna-Resten die Schichten nach der Zeit, in der ihre Ablagerung erfolgte, einzutheilen, d. h. die geologischen Grenzen zu fixiren. Das Alluvium reicht bis circa 12 Meter Tiefe, von da bis nahezu 40 Meter kann man das Diluvium rechnen; von hier an abwärts glaubt der Vortragende die Ablagerungen (mit dem nöthigen Vorbehalt) als der levantinischen Stufe (der sogenannten Paludinen-Schichte) angehörig zu bezeichnen.

FRANZ TAUSZ erklärte das Modell einer nach seiner Idee construirten Stein-Schleifmaschine, welche dazu dienen soll, um gleichzeitig mehrere Dünnschliffe herzustellen, wie sie gegenwärtig zum Studium der Gesteine unentbehrlich sind. Wenn es auch damit nicht [möglich ist, das separate Fertigschleifen eines jeden einzelnen Dünnschliffes zu ersparen, so dürfte diese Maschine doch den Vortheil gewähren, dass der erste vorbereitende Rohschliff mehrerer Gesteinproben gleichzeitig und schneller als bisher hergestellt werden kann.

Interessante Vorträge hielten noch: JULIUS HALAVÁTS über die geologischen Verhältnisse des südlichen Theiles Ungarns; HUGO STERN über die Ergebnisse seiner makro- und mikroskopischen Studien an verschiedenen Gesteinen Ungarns; AUGUST FRANZENAU über einen neuen Fundort (Ferenczvölgy im Comitat Máramaros) des Baryt und Markasit in Ungarn; und Dr. JOSEF KRÁSZONYI über die Resultate seiner Untersuchungen an den Zähnen lebender und fossiler Haifische.

In der am 5. Mai 1880 abgehaltenen Fachsitzung sprach JOSEF BERNÁTH über die Kochsalzwässer Siebenbürgens (östlichen Ungarns). Nach einer im Jahre 1873 ausgeführten und bisher noch nicht veröffentlichten behördlichen Zählung besitzt dieser Theil Ungarns in 254 Gemeinden 235 Kochsalz-Brunnen und 415 Kochsalz-Quellen.

JULIUS HALAVÁTS machte vergleichende Studien über die Gastropodenfamilie «Conus» rücksichtlich der in Ungarn gefundenen Arten.

FRANZ SCHAFARZIK sowie auch Dr. KOCH veröffentlichten ihre gewonnenen petrographischen Untersuchungsergebnisse.

In der am 2. Juni 1880 abgehaltenen Fachsitzung wurden zwei Abhandlungen vorgelegt, von denen sich die eine von Dr. KARL HOFMANN auf die alt-tertiären Ablagerungen Ofens (des rechtsufrigen Theiles von Budapest) bezog, die andere von Dr. ANTON KOCH eine petrographische Studie der Trachyte der Umgegend Rodna's enthielt.

Nach den Sommerferien und gemachten geologischen Excursionen wurde die nächste Fachsitzung am 6. October 1880 abgehalten, in welcher Sekretär ALEXANDER SCHMIDT über seine Bestimmungen der krystallo-



graphischen Elemente des Pseudobzookits und JULIUS HALAVÁTS über seinen reichen Petrefactenfund zu Eszter Bericht erstattete.

In der am 3. November 1880 abgehaltenen Fachsitzung machte FRANZ SCHAFARZIK Mittheilungen über die in neuester Zeit wahrgenommenen Erdbeben in Ungarn.

Vicepräses Dr. JOSEF SZABÓ sprach, angeregt durch den internationalen geologischen Congress, seine Meinung darüber aus, nach welchen Principien die geologische Nomenclatur zweckmässig unificirt werden könnte.

In der am 1. December 1880 abgehaltenen Fachsitzung zeigte Dr. MORIZ STAUB eine phytopaläontologische Sammlung vor, welche in neuester Zeit aus Budos (Comitat Háromszék) herrührt. Dieser neue phytopaläontologische Fundort ist gegenwärtig einer der reichsten in Ungarn. Die vorgezeigte Sammlung enthielt 316 wohlerhaltene Exemplare, welche 61 Species vertraten, worunter mehrere neue Species sich befanden.

JULIUS HALAVÁTS, der die geologischen Aufnahmen an der Südgrenze Ungarns zu besorgen hatte, machte einen kurzen Ausflug über die Donau nach Serbien, um die geologischen Verhältnisse an beiden Ufern zu studiren. Die dort gemachten Erfahrungen bildeten den Gegenstand seines Vortrages.

Das heftige Erdbeben, welches im Monat November zu Agram und im südwestlichen Ungarn starke Verheerungen verursachte, war die Veranlassung, dass mehrere Mitglieder der geologischen Gesellschaft (Hanfken, Inkey, Schafarzik) von officieller Seite betraut wurden, die Erscheinungen des Erdbebens an Ort und Stelle wissenschaftlich zu studiren. Die bereits zurückgekehrten und in dieser Sitzung anwesenden Herren Inkey und Schafarzik machten nun eine kurze Mittheilung über diese Angelegenheit und stellten einen erschöpfenden Bericht in Aussicht.

Als Anhang soll hier noch das Arbeitsprogramm mitgetheilt werden, welches von Seite der königl. ungar. geologischen Anstalt zur detaillirten Erforschung der geologischen Verhältnisse Ungarns im Sommer 1880 aufgestellt wurde und im Zusammenhange mit dem vorjährigen Programme steht, das im III. Bande (1879) dieser Berichte auf Seite 640 angegeben wurde.

I. Chefgeolog Dr. KARL HOFMANN, Sectionsgeolog JACOB MATYASOVSKY und Adjunct JOSEF STÜRZENBAUM werden im Comitате Szilágy die im vorigen Jahre begonnenen Arbeiten fortsetzen.

II. Chefgeolog JOHANN BÖCKH und Practicant JULIUS HALAVÁTS werden in den Comitaten Szörény und Krassó die Forschungen der früheren Jahre fortsetzen.

III. Sectionsgeolog LUDWIG ROTH und Practicant JOHANN KOKÁN werden die vorjährigen Aufnahmen beenden, und zwar Ersterer im Laitha-Gebirge, Letzterer auf dem Territorium, das zwischen dem Laitha-Gebirge und der Donau liegt.

LITERARISCHE  
BERICHTE  
AUS  
UNGARN

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN  
VON  
PAUL HUNFALVY.

---

IV. Band, I. Heft.

---

*Jährlich 4 Hefte : 4 fl. ö. W., 8 Mk., 10 Frcs.*

BUDAPEST.  
CARL KNOLL, ACADEMISCHER BUCHHÄNDLER.

1880.



# INHALT.\*

Seite

I. Ueber die Kunst der Japanesen von Dr. Aug. Graf Zichy.	
Einleitung. — Architectur. — Malerei. — Sculptur ... ..	1

<i>Illustrationen</i> : I. Drache von einer Bronze-Vase aus meiner eigenen Sammlung.	
II. a. «Kirin» nach einer japanesischen Zeichnung a. m. e. S.	
« b. «Chi-chi» von einem Eisenpanzer, Relief a. m. e. S.	
III. a. «Ho-ho» nach einer japanesischen Zeichnung a. m. e. S.	
« b. Schildkröte von einem japanesischen Gemälde a. m. e. S.	
IV. «Tera» nach einer Photographie.	
V. Brunnen in Shiba. Nach einer Photographie.	
VI. Glocke in Narra, nach einer japanesischen Zeichnung a. m. e. S.	
VII. «Pagode» in Asaksa-Tera, nach einer Photographie.	
VIII. a. «Tori» aus Stein in Nikko n. e. Phot.	
« b. « « Holz in Kamakura n. e. Phot.	
IX. a. «Toro» « Stein in Katassi n. e. Phot.	
« b. « « Bronze in Shiba n. e. Phot.	
« c. « « Stein in Shiba n. e. Phot.	
X. Portal des Chioin-Tempels in Kioto n. e. Phot.	
XI. Portal des Kitano-Tempels in Kioto n. e. Phot.	
XII. «Siro» in Yedo n. e. Phot.	
XIII. Goshio, der Mikado-Palast in Kioto, nach einer japanesischen Zeichnung a. m. e. S.	
XIV. Kinkakuji, Sommersitz des Mikado in Kioto n. e. Phot.	
XV. Bronzestatue des Daibudhs in Kamakura n. e. Phot.	
XVI. Bronzestatue des Daibudhs in Narra, nach einer japanesischen Zeichnung aus meiner eigenen Sammlung.	
XVII. Bronzestatue des Daibudhs aus meiner eigenen Sammlung.	
Plan der Tempel in Nikko.	
II. Ungarische schöne Literatur der Gegenwart von Dr. Ad. Dux	
[Memoiren: <i>Wirkner</i> , <i>Pulszky</i> , <i>Frau Déry</i> . Ein Brief von K. Kisfaludy. <i>Andreas Horvát</i> . — <i>Jókai's</i> «Rab Ráby» und «Freiheit unter dem Schnee.» — «Barna Artur» von G. Bekszics. — <i>Arany's</i> Toldi-Trilogie. — E. Madách's Werke. — Neue Dramen von W. Györy, J. Szigeti.] ... ..	139

## Literatur.

III. Anderson, Studien zur Vergleichung der ugro-finnischen und indogermanischen Sprachen. Von Dr. Jos. BUDENZ ... ..	160
---	-----

## Sitzungsberichte.

IV. <i>Geologische Gesellschaft</i> : Das Nebengestein der Erzgänge von Boicza. — Axinit-Crystalle. — <i>Pantotsek's</i> mikroskopische Untersuchungen. — Jos. Bernáth's Quellenkarte von Ungarn ... ..	175
---	-----

\* Die in diesem Hefte in Folge Raummangels fehlenden Artikel und Rubriken werden wir im nächsten Hefte (Anfangs Mai) nachtragen.  
D. Red.

Verlag von CARL KNOLL in Budapest.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen :

GESCHICHTE UND RESTAURATION  
DER  
KIRCHLICHEN KUNSTDENKMALE  
IN NEUSOHL

VON  
ARNOLD IPOLYI

BISCHOF VON NEUSOHL.

AUS DEM UNGARISCHEN ÜBERSETZT

VON

Dr. ADOLF DUX.

ENTWORFEN, GEZEICHNET U. AUSGEFÜHRT

VON

FRANZ STORNO.

*Mit sieben Farben- und Steindrucktafeln und vierundfünfzig Holzschnitten.*

**Preis 8 fl. ö. W., 16 Mark, 20 Francs.**

*Dies glänzend ausgestattete Prachtwerk gelangt in deutscher Ausgabe in nur wenigen Exemplaren in den Handel.*

Dieses Werk umfasst nebst der Geschichte der Neusohler Kirchenkunst-Denkmale auch die einer ganzen, über einen grossen Theil Oberungarns ausgedehnten Gruppe von Kirchen, und beginnt mit der Zeit, wo die gothische Kunst ihren Einfluss in Ungarn geltend zu machen begann. Die hierauf bezügliche erste Partie des Buches erhält einen bedeutenden kunstgeschichtlichen Werth durch die Darstellung des *Ritters Donch*, der bei Gelegenheit seiner diplomatischen Missionen in Avignon die dortige Kunstbewegung kennen lernte und, hierdurch beeinflusst, in Oberungarn eine grosse Bauthätigkeit entwickelte. — In der Periode der glänzenden Spätgothik stellt der Verfasser die Stadt Neusohl in ihrem lebhaften Handelsverkehr dar und führt die Patricier vor, welche Capellen bauen und mit Kunstwerken im glänzenden Styl ihrer Zeit ausstatten. Hierbei bietet er insbesondere mit Bezug auf die Schreinaltäre viele neue Daten über ungarisches Kunstleben und über den regen Kunstverkehr zwischen Oberungarn und Deutschland. Nehmen wir hierzu noch die Daten über die Spätrenaissance in Ungarn, so wird es klar, dass die Geschichte der Neusohler Kirchenkunstdenkmale und die Beschreibung ihrer — durch den Verfasser selbst in's Werk gesetzten — Restauration sich zu der Bedeutung eines kunstgeschichtlichen Werkes erhebt, das weit mehr bietet, als der Titel erwarten lässt.



Im Verlage der Ungar. Academie der Wissenschaften in Budapest  
ist erschienen: \*

# REPERTORIUM AD LITERATURAM DACIÆ ARCHÆOLOGICAM ET EPIGRAPHICAM.

COMPOSUIT  
CAROLUS TORMA

EDIDIT COMMISSIO ACAD. SCIENT. HUNG. ARCHÆOLOGICA.

Text lateinisch-ungarisch. 1880. 8<sup>o</sup>. 191 Seiten. Preis 5 Reichsmark.

Das Repertorium führt 404 selbständige Werke von 742 Autoren, ferner 805 verschiedene Abhandlungen, im Ganzen daher 1269 im Druck erschienene Schriften über die Geschichte Daciens auf. Ausserdem enthält dasselbe noch von 61 Autoren über 500 Werke, Briefe etc., die als Handschriften in den siebenbürgischen Museen und im Privatbesitz existiren und noch nirgend veröffentlicht worden sind.

---

Für alle gebildete Kreise, die Sinn für Sprache und Literatur haben,  
ist dringend zu empfehlen das

## Magazin für die Literatur des Auslandes

Organ der Weltliteratur.

1832 begr. v. Jos. Lehmann.

Redigirt von Dr. Ed. Engel.

*Wöchentlich etwa 2 Bogen in gross Quart. Pro Quartal nur 4 Mark.  
1880. Jahrgang.*

Das «Magazin» enthält Originalbeiträge von **Paul Heyse, Friedrich Bodenstedt, Em. Geibel, Alfred Meissner, Johannes Scherr, Juan Fastenrath, Emile Zola, Emilio Castelar, Max Müller** (Oxford) etc. etc. und ist sowohl das reichhaltigste wie billigste Literaturblatt.

*Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten,  
und direct von der Verlagshandlung*

*Wilhelm Friedrich  
Leipzig.*

L I T E R A R I S C H E  
B E R I C H T E  
A U S  
U N G A R N

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN  
VON  
PAUL HUNFALVY.

---

IV. Band, II. Heft.

---

*Jährlich 4 Hefte : 4 fl. ö. W., 8 Mk., 10 Frs.*

BUDAPEST.  
CARL KNOLL, ACADEMISCHER BUCHHÄNDLER.  
1880.



## INHALT DES II. HEFTES.

	Seite
I. Das Studium der ungarischen Kriegsgeschichte, von ARNOLD IPOLYI .....	177
II. Die Unitarier in Siebenbürgen, von P. HUNFALVY .....	217
III. Die Epenrilogie Johann Arany's, von ALBERT STURM .....	229
IV. Vierzig Jahre aus der Geschichte der k. ung. Naturwissen- schaftlichen Gesellschaft, von KOLOMAN SZILY .....	255
V. Denkrede auf Michael Horváth, von FRANZ SALAMON .....	268
VI. Stefan Toldy, von Dr. A. DUX .....	295

### Literatur:

VII. Ungarische historische Literatur im Jahre 1879 .....	301
VIII. FLORIAN RÓMER. Meine nordwestliche Reise .....	314
IX. Die Székler, von P. HUNFALVY .....	315

---

### Errata.

Seite 226 von oben 12. Zeile, corona lies cornua.

Verlag von CARL KNOLL in Budapest.

---

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen :

GESCHICHTE UND RESTAURATION  
DER  
KIRCHLICHEN KUNSTDENKMALE  
IN NEUSOHL

VON  
ARNOLD IPOLYI

BISCHOF VON NEUSOHL.

AUS DEM UNGARISCHEN ÜBERSETZT

ENTWORFEN, GEZEICHNET U. AUSGEFÜHRT

VON

Dr. ADOLF DUX.

VON

FRANZ STORNO.

*Mit sieben Farben- und Steindrucktafeln und vierundfünfzig Holzschnitten.*

**Preis 8 fl. ö. W., 16 Mark, 20 Francs.**

*Dies glänzend ausgestattete Prachtwerk gelangt in deutscher Ausgabe in nur wenigen Exemplaren in den Handel.*

Dieses Werk umfasst nebst der Geschichte der Neusohler Kirchenkunst-Denkmale auch die einer ganzen, über einen grossen Theil Oberungarns ausgedehnten Gruppe von Kirchen, und beginnt mit der Zeit, wo die gothische Kunst ihren Einfluss in Ungarn geltend zu machen begann. Die hierauf bezügliche erste Partie des Buches erhält einen bedeutenden kunstgeschichtlichen Werth durch die Darstellung des *Ritters Donch*, der bei Gelegenheit seiner diplomatischen Missionen in Avignon die dortige Kunstbewegung kennen lernte und, hierdurch beeinflusst, in Oberungarn eine grosse Bauthätigkeit entwickelte. — In der Periode der glänzenden Spätgothik stellt der Verfasser die Stadt Neusohl in ihrem lebhaften Handelsverkehr dar und führt die Patricier vor, welche Capellen bauen und mit Kunstwerken im glänzenden Styl ihrer Zeit ausstatten. Hierbei bietet er insbesondere mit Bezug auf die Schreinaltäre viele neue Daten über ungarisches Kunstleben und über den regen Kunstverkehr zwischen Oberungarn und Deutschland. Nehmen wir hierzu noch die Daten über die Spätrenaissance in Ungarn, so wird es klar, dass die Geschichte der Neusohler Kirchenkunstdenkmale und die Beschreibung ihrer — durch den Verfasser selbst in's Werk gesetzten — Restauration sich zu der Bedeutung eines kunstgeschichtlichen Werkes erhebt, das weit mehr bietet, als der Titel erwarten lässt.



Im Verlage der Ungar. Academie der Wissenschaften in Budapest  
ist erschienen :

# REPERTORIUM AD LITERATURAM DACIÆ ARCHÆOLOGICAM ET EPIGRAPHICAM.

COMPOSUIT

CAROLUS TORMA

EDIDIT COMMISSIO ACAD. SCIENT. HUNG. ARCHÆOLOGICA.

Text lateinisch-ungarisch.

1880. 8°. 191 Seiten.

Preis 5 Reichsmark.

Das Repertorium führt 404 selbständige Werke von 742 Autoren, ferner 865 verschiedene Abhandlungen, im Ganzen daher 1269 im Druck erschienene Schriften über die Geschichte Daciens auf. Ausserdem enthält dasselbe noch von 61 Autoren über 500 Werke, Briefe etc., die als Handschriften in den siebenbürgischen Museen und im Privatbesitz existiren und noch nirgend veröffentlicht worden sind.

---

Für alle gebildete Kreise, die Sinn für Sprache und Literatur haben,  
ist dringend zu empfehlen das

## Magazin für die Literatur des Auslandes

Organ der Weltliteratur.

1832 begr. v. Jos. Lehmann.

Redigirt von Dr. Ed. Engel.

*Wöchentlich etwa 2 Bogen in gross Quart. Pro Quartal nur 4 Mark.  
1880. Jahrgang.*

---

Das «Magazin» enthält Originalbeiträge von **Paul Heyse, Friedrich Bodenstedt, Em. Geibel, Alfred Meissner, Johannes Scherr, Juan Fastenrath, Emile Zola, Emilio Castelar, Max Müller** (Oxford) etc. etc. und ist sowohl das reichhaltigste wie billigste Literaturblatt.

*Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten,  
und direct von der Verlagshandlung*

*Wilhelm Friedrich  
Leipzig.*

L I T E R A R I S C H E  
B E R I C H T E  
A U S  
U N G A R N

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN  
VON  
PAUL HUNFALVY.

---

**IV. Band, III. Heft.**

---

*Jährlich vier Hefte : 4 fl. ö. W., 8 Mk., 10 Fr.*

BUDAPEST.  
CARL KNOLL, ACADEMISCHER BUCHHÄNDLER.

1880.



## INHALT DES III. HEFTES.

I. Die gelehrte Donaugesellschaft des <i>Conrad Celtis</i> . Von Dr. EUGEN ÁBEL .....	321
II. Die heilige ungarische Krone. (Mit zwei Holzschnitten) .....	350
III. Die mittelalterlichen Kunstdenkmale Bartfelds. (Mit Illustrationen) .....	364
IV. FRANZ PULSZKY's Memoiren .....	376

### Literatur.

V. <i>Eug. Szentkláray</i> , Hundert Jahre aus der neueren Geschichte Süd-ungarns. Von Prof. Dr. J. H. SCHWICKER .....	389
VI. Ein Beitrag zur Erklärung von Gaii Institutiones Lib. IV § 13. Von Prof. Dr. THOMAS VÉCSEY .....	396

### Sitzungsberichte.

VII. <i>Geschichte, Geographie und Socialwissenschaften</i> : Zur Geschichte der Rumänen. — Das Gefecht bei Deutsch-Kreuz, 1707. — Die Glanzzeit der Stadt Totis. — Die Verschwörung Dobó's und Balassa's. — Die Opfer Juden während der Türkenzeit, Vortrag von Dr. S. KOHN. — Die Rolle der grossen Männer in der Geschichte. — Die Ermordung des walachischen Woiwoden Michael, 1601. — Die Criminalstatistik Ungarns in den Jahren 1873—1877. — Graf Mórítz Benyovszky. — Die Oligarchen des Bihar Comitats im 13. und 14. Jahrhundert. — Papst Pius II und König Mathias Corvinus. — Die Jazygier und Kumanier im 13. und 14. Jahrhundert. — Die «historische Gesellschaft» in Siebenbürgen. — Zur Geschichte der pragmatischen Sanction in Siebenbürgen. — Ungarische kulturgeschichtliche Verhältnisse im 16. und 17. Jahrhundert. — Die Bevölkerungsbewegung Ungarns 1867—1876. — Die ältesten ungarischen Druckwerke. — Geschichte der Keramik in Ungarn. — Die Familie Beresényi. — Die Burggrafen von Schemnitz. — Briefe ungarischer Frauen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. — Johann Arany's Familie. — Széchenyi als Menschenfreund und Patriot. — Die Eroberungspläne Josef II. — Die statistischen Congresse und die internationale Statistik. — Gabriel Kazinczy. — Ladislaus Ocskay. — Der limes dacicus. — Die Quadrupel-Allianz. — Die altungarische Nationalmusik. — Das Cash-Credit-System. — Eine ungarische Gesandtschaft in Schweden 1705, von BÉLA MAJLÁTH. — Die Zrinyi-Bibliothek. — Zur Geschichte G. Bethlens. — Die geistigen Bewegungen des 18. Jahrhunderts. — Reise-Erinnerungen aus China von Dr. Graf AUG. ZICHY. — Die Insel Borneo von Joh. XANTUS .....	398
VIII. <i>Naturwissenschaften</i> : Die Phyloxera. — Die Wurzeln der wilden Kastanie. — Chemische Analysen. — Phosphoreszenz in Geisslerischen Röhren. — Die Färbung des Weines mit Fuchsin. — Die Explosivität des Petroleums. — Die Darstellung der Fettsäuren. — Die Elemente des Chlors. — Die Mineralquelle von Ober-Russisch. — Astrophysische Beobachtungen. — Friedhöfe. — Die Möbius'schen Kriterien in der Theorie der Kegelschnitte .....	446
IX. <i>Kisfaludy-Gesellschaft</i> : Die feierliche Jahres-Versammlung 18. Februar 1870. ( <i>Gyulai's</i> Eröffnungsrede. — Rechenschaftsbericht des Secretärs. — <i>Lévay's</i> Gedicht. — <i>Abonyi's</i> Novelle.) .....	452
X. Mitternächtlicher Zweikampf. Ballade von JOHANN ARANY, übersetzt von Ernst Lindner .....	462





DRUCK DES FRANKLIN-VEREIN.

LITERARISCHE  
BERICHTE  
AUS  
UNGARN

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY

---

IV. Band, IV. Heft.

---

*Jährlich vier Hefte : 4 fl. ö. W., 8 Mk., 10 Fr.*

BUDAPEST.

CARL KNOLL, ACADEMISCHER BUCHHÄNDLER.

1880.



# INHALT.

I.	Ungarns volkswirtschaftliche und culturelle Zustände von Prof. Dr. J. H. SCHWICKER	465
II.	Emerich Madách von Dr. FRIEDRICH RIEDL	489
III.	Der ungarische und österreichische Staatshaushalt in den Jahren 1868—1877. Von LUDWIG LÁNG	520
IV.	Belletristische Rundschau [JOH. ARANY's Aristophanes-Uebersetzung. — Dramatische Literatur: GREGOR CSIKY, «Die Proletarier» und «Mukányi». — LUDW. BARTÓK, «Die Schönste». — Neue Romane: KORN. ÁBRÁNYI, «Edmund's Duell». — M. JÓKAI «Das Nihil in Ungarn». — Memoiren: «Wiener Erlebnisse» von ADOLF FRANKENBURG] von ALBERT STURM	567
<b>Literatur.</b>		
V.	Ungarische Humanisten und die gelehrte Donaugesellschaft — Beiträge zur Geschichte der Renaissance in Ungarn von E. ABEL	588
<b>Sitzungsberichte.</b>		
VI.	Vierzigste feierliche Jahressitzung der ungarischen Akademie der Wissenschaften am 28. Mai 1880. [Eröffnungsrede des Präsidenten Grafen Melch. Lónyay. — Jahresbericht des Generalsecretärs Wilh. Fraknói. — Franz Pulszky's Rede bei der Enthüllung des Széchenyi-Denkmals]	592
VII.	Széchenyi's Andenken. Gedicht von JOHANN ARANY, übersetzt von ALBERT STURM	612
VIII.	Philologie und Sprachwissenschaft. Portugiesische Volkspoesie. — Sajnovics Einfluss auf die ungar. Literatur. — Aus der Divina Commedia. — Der Ursprung der Türken. — Die Baudenkmäler des Islam. — Lessing als Philolog. — Die Götter der ungarischen Urreligion. — Peter Beniczky und die magyarischen Sprichwörter. — Der Teleki (Lustspiel-) Preis. — Clemens Mikes und seine Novellen. — Schopenhauers Aesthetik. — F. A. Schiefner. — Der Sprachforscher Paul N. Beregszászi. — Stefan Széchenyi als Redner. — Ein neu aufgefundenes Fragment des Jordánszky-Codex. — Die Tropen des Euripides	616
XI.	<i>Naturwissenschaften und Mathematik.</i> Spongien-Fauna im ungarischen Küstengebiete. — Phylloxera. — Süßwasserschwamm. — Rosenmonstrositäten. — Akazienbaum. — Rosengalle. — Kristalloide in Pflanzenzellen. — Mecsekgebirge. — Färbung geistiger Getränke. — Agnesquelle. — Tyrosin und Scatol, Schwefelarsen, Tellur. — Szavátha-Wasser. — Analyse des Budapester artesischen Brunnens im Staltwäldchen. — Friedhöfe. — Dünn-schliffe. — Wassermeter. — Unreine Milch. — Kohlensäure in der Luft. — Blattern. — Lungennerven. — Associirte Augenbewegungen. — Rückenmark. — Myelin. — Microscopscalpell. — Menschliches Gebiss. — Cascadencondensator. — Spannung gesättigter Dämpfe. — Brechung und Reflexion des Lichtes; Polarisation des gebeugten Lichtes. — Stationäre elektrische Strömungen. — Strahlende Materie. — Queksilberpumpe. — Wassergeschwindigkeit der Donau. — Jupiterbeobachtungen, Radiationspunkte von Sternschnuppen. — Sonnenflecken. — Math. Modelle; Theorie der Functionen. — Allgemeine Theorie der Differentialgleichungen. — Theorie der Kegelschnitte, Steiner'sche Kriterien dazu	629
X.	<i>Geologische Gesellschaft.</i>	641

# ELŐFIZETESI FÖLHIVÁS.

## BUDAPESTI SZEMLE

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADEMIA MEGBIZÁSÁBÓL

SZERKESZTI

GYULAI PÁL.

*A Budapesti Szemle, mely eddig évenként hatszor jelent meg, 80–90 ívnyi tartalommal, 1881 január 1-től kezdve havi szemlévé változik át s megjelen évenként tizenkétszer, 120 ívnyi tartalommal, az eddigi előfizetési ár mellett.*

*A Budapesti Szemle tájékozni igyekszik a magyar közönséget az eszmékről, melyek világszerte foglalkoztatják a szellemeket s mintegy közvetítő kíván lenni egyfelől a szaktudomány és a művelt közönség, másfelől a hazai és kül öldi irodalom közt. Emellett az újabb folyamban szélesebb tért nyit a nemzetgazdasági közleményeknek, a magy. tud. akadémia nemzetgazdasági bizottságától támogatva.*

*Megjelen évenként tizenkétszer 10 ívnyi havi füzetekben. Előfizetési ára bérmentes küldéssel egész évre 12 frt, félévre 6 frt.*

*Az előfizetési pénzek az alulírt társulat kiadó-hivatalába küldendők be, vagy a könyvtárusokhoz, a kik szintén föl vannak hatalmazva elfogadásukra.*

*Az első füzet december végén fog megjelenni a következő tartalommal:*

- I. **Báró Eötvös József mint regényíró.** — Péterfy Jenőtől.
- II. **Stanley afrikai utazása.** (III.) — Téglás Gábortól.
- III. **Az amerikai verseny és jelentősége.** — Hegedűs Sándortól.
- IV. **Poe Allan Edgar.** Ingram H. Jánostól.
- V. **A hírnév.** Beszély. — Ouida után, angoltól Csurgó Györgytől.
- VI. **Költemények: Szép öreg asszony.** — Szász Károlytól. — *A fogoly katonája.* Ó székely ballada. — Benedek Elek és Sebesi Jób székely népköltési gyűjteményéből.
- VII. **A székelyek eredetéről.** — Marczali H.-tól.
- VIII. **Értesítő:** Joób Lajos: *A magyar adórendszer.* Ballagi Géza. — Führer Ignác: *Magyaritalanságok.* P. — Abafi Lajos: *Gróf Zrínyi Miklós Szigeti veszedelme és kisebb költeményei.* — t.

*Budapest, 1880. december havában.*

**Franklin-Társulat**

*magy. irodalmi intézet és könyvnyomda-Budapesten.*



*Die Literarischen Berichte aus Ungarn*, herausgegeben von  
*Paul Hunfalvy*, erscheinen vom nächsten Jahrgange angefangen als

## UNGARISCHE REVUE

*am 15. jeden Monats, in jährlich zwölf Heften zu vier Bogen.*

*Die Literarischen Berichte aus Ungarn* liegen in vier abgeschlossenen Jahrgängen vor. Eine stattliche Reihe bedeutender Arbeiten aus allen Gebieten der Wissenschaft von den hervorragendsten Fachmännern Ungarns, eingehende Besprechungen der bemerkenswerthesten Erscheinungen aus dem Gesamtgebiete der ungarischen Literatur, ausführliche Berichte über die Wirksamkeit unserer wissenschaftlichen Institute, bilden den Inhalt dieser vier Jahrgänge, welche nicht nur eine von Jahr zu Jahr wachsende Verbreitung, sondern zugleich sich stets steigende Theilnahme und Anerkennung fanden.

*Die Ungarische Revue* wird diese Richtung der *Literarischen Berichte* fortsetzen, aber zugleich erweitern, indem sie bestrebt sein wird, ein umfassendes Bild nicht nur des literarischen und wissenschaftlichen, sondern des gesamten geistigen und öffentlichen Lebens unseres Vaterlandes zu bieten und besonders auch die Anschauungen und Urtheile des Auslandes über Ungarn mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Zahlreiche ausgezeichnete Schriftsteller haben der *Ungarischen Revue* ihre werktthätige Mitwirkung zugesagt, so dass wir hoffen dürfen, soweit es der vorläufig beschränkte Umfang unserer Zeitschrift gestattet, unserer Aufgabe entsprechen zu können.

Die UNGARISCHE REVUE erscheint am 15. jeden Monats in Heften zu vier Bogen. Der Pränumerationspreis beträgt jährlich 5 fl. = 10 Mark, = 12 Fr. 20 C.

Den Debit der *Ungarischen Revue* hat für das Königreich Ungarn der *Franklin-Verein* (Budapest), für das Ausland und Oesterreich *F. A. Brockhaus* (Leipzig und Wien), übernommen.

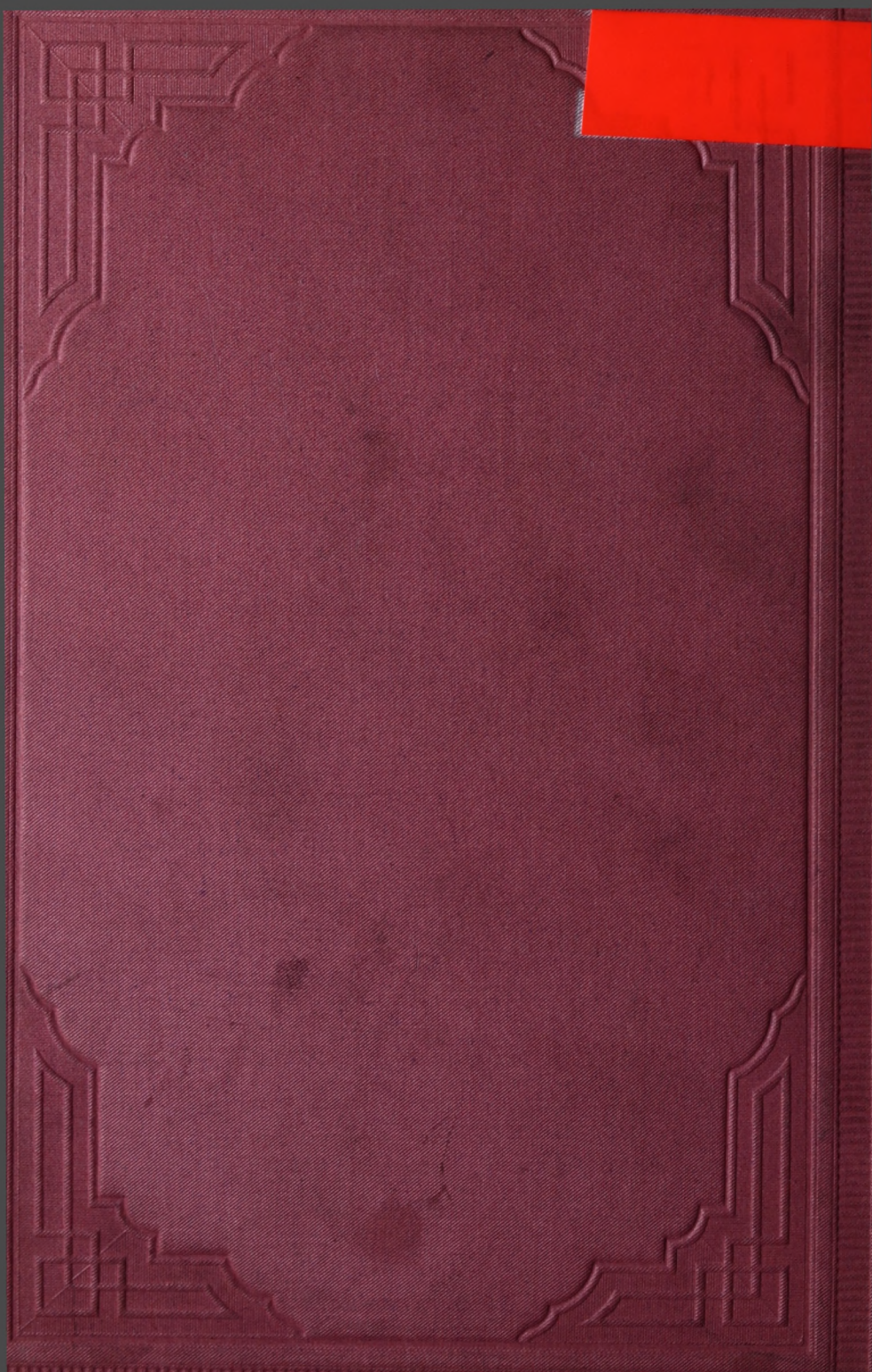


















4. 242

---





